

Lielquecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 80

Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“

Dezember 2010



Haus „Am Merks“
in Lintorf

E janz kleen Hüske

E janz kleen Hüske wönsch ech mech,
ronköm e Stöckske Lank,
on Du, Mädsche, möss be-i mech sinn
on drüwer Joddes Hank.

All Daach es dann schü-en Sonnesching,
on sind wir omes mü-et,
dann kömmt datt Jlöck noch op Besü-ek
on blivt böss morjes fröh.

Daachsüwer sind wir selvs ons Jlöck,
wir werke on wir senge,
on ronkeröm möss met dor Tiet
ne Stall voll Blare spreng.

Son janz kleen Hüske wönsch ech mech,
ronköm e Stöckske Lank,
on Du, Mädsche, möss be-i mech sinn
on drüwer Joddes Hank.

Wilhelm Grobben,
föer Lengtörp mönkesmoht jemakt
von Jean Frohnhoff

„Die Quecke“

Begründet 1950 von Theo Volmert.
Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde e. V.
info@lintorf-die-quecke.de · www.lintorf-die-quecke.de

Verantwortlich für die Schriftleitung: Manfred Buer, Am Speckamp 5, Ratingen-Lintorf
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Buer
Gesamtherstellung: Druckerei Preuß GmbH, Ratingen-Lintorf
Die Quecke erscheint einmal jährlich.

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.
Der Druck dieses Jahrbuches wurde gefördert durch die Stadt Ratingen – Amt für Kultur und Tourismus –
und die Kulturstiftung der Sparkasse Ratingen.
Einzelpreis: € 5,00

ISSN 0930-6560



Inhaltsverzeichnis

<i>Wilhelm Grobben</i> E ganz kleen Hüske		<i>Ello Frohnhoff</i> Mein Weg von Düsseldorf nach Lintorf Aus der Großstadt in ein kleines Dorf	93
<i>Manfred Buer</i> 1950 – 2010 60 Jahre „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ 60 Jahre Lintorfer Ortsgeschichte 60 Jahre „Quecke“	3	<i>Helmut Eickelpoth</i> Uht minn Kengertied an dor Dickelsbeek	97
<i>Peter vom Frylingsrad</i> (Aus „Die Quecke“ Nr. 41 vom Dezember 1971) 20 Jahre VLH 20 Jahre „Quecke“ 20 Jahre Hermann Speckamp	14	<i>Marlies Füsgen</i> De Kaktusblühte	98
<i>Bastian Fleermann</i> „... auff den Äckern werden sie sehr schädliche Gäste seyn ...“ Die Quecke – Kulturgeschichte eines ungeliebten Krauts	17	<i>Rudi Steingen</i> Frollein Anna Blenkers Erinnerungen an eine verehrte Lehrerin von einem ihrer letzten Schüler	101
<i>Manfred Buer</i> Denkmalschutz für das Haus „Am Merks“ Die Geschichte des „roten Hauses“ und seiner Bewohner	22	<i>Klaus Niemann</i> Ein anderer Blick auf Fräulein Blenkers	107
<i>Maria Molitor / Manfred Buer</i> Die Villa von Ende in Lintorf	39	<i>Norbert Kugler</i> Frankreich – Mein Erlebnis mit 13 Jahren	109
<i>Horst Brink</i> Der Birkenbaum oder: Der Baumfreund	46	<i>Heiner Faßbender</i> Mit dem Fahrrad nach Nizza	110
<i>Michael Buhlmann</i> Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: XXIV. Einkünfte des Kölner Domppropstes Engelbert von Berg (1209)	49	<i>Hartmut Krämer</i> Sommerabend	112
<i>Friedrich Ahrens</i> Streifzug durch die Rater Postgeschichte 200 Jahre Postexpedition, Postwärteramt, Postamt, Postbank-Finanzcenter (Fortsetzung)	51	<i>Wolfgang Diedrich</i> Die Tschernobyl-Kinderhilfe Ratingen leistet seit 15 Jahren wertvolle humanitäre Hilfe Sie war Initiatorin der Städtepartnerschaft Ratingens mit der russischen Stadt Gagarin	113
<i>Heinz Weitz</i> Erenneronge an minn alde Heimatstadt Ratingen (Schluss)	64	<i>Franz Naber</i> Centro Cultural Español Ratingen e.V. 1965 – 2010	118
<i>Ludwig Blumenkamp</i> De Fü-erdoop	68	<i>Richard Baumann</i> 15 Jahre Hospizbewegung Ratingen	120
<i>Annemie Hofmeister</i> Erinnerungen an die Adler-Apotheke am Rater Markt	69	<i>Walburga Fleermann-Dörrenberg</i> <i>Erika Münster-Schröer</i> Jugend und Archiv Über das Wunder von Bern in der Rater Stadtgeschichte	125
<i>Friedel Bonn</i> Wenn ech toröckdenk aan 1944/45	74	<i>Ludwig Soumagne</i> Wo mer sengk	126
<i>Barbara Lüdecke</i> Willem Briedé aus Amsterdam In den Niederlanden zum Tode verurteilt, lebte er fast 20 Jahre lang unerkant in Lintorf	77	<i>Uwe Springer</i> Mit der V 200 ins Angertal	129
<i>Günther Pieper</i> Meine Erinnerungen an die frühen Jahre im Kinderheim „Maria in der Drucht“	83	<i>Joachim Zeletzki</i> Der Lintorfer Bahnhof Erinnerung und Hoffnung	137
<i>Hermann Hesse</i> Allein	92	<i>Manfred Buer</i> Kurze Geschichte des Lintorfer Bahnhofs	138
		<i>Johannes Fleermann</i> Von der Windmühle zum Handelshaus Fleermann feierte den 100. Firmengeburtstag	141
		<i>Gerda Reibel</i> Cromford, ein wichtiger Teil Rater Geschichte, und ich, ein damals kleines Mädchen, das Zeitzeuge eines kleinen Teils dieser Geschichte werden durfte	147

<i>Nishit Bhattacharya</i> Vom Ganges an den Rhein Seit fast 50 Jahren in Deutschland	154	<i>Maria Molitor</i> Dor Schenkeknook	236
<i>Hans Müskens</i> Zeichnungen von Bert Gerresheim in der Barbarakapelle	164	<i>Maria Molitor</i> Picknick op em Stenkesberch	237
<i>Richard Baumann</i> Vor 50 Jahren starb Wolf von Niebelschütz	168	<i>Theodor Storm</i> Oktoberlied	239
<i>Wolf von Niebelschütz</i> Nachtstück	173	Aus: Der Rhein und die Rheinlande von J.W. Appell (1854) – VIII. Ratingen und Angermünd –	240
<i>Edi Tinschus</i> Mein Schulweg auf der Eggerscheidter Straße in Hösel zwischen 1934 und 1942	174	<i>Michael Lumer</i> Faszination Kalk Begegnung mit einem unbekanntem Gestein Auch im Lintorfer und Ratinger Raum gab es jahrhundertlang ein Kalkgewerbe (3. Teil)	241
<i>Friedhelm Hesselmann</i> Kriegsende vor 65 Jahren: Einige Erinnerungen an die Jahre 1944/45 in Breitscheid	180	<i>Helga Engelhard</i> Symphonie in Blau	247
<i>Manfred Buer</i> In Dienste der Grafen von Spee Die Försterfamilie Buse aus Eggerscheidt	183	<i>Thomas van Lohuizen</i> Eine jungsteinzeitliche Kultbeilklinge aus Lintorf Ein Altfund wird spektakulär	248
<i>Manfred Buer</i> Rosenmontag in Eggerscheidt	188	<i>Eugen Roth</i> Das Hilfsbuch	258
<i>Maria Molitor</i> Hochtied fiere wie et früher wor	189	<i>Günter Vogel</i> Laudatio auf den Karnevals Ausschuss der Stadt Ratingen zur Verleihung der Dumeklemmerplakette 2009	261
<i>Fritz Reuter</i> De Hülp	192	<i>Hildegard Pollheim / Melanie Meyer</i> Närrische Drei mal Elf – der RaKiKa Eine karnevalistische Erfolgsgeschichte	266
<i>Michael Buhlmann</i> Vom Namen zum Ort Lintorf im frühen und hohen Mittelalter	195	<i>Manfred Buer</i> In eigener Sache	269
<i>Manfred Buer</i> Bürgermeisterei Angermünd, Amt Angermünd oder Amt Ratingen-Land: Wozu gehörten Ratingen und das Angerland im Laufe der Jahrhunderte?	205	Buchbesprechungen:	
<i>Andreas Preuß</i> Rhein-Ruhr-Amt oder Waldamt Ein Streit um Namen und Sitz des Amtes Ratingen-Land aus dem Jahr 1931	209	<i>Klaus Wisotzky</i> Ratinger Forum Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Bd. 11 (2009)	272
„ <i>Rheinische Post</i> “ vom 29. August 1979 Ratingen-Land – Aprilscherz 1930 (Die Eingemeindungen von 1929 sind jetzt 50 Jahre her)	210	<i>Hans Müskens</i> „Kaiserswerth ... Seine Kaiserpfalz im Zeitspiegel von Kupferstechern, Malern und Photographen“, hrsg. von Wolfgang Degode	273
<i>Bastian Fleermann</i> Die Gemeinde Lintorf in statistischen Jahrbüchern der Jahre 1928, 1930 und 1936	213	<i>Hans Müskens</i> „Am Ende eines Tages oder Zeitspuren einer Familie“ von Rolf W. Meyer, Berlin 2009	274
<i>Gerhard Heix</i> Auf dem Weg zur neuen Pfarrgemeinde St. Anna in Ratingen	215	<i>Eva Müskens</i> Friedrich Spee-Lesebuch Neuaufgabe zum 375. Todestag im Jahre 2010	275
<i>Michael Lumer</i> Hubert Köllen, Pfarrer im „Unruhestand“	224	* * *	
<i>Manfred Buer</i> Gerhard Gruska	227	<i>Friedel Bonn</i> Röwekruut on de Nikoluus	276
<i>Lorenz Herdt</i> 1950 – 2010 60 Jahre Hubertus-Kompanie	228	<i>Theodor Fontane</i> Christnacht	276
<i>Lorenz Herdt</i> Lengtörper Kall	235	Bildnachweis	

1950 – 2010

60 Jahre „Verein Lintorfer Heimatfreunde“

60 Jahre Lintorfer Ortsgeschichte

60 Jahre „Quecke“

Am 18. September 1950 wurde der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ in der Gaststätte „Peter Holtschneider“ am Lintorfer Markt, im Schatten der St. Anna-Kirche, gegründet. Der Begeisterung der Initiatoren **Ferdinand Fitzen, Josef Frohnhoff, Hubert Perpéet, Hermann Speckamp, Theo Volmert, Otto Wüst** und einiger weiterer heimatbewusster Lintorfer konnten sich die zur Gründungsversammlung erschienenen Lintorferinnen und Lintorfer kaum widersetzen. Etwa 40 von ihnen traten gleich dem neuen Verein bei.

Fünf Jahre später, bei der Mitgliederversammlung am 24. Januar 1955, zählte der Verein bereits 380 Mitglieder, darunter natürlich solch illustre Persönlichkeiten wie Dechant **Wilhelm Veiders**, Hauptlehrer **Emil Harte** und Hauptlehrer **Friedrich Wagner**.

Interessanterweise kamen die Gründungsväter des Vereins sowohl aus dem Dorf als auch aus dem „Busch“. Einem der „Böschler“ reichte es nicht, nur einen Verein mit aus der Taufe zu heben: Bürgermeister **Ferdinand Fitzen** war zunächst Taufpate beim Heimatverein und wurde dort zum 2. Vorsitzenden gewählt, am 15. Oktober 1950, also einen Monat später, war er Mitbegründer der Hubertus-Kompanie im „Busch“ und wurde am 29. Oktober 1950 deren Vorsitzender. Ein Vater, zwei Kinder – eigentlich sind der Heimatverein und die Hubertus-Kompanie so etwas wie Zwillinge! Und beide feiern in diesem Jahr ihren 60. Geburtstag.

Die Ziele, die sich die Gründungsväter des Heimatvereins 1950 für ihre Arbeit und Tätigkeit gesetzt hatten, sind bis heute die gleichen geblieben. Sie wurden in der erneuerten Satzung vom 17. November 1979 noch einmal im Paragraphen 3 niedergeschrieben:



Die Gaststätte „Peter Holtschneider“ am alten Lintorfer Markt war Gründungslokal des Lintorfer Heimatvereins. Das Haus wurde 1969 niedergerissen

Tätigkeiten des Vereins

Der Verein sammelt Urkunden, Geräte, Münzen, Siegel und sonstige Gegenstände, die örtliches oder allgemeines Interesse haben.

Durch Mitarbeiter erforscht er Chroniken, Archive und Bibliotheken und veröffentlicht in unregelmäßigen Abständen die Ergebnisse in der vom Verein herausgegebenen Heimatzeitschrift „Die Quecke“.

Der Verein bemüht sich um den Schutz der Heimatlandschaft sowie die Erhaltung charakteristischer Bauten. Der Verein führt heimatkundliche Wanderungen sowie Studienfahrten durch und pflegt den Gedankenaustausch unter den Mitgliedern.

Nach wie vor erscheint jedes Jahr eine Ausgabe unserer „Quecke“ mit den neuesten Ergebnissen unserer Nachforschungen zur Ortsgeschichte, mittlerweile nicht nur Lintorfs, sondern ganz Ratingens, unsere monatlichen Vorträge erfreuen sich auch weiterhin großer Beliebtheit – die durchschnittliche Besucherzahl im vergangenen Jahr betrug 45 –, alle 14 Tage durchstreift unsere Wandergruppe die heimatlichen Wälder und

Felder, wir pflegen die Mundart und beobachten mit Aufmerksamkeit und helfen mit Rat und Tat, wenn es gilt, charakteristische Bauten in unserem Ort zu schützen und vor dem Abriss zu bewahren.

Tagesfahrten mit kulturhistorischem und heimathistorischem Hintergrund wurden in großer Zahl durchgeführt, und der Gedankenaustausch unter den Mitgliedern, aber auch mit Neubürgern unseres Ortsteils Lintorf, ist nach wie vor rege.

Neben den vielen Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte waren es zwei Dinge, die wir in den vergangenen 60 Jahren für die Lintorfer geschafft haben und auf die wir besonders stolz sind: die Errichtung des Johann-Peter-Melchior-Denkmals vor dem ehemaligen Rathaus des Amtes Angerland am 9. September 1990 sowie die Aufstellung des Gedenksteines für die Toten des ehemaligen Ausländerlagers an der Rehhecke auf dem Lintorfer Waldfriedhof am 24. November 1996.

Die Geschichte unseres Vereins, der nach dem Eintrag ins Amtsregister am 18. August 1980 nun



Das vom Heimatverein aufgestellte und am 9. September 1990 eingeweihte Johann-Peter-Melchior-Denkmal vor dem ehemaligen Rathaus des Amtes Angerland

schon seit dreißig Jahren offiziell „Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.“ heißt, ist mehrfach ausführlich niedergeschrieben worden, vor allem in der „Quecke“ Nr. 70 zum 50-jährigen Bestehen des Vereins. Wir haben uns daher diesmal vorgenommen, einmal die Namen der ehrenamtlich tätigen Frauen und Männer aufzuschreiben, die im Laufe der vergangenen 60 Jahre die Geschicke des Vereins entscheidend mitbestimmt haben und deren Arbeit es erst ermöglicht hat, dass der Verein auch heute noch auf gesunden Füßen steht und in alter Kraft weiterlebt.

Wir haben in den alten Protokollbüchern nachgeschlagen und alle Auszüge des Vereinsregisters beim Amtsgericht studiert. So war es möglich, die Namen der Frauen und Männer zu ermitteln, die jeweils zum sogenannten „geschäftsführenden“ Vorstand gehört haben. Ihre Stellvertreterinnen und Stellvertreter ließen sich leider nicht mehr alle ermitteln. Auf die Nennung der Beisitzerinnen und Beisitzer (der Verein hat bis zu sieben Beisitzer!) haben wir weitestgehend verzichtet, ihre Zahl wäre zu groß gewesen. Nur, wenn die Beisitzer eine besondere Aufgabe hatten wie Wanderbaas, Archivar, Reiseleiter o.ä., wurden sie ausdrücklich genannt.

Dem Gründungsvorstand vom September 1950 gehörten an:

Vorsitzender:	Hermann Speckamp
Stellvertreter:	Ferdinand Fitzen
Kassierer:	Otto Wüst
Schriftführer:	Erich Klotz, Walter Ebenfeld Theo Volmert
Schriftleiter der „Quecke“:	Theo Volmert
Beisitzer(innen):	Helene Fieweger, Josef Doppstadt, Josef Frohnhoff, Rolf Nagel, Hubert Perpéet

Vorstandsmitglieder des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ von 1950 bis 2010

Vorsitzende:	
Hermann Speckamp	(18.9.1950 - 26.10.1973)
Willy Brockscothen	(26.10.1973 - 16.11.1990)
Manfred Buer	(seit dem 16.11.1990)
Stellvertretende Vorsitzende:	
Ferdinand Fitzen	Dr. Andreas Preuß (seit dem 28.9.1994)
Josef Doppstadt	Walburga Fleermann-Dörrenberg
Jean Frohnhoff	Ewald Dietz
Manfred Buer	Peter Mentzen (seit dem 11.9.2008)
Ulrich Rauchenbichler	
Kassierer(innen):	
Otto Wüst	Elsa Piwernetz
Peter Hannen	Eldor Koreneef
Peter-Helmut Laufs	Angela Wisniewski
Grete Gärtner	Ulrike Hilgendorf (seit dem 16.9.2010)
Vertreter(innen)	
Fritz Hollenberg	Irmgard Wisniewski
Schriftführer(innen):	
Erich Klotz	Peter Quirnbach
Walter Ebenfeld	Manfred Buer
Theo Volmert	Hans Huiras
Friedrich Wagner	Felicitas Lumer (seit dem 24. 9. 1998)
Vertreter(innen):	
Manfred Buer	Hedwig Krolle
Wolfgang Kannengießer	Ulrike Hilgendorf
Wanderführer:	Reiseleiter(innen)
Friedrich Wagner (1952 - 1958)	Leon Juressen
Friedrich Kroll (1958 - 1986)	Fritz Wachendorf
(mit Otto Köppler)	Ursula und Elmar Grünewald
Helmut Kuwertz (1987 - 2007)	Renate und Ewald Dietz (seit 2001)
(mit Werner Macfalda)	
Klaus Backhaus (seit 2007)	
(mit Lissy und Bodo Klein)	
Archivare:	Mitarbeiter(innen):
Grete Gärtner	Doris Volmert
Jürgen Steingen	Jupp Lamerz
Barbara Lüdecke	Achim Schneidersmann
Schriftleiter der „Quecke“:	
Theo Volmert	(18.9.1950 - 27.2.1991)
Manfred Buer	(seit dem 27.2.1991)



Gaststätte „Peter Holtschneider“.

Gastzimmer mit Kachelofen in dem Teil des Hauses, in dem sich in den 1950er-Jahren das provisorische Rathaus des Amtes Angerland befand

Zu dieser Aufstellung gilt es, einige Anmerkungen zu machen. **Grete Gärtner** betreute ab Oktober 1976 als Gast unser Archiv. In der Mitgliederversammlung vom 17. November 1979 wurde sie dann zur Kassiererin gewählt, ein Amt, das sie bis zum November 1990 innehatte. Sie betrat damit absolutes Neuland, denn sie war das erste weibliche Mitglied des „geschäftsführenden“ Vorstandes seit der Gründung unseres Vereins. Sie wusste sich aber zu behaupten und erwarb sich schnell den Respekt der übrigen Vorstandsmitglieder.

Beisitzer **Fritz Wachendorf** organisierte nicht nur wunderschöne Tagesfahrten für unseren Verein, sondern er sorgte auch für den Einzug des Computer-Zeitalters in unseren Geschäftsräumen. Mit einem alten PC, den ihm sein Schwiegersohn schenkte und dessen Funktionen er sich selbst in mühevoller Kleinarbeit erschloss, digitalisierte er unsere Mitglieder-Kartei und korrigierte sie ständig, so dass wir, wenn wir Briefe an unsere Vereinsmitglieder versandten, uns die Adressen von nun an auf Etiketten ausdrucken lassen konnten.

Ein ganz besonderes Vorstandsmitglied war Beisitzer **Günther Pieper**. Zwar bekleidete er nie ein Vorstandsamt, doch war er in den vergangenen 20 Jahren für unseren Verein „der Mann für alle Fälle“. In seiner ruhigen, besonnenen

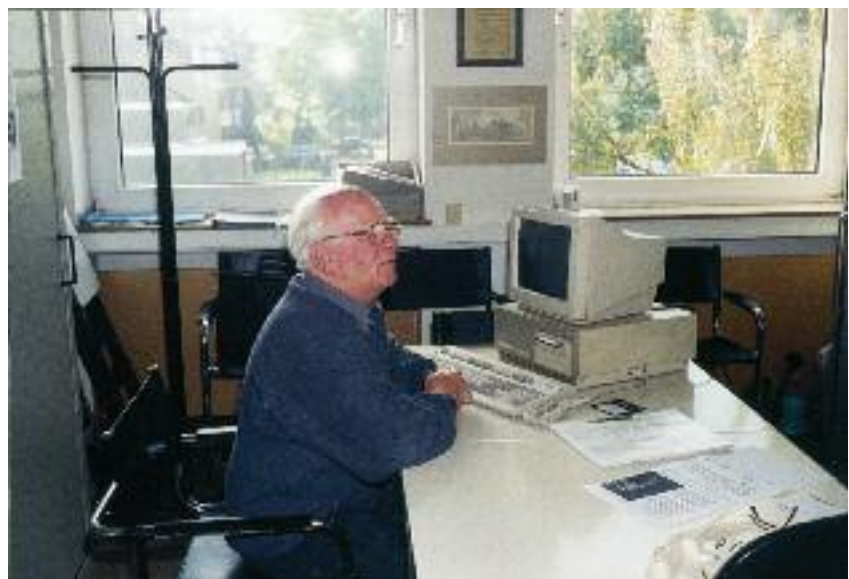
Art, die er von seinen niedersächsischen Vorfahren geerbt haben mag, war er stets zur Stelle, wenn es „irgendwo brannte“. Er war ein hervorragender Organisator und – Handwerker, der (fast) alles konnte. Eigentlich war er Lehrer, zuletzt Leiter einer Hauptschule in Duisburg, aber wahrscheinlich machte ihn gerade seine gute alte „Volksschullehrer“-Ausbildung so vielseitig verwendbar. Seine „größte Tat“ vollbrachte er, als er im Jahre 1993 den Umzug des Vereins mit allen Akten, Büchern, „Quecken“ und Archivalien vom Erdgeschoss des alten Lintorfer Rathauses in unsere jetzigen Geschäftsräume im 2. Stock organisierte. Das Rathaus wurde zu einer Tagespflegestätte für Senioren umgebaut. Ne-

ben unseren jetzigen Räumen bekamen wir Lagermöglichkeiten im Keller des Seniorentreffs der Evangelischen Kirchengemeinde. Zwar hatte ein Umzugsunternehmen alle unsere Besitztümer, die sich immerhin seit 45 Jahren angesammelt hatten, in Kisten verpackt, aber die Kisten standen in den Fluren und im Keller, an den Wänden hochgestapelt. Günther Pieper baute im Keller große Metallregale, und unter seiner strategischen Leitung brachten er, Monika Buer und Fritz Wachendorf in wochenlanger Schwerstarbeit Ordnung in das Ganze.

Dass Günther Pieper in den vergangenen Jahren unzählige interessante Reisevorträge an



Günther und Agnes Pieper im Jahr ihrer Goldenen Hochzeit. Günther Pieper war von 1990 bis 2010 Beisitzer im Vorstand des Lintorfer Heimatvereins



Fritz Wachendorf vor seinem PC im Archiv des Lintorfer Heimatvereins

den monatlichen Vortragsabenden gehalten hat und dass in dieser „Quecke“-Ausgabe ein langer, von ihm verfasster Beitrag über seine Lehrerjahre im Kinderheim „Maria in der Drucht“ steht, soll nur am Rande erwähnt werden.

Nach seinem Ausscheiden aus der „aktiven“ Vorstandsarbeit als Beisitzer im September 2010 be-

schloss der Vorstand, ihn zum Ehrenmitglied des Vereins zu ernennen.

Als „Mann für alle Fälle“ bleibt uns Günther Pieper auch weiterhin erhalten.

Bei der Mitgliederversammlung des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ am 16. September 2010 wurde ein Teil des Vorstands neu gewählt.

Während der Mitgliederversammlung im September überreichte die 1. Vorsitzende des „Obst- und Gartenbauvereins Lintorf“, **Christa Höhne**, unserem Vereinsvorstand eine Urkunde, mit der die Mitglieder des Gartenbauvereins, der seit langen Jahren hervorragende, freundschaftliche Beziehungen zum Heimatverein unterhält, zum 60. Geburtstag gratulierten. Der Text der Urkunde lautet:

„Der Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.“ feiert in diesem Jahr sein 60-jähriges Vereinsjubiläum. Dem bei Gründung gesetzten Ziel – die Besonderheiten und Traditionen der Ortschaft und der Region zu pflegen – hat sich der Verein in vorbildlicher Weise gewidmet. Die Erfolge der Arbeit durch den Vorstand und die Mitglieder zeigen sich auf vielfältige Weise und auf allen Ebenen.

Unser Verein möchte zu den Erfolgen gratulieren und dem festlichen Jubiläum unsere herzlichen Glückwünsche aussprechen.

Für die kommenden Jahre wünschen wir alles Gute und viel Erfolg bei der Vereinsarbeit.

Lintorf, im September 2010“

Wir bedanken uns ganz herzlich für diese besondere Überraschung. Die gerahmte Urkunde wird einen Ehrenplatz im Flur vor unseren Geschäftsräumen erhalten.

Zwar haben die Lintorfer Heimatfreunde ihren 60. Geburtstag nicht mit großem Pomp gefeiert – 60 Jahre sind eben kein richtig „runder“ Geburtstag –, doch hat sich der Vorstand ein Geburtstagsgeschenk für unsere Mitglieder, aber auch für alle anderen Lintorfer Bürgerinnen und Bürger ausgedacht. In enger Zusammenarbeit mit dem TuS 08 Lintorf haben wir einen **„Historischen Ortsrundgang durch Lintorf“** installiert. An 15 historischen Orten und Häusern im Ortskern Lintorfs wurden Tafeln mit der Kurzgeschichte der Gebäude angebracht. Eine schön gestaltete Broschüre, die übrigens allen Mitgliedern unseres Vereins zum 60. Geburtstag geschenkt wird, erzählt die Geschichte der Häuser noch einmal ausführlicher und enthält einen Faltplan sowie Fotos, nach denen jeder Interessierte den Rundgang

Der Vorstand setzt sich im Geburtstagsjahr wie folgt zusammen:

Vorsitzender:	Manfred Buer
Stellvertreter:	Peter Mentzen Dr. Andreas Preuß
Kassiererin: Stellvertreter:	Ulrike Hilgendorf Wolfgang Sauff
Schriftführerin: Stellvertreter:	Felicitas Lumer Heiner Faßbender
Beisitzer(innen):	Klaus Backhaus (Wanderführer) Monika Buer Ewald Dietz (Fahrten) Dr. Bastian Fleermann Walburga Fleermann-Dörrenberg Barbara Lüdecke (Archiv) Peter Quack

Am Tag seines 60. Geburtstages hatte unser Verein 650 Mitglieder, darunter fünf Ehrenmitglieder:

- Pater Chris Aarts
- Eldor Koreneef
- Günther Pieper
- Elsa Piwernetz
- Jürgen Steingen



In der Mitgliederversammlung des VLH am 16. September 2010 wurden folgende Vorstandsmitglieder neu oder wiedergewählt:
(von links): Ulrike Hilgendorf (Kassiererin), Manfred Buer (Vorsitzender), Felicitas Lumer (Schriftführerin), Monika Buer (Beisitzerin), Wolfgang Sauff (stellvertretender Kassierer), Dr. Bastian Fleermann (Beisitzer)



Auf den Spuren der Ortsgeschichte

Historischer Ortsrundgang durch Lintorf

Titelseite der Broschüre zum „Historischen Ortsrundgang“

selbst nachgehen kann. Gleichzeitig zur historischen Information wollen der TuS 08 und der Heimatverein auch ältere Mitbürger in Bewegung bringen, denn ein „**Rundgang der 3000 Schritte**“ fördert zusätzlich die Gesundheit.

Unser Vorstandsmitglied **Peter Mentzen** hat eine Sequenz von Bildern zusammengestellt, auf denen die Vorbereitungen, das Anbringen der Tafeln und Aufstellen der Stelen sowie die Eröffnungsfeier des „Historischen Ortsrundgangs“ im alten Lintorfer Rathaus am 8. Oktober 2010 zu sehen sind. **Bürgermeister Harald Birkenkamp** und viele Gäste aus Politik und Verwaltung, zahlreiche Mitglieder des TuS 08 und des Heimatvereins sowie viele Hausbesitzer, die uns die Genehmigungen zum Anbringen der Tafeln gegeben hatten, waren zur Eröffnung erschienen. Im Anschluss an einen kleinen Sektempfang machten sich zwei Gruppen von etwa 50 Personen auf einen ersten Rundgang an allen 15 Stationen vorbei. Auch hiervon sind Fotos in Peter

Mentzens Bildsequenz zu sehen. Natürlich hat er auch alle Tafeln und Stelen im Bild festgehalten und seiner Kurzpräsentation das „Historischen Rundgangs“ beigefügt. Die Bildfolge wurde zum ersten Mal beim Unterhaltungsnachmittag des Heimatvereins am 6. November 2010 im Evangelischen Gemeindezentrum am Bleibergweg einem interessierten Publikum vorgeführt. Zur Feier des 60. Geburtstags unseres Vereins hörten die Heimatfreunde zudem Lieder der 1950er-Jahre, vorgetragen von dem jungen Musiker **Tobias Glagau**, der sich selbst am Flügel begleitete. Viele alte Erinnerungen wurden bei den Zuhörerinnen und Zuhörern wach, als sie die alten Melodien vernahmen, aber auch, als sie in einem weiteren Programmpunkt eine Bildfolge sahen, die ihnen vor Augen führte, wie sich Lintorf in den vergangenen 60 Jahren verändert hat, wieviele schöne alte Häuser aus dem Ortskern verschwunden sind, die sicherlich heute unter Denkmalschutz stünden, und welche Hochhäuser und Siedlungen in diesen Jahren in unserem Ort neu entstanden sind. Auch aus der Vereinsgeschichte waren Fotos zu sehen – Ereignisse und Menschen, an die man sich gerne zurückerinnert.



Eröffnung des „Historischen Ortsrundgangs durch Lintorf“ am 8. Oktober 2010. Vor der Hinweisstele am Ausgangspunkt des Rundgangs vor dem alten Lintorfer Rathaus (von links): Peter Mentzen (VLH und TuS 08), Manfred Haufs (TuS 08), Bürgermeister Harald Birkenkamp, Manfred Buer (VLH)

60 Jahre Vereinsgeschichte bedeuten eben auch 60 Jahre Geschichte unseres Heimatortes Lintorf. Auch hier haben wir uns die Mühe gemacht zu recherchieren. Natürlich können wir in einer einzigen Ausgabe der „Quecke“ nicht Lintorfs Ortsgeschichte der letzten 60 Jahre darstellen. Aber wir wollen unseren Lesern einmal in Erinnerung bringen, was jeweils alle zehn Jahre nach der Vereinsgründung im Ort passiert ist. Also, was geschah vor 60, 50, 40, 30, 20 oder zehn Jahren in Lintorf?

Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet der VLH einen Vortragsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.

Beginn: 19.30 Uhr. Der Eintritt ist frei.

Gäste sind herzlich willkommen.

Ein Blick zurück in vergangene Jahrzehnte

1950

1. Februar
25. März

Hauptlehrer **Emil Harte** feiert sein 40-jähriges Dienst- und Ortsjubiläum
Die „Lintorfer Lichtspiele“ eröffnen an der Duisburger Straße



Die „Lintorfer Lichtspiele“ kurz nach ihrer Eröffnung in den 1950er-Jahren

1. April

Die Verwaltung des Ausländerlagers an der Rehhecke geht von der IRO (International Refugee Organization) in deutsche Hände über. Das Lager zählt zu dieser Zeit etwa 900 Insassen

9. Mai

Das Ehepaar **Friedrich und Elisabeth Steingen** feiert Eiserne Hochzeit

August

Josef Mentzen vom Beekerhof wird Schützenkönig

18. September

Der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ wird in der Gaststätte „Peter Holtschneider“ gegründet

23. September

Die beiden in Gescher neu gegossenen Glocken der St. Anna-Kirche läuten zum ersten Mal. Die alten Glocken waren im Krieg eingeschmolzen worden

30. Oktober

Rektor i. R. **Peter Bongartz** wird Amtsbürgermeister

4. November

Die Brücke des Krefelder Zubringers (An den Banden) wird nach der Wiederherstellung in Anwesenheit von Ministerpräsident **Karl Arnold** dem Verkehr übergeben

4. Dezember

Fritz Windisch wird zum Ortsbürgermeister gewählt, sein Stellvertreter wird **Josef Doppstadt**

1960

23. April

Einweihung des evangelischen Gemeindehauses am Klosterweg (Krummenweger Straße). Den Haussegen sprach Superintendent **Henrichs**, Bürgermeister **Windisch** überbrachte die Grüße des Gemeinderates und des Amtes Angerland. Architekt des neuen Hauses: **Heinz Hassel**

18. Mai

Johannes Overmanns wird Amtsdirektor

Juli

Die Firma „Constructa“ verdoppelt ihre Betriebsfläche. Sie hat zu diesem Zeitpunkt 1.300 Beschäftigte. Im Jahr 1960 verlassen 12.000 „Constructa“-Waschvollautomaten den Betrieb



Montagehalle der Firma „Constructa“. Hier wurde der erste deutsche Waschvollautomat für Haushalte hergestellt

August

Heinz Fleermann wird Schützenkönig

20. Oktober

Feier zum 10-jährigen Bestehen des Heimatvereins im neuen evangelischen Gemeindehaus. Die Festrede hielt der niederrheinische Schriftsteller **Otto Brües**

4. Dezember

Einweihung des neu erbauten „Hauses Anna“ am Klosterweg durch **Josef Kardinal Frings**.
Architekt des neuen katholischen Gemeindezentrums: **Max Christens**

1970

16. Januar

Lintorfs Bürgermeister **Edmund Wellenstein** wird zum Amtsbürgermeister gewählt. Sein Vertreter ist **Heinz D'heil** aus Hösel

27. März

Rektor **Franz Mezen** wird als neuer Pfarrer von St. Anna in sein Amt eingeführt

26. Mai

Die Volkszählung ergibt für Lintorf 10.593 Einwohner.
Darunter sind 300 Ausländer aus zehn Nationen

14. Juni

Die Landtagswahl hat folgendes Ergebnis:

Wahlberechtigte	7.090
Gültige Stimmen	4.594
CDU	2.313
SPD	1.926
FDP	277
DKP	34
NPD	44

Gewählt wurde Wilhelm Droste (CDU) aus Hösel

Juni

Die Krankenhäuser Bethesda und Siloah, bisher Außenstellen des Landeskrankenhauses Grafenberg, werden selbstständig.
Chefarzt des neuen Krankenhauses wird **Dr. Günther Sebandt**

28. August **Dr. Horst Blechschmidt** wird als Beigeordneter des Amtes Angerland vereidigt
20. Oktober **Hubert Perpéet** gestorben
- Oktober Der Regierungspräsident verbietet den Bau eines sechsgeschossigen Wohnblocks am Potekamp. Der Gemeinderat erhebt erfolgreich Einspruch. Damit beginnt Lintorfs Hochhausära
21. November Im Rathaus wird eine Ausstellung des „Freundeskreis Heimatmuseum Angerland“ eröffnet.
Es werden 50 Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen, Holzschnitte und Plastiken von 16 Künstlern gezeigt, darunter Hermann Raddatz, Kurt Sandweg, Richard Gessner, Hermann Schauten, Max Clarenbach, Erwin Hentrich und Karl-Otto Welbers

1980

15. März **Hermann Speckamp** gestorben
17. Juni Vorstellung des Buches „Eine bergische Pfarrgemeinde vor 250 Jahren“ von **Theo Volmert**
16. August Goldene Hochzeit von **Jean und Maria Frohnhoff**
1. September Jean Frohnhoff wird 75 Jahre
7. September Nach über dreijähriger Renovierung ist die St. Anna-Kirche wieder für alle zugänglich. Es findet ein feierlicher Einweihungsgottesdienst statt



Die St. Anna-Kirche nach mehr als drei Jahren Renovierung mit den wieder hervorgeholten Ausmalungen des Angermünder Malers **Heinrich Nüttgens** aus den 1880er-Jahren

4. Oktober Zum 30-jährigen Bestehen führt der Heimatverein eine Jubiläumsfahrt für alle Mitglieder durch: „Mit Bus und Schiff an Rhein und Mosel“
5. Oktober Jean Frohnhoff erhält den kirchlichen Orden „Pro ecclesia et pontifice“
6. Dezember Das „Hösel“-Buch von Theo Volmert wird der Öffentlichkeit vorgestellt

1990

3. Januar Tod von **Dr. Gerhard Schröder**, Innen-, Außen- und Verteidigungsminister in mehreren Kabinetten der Bundesregierung. Er war 31 Jahre lang Bundestagsabgeordneter für den Kreis Düsseldorf-Mettmann
1. März Die Druckerei Preuß besteht 25 Jahre
- Juni Die neu gestaltete Speestraße steht kurz vor ihrer Fertigstellung. Vom Finanzausschuss müssen Mehrkosten von DM 800.000 nachgenehmigt werden. Grund: die „Schlitzohrigkeit“ und das „Glück“ der Lintorfer Stadtpolitiker. Sie hatten an den Fachausschüssen und am Rat vorbei als „Geschäft der laufenden Verwaltung“ durchgesetzt, auch das Stück Speestraße zwischen „Am Kohlendey“ und „Am Löken“ in die Neugestaltung miteinzubeziehen und auch dort Bäume zu pflanzen
1. Juli Redaktionswechsel bei der „Rheinischen Post“ in Ratingen. **Dr. Richard Baumann** geht nach 30 Jahren Redaktionsleitung in den Ruhestand
15. Juli Amtsdirektor a.D. **Johannes Overmanns** wird 80 Jahre
19. August Zum 40-jährigen Bestehen des Heimatvereins fährt eine Kutsche mit „Alten Herren“ des VLH im Schützenzug mit



Kutsche mit den „Alten Herren“ des Lintorfer Heimatvereins beim Schützenzug 1990

9. September Das Johann-Peter-Melchior-Denkmal vor dem Lintorfer Rathaus wird in einer Feierstunde enthüllt
15. September Festveranstaltung zum 40-jährigen Bestehen im „Haus Anna“
7. September bis 6. Oktober Ausstellung „Bilder unserer Heimat“ des „Clubs Ratinger Freizeitmalers“ in der Galerie Möhlmann in Lintorf
9. Oktober Tod von **Hajo Hünnebeck**
26. Oktober **August Wurring** (AWD) gestorben
2. November Tod von **Dr. med. Herbert Blumberg**
16. November In der Mitgliederversammlung wird **Manfred Buer** zum neuen Vorsitzenden des VLH gewählt. **Willy Brockscothen** wird Ehrenvorsitzender
9. Dezember **Theo Volmert** wird die Dumeklemmer-Plakette des Heimatvereins „Ratinger Jonges“ verliehen
16. Dezember Die Kirchengemeinde St. Johannes, Pfarrer von Ars, feiert ihr 25-jähriges Bestehen

2000

13. Januar Trotz eines Scherengitters wird mit Hilfe eines Gullydeckels bei **Juwelier Steingen** eingebrochen.
27 Uhren werden gestohlen, der Schaden beträgt DM 35.000.
1. April Müllermeister **Franz Krause** begeht sein 50-jähriges Dienstjubiläum bei der Firma Fleermann
- Mai Internationales Vespa-Treffen in den ehemaligen Hoffmann-Werken.
Etwa 500 Teilnehmer.
Organisator: Vespa-Club Düsseldorf



Internationales Vespa-Treffen in den ehemaligen Hoffmann-Werken in Lintorf im Mai 2000

7. August Bei Ausschachtungsarbeiten wird die Höhle „Friedrichsglück“ entdeckt
1. September **Friedrich Wagner** wird 90 Jahre
17. August und 6. September Der gleiche Täter überfällt zweimal die Vereinsbank am Konrad-Adenauer-Platz. Der dritte Überfall am 2. Oktober misslingt. Ein SEK ist im Einsatz, doch der Täter entkommt.
Später wird der arbeitslose, vorbestrafte Ralf W. aus Gelsenkirchen in einem griechischen Hotel als Täter verhaftet. Er brauchte das Geld für einen Urlaub mit seiner Freundin. Bei seiner Verhaftung ist er bereits wieder mittellos
17. September Festveranstaltung „50 Jahre VLH“ im Museum der Stadt Ratingen
20. September Der Heimatverein hilft der Staatsanwaltschaft bei den Ermittlungen wegen eines Skelettfundes an der Gaststätte „Zur Post“
1. Oktober Neueröffnung der KÖB St. Anna am Konrad-Adenauer-Platz.
Die Bücherei wird seit 40 Jahren von **Bärbel Kugler** ehrenamtlich betreut und geleitet
- Oktober Streit zwischen der CDU Lintorf und der Pfarrgemeinde St. Anna wegen des Abrisses und der Neubebauung von „Haus Anna“
4. November Beim Unterhaltungsnachmittag des Heimatvereins gibt es Musik und Schlager der 50-er Jahre sowie eine Modenschau aus der gleichen Zeit.
Das neue Sonderheft zum 50-jährigen Jubiläum wird vorgestellt
12. November Pater Chris Aarts informiert seine Gemeindemitglieder über den Zusammenschluss der Pfarrgemeinden St. Anna und St. Johannes zum 1. Januar 2001

Auch unsere „Quecke“ feiert in diesem Jahr ihren 60. Geburtstag. Damit ist sie etwa gleich alt wie „Der Spiegel“ oder die Illustrierte „Stern“. Doch hinter diesen Zeitschriften stehen mächtige Verlage und Wirtschaftsunternehmen. Unser Jahrbuch dagegen wird he-

rausgegeben von einem gemeinnützigen, ehrenamtlich arbeitenden Verein, und da ist es schon erstaunlich, dass die „Quecke“ all die Jahre durchgestanden hat und zu einem viel beachteten und gern gelesenen Magazin von mehr als 270 DIN A4-Seiten herangewach-

sen ist. Darauf kann unser Verein stolz sein! Und unser Jahrbuch wird nur zu etwa 10 Prozent aus öffentlichen Zuschüssen finanziert, der Rest kommt aus den Verkaufserlösen, Beiträgen und Spenden unserer Mitglieder und aus Werbeeinnahmen.



Theo Volmert (1903 - 1991) bei den letzten Arbeiten im Winter 1990/91



Hubert Perpéet (1892 - 1970)

Was mag den Lehrer **Theo Volmert** und den Druckereibesitzer **Hubert Perpéet** vor 60 Jahren bewegt haben, das Jahrbuch des neuen Vereins „Die Quecke“ zu nennen? Nun, als Lintorfer „Queckefreeter“ werden sie genau gewusst haben, was sie taten. Die Quecke ist ein zählebiges, auf dem Lintorfer Sandboden besonders

gut gedeihendes Wildkraut, das man kaum ausrotten kann, wenn es einmal die heimatische Scholle erobert hat. Und genau das war der Grund für die Namensgebung: robust, vielseitig verwendbar, zäh und überlebensfähig, mit anderen Worten: nicht kaputt zu kriegen, das sollte auch unsere Heimatzeitschrift sein, deren erstes Exemplar

übrigens im Dezember 1950 erschien, drei Monate nach der Gründung unseres Heimatvereins. Bisher hat der Wunsch der beiden „Quecke“-Gründer gehalten, ihr siebter Sinn hat funktioniert.

Möge es noch viele weitere „Quecken“ geben.

Manfred Buer

HANDWERK UND TRADITION seit 1932



Maßkonfektion
vom
Maßschneider



EDUARD DRESSLER
1. erst. Mensurstr. Since 1872



Ratingen Lintorfer Straße 34 Tel. 02021-02 88 88 33 www.rosendahl-ratingen.de
M: +49 903041300 und +49 15000-118 30 Uhr • D: +49 9030 118 30 Uhr • S: +49 90304 00 00 • H: Parkhaus Gerbstraße

20 Jahre VLH, 20 Jahre „Quecke“, 20 Jahre Hermann Speckamp

Im September 1950, vor mehr als 20 Jahren, wurde der VLH ins Leben gerufen, eben noch rechtzeitig zu Beginn der zweiten Jahrhunderthälfte, als Lintorfs Zukunft wohl gerade dabei war zu beginnen. Nun, das erwartete Loblied auf die vielseitige kulturelle Arbeit des VLH sei später einmal gesungen. Hier sei nur schlicht vermerkt, daß mit dem Verein fast gleichzeitig seine Zeitschrift ihr „Zwanzigjähriges“ hätte feiern können. Im Dezember 1950 erschien, begleitet von neugieriger Erwartung und weitaus größerer Skepsis, die erste Nummer der „Quecke“. Inzwischen ist der erste stattliche Sammelband herausgegeben, der zweite wird 1972 folgen. Beide Bände werden für die Freunde der Lintorfer Geschichte und Geschichten ein unentbehrliches Nachschlagewerk sein. Allein die in den beiden Bänden veröffentlichten mehr als 400 Bilder, darunter manche aus dem vorigen Jahrhundert, sind für die Geschichte Lintorfs von unschätzbarem, dokumentarischem Wert. Wer also wissen möchte, wie es früher (und noch früher) einmal bei uns war, der müßte sich schon einmal bequem, die Bilder in der „Quecke“ zu betrachten, um dahinter zu kommen, daß Lintorf früher ... Doch lassen wir das. Allein schon durch die Herausgabe der Zeitschrift, für die der VLH bis heute rund 50.000,- DM aufgebracht hat, dürfte er sich verdient gemacht haben, wobei die Frage: für wen oder was? bei den verschworenen Anhängern der Antiheimathistorie vorläufig nicht aussterben wird. Immerhin, daß der VLH das geschafft hat, ist ein sogenanntes Faktum, wenn auch, zugegeben, selbst für manchen Heimatfreund ein erstaunliches Faktum. Und hier, nach 20 Jah-

ren, ist der Augenblick gekommen, einmal Farbe zu bekennen und zu sagen, daß es nicht zuletzt der peinlich genauen, oft supervorsichtigen, aber immer intelligenten Finanzierungsplanung des Hermann Speckamp zu verdanken ist, daß der „Quecke“ eine so überraschend lange Lebensdauer beschieden war. Sicher, man sagt, Unkraut vergeht nicht so geschwind, und wenn man unserer Zeitschrift eingedenk dieses Sprichwortes den Namen eines zähen Unkrautes anhing ... 20 Jahre, das will im Zeitalter der Zeitschriftenmisere schon etwas heißen. Nun, für diese tapfer durchgestandenen 20 Jahre der „Quecke“ gebührt Hermann Speckamp Dank und Anerkennung aller Heimatfreunde und solcher, die es werden wollen. Bei der letzten Generalversammlung am 5. November 1971 wählten die Mitglieder ihn wiederum - zum Vorsitzenden. Der VLH erinnerte sich an seinen eigenen 20. Geburtstag in recht festlicher, fröhlicher und zuversichtlicher Stimmung. Darüber lieferte die „Rh. P.“ vom 18. Januar 1971 der Vereinschronik folgenden dokumentarischen Bericht:

„Verzällkes“ aus dem
Lintorfer „Dörp“

Lintorfer Heimatfreunde
hatten ein
ausverkauftes Haus

Lintorf. Es brauchen nicht immer Geschichten aus dem Wiener Wald zu sein, die ein ausverkauftes Haus bringen, nicht einmal Freibier vom Faß mit obligaten Röttgelchen und Blutwurst. Doch da weder Einladung noch Programm auf solche Schlemmermöglichkeiten hinwiesen, waren es tatsächlich einzig



Hermann Speckamp (1894 - 1980)
Vorsitzender der Lintorfer Heimatfreunde
vom 18. September 1950 bis zum
26. Oktober 1973

und allein die Verzällkes, die Geschichten aus dem Busch und dem Dorf, die so zahlreiche Lintorfer Heimatfreunde angelockt hatten. Der Abend galt dem 20jährigen Bestehen des Vereins „Lintorfer Heimatfreunde“ und seiner Zeitschrift „Die Quecke“. So gab man in guter und amüsanter Auswahl einige der Kostbarkeiten aus dem plattdeutschen Unterhaltungsteil der „Quecke“, insbesondere ihrer „klassischen“ Autoren Hubert Perpéet und Jean Frohnhoff: Für eine wirkungsvolle und authentische Wiedergabe bemühte sich Jean Frohnhoff selbst im Verein mit Frau Homeier und Frau Laufs, die, darf man sagen, mit den lautlichen Schwierigkeiten und Vertracktheiten, aber auch mit dem oft hintergründigen Humor unserer Mundart in bemerkenswerter Weise vertraut waren.

Das Quiz, das erste sicherlich dieser Art, entschädigte, was erwartungsvolle Neugier und gar Spannung an diesem Abend gezeigten Krimi. Zweifellos, die Fragen aus der Lintorfer Heimathistorie gaben manchem Quizling eine harte Nuß zu knacken. Wer weiß schon, beson-

ders wenn Freibier serviert wird, wann in Lintorf die erste deutsche Säuerheilanstalt gegründet wurde? Da waren schon bei weitem leichter und mit weniger Stirngerunzel die Wörter Lintorfer Mundart ins Hochdeutsche zu übersetzen oder die im Lichtbild gezeigten alten Fachwerkhäuser mit ihren Flurnamen zu benennen.

Aus dem erbitterten Wettstreit gingen schließlich als erschöpfte Sieger hervor: Anna Majoli, August Kamp und Josef Lamerz.

Als Ansager und Quizmeister waltete seines Amtes mit der Sicherheit und Würde eines Professionals Ratsherr Martin Steingen. Den musikalischen Teil des Abends bestritten in vollkommener Harmonie und mit kammermusikalischem Feingefühl Frau Kannengießer (lyrischer Sopran) und am Flügel Wolfgang Kannengießer. Wilhelm Brockskothten hatte zu Beginn für den erkrankten Vorsitzenden Hermann Speckamp die erwartungsvollen Heimatfreunde begrüßen können, aber auch manche



Das evangelische Gemeindehaus am Klosterweg (heute: Krummenweger Straße) in den 1970er-Jahren. Hier fand auch die Geburtstagsfeier des Lintorfer Heimatvereins zum Zwanzigjährigen statt

auswärtigen Gäste, mit sichtlicher Rührung in der Stimme sogar die Konkurrenz aus Ratingen: Jakob Germes, den Historiker der alten bergischen Nachbarstadt. In einem Kurzinterview sprach J. G. übrigens die Überzeugung aus, daß die Heimatgeschichte, der VLH und

die „Quecke“ in Lintorf noch längst nicht ausgespielt hätten. Wer möchte sich nicht seiner Meinung anschließen?

Peter vom Frylingsrad

Aus: „Die Quecke“ Nr. 41 vom Dezember 1971

Lintorfs Inhaber geführtes Kosmetik- und Parfümerie-Fachgeschäft
gegründet 1921

Unser Service:

- Hautdiagnose
- Individuelle Pflege-Beratung
- Kosmetik-Behandlungen
- Typgerechtes Make-up
- Duft-Empfehlung
- Geschenkgutscheine
- Verpackungs-Service
- Pass- und Bewerbungsfotos
- (auf Wunsch auch mit Make-up)

Unser Pflege-Sortiment:

- La Prairie - Shiseido - Lancome - Lancaster - Biotherm
- SBT - Prof. Steinkraus - Clinique - Chanel - Dior - Juvena
- Plaubert - Annemarie Böhlind - div. Spezial-Kosmetik

Wir freuen uns auf Ihren Besuch



Füsgen
1921

Konrad-Adenauer-Platz 5
40886 Ratingen-Lintorf
Tel.: 0 21 02 / 8 35 04



Füsgen





erhält den

Landesehrenpreis

für Lebensmittel

in ganz NRW

nebst dem Preis der Besten 2010 in Gold



Wir sind stolz, von der Landesregierung mit dieser besonderen und speziellen Auszeichnung für herausragende Bäckereien geehrt worden zu sein.

Wir danken unseren treuen Kunden sowie unserem fleißigen und engagierten Steingen-Team.

Ratingen-Lintorf

Speestraße 24 · Telefon 0 21 02 - 3 12 90

Ulenbroich 5 · Telefon 0 21 02 - 20 44 963

„... auff den Äckern werden sie sehr schädliche Gäste seyn ...“

Die Quecke – Kulturgeschichte eines ungeliebten Krauts

Als sich im September 1950 die Gründungsmitglieder des Vereins Lintorfer Heimatfreunde für die regelmäßige Herausgabe einer Zeitschrift entschieden, stand schon bald der Name dieser heimatkundlichen Publikation fest: Sie sollte „Die Quecke“ heißen. Und tatsächlich ist der Name ein gelungenes und passendes Sinnbild für die Lintorfer Geschichte. Denn oftmals haben in erster Linie nicht Kriege, Landesherrn oder Gesetzesreformen den Alltag der Lintorfer Bevölkerung geprägt, sondern die mageren Erträge der Landwirt-

schaft und des Ackerbaus, die nur allzu oft durch Dürre oder Dauerregen, Ungeziefer, Fäulnis oder Auswuchs oder eben durch den hartnäckigen Befall des hier beschriebenen Feldunkrauts vermindert wurden. Doch mit diesen Problemen, das zeigt der europäische Vergleich, hatten nicht nur die Lintorfer Bauern über Jahrhunderte hinweg zu kämpfen. Weniger bekannt hingegen sind die positiven Eigenschaften, die vor allem im Bereich der Volksmedizin der gemeinen Quecke zugeschrieben worden sind. Für die Ackerbauern

war der Queckebefall eher lästig und mit den vorindustriellen Landwirtschaftstechniken kaum beherrschbar. Ihr Name deutet bereits auf ihre zähe Langlebigkeit und Unausrottbarkeit hin: quicklebendig.

Im Editorial der ersten Ausgabe der Lintorfer „Quecke“-Hefte (1950) schrieb die Schriftleitung: „Jeder wohl, der in Lintorf seinen Garten und seinen Acker bestellen muß, weiß sein Liedlein auf die Quecke zu singen. Dies Liedlein wird aber mehr mit groben Verwünschungen als mit sanften Lobsprüchen versehen sein. Und zu der Plage, die uns das Unkraut seit alters her bereitet, gesellt sich noch der Schimpf; denn wenn die Lintorfer das Wort Quecke hören, hören sie gleich das ‚Queckefreier‘ [Quecke-Fresser] mit.“ Eine Beschimpfung, die auf den hohen Queckeanteil in den Ernten und zugleich auf die Behauptung anspielt, die Lintorfer hätten vor lauter Armut früher die Quecke selbst als Ersatz-Getreide verspeist. In der Tat jedoch sind stichhaltige Hinweise in den Archiven oder gar kulinarische Quellen und Rezepte kaum oder gar nicht aufzufinden, sehen wir vom Rezept eines „Queckebrods“ (frühes 19. Jahrhundert), der Idee des badischen Zimmermeisters **Jacob John** aus Überlingen, einmal ab¹⁾. Eine weitere Erwähnung findet ein „quekenhonig“, hergestellt aus den Wurzeln, in **Hieronymus Bocks** Kräuterbuch von 1539²⁾. Durchsetzen konnte sich eine allgemeine Küchennutzung allerdings nicht.



Titelseite der „Quecke“ Nr. 1/2 vom Dezember 1950

1) Queckenbrot, in: Die Quecke 50 (1980), S. 56.
 2) Das Kräuter Buch, Darinn Unterscheidt, Namen vnn Würckung der Kreutter, Stauden, Hecken vnnnd Beumen, sampt jhren Früchten, so inn Deutschen Landen wachsen Durch H. Hieronymum Bock auss langwiriger vnd gewisser erfahrung beschrieben, erschienen in erster Auflage in Straßburg 1539, vgl. hierzu Gerhard STAAT: Der berühmteste badisch-pfälzische Botaniker, Hieronymus Bock. In: Jahrbuch des Landkreises Kaiserslautern 6, 1968, S. 155-119.

Zugleich lobte die Schriftleitung aber auch die „Bodenständigkeit“ und die „tiefe Verwurzelung“ des Unkrauts und zog damit Parallelen zu den Charakteristika der hiesigen Bevölkerung. „Man kann es darum begreifen“, so wird fortgeführt, „daß die Quecke für Lintorf so eine Art Symbol wurde.“ Doch was die genauere Kulturgeschichte des „wildes Weizens“ und seine volksmedizinische Bedeutung angeht, so waren die Heimatfreunde 1950 noch nicht auf dem neuesten Stand der Forschung. Die Quecke-Autoren schreiben schließlich: „Leider gelang es uns nicht zu erfahren, welchen Übeln man mit der Queckenwurzel erfolgreich zu Leibe ging. Vielleicht wird eines Tages die Quecke zu einem Quickborn [Jungbrunnen] werden. Warten wir ab.“³⁾

Botanische Einordnung

Die wissenschaftlichen Namen, welche die Quecke von den Botanikern bekommen hat, lauten *Triticum repens quecke* oder auch *Agriopyrum repens*.⁴⁾ Die Quecke zählt zur Unterklasse der Commelinaähnlichen Pflanzen (Commelinidae), zur Ordnung der Süßgrasartigen Gräser (Poales), noch genauer genommen zur Familie der Süßgräser (Poaceae), zur Unterfamilie der Pooideae, zur Gattung der Quecken (Elymus), die man auch als Haargerste bezeichnet, und gemeint ist schließlich im Speziellen die Art: „Gemeine Quecke“ – also das gewöhnliche Feldunkraut.



Name und Verbreitung

Die „Quecke“ wird im Französischen *Chiendent* genannt, in Italien heißt sie Gramigna, auf Englisch *Couch-Quitch*, dänisch *Kockgräs* oder auch *Kvikurt*, bei den Norwegern *Kveike*, auf polnisch *Perz* und auf russisch *Pyriej*. Die Schweden nennen sie *Kvickrot*, die Tschechen *Pýr plaziny* und bei den Ungarn heißt das Feldgras *Tarackbuza*. Mit diesen zahlreichen Bezeichnungen ist auch das Verbreitungsgebiet, zu dem außerdem noch Sibirien, Nordafrika und Nordamerika zählen, grob umrissen. Die Quecke ist also ein fast globales Naturprodukt. Die mehrjährige, krautige Pflanze ist nahezu überall auf der Nordhalbkugel zu finden. Sie stellt eine Pionierpflanze auf fast allen Böden dar. Eine Pionierpflanze ist ein Gewächs, das in noch nicht besiedeltes Gebiet vordringt. Pionierarten ertragen weitaus extremere Bedingungen als andere Arten.

Ihren Namensursprung findet die Quecke im lateinischen *Triticum*, was schlicht soviel wie *Weizen* heißt, wahrscheinlich abgeleitet vom lateinischen *tritrus* (= zerquetscht oder zerrieben). *Agriopyrum*, das meistens fälschlich mit *Agropyrum* bezeichnet wird, kommt vom griechischen *γριος* (*ágrios* = wild) und *πυρος* (*pyrós* = Weizen), also eigentlich *wilder Weizen*, *repens* bedeutet *kriechend*. Die Volksnamen dieser Grasart beziehen sich hauptsächlich auf ihre Eigenschaft als schwer zu vertreibendes, lästiges Unkraut. In erster Linie gehört hierher der Name Quecke aus *queck* = lebendig von der indogermanischen Wurzel *giw* = leben, zu der auch griechisch *βος* (*Leben*), *vivus* (*lebendig*), englisch *quick* (*lebendig*) zählen.⁵⁾

Für die Quecke gibt es zahlreiche volkstümliche Bezeichnungen, die sich regional sehr stark unterscheiden. Mundartliche Formen von „Quecke“ sind: Quitsch (Dithmarschen), Quäken, Quecken (Pommern, Westfalen). Quekern, Quicke (Westfalen), Kwöäken (Emsland). Quicke (Nassau), Quacke (Nordböhmen, Riesengebirge), Kecke (Elsaß), Wegg (Schweiz), Groägge (Schweiz: Bern), Zwecke (Riesengebirge, Nordböhmen, Erzgebirge). Den weit im Boden umherkriechenden

Ausläufern verdankt die Art Namen wie: Groswurzel (Böhmen: Teplitz), Grähswurzel (Siebenbürgen), Wißwurz (Schweiz: Aargau), Schuoswurz, Schoßwürze (Böhmerwald). Slawischen Ursprungs dürften die Namen Peien (Hannover), Baia, Bair, Bajer, Bayer (Niederösterreich), Peier, Peierich (Steiermark), Baier, Paier (Kärnten) sein; weitere Namen sind Peed (Westpreußen), Pädde (Mark, Niederlausitz), Pedenzel (Göttingen), Wul (Göttingen), Wullband (Mecklenburg). Hinzu kommen einige weitere lokale oder regionale Bezeichnungen für die Quecke, wie etwa Flechtgras, Graswurzel, Hundsgas, Rechgras, Ruchgras, Schließgraswurzel, Wurmgras oder Zwecke.⁶⁾

Eigenschaften

Die Quecke vermehrt sich mittels unterirdischer Wurzelstränge und über Samenbildung. Da sich dieser Vermehrungsvorgang sehr intensiv vollzieht und die Pflanze bis zu 80 cm tief wurzelt, gilt die Quecke als das „Ackerunkraut“ schlechthin. Die Wurzeln der Quecke wachsen auf nährstoffarmen Böden etwa 25 bis 30 cm, auf nährstoffreichen bis zu einem Meter pro Jahr. Zum Teil trägt auch die Bodenbearbeitung zur Verbreitung bei. Besonders durch schneidende Bodenbearbeitungsgeräte (beispielsweise die Scheibenegge) vermehrt man die Quecke praktisch mechanisch, da man die Wurzelstränge zerschneidet und damit noch zusätzlich verteilt. Aus jedem Wurzelstock kann dann wieder eine neue Pflanze entstehen. Die Quecke wächst auf Ackerflächen, nährstoffreichen Wiesen (Jauchewiesen), überweideten Weiden, an Wegen, Ufern und auf Ödland, Ufersäumen und Unkrautgesellschaften, in Fluss-

- 3) Lob der Quecke, in: Die Quecke. Angerländer Heimatblätter 1/2 (1950), S.1-2.
- 4) Nicht etwa *Agropyrum repens*, wie es oftmals fälschlicherweise geschrieben wird, vgl. etwa in: Die Quecke 50 (1980), S. 55.
- 5) Deutsches Wörterbuch, begr. Von Jacob und Wilhelm GRIMM, Nachdruck München 1984 OA Leipzig 1889, bearb. von Matthias LEXER, Bd. 7, Sp. 2334.
- 6) Iris NORDSTRANDH: Brennessel und Quecke. Studien zur deutschen Wort- und Lautgeographie, Lund 1954.

Auen, an Dämmen, Schuttplätzen. Sie gedeiht fast auf allen Böden, besonders auf stickstoffreichen. Die Quecke blüht und bildet eine Ähre mit etwa 50 Samen erst im zweiten Jahr. Sie bildet eine schlanke Ähre, mit vier- bis achtblütigen, zweizeilig gestellten, der Spindel (Ährenachse) breitseits ansitzenden Ährchen. Blütezeit ist von Juni bis Juli oder bis in den August hinein. Die Keimtiefe der Samen beträgt etwa 5 cm, aber nicht unter 7 cm. Die Quecke selbst wird bis zu 150 cm hoch. Stängel und Blattscheiden sind glatt und kahl. Die grünen bis blaugrünen Blätter sind von kurzen Haaren rau. Durch ein Gift, das durch die Wurzeln ausgeschieden wird, werden andere Pflanzen im Wachstum gehemmt. Dadurch ist die Quecke nicht als sinnvolle Nutzpflanze einsetzbar.

Bekämpfung

Hat die Quecke erst einmal richtig „Fuß gefasst“, lässt sie sich mit rein mechanischen und ackerbautechnischen Mitteln nur außerordentlich schwer bekämpfen. Im konventionellen landwirtschaftlichen Anbau wird dann meist eine chemische Bekämpfung mit einem nicht selektiven Herbizid als letztes Mittel angesehen. Hierbei ist aber erforderlich, dass die Quecke genügend Blattmasse gebildet hat, da das Mittel über das Blatt aufgenommen wird, aber in der Wurzel erst zur Wirkung kommt. Die Quecke lässt sich aber auch durch Beschattung von schnellwachsenden Pflanzen (beispielsweise Senf) nach der Ernte eindämmen. Auf Äckern wächst die Quecke oft von den Feldrändern aus in die Nutzflächen hinein. Von dort aus wird sie dann in der Regel ungewollt und unbeabsichtigt mit weiteren Bodenbearbeitungsgeräten, wie etwa den wenig tief greifenden Eggen, über den ganzen Acker verteilt. Deshalb sollte man nach Bearbeitung des Feldrandes die Zinken des Gerätes auf festhängende Wurzeln kontrollieren und entfernen. Da die Samen der Quecke erst oberhalb einer Tiefe von sieben Zentimetern keimen, kann auch eine tiefe Pflugfurche helfen. Ein hoher Anteil an Hackfrüchten, die häufig gehackt werden, mindert ebenfalls den Aufwuchs.

Nutzen für Mensch und Tier

Auf stark gedüngten Wiesen kann die Quecke durchaus noch als Futtergras dienen. Sie ist jedoch bei einem späten Schnitt lästig und drängt andere nützliche Wiesengräser zurück. Die langen strohgelben Wurzelstöcke bilden lange, innen hohle Glieder und geben ein nahrhaftes Viehfutter ab, denn sie enthalten 3% Fruchtzucker und 7% Kohlehydrate, zudem verschiedene Schleimstoffe, Saponine, Mineralsalze, besonders Kaliumsalze, Kieselsäure und Eisen sowie die Vitamine A und B. Die Wurzeln wurden früher in Krisenzeiten als Kraftfutter empfohlen. Auch wurde die Quecke als Kaffee-Ersatz oder zur Sirup- und Alkoholgewinnung eingesetzt. Vielfach findet sie zum Befestigen von Flussufern Verwendung.

Volksmedizin und Kulturgeschichte

Es ist schwierig, die Quecke in den Schriften der antiken Ärzte und Botaniker wiederfinden zu wollen. Wohl werden bei **Dioskurides**, **Plinius** und anderen Gräser aufgeführt, aber nirgendwo lässt sich die Quecke ganz sicher erkennen. Unzweideutig erscheint sie als „Rechgras, Queckengrass, Hundsgrosswurzeln“ zuerst in **Jacob Tabernaemontanus'** Werk „Kräuterbuch, neuw vollkommen mit schönen, und künstlichen Figuren aller Gewächs der Bäumen, Stauden und Kräutern“ aus dem Jahre 1588. Hier gilt sie als „heylsame Artzney“ gegen Blutspeien, Leberverstopfung, Gelbsucht, Nierenschmerzen, -stein und -grieff, Koliken, Blasenleiden, Harnstrenge, Blutrühr und Diarrhöen.

Auch der niederrheinische Humanist, Theologe, Jurist und praktizierende Landwirt **Konrad Heresbach** (1496-1576)⁷⁾, später Prinzenenerzieher am Hof des Herzogs von Jülich-Kleve-Berg, äußerte sich in seinen Schriften zur Landwirtschaft über die Quecke. Er empfahl, wenn man keinen Nutzen an ihr haben könnte, so solle man sie auf den Feldern verbrennen und ihren Dünger auf die wachsende Gerste streuen. Eine gute und vor allem gesunde Getreideernte sei die Folge.⁸⁾

Im 18. Jahrhundert galt die Quecke als eines der stärksten Mittel, das Gallensteine löste. In den



Konrad Heresbach, Holzschnitt, 16. Jahrhundert, Privatbesitz.

Konrad Heresbach wurde am 2. August 1496 auf Gut Hertzbach in Mettmann geboren, er starb am 14. Oktober 1576 in Wesel und liegt in der dortigen Willibrordkirche begraben. Er war Rechtsgelehrter und Staatsmann am Hofe der Herzöge von Jülich, Kleve und Berg. Herzog Johann III beauftragte ihn mit der Erziehung seines Sohnes Wilhelm, des späteren Herzogs Wilhelm der Reiche

Schriften des niederländisch-österreichischen Arztes **Gerard van Swieten**⁹⁾ (*Constitutiones epidemicae*, 2 Bände, 1782) findet man die Geschichte eines Kranken, der von chronischer Gelbsucht befallen, den Mut hatte, sich während zweier Jahre nur von Quecken zu nähren, und der dadurch geheilt wurde. Nach dem italienischen Arzt **Pietro Andrea Mattioli** (1501-1577) ist die Abkochung der „Rachgraßwurtzel gut wider das Grimmen und Verstopfung deß Haupts“ und wirksam bei Blasenstein, Würmern, „pestilenzischen Fibern“. Äußerlich soll die Wurzel, zerstoßen und wie Pflaster übergelegt, Wunden heilen. Als Volksmittel bei Fieber und gegen

7) Meinhard POHL (Hg.): Der Niederrhein im Zeitalter des Humanismus. Konrad Heresbach und sein Kreis (= Schriften der Heresbach-Stiftung 5), Bielefeld 1997.

8) *Rei rusticae libri quatuor. Universam rusticam disciplinam complectentes etc.*, 4 Bücher, Köln 1570 (fünf weitere Auflagen; Neuausgabe als Nachdruck der lateinischen Originalausgabe mit deutscher Übersetzung unter dem Titel Vier Bücher über Landwirtschaft. Band 1: Vom Landbau, Meisenheim 1970).

9) Frank T. BRECHKA: Gerard van Swieten and his World 1700-1772, Den Haag 1970.

Haarausfall führt der Göttinger Gynäkologe **Friedrich Benjamin Oslander** die Quecke in seinem „Lehrbuch der Entbindungskunst“ (1799) an. Auch als ausgesprochenes Frauenmittel bei Unterleibserkrankungen fand sie Verwendung, ebenso bei Drüsenstockungen aller Art, Drüsenschwellungen, Skrofulose (Halsdrüsengeschwulst), Brustverschleimung, Husten, Magen- und Darmkatarrh, ferner Syphilis, Fieber, Rachitis, trockenen und nassen Ekzemen und Acne vulgaris kommt ihre ausscheidende und reinigende Wirkung in Betracht. Allgemein üblich ist dabei der Gebrauch der Queckenwurzel, des Rhizoms („Wurzelstock“) der Pflanze. In Dänemark wurde sie gebraucht innerlich als auflösendes und blutreinigendes Mittel, bei Lungenleiden und Fieber angewandt, in Polen als mildes Diuretikum (Ausschwemmung von Wasser) und schweißtreibendes Diaphoretikum. Zusammenfassend verweisen die historischen Quellen auf eine ganze Ansammlung verschiedenster Krankheiten und Leiden, die durch die Quecke offenbar gelindert oder gar geheilt werden konnten: Abgeschlagenheit, Müdigkeit und Bleichsucht, Bronchialleiden, Gicht, Harnverhaltung, Hautunreinheiten, Katarrh der Harnwege oder der oberen Luftwege, Leber- und Galleleiden, Lungenleiden, Menstruationsbeschwerden, Rachitis, Rheuma und Stoffwechselbeschwerden. Sie wirkte dabei vor allem blutreinigend, entschlackend und entwässernd. Tees zur Erhöhung der Harnmenge bei Entzündungen der Harnwege wurden mit Queckenwurzeln und kochendem Wasser aufgebriht und dreimal täglich verabreicht. Gegen die Akne half ein Aufguss aus Quecke, Stiefmütterchen, etwas Schachtelhalm und Brennnessel. Bei Blasen- und Niereninfektionen wurden ähnliche Brühen aufgekocht.

In der „Oeconomischen Encyclopädie“ die ab 1773 von **Johann Georg Krünitz** herausgegeben wurde¹⁰⁾, nimmt die Quecke aufgrund ihrer landwirtschaftlichen und allgemein ökonomischen Schäden einen vergleichsweise großen Raum ein. Er schrieb: „Bey den Landleuten werden die Wurzeln aller Grasarten, welche in der Erde Halmen treiben, die sich durch Aeste vervielfältigen, Que-

cken genannt, welcher Name denn auch wohl den Graspflanzen gegeben wird. 2) In engerer Bedeutung sind es die überaus schnell und weit um sich her wuchernden Wurzeln des Queckengrases, *Triticum repens* Linn. 3) Wird dieses Queckengras selbst sehr häufig bloß Quecke genannt.“ Auch Krünitz leitete den Namen „von quecken, sich vermehren, fortpflanzen, ab; und das Stammwort ist queck, lebendig, munter.“ Ferner wusste er zu berichten: „Die Halme sind von zweyerley Art. Einige laufen weit unter der Erde weg, sind rund, weiß, glänzend, gegliedert, knotig, und an jedem Gliede mit einer Scheide umgeben, die auf dem Knoten steht, kürzer als das Glied, nervig, bald glatt, bald haarig, und an der Spitze gespalten ist. Diese laufenden Halme gelten durchgängig für Wurzeln, mit denen sie aber nur dem Orte nach übereinkommen. Die andern sind aufrecht, zwey bis sechs Fuß hoch, dünn, glatt, hin und wieder mit dicken grünen Knoten besetzt, einfach.“

Weiterhin fuhr Krünitz fort: „Es bedarf wohl keines Beweises, daß die Quecken an den erst angezeigten Orten und vor allem auff den Äckern sehr schädliche Gäste seyn. Wer nur erwägt, daß sie den Gewächsen, die man erbauen will, insonderheit dem Getreide, die Nahrung hinweg nehmen, die Ausbreitung der Wurzeln desselben hindern, und durch ihre Verwicklung in einander, insonderheit in solchem Boden, der nicht der leichteste ist, dem rechten Ge-

brauche der Werkzeuge, womit das Land bearbeitet wird, mithin der gehörigen Auflockerung desselben, die eine der Hauptbedingungen des regelmäßigen Ackerbaues ist, im Wege stehen, ja das Erdreich vielmehr fest machen; der wird sich schwerlich einfallen lassen, die Vertheidigung der Quecken zu unternehmen. Es ist also nichts natürlicher gewesen, als daß man auf die Ausrottung dieses schädlichen Feldgewächses hat denken müssen. Einige Landwirthe haben sich die Sache allzu leicht vorgestellt, und geglaubt, sie durch lange Ruhe des Ackers, durch hitzigen Pferde oder Schafdünger, Kalk etc. insonderheit in kaltem und feuchtem Boden zu tödten, oder gar durch auf die Brache getriebene Schweine, die sie aber nicht anrühren, aus dem Acker schaffen zu können. Andere, die durch die Schwierigkeit sie zu tilgen abgeschreckt worden sind, lassen sie lieber in dem Acker, und suchen sich nur derer, die bey der gewöhnlich erst später und ohne Rücksicht auf die Witterung geschehenden Bearbeitung der Brache, nach vorhergegangener, dem Queckenwuchse überaus ersprießlicher Nutzung derselben zur Viehtrift, und bey dem beliebten seichten Ackerwerke, in der Oberfläche zeigen, durch die Ege möglichst zu entledigen.“

Über den Queckenzieher schreibt der Autor, er sei „ein Ackerwerkzeug, welches zur Reinigung des Feldes von Quecken, und sonst zur Bearbeitung der Saatefelder mit Vortheil gebraucht werden kann. Das hier genante Werkzeug ist unter allen bisher bekannten Queckenrechen oder Queckenziehern das vortheilhafteste, wie man aus der Beschreibung sehen wird“. Man sei laut Krünitz „auf manchen Ackern fast nicht im Stande, den Boden mit dem Pflug aufzuschließen, oder mit einem Haken, oder mit einer Art von Egge, der Menge dieses Unkrauts nur den geringsten Abbruch zu thun. Denn der Pflug thut, wie bekannt, keine andere Wirkung, als daß er die von



10) Annette FRÖHNER: Technologie und Enzyklopädismus im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert: Johann Georg Krünitz (1728 - 1796) und seine Oeconomisch-technologische Encyclopädie (= Mannheimer historische Forschungen 5), Mannheim 1994.



Jakob und Wilhelm Grimm
 Porträtzeichnung von ihrem Bruder Ludwig Emil Grimm

den Quecken zusammen gefilzten Furchen hin und her wirft, so oft als man das Feld wenden will; und die Egge zieht kaum den kleinsten Theil der Quecken aus der Oberfläche der hin und her gewälzten Furchen, weil sie wegen der Beschaffenheit des Ackers, nicht gehörig eingreifen kann; der übrige Theil wird bloß mit der lockern Erde überstrichen, in welcher das Unkraut die schönste Gelegenheit findet, von neuem zu wuchern.“

Von dem Dichter und Pfarrer **Johann Adolf Schlegel** (1721-1793) ist folgender Aphorismus überliefert: „Gesetzt dein Vaterland trägt minder Korn als Quecken / wird dein vergeblich Lob der Felder Armuth decken?“ Und bei **Jakob und Wilhelm Grimm** lesen wir von einem sich „schnell ausbreitende[n] und schwer auszurottende[n] Weizenras.“ Hier wird die Quecke erstmalig explizit als „Unkraut“ bezeichnet. Weiterhin nennen die Brüder Grimm in ihrem „Deutschen Wörterbuch“ die Queckenegge und den Queckenhaken, beides Feldgeräte, mit denen der Queckenbewuchs eingedämmt werden sollte, ferner das Queckengras, den bereits erwähnten Queckenhonig¹¹⁾ und die Queckenwurzel.¹²⁾

Im ab 1927 herausgegebenen „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ erfahren wir einige Details über die Volksüberlieferungen, die sich um die Quecke ranken: „Gegen Bettnässen ißt man

eine Kartoffel, durch die eine Quecke (Ostpreeßen), oder man gibt den Bettnässern gebratene Quecken ein, die durch eine Kartoffel gewachsen sind (Hinterpommern). Im Anhaltischen ist eine solche Kartoffel gut gegen Kopfschmerzen und Fieber. Wenn man bei abnehmendem Monde ackert, sollen die Quecken zerstört werden.“¹³⁾ Zumindest zweierlei Wahrheiten stecken in diesen Volksüberlieferungen. Zum einen wirkt die Queckewurzel tatsächlich auch harnmindernd, zum anderen zeigt das Beispiel, dass auch der Kartoffelanbau massiv durch die überall verstreuten Queckegräser belastet wurde.

Die als Bedrohung für die Ernte empfundene Ausbreitung der Queckengräser und deren Bekämpfung beschäftigten die Botaniker und Pflanzenzüchter **Carl Kraus** (1851-1918) wurde 1888 als Professor an die Landwirtschaftliche Zentralschule nach Weihenstephan berufen und dort 1892 zum Direktor ernannt. Von seinen eigenständigen Schriften sind besonders die Monographien über das Leinkraut (1909) und über die Quecke (1912) hervorzuheben. Beide Schriften enthalten die jeweils neuesten Erkenntnisse über die pflanzenbaulichen Bekämpfungsmaßnahmen dieser Unkräuter.¹⁴⁾

Die Quecke ist in der heutigen Landwirtschaft kein großes Problem mehr: Spezifisch abgestimmte Herbizide und tiefer greifende Pflugscharen haben nach Jahrhunderten bäuerlicher Verzweiflung eine Eindämmung der ungeliebten Queckegräser ermöglicht. Ob das als „Unkraut“ diffamierte Gewächs sich in fernerer Zukunft als Nutz-, Kultur- oder Heilpflanze einer Renaissance wähen darf, bleibt späteren Generationen zur Bewertung überlassen.

Literatur

Dietmar AICHELE/Heinz-Werner SCHWEGLER: Unsere Gräser, 7. Aufl., Stuttgart 1984

Henning HAEUPLER/Thomas MUER: Bildatlas der Farn- und Blütenpflanzen Deutschlands, Stuttgart 2000

Otto SCHMEIL/Jost FITSCHEN/Werner RAUH: Flora von Deutschland und seinen angrenzenden Gebieten, 84. Auflage, Heidelberg 1968

Gerhard WAGENITZ: Wörterbuch der Botanik, 2. Aufl., Heidelberg 2003

HERDER Lexikon der Biologie. 1. Aufl., Freiburg 1996

Ulrich LÜTTGE/ Manfred KLUGE: Botanik. 5. Aufl., Weinheim 2005

Iris NORDSTRANDH: Brennessel und Quecke. Studien zur deutschen Wort- und Lautgeographie, Lund 1954

Martin Kurt Heß: Untersuchungen zur Populationsdynamik der Gemeinen Quecke, Hohenheim 1981

Dr. Bastian Fleermann

11) Vgl. ebenso Hermann KLENCKE: Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele. Ein Familienbuch, 4. Aufl., Leipzig 1874, Bd. 2, S. 201.

12) Deutsches Wörterbuch, begr. von Jacob und Wilhelm GRIMM, Nachdr. München 1984 OA Leipzig 1889, bearb. von Matthias LEXER, Bd. 7, Sp. 2335f.

13) Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, begr. von Eduard Hoffmann-Krayer und Hanns Bächtold-Stäubli, Berlin 1927-1942 Nachdr. 1987, hg. von Christoph DAXELMÜLLER, Sp. 414, vgl. auch Am Urquell. Monatschrift für Volkskunde 3 (1893), S. 15; Ulrich JAHN: Hexenwesen und Zauberei in Pommern, Breslau 1886, S. 360; Heinrich MARZELL: Bayerische Volksbotanik. Volkstümliche Anschauungen über Pflanzen im rechtsrheinischen Bayern, Nürnberg 1926, S. 101.

14) H. RAUM: Weihenstephan unter Lintner und Kraus 1880-1901. In: Bayerisches Landwirtschaftliches Jahrbuch Jg. 39, 1962, S. 842-864; Heinz HAUSHOFER: Carl Kraus, Agrarwissenschaftler, in: Neue Deutsche Biographie Bd. 12, München 1980, S. 691-692.

Denkmalschutz für das Haus „Am Merks“ Die Geschichte des „roten Hauses“ und seiner Bewohner

Wir schreiben den 19. Mai des Jahres 1878.

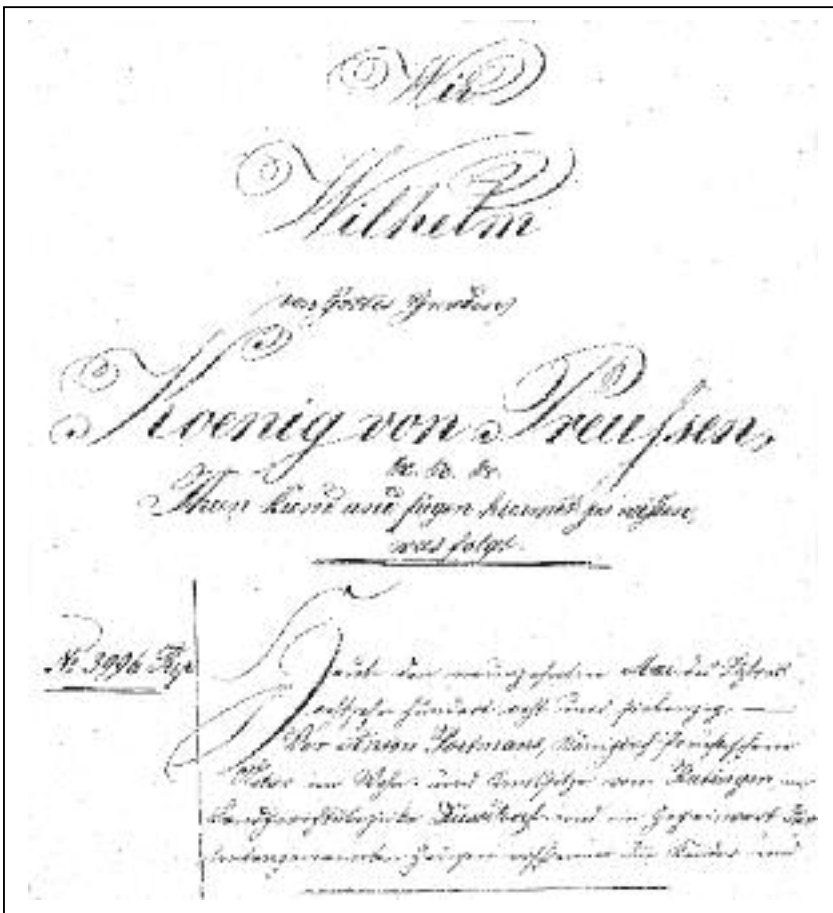
In der Amtsstube des königlich-preußischen Notars **Anton Portmanns** in Ratingen haben sich die Kinder des Lintorfer Bäckermeisters **Adolph Wilhelm Steingen** und seiner Frau **Elisabeth, geborene Pohlmann**, versammelt, um einen Erbauseinandersetzungsvertrag zu unterzeichnen. Zwei der drei Töchter der Eheleute Steingen sind mit ihren Männern erschienen, da sie ohne deren Willen zur damaligen Zeit nicht „geschäftsfähig“ sind. Die jüngste Tochter ist gerade großjährig geworden und noch nicht verheiratet. Als Zeugen wurden vom Notar bestellt: der Barbier **Carl Peters** und der Goldarbeiter **Hubert Brockerhoff**, beide aus Ratingen.

Nach dem Tod ihrer Eltern besitzen die Geschwister Steingen „in ungeteilter Gemeinschaft als Erben ihrer vorgenannten Eltern“ eine beträchtliche Anzahl von Grundstücken und Häusern in Lintorf. Diese sollen nun zu gleichen Teilen den Erben zugeschrieben werden.

Adolph Wilhelm Steingen hatte 1833 mit seinen Brüdern Johann und Carl Lintorfs erste Bäckerei gegründet, und zwar im „Backes“, dem Backhaus der „Duhder Höff“, einem Fachwerkhaus, das bis 1974 an der heutigen Straße „Im Kreuzfeld“ stand. Drei Jahre später heiratete er Elisabeth Pohlmann aus Richrath. 1844 verlegte er die Bäckerei an die Viehstraße (heute Speestraße) und führte sie ohne seine Brüder weiter. Vermut-

lich hatte er das Haus, in dem sich heute noch die Bäckerei Steingen befindet, käuflich erworben. Neben der Bäckerei betrieb Adolph Wilhelm Steingen einen Gemischtwaren- und Viehhandel. Als er sich mit seiner Frau nach einem langen und offensichtlich erfolgreichen Arbeitsleben zur Ruhe setzen wollte, ließ er sich auf der anderen Seite der jetzigen Speestraße, etwa da, wo sich heute das Frisörgeschäft Degen befindet, ein Haus als Alterssitz bauen. Das Haus trug den Namen „Am Morgenstern“. Adolph Wilhelm erlebte seine Fertigstellung nicht mehr, er starb am 27. September 1875. Seine Witwe konnte dagegen noch einige Jahre in dem Haus verbringen, sie starb am 11. März 1878. Ihre Tochter **Margaretha**, die den Ackerer **Johann Haselbeck** geheiratet hatte, kümmerte sich in den letzten Jahren mit ihrem Mann um die alte Mutter. Die beiden wohnten ebenfalls im Haus „Am Morgenstern“. Alte Lintorfer werden sich noch an dieses Haus erinnern. Maueranker an der Straßenseite zeigten die Initialen der Erbauer: W.ST. und E.ST. (= Wilhelm Steingen und Elisabeth Steingen). Später wohnte der Schneidermeister **Fritz Mentzen** in diesem Haus.

Nun, zwei Monate nach dem Tod der Mutter, hatten sich die neun Geschwister beim Notar zusammengefunden, um ihre Eltern zu beerben und das Erbe zu teilen: **Carl**, Bäcker und Kleinhändler, der das elterliche Geschäft an der heutigen Speestraße übernommen hatte, **Johann**, der Bahnbeamter geworden war und in Speldorf wohnte, **Jakob**, der ebenfalls den Beruf des Bäckers erlernt hatte und nun ein Geschäft in Rahm betrieb, **Maria**, die den Eisenbahnbeamten **Hermann Haselbeck** geheiratet hatte und wie ihr Bruder Johann in Speldorf ansässig war, **Wilhelm**, Metzger in Lintorf, **August**, ebenfalls Bäcker und Kleinhändler, auch in Lintorf



Titelseite des Erbauseinandersetzungsvertrages der Geschwister Steingen vom 9. Mai 1878



Adolph Wilhelm Steingen und seine Frau Elisabeth, geborene Pohlmann, mit ihren neun Kindern. Aufnahme aus dem Jahr 1868.
Von links: Maria, Adolph Wilhelm Steingen, Wilhelmine, Wilhelm, Elisabeth Steingen, August, Carl, Fritz, Jakob, Johann und Margarethe

wohnend, **Margaretha**, verheiratet mit dem Ackerer **Johann Haselbeck** aus Lintorf, **Friedrich**, Bäcker, in Düsseldorf ansässig, und die gerade großjährig gewordene **Wilhelmine**, „ohne besonderen Stand“, das heißt unverheiratet.

Das zu verteilende Erbe bestand ausschließlich aus Immobilien, Grundstücken und Häusern, die Adolph Wilhelm Steingen und seine Frau im Laufe der Jahre erworben, vielleicht teilweise ebenfalls schon geerbt hatten. Über das „bewegliche Erbe“, also Hausrat, Vieh usw. sollte später verhandelt werden. „Zum Zwecke der Teilung und Auseinandersetzung“ wurden alle Immobilien nun zunächst einmal aufgelistet und ihr Wert geschätzt. Die Grundstücke befanden sich vornehmlich an der heutigen Speestraße (damals Viehstraße), aber auch am Pohlacker, am Potekamp, am Speckamp und im Kreuzfeld. Die meisten Parzellen waren Ackerland oder Wiesen und Weiden. Auf einigen standen allerdings Häuser und Stallungen, zu denen Hofraum und Gartenland gehörten. Hierzu zählte auch das Haus „Am Merks“ mit zwei Anbauten, die ja heute noch vorhanden sind, einem weiteren Gebäude im Hofraum hinter dem Haus, das als Stall und

Scheune diente, einem Hausgarten sowie Ackerland und Wiese. Der Name „Merks“ ist allerdings nirgendwo schriftlich erwähnt und lässt sich auch auf alten Flurkarten nicht nachweisen. Wir müssen uns da ganz auf die mündliche Überlieferung verlassen, in diesem Fall auf die Äußerungen von **Friedrich Steingen**, dem zweitjüngsten der neun Geschwister, der das Haus lange besessen und bewohnt hat und der 1951 im Alter von 95 Jahren verstarb.

Nur vier der neun Geschwister wollten die Grundstücke und Häuser aus dem Erbe zur eigenen Nutzung übernehmen, die übrigen



Friedrich („Fritz“) Steingen um 1950

ließen sich ihr Erbteil in Geld auszahlen. Sieben Jahre vorher, am 4. Dezember 1871, war im Deutschen Reich die Goldmark als Zahlungsmittel eingeführt worden.¹⁾ Nachdem der Gesamtwert aller Grundstücke in Goldmark festgelegt worden war, wurde der Grundbesitz in vier Lose aufgeteilt, die unterschiedlich groß waren. Den größten Teil des Grundbesitzes bekam Carl Steingen zugesprochen, der die elterliche Bäckerei übernommen hatte. Die übrigen Lose fielen an **Margaretha Steingen**, Ehefrau des Johann Haselbeck, **August Steingen** und **Jakob Steingen**, obwohl dieser in Rahm wohnte. Sein ererbtes Grundstück war allerdings nur eine „an der Dickelsbach“ gelegene Wiese. Zum Erbe des August Steingen gehörte das Haus „Am Merks“.

Alle Geschwister Steingen erbten ein Neuntel (1/9) des errechneten Wertes aller Immobilien. Carl, Margaretha und Jakob mussten aufgrund des Mehrwertes ihrer Immobilien den übrigen Geschwistern deren Erbanteil am Gesamtwert in Goldmark auszahlen. Das sollte bis spätestens November 1878 geschehen sein. Die Erbausinandersetzung der Geschwister Steingen scheint sehr friedlich und einvernehmlich vonstatten gegangen zu sein, es gab nach der Unterzeichnung des Vertrages keine Einsprüche und Beanstandungen.

Sicherlich wird **August Steingen**, geboren am 27. Januar 1848, schon Pläne geschmiedet haben, wie er das „Merks“-Haus nutzen wollte, als er sich gerade dieses Anwesen aus der Erbmasse überschreiben ließ. Vorläufig nutzte er es allerdings nicht selbst, sondern überließ es zunächst seinem Bruder Wilhelm als Wohn- und Geschäftshaus nebst bäuerlichem Anwesen. **Wilhelm Steingen**, geboren am 11. April 1852, erlernte in Düsseldorf das Metzgerhandwerk. Seine Lehre machte er von 1868 bis 1871 bei Metzgermeister **Franz Schnauffer** auf der Bolkerstraße. Von 1872 bis 1874 leistete er seinen Wehrdienst in Neu-Breisach (Neuf-Breisach) im zwei Jahre zuvor von deutschen Truppen er-

1) Eine Goldmark von 1871 entspricht dem Wert von 180 €



Metzgermeister Friedrich Steingen von der früheren Angermunder Straße schlachtet für seinen Patenonkel Fritz Steingen aus dem „Merks“-Haus ein Schwein. Foto aus den 1920er-Jahren



August Steingen und seine Frau Wilhelmine vom „Bürgershof“. Aufnahme aus dem Jahre 1906

oberten neuen Reichsland Elsass-Lothringen. Am 1. Juni 1879 machte er sich selbstständig und eröffnete im Haus „Am Merks“ Lintorfs erste Metzgerei. Als er 1882 heiratete, verlegte er sein Geschäft in das Haus seines Schwiegervaters an der Angermunder Straße 1 (heute: Lintorfer Markt), in dem später die alte Wirtschaft „Mecklenbeck“ eröffnete. Wilhelm Steingen führte seinen Betrieb so erfolgreich, dass er schon zwei Jahre später ein Haus mit Grundstück neben der evangelischen Kirche erwerben konnte. Nach seinem Tod im Jahre 1924 übernahm sein ältester Sohn **Friedrich** die elterliche Metzgerei. Später führten die Familien **Schröder** und **Koch** das Geschäft. Heute befindet sich ein Sonnenstudio in diesem Haus am Konrad-Adenauer-Platz.

Nachdem sein Bruder Wilhelm die Metzgerei an die Angermunder Straße verlegt hatte, richtete **August Steingen** in seinem ererbten Haus „Am Merks“ eine Bäckerei und einen Kolonialwarenladen ein. Die Backstube wurde in einem Anbau zum Hof hin untergebracht.

August Steingen hatte bei seinem Vater und bei seinem Bruder **Carl** im elterlichen Geschäft das Bäckerhandwerk erlernt. Sein Elternhaus lag nun nur wenige Meter von seinem eigenem Betrieb entfernt ebenfalls an der Viehstraße (heute: Speestraße 24). Im Jahre 1886 ge-

lang es dem offensichtlich geschäftlich erfolgreichen August Steingen, den Bürgershof käuflich zu erwerben. Von 1747 bis 1786 war der Bürgershof schon einmal im Besitz der Familie Steingen, war aber dann durch Erbschaft zunächst an die Familie **Perpéet** aus Angermund und später an die alteingesessene Lintorfer Familie **Holtschneider** übergegangen. Nun kaufte August Steingen das Anwesen von Heinrich Holtschneider gewissermaßen für die Familie Steingen zurück.

Zunächst betrieb er neben der neu erworbenen Gastwirtschaft auch noch die Bäckerei im Haus

„Merks“ weiter, daneben noch Landwirtschaft und Viehhandel. Im Jahre 1888 entschloss er sich dann, seinen Besitz an der Viehstraße an seinen jüngsten Bruder Friedrich („Fritz“) zu verkaufen. Der Kaufvertrag wurde am 26. Januar 1888 vom Notar **Josef Burghartz** in Kaiserswerth beurkundet. Zur Unterzeichnung des Vertrages erschienen die Eheleute **August und Wilhelmine Steingen** als Verkäufer, **Friedrich Steingen** als Käufer sowie die Zeugen **Georg Perpéet**, Ackerer zu Angermund, und **Theodor Klinger**, Seidenwebber zu Kaiserswerth. Friedrich Steingen wurde nicht von seiner Frau Elisabeth begleitet, da sie drei Tage vorher mit ihrem zweiten Kind, dem ältesten Sohn **Karl**, niedergekommen war.

Der Kaufpreis betrug 3.000 Goldmark. Zum Anwesen gehörten das Wohnhaus nebst Backhaus, ein Stallgebäude mit Scheune nebst allem „An- und Zubehör“, Hofraum und Hausgarten sowie eine Wiese und Ackerland. Die Grundstücke, auf denen sich heute das Wohn- und Geschäftshaus mit der Filiale der Deutschen Bank und das Wohn- und Geschäftshaus mit dem Schuhgeschäft nebst Hinterland befinden, gehörten damals zum Grundbesitz des Hauses „Am Merks“.

Direkt neben dem „Merks“-Haus befanden sich Haus und Grundstück des letzten Holzschuhmachers von Lintorf, **Johann Klotz** (1855 - 1923). Das Wohnhaus mit



Neben dem Haus „Am Merks“ stand das Haus des letzten Lintorfer Holzschuhmachers, Johann Klotz (geb. 29. 3. 1923). Johann Klotz, Frau Klotz (geb. Bergmann), ganz rechts: Bäckermeister Fritz Steingen Aufnahme 1918



Die „Grob- und Feinbäckerei Friedrich Steingen“ im Jahre 1908.
Vor der Tür: Maria Steingen und ihr Bruder Karl.
Links: das Haus des Holzschuhmachers Klotz

anschließendem Garten war vom Grundstück der Steingen im „Merks“-Haus völlig umschlossen. Das Anwesen der Familie Klotz wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört. Heute stehen dort ein Wohn- und Geschäftshaus mit dem Modelädchen „Victor“ sowie Büro- und Lagergebäude im Hof. Lange war hier die **Firma Hülsbergen** ansässig.

Friedrich Steingen, geboren am 30. Oktober 1856, hatte ebenfalls bei seinem Vater und bei seinem Bruder **Carl** im elterlichen Geschäft an der Viehstraße das Bäckerhandwerk erlernt. Danach arbeitete er einige Jahre in einer Bäckerei in der Düsseldorfer Altstadt. Am 9. Mai 1885 heiratete er **Elisabeth Osterkamp** vom Krummenweg. Das junge Paar wohnte zunächst bei Friedrichs Onkel, dem Metzgermeister Wilhelm Steingen an der Angermunder Straße. Später zogen Friedrich und seine Frau nach Altenessen, und pachteten dort eine Bäckerei, die sie einige Jahre mit gutem Erfolg betrieben. Ihr ältestes Kind, die Tochter **Maria**, wurde dort geboren. Nach dem Kauf des „Merks“-Hauses führte Friedrich die von seinem Bruder August übernommene Bäckerei und den Kolonialwarenladen weiter. Durch die Zunahme der Bevölkerung aufgrund der Industrialisierung im Lintorfer Norden stieg der Bedarf an Brenn- und Heizmaterial. Der Handel mit Kohlen schien ein gutes Geschäft zu werden. Friedrich Steingen gab den Kolonialwarenladen auf und

verlegte sich neben der Bäckerei auf den Kohlenhandel. Auf dem Grundstück hinter dem Haus wurde ein Kohlenlager angelegt, und die Kunden holten sich ihre Anthrazit-Kohle oder ihre Briketts mit der Schubkarre oder dem Handwagen dort ab. Reicherer Lintorfer oder denjenigen, die ihre Kohlen nicht selbst holen konnten, brachte Friedrich Steingen sie gegen besondere Bezahlung ins Haus. Die Kohlen wurden übrigens am Lintorfer Bahnhof in Güterwaggons angeliefert, wo sie Friedrich eigenhändig abladen musste. Dabei halfen ihm vor allem seine Töchter, da die Söhne im Ersten Weltkrieg alle an der Front waren. Sein Sohn Fritz war Invalide.



Das Haus „Am Merks“ im Jahre 1926. Damals lautete die Adresse noch: Viehstraße 185.
Vor dem Haus (von links): Johanna Steingen (später Bom), Werner Steingen, Paul Steingen und Elisabeth Ingenhoven (später Doppstadt)

Neben Bäckerei und Kohlenhandel betrieb Friedrich Steingen auch noch die Landwirtschaft weiter. Er pachtete von der katholischen Kirchengemeinde das Ackerland, auf dem später „Haus Anna“, das Kettelerheim, der Kindergarten und die Kaplanei entstanden, dazu. Außerdem mietete er eine weitere Wiese von seinem Nachbarn **Kaspar Heidel**. In seinen Tagebuchaufzeichnungen „Erinnerungen an Heimat- und Elternhaus“, veröffentlicht in der „Quecke“ Nr. 55 vom Oktober 1985, schildert **Martin Steingen** den Tagesablauf seines Vaters in eindrucksvoller Weise: „Der Arbeitstag in der Backstube begann jeden Tag frühmorgens um 2 Uhr mit dem Brötchenbacken. Um 6 Uhr kamen die Austragefrauen, die die Brötchen zu den Kunden in ganz Lintorf brachten. Sie kamen zwischen 9 und 10 Uhr zurück, um abzurechnen.

War für unseren Vater die Haupttätigkeit in der Backstube beendet, begann für ihn die Lieblingsarbeit im Garten oder auf dem Feld. Die Mutter half ihm bei der Gartenarbeit.

Ein Pferd benötigten wir für den Bäckerwagen, der die Backwaren zu den entfernteren Kunden, zum Beispiel nach Breitscheid oder zu den Trinkerheilanstalten Bethesda und Siloah, brachte. Außer dem Pferd hatten wir noch eine Kuh, zwei Schweine und natürlich eine große Anzahl Hühner. Das Pferd wurde zusätzlich noch für das

Kohlegeschäft und für die Feldbestellung gebraucht.“

Das älteste Kind, die Tochter **Maria**, war ja schon mit ihren Eltern in das „Merks“-Haus eingezogen, als Vater Friedrich es 1888 käuflich erworben hatte. Zwischen 1888 und 1905 wurden im Haus „Am Merks“ acht weitere Kinder geboren, sechs Jungen und zwei Mädchen. Alle sind in diesem Haus aufgewachsen, einige haben einen großen Teil ihres Lebens dort verbracht oder sind sogar im Alter wieder zurückgekehrt und in ihrem Elternhaus verstorben.

Die offizielle Adresse des Hauses lautete übrigens damals: Viehstraße 185. Diese hohe Hausnummer bedeutet nicht, dass es an der Viehstraße besonders viele Häuser gab. Alle Häuser im Dorf wurden zu jener Zeit noch durchnummeriert, und nicht alle Straßen und Wege hatten bereits Namen. Das Haus „Am Merks“ trug eben die Nummer 185. Bei dieser Art der Nummerierung gab es bisweilen für uns heute seltsam klingende Bezeichnungen. So trug das Wohn- und Geschäftshaus der Familie Ehrkamp an der Ecke Duisburger Straße/Breitscheider Weg, Geburtshaus unserer Autorin Maria Molitor, damals die Bezeichnung „Am Duisburger Baum 84 $\frac{2}{3}$ “.

Ab 1928 bekam die Viehstraße den Namen „Karl-Beck-Straße“, benannt nach dem letzten Bürgermeister der alten Bürgermeisterei Angermund, **Karl Beck**, der im Jahre 1928 im Amt verstarb und der die Bürgermeisterei durch den Ersten Weltkrieg und die schlimme Zeit der Inflation geführt hatte. Im Jahre 1933 war die Erinnerung an ihn nicht mehr gefragt. Neue Zeiten waren angebrochen, und die Straße wurde in „Admiral-Graf-Spee-Straße“ umbenannt. Auf Drängen der britischen Besatzungsmacht musste der Name nach dem Krieg auf „Speestraße“ verkürzt werden. So lautet die Adresse des „roten Häuschens“ heute: Speestraße 10.

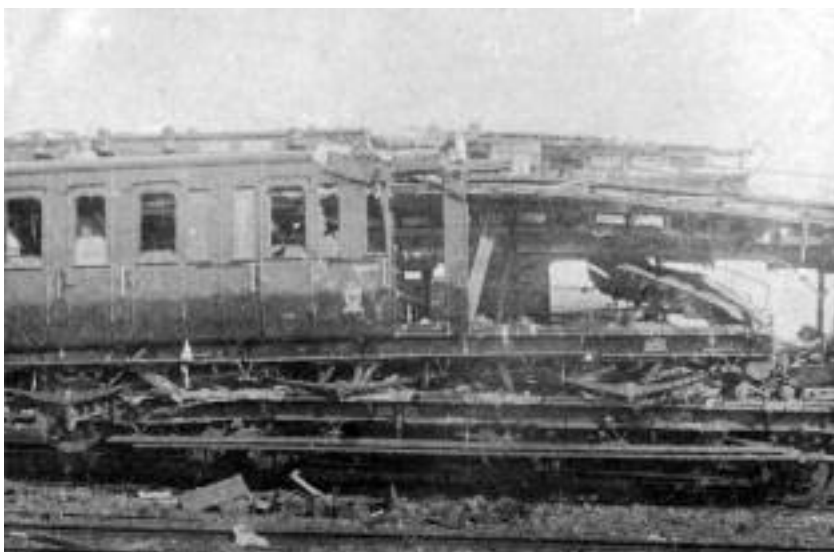
Im Jahre 1911 übergab Friedrich Steingen die Bäckerei an seinen ältesten Sohn **Karl** und betrieb nur noch den Kohlenhandel. Allerdings suchte er sich noch eine Nebenbeschäftigung. Er besuchte einen Kursus in Düsseldorf und



Karl Steingen als Soldat an der Westfront

war nach bestandener Prüfung in Lintorf als amtlich bestellter Trichinenbeschauer tätig. Gegen eine Gebühr untersuchte er bei Hausschlachtungen und in Metzgereien das Fleisch mit dem Mikroskop auf Trichinenbefall. Später, nach einem weiteren Kurs, übernahm er auch noch das Amt des Fleischbeschauers, der die Qualität des Schlachtgutes zu beurteilen hatte.

Während des Ersten Weltkrieges musste er wegen der Lebensmittelrationierung das Gewicht jedes in Lintorf geschlachteten Schweines an das Lebensmittelamt melden.



Eisenbahnunglück in Köln-Mülheim am 30. März 1910. Der zertrümmerte Wagen des Urlauber-Sonderzuges, in dem Fritz Steingen eingeklemmt war

Friedrichs Sohn **Karl Steingen**, das erste im „Merks“-Haus geborene Kind, war zunächst bei seinem Vater in die Bäckerlehre gegangen. Später machte er in Düsseldorf noch eine Konditorlehre. Als er nach Lintorf zurückkehrte, erweiterte er den elterlichen Betrieb und bot den Kunden nun außer Brot und Brötchen auch Streuselkuchen, Rodonkuchen, „Appeltaat“ und Plätzchen an. Großes Aufsehen erregte er mit den ersten Lintorfer Cremeschnitten.

Nach der Übernahme der Bäckerei von seinem Vater und seiner Heirat im Januar 1912 kaufte er das Nachbargrundstück (heute Speestraße 8) und errichtete dort ein Wohn- und Geschäftshaus, in dem er bald darauf Lintorfs erste Kaffeestube eröffnete. Gute Kunden wurden seine Turnkameraden vom TuS 08 Lintorf, dessen Mitbegründer Karl Steingen war. Die Turner fanden sich regelmäßig sonntags nach dem Hochamt im Café ein, um dort Cremeschnitten zu essen, das Stück zu 10 Pfennig! Leider machte der Erste Weltkrieg dem erfolgreich begonnenen Geschäft bald ein Ende. Karl, der als Feldbäcker an der Ost- und Westfront im Einsatz war, wurde schwer verwundet und kehrte mit einem verkrüppelten rechten Arm nach Lintorf zurück. An eine Wiedereröffnung von Bäckerei und Café war nicht zu denken. Karl wurde Telefonist bei der Reichsbahn. Seine Tochter **Johanna**, die den Gärtnermeister

Gerhard Bom geheiratet hatte, eröffnete später ein Blumengeschäft im früheren Café.

Fritz, der nächste im „Merks“-Haus geborene Sohn des Ehepaars Friedrich und Elisabeth Steingen, erlernte nach der Schulzeit das Schreinerhandwerk. Während der sich 1909 anschließenden Militärzeit im lothringischen Metz wurde er nach einem Heimaturlaub bei der Rückfahrt in einem Urlauberzug schwer verletzt. Bei Köln fuhr ein Expresszug mit voller Geschwindigkeit wegen einer falsch gestellten Weiche auf den Militärtransport auf. Fritz verlor bei dem Unfall ein Bein. Er war erst zwanzig Jahre alt. Die Reichsbahn, die den Unfall verschuldet hatte, zahlte ihm eine lebenslange monatliche Rente, von der er zumindest bis zum Ersten Weltkrieg gut leben konnte. Er kaufte sich zunächst eine kleine Kutsche, mit der er, oft von Freunden und Bekannten begleitet, Ausfahrten durch Lintorf unternahm. In seinem Elternhaus, in dem er auch weiter wohnte, richtete er sich eine kleine Schreinerwerkstatt ein, arbeitete dort aber nur zu seinem Vergnügen. Dann nahm er Klavierunterricht und kaufte sich ein Klavier. Er wurde ein so perfekter Spieler, dass er mit Freunden bei festlichen Anlässen zum Tanz aufspielte und selbst Klavierunterricht erteilen konnte. In einem Abstellraum des Hauses richtete er sich später auch noch ein Fotolabor ein, um seiner zweiten Leiden-



Hermann Steingen als Soldat im Ersten Weltkrieg

schaft, dem Fotografieren, nachgehen zu können. Sein kleiner Wohlstand fand jedoch ein jähes Ende, als während der Inflationszeit nach dem Ersten Weltkrieg seine Rente auf ein Minimum gekürzt wurde. Er musste sich noch einmal eine Arbeit suchen. Als Schreiner war er bei den Reka-Werken beschäftigt, die Autokarosserien für die DAAG in Ratingen herstellten. Später befand sich in den ehemaligen Fabrikhallen die Samenhandlung Paas und Co. Schließlich versuchte Fritz, im „Merks“-Haus mit einem kleinen Geschäft für Schreib- und Tabak-

waren seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Wenn man heute vor dem Haus steht und genau hinschaut, erkennt man vor dem Anbau auf der linken Seite den zugemauerten Türdurchbruch, der in diesen kleinen Laden führte. Fritz starb 1928 im Alter von nur 39 Jahren.

Hermann war der dritte Sohn, der im „Merks“-Haus geboren wurde. Er machte eine Lehre in der nicht weit entfernten Schmiede von **Karl Butenberg**. Seinen Militärdienst leistete er beim 1. Garde-Ulanen-Regiment in Potsdam. Im Ersten Weltkrieg wurde er mehrfach verwundet, und es war für ihn nach seiner Rückkehr sehr schwer, eine Arbeitsstelle zu finden. Durch glückliche Umstände gelang es ihm, eine Anstellung als Schmied in einem Ausbesserungswerk der Reichsbahn zu bekommen. Er wurde später in die Beamtenlaufbahn übernommen und arbeitete im Eisenbahnausbesserungswerk in Hamm/Westfalen. Dort lebte er auch mit seiner Familie. In seinen letzten Berufsjahren war er Hauptwerkmeister im Ausbesserungswerk Wedau. Als sein Vater Friedrich 1951 verstarb, zog Hermann mit seiner Familie wieder ins elterliche Haus „Am Merks“.

Am 1. September 1924, noch in Lintorf, hatte er die Witwe **Elisabeth Kurszat** geheiratet, die zwei Kinder mit in die Ehe brachte: **Milli**, die spätere Frau **Jansen** und



Mit Ornamenten verzierter Schrank und Kommode, vermutlich aus dem Besitz von Friedrich Steingen und seiner Frau. Beide Möbelstücke befinden sich noch heute in Familienbesitz



letzte Bewohnerin des „roten Häuschens“ bis 2005, sowie **Fritz**, der im März 1943 bei Orel in Russland gefallen ist. Später hatte das Paar noch eine weitere gemeinsame Tochter, **Liesel**. Liesel heiratete 1956 **Ludwig Harte**, einen Nefen von Rektor **Emil Harte**. Bevor die beiden eine eigene Wohnung beziehen konnten, lebten auch sie eine Zeit lang im kleinen „roten Häuschen“. Hermann Steingen verstarb 1968.

Auch der vierte Sohn, **Paul**, wurde im „roten Häuschen“ geboren. Nach seiner Schulzeit erlernte er das Anstreicherhandwerk bei einem Meister in Essen, wo er während seiner Lehrzeit auch wohnte. Auch Paul wurde als Soldat im

Ersten Weltkrieg schwer verwundet. Er erlitt einen Kopfschuss. Nach seiner Rückkehr arbeitete er, wie vor dem Krieg auch schon, bei einem Düsseldorfer Betrieb als Geselle. Im Jahre 1922 heiratete er die Breitscheiderin **Christine Fink**. Das junge Paar bezog eine Wohnung Am Pohlacker 12. Schon drei Jahre später starb Pauls Frau an einer schweren Krankheit. Paul zog nun mit seinen beiden minderjährigen Kindern wieder in das elterliche Haus „Am Merks“, wo seine ältere Schwester Maria, die als Witwe mit ihrer Tochter dort lebte, sich um seine Kinder kümmern konnte und ihm den Haushalt führte. Die Wohnung am Pohlacker behielt Paul jedoch

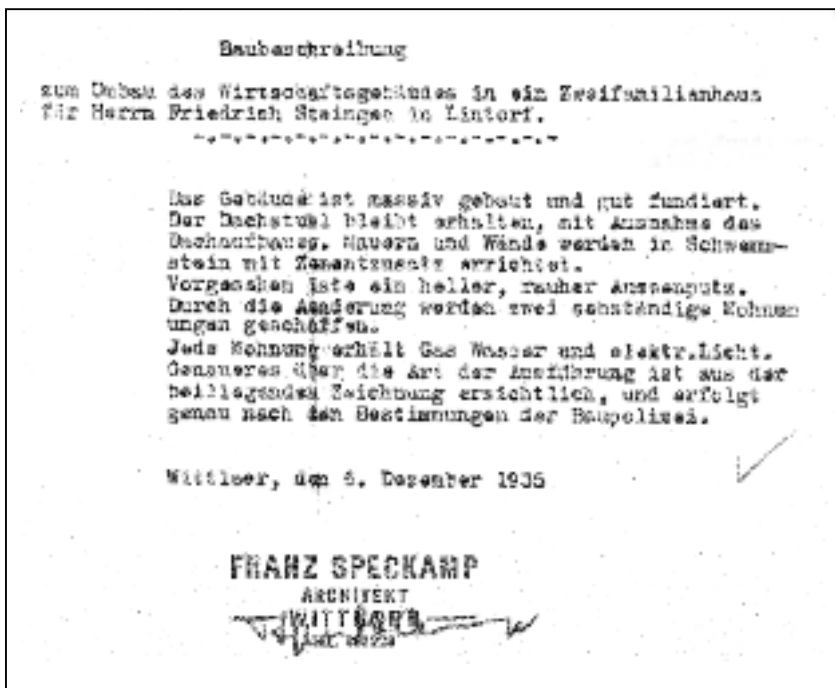
bei. Als er im Jahre 1926 in zweiter Ehe die Lintorferin **Emilie („Milli“) Biermann** heiratete, zog er mit seiner Familie wieder an den Pohlacker. Pauls zweiter Ehe entstammen zwei weitere Kinder: **Heinz** und **Ruth**. Ruth Steingen heiratete später den Lehrer **Hans Lumer**, der Rektor der Johann-Peter-Melchior-Schule wurde und 31 Jahre lang Chef der Lintorfer St. Sebastianus-Bruderschaft war.

Da Friedrich Steingen, Pauls Vater, mittlerweile die Landwirtschaft ganz aufgegeben hatte, ließ er im Jahr 1936 das rückwärtige Scheunen- und Stallgebäude in ein Wohnhaus für zwei Familien umbauen. Die Planung erfolgte durch den Wittlaerer Architekten **Franz Speckamp**. Der Bauantrag wurde vom Amt Ratingen-Land am 28. Januar 1936 genehmigt und von Amtsbürgermeister **Heinrich Hinsen** abgezeichnet. Die erforderlichen Gebühren für den Antrag in Höhe von 30 Reichsmark musste Friedrich Steingen beim Lintorfer Ortpolizisten **Polizeihauptmeister Kreifelts** entrichten. Der Bauabnahmeschein – der Bau war schon im März 1936 im Rohbau fertiggestellt – bemängelt: „Die vorgesehene Entlüftung des einen Abortes durch ein Oberlicht ist noch nicht ausgeführt.“ Nach Beseitigung dieses schwerwiegenden Mangels zogen Paul Steingen und seine Familie in die vordere, zur Speestraße hin gelegene Wohnung. Paul starb 1973 als Witwer. Sein letztes Lebensjahr verbrachte er, schwer erkrankt, im Hause seiner Tochter Ruth.



Paul Steingen (vordere Reihe, Dritter von rechts) nach einer in Rumänien erlittenen schweren Kopfverletzung (Durchschuss) im Kriegslazarett in Posen im Jahre 1917

In die hintere Wohnung des ehemaligen Wirtschaftsgebäudes zog der eineinhalb Jahre nach Paul im „Merks“-Haus geborene Bruder **Otto** mit seiner Familie. Otto machte nach der Schule eine Lehre als Klempner und Installateur bei einer Düsseldorfer Firma an der Oststraße. Jeden Morgen fuhr er mit dem Zug nach Düsseldorf, von der Mutter mit Henkelmann und Butterbrot versehen. Oft kam er erst spät am Abend von der Arbeit nach Hause. Auch nach der Lehre arbeitete er eine Zeit lang bei seiner Firma, dann musste auch er Soldat werden. Wenigstens er kehrte ohne Verwundung zurück und fand wieder eine Arbeitsstelle in Düsseldorf. 1924 heiratete er die Düsseldorferin **Anne**



Baubeschreibung für den Umbau des Scheunen- und Stallgebäudes hinter dem „Merks“-Haus zu einem Zweifamilienhaus

Strack und zog mit ihr in eine Wohnung in der Theodorstraße in Rath, wo auch Sohn **Franz** geboren wurde. Nach einigen Jahren kam die Familie nach Lintorf und wohnte „Im kleinen Feld“. Dort kam Tochter **Otti** zur Welt. 1936 erfolgte dann der Umzug in das umgebaute Wirtschaftsgebäude des „Merks“-Hauses. Hier wurde die Tochter **Genovefa** geboren. Später, als die Mädchen größer waren, mussten sie abends zum Schlafen ins „rote Häuschen“ gehen, da in der Wohnung der Eltern zu wenig Platz war. Als **Otti** später **Hugo Mendorf** heiratete, bezog das junge Paar eine kleine Wohnung in der oberen Etage des „roten Häuschens“, und Schwester **Genovefa** kehrte zum Schlafen wieder in das hintere Haus ihrer Eltern zurück.

Otto machte sich nach dem Zweiten Weltkrieg selbstständig, 1948 legte er seine Meisterprüfung ab. Seine Werkstatt hatte er zunächst in einem Holzschuppen, der auf der Terrasse der umgebauten Scheune hinter seiner Wohnung stand. Später eröffnete er ein Geschäft in den Räumen des „Merks“-Hauses, in denen zuvor sein jüngerer Bruder **Martin** eine Werkstatt und ein Uhrengeschäft betrieben hatte. Sie befanden sich im rechten Teil des „roten Häuschens“. Wollte man etwas in Ottos

Fachgeschäft für sanitäre Installation kaufen, musste man eine Klingel betätigen, und Ottos Frau **Anne** kam aus ihrer Wohnung in der ehemaligen Scheune durch den Garten geeilt, um den Laden für den Kunden zu öffnen.

Im Jahre 1961 übergab Otto sein Geschäft an seinen Sohn **Franz**, der Büro und Lager an die Duisburger Straße verlegte.

Heute führt der Enkel **Rainer Steingen** den Betrieb weiter. Otto starb nach kurzer Krankheit im März 1979.

Die nächsten beiden Kinder von **Friedrich** und **Elisabeth Steingen**, die im „Merks“-Haus geboren wurden, waren zur Abwechslung einmal Mädchen: **Therese** („Tresa“) und **Elisabeth** („Lia“).

Noch während der Schulzeit musste **Therese** wie ihre anderen Geschwister morgens vor Schulbeginn Brötchen für das elterliche Geschäft austragen. Nach der Schulzeit half sie im Geschäft und im Haushalt der Eltern mit. Später lernte sie Kochen und arbeitete in Düsseldorf als Haushälterin bei verschiedenen Arbeitgebern. In Düsseldorf lernte sie auch ihren Mann **Peter Seul** kennen, Maler- und Anstreichermeister wie ihr Bruder **Paul**. Nach ihrer Heirat im Jahre 1927 wohnten auch **Peter** und **Therese Seul** zunächst im

Haus „Am Merks“. Ihre beiden Kinder **Hilde** und **Alfred** wurden dort geboren.

1934 kauften sie schräg gegenüber an der Ecke Speestraße / Am Graben (heute: Wedenhof) ein Grundstück von der katholischen Kirchengemeinde und bauten dort ein eigenes Haus mit einem Ladengeschäft, das sie zunächst an den Lintorfer Frisör **Paul Nüsser** vermieteten. Im Jahre 1940 kaufte **Paul Nüsser** von **Friedrich Steingen** ein zum „Merks“-Haus gehörendes Grundstück und baute dort ein eigenes Haus mit Frisörsalon. Heute steht dort die Filiale der Deutschen Bank. Auch das Frisörgeschäft existiert noch an der gleichen Stelle. **Peter Seul** machte sich nun ebenfalls selbstständig und eröffnete im früheren Frisörsalon ein Fachgeschäft für Tapeten, Farben und Lacke. Nach **Peter Seuls** frühem Tod 1950 übernahm der erst zwanzigjährige Sohn **Alfred** das elterliche Geschäft. Heute befinden sich im Hause **Seul** eine Pizzeria und ein Optikergeschäft. **Therese Seul** starb hochbetagt im Jahre 1997. Sie wurde fast 100 Jahre alt.

Elisabeth verlebte eine ähnliche Kindheit wie ihre Schwester. Auch sie half nach der Schulzeit im Geschäft und Haushalt der Eltern mit. Später arbeitete sie eine Zeit lang im Haushalt ihres Veters **Johann Steingen**, der vor dem Ersten Weltkrieg als Bauer den späteren **Derichs-Hof** im **Soesfeld** bewirt-



Vier Steingen-Geschwister bei einem Besuch in Köln. Stehend von links: Otto, Fritz und Lia. Sitzend: **Therese** („Tresa“). Die Aufnahme entstand 1916



Die Speestraße 1953/54. Rechts Haus und Frisörsalon von Paul Nüsser. Auf der sich anschließenden Wiese befindet sich heute der Parkplatz vor den sogenannten Geißler-Häusern. Im Hintergrund Gebäude der Bäckerei Steingen

schaftete. Danach war sie mehrere Jahre in einem Düsseldorfer Haushalt tätig.

Im Jahre 1920 war sie Lintorfs erste Schützenkönigin nach dem Ersten Weltkrieg. Der Büscher **Fritz Kröll** hatte „den Vogel abgeschossen“ und konnte weder Ehefrau noch Freundin vorweisen. So fragte er kurzerhand Lia Steingen, ob sie seine Königin werden wolle. Geheiratet hat sie später aber den am Lintorfer Bahnhof tätigen Bahnbeamten **Hans Steinmetz** aus dem Saarland. Nach der Hochzeit im Jahre 1926 zog das junge Paar in die Heimat des Bräutigams, wo dieser Bahnhofsvorsteher wurde. Lia starb 1988 in Neunkirchen, als einziges Kind weit entfernt vom Elternhaus an der Speestraße 10.

Wie seine Schwester Lia wurde das jüngste der neun Kinder des Ehepaars Friedrich und Elisabeth Steingen schon im neuen Jahrhundert geboren. **Martin Steingen** besuchte die alte katholische Dorfschule am Heintges. Seine beiden letzten Schuljahre fielen in den Ersten Weltkrieg. Schon vier Wochen nach der Schulentlassung begann seine Lehrzeit als Uhrmacher bei

der Firma „Brodens Nachfolger“ am Ratinger Markt. Sie endete vier Jahre später, am 1. Mai 1923, mit der Gesellenprüfung. Während der Inflationszeit war Martin eine Zeit lang arbeitslos und musste im Tiefbau sein Brot verdienen. Dann half er zu Hause in der väterlichen Kohlenhandlung aus. Sein Bruder Fritz,



Schützenkönig Fritz Kröll mit seiner Königin Lia Steingen im Jahre 1920

gelernter Schreiner, hatte ihm inzwischen eine Uhrmacher-Werkbank angefertigt, auf der er nebenher für Bekannte und einige Geschäfte Uhren reparierte. Das nötige Werkzeug hatte er sich zwischenzeitlich zugelegt.

Von 1924 bis 1926 lernte er in Betrieben in Bayern und Württemberg die Herstellung und die Montage von Uhren kennen. Danach arbeitete er wieder in der näheren Heimat, zunächst bei August Broden auf der Oberstraße in Ratingen, dann bei einem Uhrmacher in Moers, bei dem er auch zeitweise wohnte. Später wurden ihm die zu reparierenden Uhren nach Lintorf gebracht und er setzte sie an seiner eigenen Werkbank im „Merks“-Haus wieder instand. Im August 1933 machte er sich dort selbstständig und meldete ein Gewerbe an. Seine Werkstatt richtete er im ehemaligen Musikzimmer seines mittlerweile verstorbenen Bruders **Fritz** ein. Als dann 1935 seine Schwester Therese mit ihrem Mann Peter Seul ins neue Haus gegenüber zog, wurde deren Küche frei. Da diese hinter der Werkstatt lag, konnte Martin durch einen Wanddurchbruch beide Räume miteinander verbinden. Nach dem Kauf einer neuen Ladeneinrichtung richtete er sich ein schönes Geschäft mit gutem Warenangebot ein.

Das Geschäft florierte, und schon 1939 konnte sich Martin Steingen das Eckgrundstück Am Graben / Speestraße genau gegenüber dem „Merks“-Haus kaufen. Es gehörte der Familie Jakobs, die im benachbarten Haus „Am Rieps“ wohnte, das ja auch einmal **Johann Peter Melchior**s Elternhaus gewesen war. Im Januar 1940 heiratete er **Else Krudewig** aus Krefeld, die er auf der Lintorfer Kirmes kennengelernt hatte. Das junge Paar bezog eine Wohnung auf der Duisburger Straße, direkt gegenüber der Evangelischen Schule. Hier wurden auch die drei Söhne **Jürgen, Bernd** und **Horst** geboren. Schon kurze Zeit später musste Martin Soldat werden. Als er fast fünf Jahre später nach Hause kam, wurden zunächst einmal die Geschäftsräume renoviert, denn sein Geschäft war nach seiner Einberufung geschlossen worden. Außerdem mussten einige Schäden am „Merks“-Haus besei-

Mit Anstand belehrt

Wir waren neun Jahre alt, und am Dickelsbach war Kirmes. Rudi und ich kauften ein Los und gewannen ein schweres Stück Porzellan und darin eine Uhr: die war umrahmt von Blattwerk und Ranken, und durch die Ranken zogen sich goldene Linien, die sich nach oben hin in Schleifen verloren und in eine goldene Krone mündeten – ein Kunstwerk!

Wir gingen zu Martin Steingen, dem Uhrmacher, ob er uns sagen könne, was das wert sei. „Jungens“, sagte der Meister, „diese Uhr ist so kostbar, ihr Wert so unschätzbar, das kann man in Geld nicht ausdrücken.“ Wir wussten auf der Stelle, was gemeint war, fühlten uns mit Anstand belehrt und trollten uns.

kn



Josef Doppstadt
(1910 - 1979)

tigt werden, die durch Artilleriebeschuss gegen Ende des Krieges entstanden waren. Das Nachbarhaus **Klotz** war dabei ja sogar zerstört worden.

Die aus den Kriegsjahren im geschlossenen Geschäft verbliebene Ware war in der Zeit des Tauschhandels bis zur Währungsreform 1948 ein guter Grundstock zum Wiederbeginn. 1952 konnten Martin und Else Steingen dann auf ihrem bereits erworbenen Grundstück ein Wohn- und Geschäftshaus bauen und das Uhrengeschäft wurde in das neue Haus auf der anderen Straßenseite verlegt. Heute wird es von Sohn **Jürgen**, seiner Frau **Ursula** und Enkel **Dirk** bereits in der dritten Generation weitergeführt.

Martin Steingen war in vielen Ver-



Uhrmachermeister Martin Steingen
(1905 - 1985)

einen aktiv. Er war Mitglied in der DJK, dem katholischen Kirchenchor St. Cäcilia, dem MGV „Sängerbund“ und dem „Angerlandchor“.

Im „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ war er jahrelang Vorstandsmitglied. Bei Heimatabenden trat er als beliebter Conférencier auf. Auch politisch war er für seinen Heimatort tätig. So gehörte er der letzten Amtsvertretung des Amtes Angerland, das Ende 1974 aufgelöst wurde, als CDU-Ratsmitglied an. Martin Steingen starb überraschend im Jahre 1985, wenige Tage nach seinem 80. Geburtstag.

Im Jahre 1935, als Martin Steingen im rechten Teil des „Merks“-Hauses sein Uhrmachergeschäft mit Werkstatt eröffnete, konnten seine Eltern **Friedrich und Elisabeth Steingen** das Fest der „Goldenen Hochzeit“ feiern. Es wurde mit vielen Gästen und Gratulanten am 9. Mai freudig und festlich begangen. Neben den Eltern wohnte auch Martins 19 Jahre ältere, verwitwete Schwester **Maria** noch im „roten Haus“. Maria Ingenhoven hat viel für ihre Familie getan. Außer um ihre eigene Tochter **Elisabeth** kümmerte sie sich um die früh mutterlos gewordenen Kinder ihres Bruders Paul und führte diesem zeitweise den Haushalt. Ihrem Bruder Martin hielt sie in der ersten Zeit Laden und Werkstatt in Ordnung und bediente sogar die Kunden, wenn ihr Bruder verhindert war. Vor allem aber pflegte sie 18 Jahre lang ihre kranke Mutter, die im Jahre 1938 zwei schwere

Schlaganfälle erlitt, von denen sie sich nie mehr recht erholte. Marias Tochter Elisabeth heiratete im Jahre 1935 **Josef Doppstadt**, der sich später um seine Heimatgemeinde Lintorf große Verdienste erwarb. Von 1947 bis 1974 gehörte er dem Lintorfer Gemeinderat an, zunächst für die Zentrumspartei, später für die CDU. Am 4. Dezember 1950 wurde er zum stellvertretenden Bürgermeister gewählt. Wegen seiner Verdienste verlieh ihm der Lintorfer Gemeinderat in seiner letzten Sitzung am 30. Dezember 1974 den Titel „Ratsältester“. Er war Gründungs- und Vorstandsmitglied des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“. Als ihre Mutter Elisabeth Steingen 1956 verstarb, zog Maria Ingenhoven in das Haus ihrer Tochter an der Speestraße 38.

Trotz ihrer Krankheit konnte Elisabeth Steingen mit ihrem Mann Friedrich im „Merks“-Haus noch das Fest der „Diamantenen Hochzeit“ und die „Eiserne Hochzeit“ feiern.

Der Tag der „Diamanthochzeit“ war der 9. Mai 1945, der Tag nach der Kapitulation des „Dritten Reiches“. Natürlich war nicht an eine große Feier zu denken. Verwandte von auswärts konnten nicht anreisen. Immerhin hatten die Nachbarn in der Zeit vorher Mehl, Fett, Eier und andere Nahrungsmittel gesammelt, so dass für Essen und Trinken gesorgt war.

Bei herrlichem Wetter ging es morgens im geschlossenen Zug zur



„Eiserne Hochzeit“ am 9. Mai 1950.
Friedrich und Elisabeth Steingen auf dem Weg zur St. Anna-Kirche

St. Anna-Kirche. Am Straßenrand standen amerikanische Besatzungssoldaten und fotografierten. Der amerikanische Ortskommandant hatte wegen des Steingen-Jubiläums sogar das abendliche Ausgehverbot in Lintorf eine Stunde auf 21 Uhr hinausschieben lassen.

Prächtig gefeiert wurde dagegen der Jubeltag der „Eisernen Hochzeit“ am 9. Mai 1950. Viele Helfer hatten das „rote Haus“ und die Speestraße in ein Meer von Blumen, Girlanden und Fahnen verwandelt. Ganz Lintorf war auf den Beinen. In einem wahren Triumphzug ging es zur Kirche, das Jubelpaar fuhr in einer festlich geschmückten Kutsche. Schulkinder rezitierten Lieder und Gedichte. Alle Lintorfer Vereine und das Tambourkorps der Bruderschaft gratulierten und trugen zur Verschönerung des Tages bei. Die Festrede hielt **Amtsbürgermeister Peter Bongartz**. Bundespräsident **Heuss** und die Landesregierung sprachen schriftliche Glückwünsche aus, und sogar der NWDR Köln berichtete über das Ereignis. Den Dank für die Familie sprach Martin Steingen.

Friedrich Steingen verstarb am 2. Februar 1951 im Alter von 95 Jahren. Seine letzten Worte sprach er in Lintorfer Mundart: „Dann mott ech jetzt woll sterve“.

Seit dem 21. November 1950 war Fritz Steingen Ehrenmitglied des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“, und er starb wenige Tage nach einem Heimatabend des Vereins, an dem er noch teilgenommen und

bei dem sein Schwiegersohn **Josef Doppstadt** Lintorfer Mundart vorgetragen hatte.

Nach Friedrich Steingens Tod gab es einige Veränderungen im „Merks“-Haus.

Sein Sohn Hermann, der jetzt in Duisburg-Wedau beschäftigt war, zog im Alter mit seiner Frau Lisbeth wieder ins elterliche Haus zurück. Als **Martin Steingen** ein Jahr später sein Geschäft in das neue Haus verlegte, eröffnete Bruder Otto, wie schon erwähnt, im rechten Teil des Hauses sein Fachgeschäft für sanitäre Installation. Anfang der 1960er-Jahre – Sohn **Franz Steingen** hatte Büro und Lager des Installationsbetriebes an die Duisburger Straße verlegt – mietete Schreinermeister und Bestattungsunternehmer Heinz Kleinrahm das Ladengeschäft und richtete dort ein Sarglager ein,

weil, so versicherte mir eine Tochter, die Särge zu Hause manchmal schon aus Platzmangel im elterlichen Wohnzimmer standen.

Anfang der 1960er-Jahre wurde auch das letzte unbebaute Grundstück aus dem zum „Merks“-Haus gehörenden Acker- und Wiesengelände verkauft. Das Ehepaar **Karl und Else Kleine** erwarb es von der Erbgemeinschaft Steingen, die damals etwa 20 Personen umfasste, um dort ein Wohn- und Geschäftshaus zu errichten. Es beherbergte bis zum Jahre 2008 das Schuhgeschäft **Stuke**. Heute wird das Geschäft von einem Pächter betrieben.

Schon zur damaligen Zeit wurde das „Merks“-Haus regelmäßig rot gestrichen und die Fugen wurden sogar mit weißer Farbe nachgezogen. **Josef Melchert**, der mit seiner Frau im denkmalgeschützten Ulenbroich-Haus lebt, machte in den Jahren 1958 bis 1961 bei Anstreichermeister **Alfred Seul** seine Lehre. Er erinnert sich, dass er als Lehrling den Giebel des „roten Häuschens“ streichen musste, weil die älteren Herren aus der Steingen-Familie nicht mehr auf die hohe Leiter steigen wollten.

Am 23. August 1964 starb Hermann Steingens Frau Elisabeth plötzlich und unerwartet nach einem Herzanfall. Ihre Tochter **Milli Jansen** und deren Mann **Peter** entschlossen sich daraufhin, aus ihrem bisherigen Wohnort Duisburg nach Lintorf in das „rote Häuschen“ zu ziehen, um Vater Hermann im Alter zu betreuen.



Milli und Peter Jansen bei einer Veranstaltung der St. Sebastianus-Bruderschaft



Das Haus „Am Merks“ im Jahre 1977

Peter Jansen war gelernter Konditor und führte mit seiner Frau bis in die späten Fünfzigerjahre eine eigene Konditorei mit Café in einem Eckhaus in der Duisburger Stadtmitte, nicht weit vom Hauptbahnhof. Später gab er das eigene Geschäft auf und übernahm eine Handelsvertretung für die Backmittelfirma Gebrüder Jung KG in Frankfurt am Main.

Bevor die beiden jedoch das „Merks“-Haus bezogen, machte Milli Jansen zur Bedingung, dass das Sarglager nicht im Haus bleiben dürfe. Heinz Kleinrahm verlegte es daraufhin in das frühere Frisörgeschäft von **Jean Schröder** an der Angermunder Straße (heute Konrad-Adenauer-Platz).

Neben seinem Beruf engagierte sich Peter Jansen schon bald auch im gesellschaftlichen Bereich seines neuen Wohnortes Lintorf. Er trat der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft bei und war lange Fahnenträger der Stammkompanie. In der katholischen Kirchengemeinde St. Anna wurde er Mitglied im Kirchenvorstand und war zur Amtszeit von **Pfarrer Franz Mezen** verantwortlich für die Betreuung des „Hauses Anna“.

Peter Jansen war sehr musikalisch. Er absolvierte eine Gesangsausbildung. Eine Zeit lang konnte man seinen Bariton bei Opernaufführungen in Düsseldorf bewundern, wo er als Komparsen im Opernchor auftrat. Aus dieser Zeit stammte seine gute Bekanntschaft zu Kammersänger **Rudolf Schock**, der damals ein Engage-

ment in Düsseldorf hatte und wie Peter Jansen aus Duisburg stammte.

Viele Lintorfer werden sich erinnern, wie sorgfältig er das rote „Merks“-Haus pflegte. Er setzte die Tradition fort, es in regelmäßigen Abständen mit einem neuen Farbanstrich zu versehen. Auch er zog die Fugen sorgfältig mit weißer Farbe nach. Vor den Fenstern blühten im Sommer rote Geranien, um die sich Milli Jansen kümmerte.

Die Kinder der Eheleute Jansen, **Marlis** und **Peter**, verbrachten einen Teil ihrer Jugend im „roten Haus“. Peter Jansen studierte später Medizin. Während des Studiums lernte er seine Frau **Birgit** kennen. Von 1980 bis 1987 lebten die beiden in der vorderen Woh-

nung des ehemaligen Wirtschaftsgebäudes hinter dem „Merks“-Haus, nachdem Schreinermeister **Wilfried Kröll**, der vorher dort gewohnt und das Haus umgebaut und renoviert hatte, ausgezogen war. Hier wurde auch Tochter **Sabrina** geboren. Ende 1987 bezogen Dr. Birgit und Dr. Peter Jansen ihr neues Haus an der Kalkstraße.

Im Jahre 1968 starb Hermann Steingen nach kurzer, schwerer Krankheit. Auch nach seinem Tod lebten Peter und Milli Jansen weiter im „Merks“-Haus. Am 2. Juni 1990 verstarb Peter Jansen im Alter von 78 Jahren. Seine Frau wohnte dann 15 Jahre lang allein im „roten Häuschen“ bis zu ihrem Tod im September 2005. Sie wurde 92 Jahre alt.

Kurz vorher, am 1. Mai 2005, war ein letztes Mitglied der Steingen-Familie in das frühere Wirtschaftsgebäude gezogen. **Mirko Steingen**, ein Enkel Martin Steingens, lebte mit seiner Frau **Patricia** bis zum 30. November 2009 in diesem Haus, das im August 2010 abgerissen wurde. Ihr gemeinsamer Sohn **Noah** war der letzte Steingen, der im Bereich des „Merks“-Hauses geboren wurde und dort im Jahre 2008 seine Tauffeier erleben konnte.

Nach dem Tod von Milli Jansen stand das „rote Haus“ einige Jahre lang leer - ein Zustand, der keinem Bauwerk gut bekommt. Der beginnende Zerfall zeigte sich



Rückseite des „Merks“-Hauses im Jahre 2003. Damals war Milli Jansen die letzte Bewohnerin

bald innen und außen. Die Eigentümergemeinschaft wollte die an einer Hauptgeschäftsstraße gelegene Immobilie nebst Grundstück gern verkaufen und stellte beim Bauamt der Stadt Ratingen einen Abrissantrag für das „Merks“-Haus und für das ehemalige Stallgebäude im Hinterhof. Derartige Anträge gehen zunächst einmal zur Begutachtung an die Untere Denkmalbehörde bei der Stadt Ratingen, die beim Amt für Stadtplanung, Vermessung und Bauordnung angesiedelt ist und sich im „Technischen Rathaus“ an der Minoritenstraße 3 befindet. Die Denkmalbehörde lehnte den Abrissantrag ab und benachrichtigte den Landeskonservator beim Rheinischen Amt für Denkmalpflege in Pulheim-Brauweiler. Nach einer Besichtigung des Objektes durch den Landeskonservator wurde das „Merks“-Haus im Herbst 2007 unter Denkmalschutz gestellt. Bei dem gegen Ende des 18. Jahrhunderts erbauten Wohnstallhaus handele es sich um eines der ältesten Gebäude Lintorfs und es sei das letzte derartige Gebäude im Ortskern, so steht es im Gutachten des Landeskonservators. Und weiter heißt es: Es ist „... bedeutend für die Geschichte des Menschen, da es ein authentisches Dokument jahrhundertalter gültiger Wohn- und Wirtschaftsformen ist [...]. Die Innenraumdisposition ist unverändert geblieben. Ebenso sind noch Teile der Innenausstattung wie die Holzterasse [...], die Vertäfelung des Flures mit historischer Bemalung, ein Flurschrank, umputzte Deckenbalken, historische Türblätter und Fensterrahmen vorhanden.“

Aus verständlichen Gründen wehrte sich die Erbgemeinschaft zunächst gegen den Beschluss, das Haus unter Denkmalschutz zu stellen. Die meisten der mehr als 20 Erben waren zwischen 70 und 90 Jahre alt. Sie wären selbst nicht in der Lage gewesen, das Haus zu sanieren oder sanieren zu lassen. Außerdem wäre es auch saniert schwer als Wohnhaus zu vermarkten gewesen.

Für die Denkmalschützer galt es nun, eine geeignete Nutzung für das „Merks“-Haus zu finden. **Anna-Maria Voss**, die zuständige Sachbearbeiterin bei der Unteren



Rückseite der Küche von Peter und Milli Jansen. Hier befand sich einmal die Backstube von August und Friedrich Steingen. Heute ist es die Küche von „täglich ... Haus Merks“

Denkmalbehörde konnte sich eine Nutzung als Heimatmuseum für Lintorf vorstellen, das vielleicht vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ betrieben werden könnte. Ein solches Projekt ist jedoch von einem gemeinnützigen Verein und mit ehrenamtlichen Kräften weder finanziell noch logistisch zu schaffen. Man denke nur an die Folgekosten.

Die unterschiedlichen Interessen der Denkmalbehörde und der Eigentümergemeinschaft drohten schließlich, in einer gerichtlichen Auseinandersetzung zu enden.

In einer öffentlichen Sitzung des Bezirksausschusses Lintorf/Breit-

scheid am 20. Dezember 2007 waren das „rote Haus“ und der drohende Prozess das zentrale Thema des Abends. Nach einer gemeinsamen Besichtigung des Hauses wurde im Sitzungssaal des alten Lintorfer Rathauses in Anwesenheit vieler Mitglieder der Erbgemeinschaft über das brisante Thema diskutiert. Als Vertreter des Lintorfer Heimatvereins wurde ich in einer Sitzungsunterbrechung um eine Stellungnahme gebeten. Ich teilte mit, dass der Heimatverein die Erhaltung des Hauses sehr begrüßen würde, dass aber auch die Interessen der Erben so weit wie möglich berücksichtigt werden müssten. Der Antrag einer Fraktion des Bezirksausschusses, dem möglichst baldigen Abriss des „maroden Hauses“ zuzustimmen, um der Stadt Ratingen unnötige Prozesskosten zu ersparen, wurde von der absoluten Mehrheit der Bezirksausschussmitglieder abgelehnt.

Sowohl die Untere Denkmalbehörde als auch Ratinger Vereine und Organisationen bemühten sich nun, einen geeigneten Investor zu finden, der bereit war, die Immobilie zu erwerben und das „rote Häuschen“ unter Anleitung des Denkmalschutzes zu sanieren. Dabei wurden vonseiten der Stadt Zuschüsse des Landes NRW zur Instandsetzung des Hauses in Aussicht gestellt. Außerdem sollte es einem möglichen Investor gestattet werden, das nicht unter Denkmalschutz stehende ehemalige Wirtschaftsgebäude hinter dem Haus abzureißen und auf



Zur Sicherung des Hauses wurden im Frühjahr 2008 Strebeneingezogen, die ein Wegbrechen der Giebel verhindern sollten

dem Gartengrundstück ein neues Wohnhaus zu errichten.

Eine Zeitlang passierte gar nichts, und es wurde wieder still um das kleine Haus. Im Frühjahr 2008 mussten die Giebel auf Anweisung der Denkmalbehörde durch eingezogene Streben gesichert werden, um das Haus vor weiterem Verfall zu bewahren.

Im Laufe des Jahres 2008 zeichnete sich dann doch eine Lösung ab, mit der alle Beteiligten leben konnten. Der junge Höseler Architekt **Sven van Gelder**, Geschäftsführer einer in Essen ansässigen Entwicklungsgesellschaft für Bauprojekte und mit Erfahrung bei Sanierungen älterer Bauten, erwarb die Immobilie von der Eigentümergemeinschaft und war bereit, das „Merks“-Haus zu retten unter Einhaltung der Auflagen des Denkmalschutzes. Schon vor längerer Zeit war ihm das leerstehende Gebäude in Lintorf aufgefallen, und als Fachmann sah er gleich, welche Möglichkeiten in dem kleinen Häuschen steckten, das da so keck in die Speestraße hineinragte. Während eines Frankreichurlaubs mit Freunden fiel am 7. Mai 2008, zwei Tage vor seinem Geburtstag, in einem kleinen Bistro in Marseille die endgültige Entscheidung: Ich gehe das Wagnis ein und kaufe das „rote Häuschen“. Seine Freunde bestärkten ihn in seinem Vorhaben.

In Abstimmung mit der Unteren Denkmalbehörde entwickelten Sven van Gelder und seine Bauleiterin **Sandra Weyer** ein interessantes Konzept für das „Merks“-Haus: in den unteren Räumen entsteht ein kleines Caféhaus mit un-



Ausbesserung des Dachstuhl im Februar 2010.
Der alte Farbanstrich wurde bereits beseitigt

terschiedlichen Angeboten vom frühen Morgen bis zum späten Abend. In der ehemaligen Backstube von **Friedrich und Karl Steingen** wird die Küche untergebracht. Die oberen Zimmer können gastronomisch nicht genutzt werden, da die gesetzlich vorgeschriebene Kopfhöhe für Publikumsverkehr nicht gegeben ist. Hier werden ein Büro, Räume für das Personal und Lagermöglichkeiten geschaffen. Später kommt als Betreiber und Pächter des Café-Bistros **Michael Schwarz** mit ins Boot, der seine Ideen zur geplanten Nutzung mit einbringt.

Im Dezember 2009 wurde dann mit den Restaurierungsarbeiten begonnen. Ein Bauschild verkündete den Lintorfern die geplante Sanierung des „roten Hauses“. Passanten, die erstaunt stehenblieben, reagierten zunächst skept-

tisch und abwartend, zumal von außen wenig von den Arbeiten im Haus zu sehen war. Diese anfängliche Stimmung wandelte sich im Verlauf der Bauarbeiten und schlug um in Vorfreude und Begeisterung. Nun blieben viele Vorbeigehende stehen, um durch die Fenster einen Blick in das Innere werfen zu können.

Nachdem wegen der großen Feuchtigkeit im Haus zunächst der alte Fußboden herausgerissen worden war, wurde eine neue Bodenplatte aus Betonestrich mit eingelassener Fußbodenheizung auf den gestampften Lehm Boden eingebracht und der Fußboden insgesamt tiefer gelegt. Deutlich sichtbar waren die Restaurierungsarbeiten erst, als das Häuschen im Februar 2010 eingerüstet wurde. Mittels eines Sandstrahlgebläses entfernte man die alte rote Farbe, und das Dach wurde saniert. Nach der Entfernung der alten Pfannen und dem Austausch einiger maroder Dachbalken kam es am 28. Februar 2010 zu einer ernsthaften Bedrohung des kleinen Hauses, als der Orkan „Xynthia“ über das Rheinland hinwegfegte. Lustigerweise erfolgte ein erster Notruf beim Lintorfer Heimatverein. „Euer Häuschen fliegt weg, der Sturm hat die Pläne aufgerissen“, teilte uns ein aufgeregter Heimatfreund mit. Schnell wurden der Eigentümer und die Rätin-ger Feuerwehr benachrichtigt, und unsere braven Freunde vom Löschzug Lintorf sorgten sofort für die Sicherung des Dachstuhl, bevor es zu größeren Schäden kam.



Im Dezember 2009 begannen die Restaurierungsarbeiten



Sven van Gelder bei der Eröffnungsfeier am 30. September 2010

Sowohl der Eigentümer Sven van Gelder als auch wir vom Heimatverein sowie viele Lintorfer Bürger hätten es gern gesehen, wenn das Haus mit seinen rohen Ziegelwänden ohne Putz oder Farbanstrich hätte prunken können. Leider waren die Steine jedoch so porös, dass sie Wasser aufgesogen hätten und es im nächsten Winter zu Frostschäden gekommen wäre. Daher musste das Haus wieder einen Farbanstrich bekommen. Natürlich wurde dann das allen Lintorfern wohlbekannte „Ochsenblutrot“ gewählt.

Die Sanierungsarbeiten gingen nun zügig voran, innen wie außen. Einige der Originalfenster, die Haustür und die Türblätter im Innern des Hauses konnten aufgearbeitet und wieder eingesetzt werden. Im August wurde das ehemalige Wirtschaftsgebäude im Garten abgebrochen und das Gelände planiert. Hinter dem künftigen Caféhaus soll eine Terrasse für Außengastronomie mit etwa 45 Sitzplätzen entstehen, die hoffentlich im nächsten Jahr viele Besucher anzieht. Dort wird auch die alte Pumpe mit Steintrog, die früher im kleinen Innenhof zwischen dem „roten Haus“ und dem Stallgebäude stand, wieder zu Ehren kommen – restauriert natürlich, so verlangt es der Denkmalschutz.

Weiter hinten im Garten baut Sven van Gelder ein Wohnhaus mit Flachdach. Insgesamt sind fünf altengerechte und barrierefreie Mietwohnungen in dem Gebäude vorgesehen. Der kleine Verbindungsweg von der Speestraße zum Parkplatz neben dem Rathaus und den Wohnungen von „Fontanna“ bleibt übrigens entgegen früheren Planungen erhalten.

Während der gesamten Restaurierungsarbeiten wurde das Projekt „Haus Merks“ betreut von **Anna-Maria Voss** und ihrer für Lintorf zuständigen Mitarbeiterin **Sabine Jarrass** von der Unteren Denkmalbehörde der Stadt Ratingen sowie der Bauleiterin **Sandra Weyer** in enger Absprache mit



Michael Schwarz, Betreiber des neuen Bistro-Cafés

dem Eigentümer und dem Betreiber des Caféhauses.

Michael Schwarz, der bereits ein kleines italienisches Restaurant in Hösel betreibt, hat „große Pläne mit dem kleinen Häuschen“. Die drei Räume des Caféhauses, das den Namen „täglich ... Haus Merks“ trägt, wurden mit alten Möbeln und Einrichtungsgegenständen ausgestattet. So gibt es eine Theke aus dem Hessischen von 1923, eine alte Anker-Registrierkasse aus der gleichen Zeit und eine Kaffemaschine von 1948. Beim Dorffest mit Handwerkermarkt am 4. und 5. September 2010 konnten interessierte Besucher einen ersten Blick auf die teilrestaurierten Räume des Café-Bistros richten. Der Andrang war riesengroß. Seit dem 1. Oktober ist das Haus nun für hoffentlich sehr viele Gäste geöffnet. Am Tag vorher fand eine kleine offizielle Eröffnungsfeier statt für alle am Bau beteiligten Personen sowie für Freunde des Eigentümers und des Betreibers. **Bürgermeister Harald Birkenkamp** kam zu einem Kurzbesuch vorbei, um Lintorfs neues Schmuckstück kennenzulernen. Auch der Lintorfer Heimatverein war zur Feier gebeten worden. Als Dank für den Mut, das „Merks“-Haus trotz vieler Widrigkeiten und Auflagen sowie hoher Sanierungskosten für Lintorf zu erhalten und es zu einem kleinen Juwel unseres Ortsteils werden zu



Zufriedene Gesichter kurz vor der Eröffnung. Von links: Anna-Maria Voss (Untere Denkmalbehörde), Sandra Weyer (Bauleiterin), Peter Mentzen (Stellvertretender Vorsitzender des Lintorfer Heimatvereins) und Sabine Jarrass (Untere Denkmalbehörde)



Ein geschnitztes Straßenschild aus Eichenholz mit der alten Adresse bis 1928 war das Geschenk des Heimatvereins zur Eröffnung

lassen, schenkte der Heimatverein dem neuen Eigner des Hauses und seinem Pächter ein geschnitztes Holzschild mit der Aufschrift „Viehstraße 185“, der alten Adresse des Hauses bis 1928. Das Eichenbrett wurde gestaltet von dem Ratinger Künstler **Yildirim Denizli** im Stil der alten Straßenschilder, wie sie früher in Lintorf üblich waren.

Die Lintorfer Heimatfreunde sehen im restaurierten „Merks“-Haus ei-

ne große Bereicherung für unsere Speestraße. Es ist ein Lichtblick, ein Hingucker zwischen den vielen Neubauten der 1960er-Jahre, die diese Straße oder auch den Lintorfer Markt so nachhaltig verändert haben. Wir wünschen dem Besitzer und dem Pächter des Hauses für die Zukunft viel Erfolg und danken ihnen für ihr Engagement. Wir danken aber auch den Denkmalschützern für ihr Durchhalten.

Quellen:

Notariatsprotokolle, Dokumente und Briefe aus dem Nachlass der Familien Friedrich und Hermann Steingen

Theo Volmert

„Familie Wilhelm Steingen - Metzgerei an der Angermunder Straße“ aus der „Quecke“ Nr. 20/21 vom September 1954

Martin Steingen

„Familie Fritz Steingen – Kohlenhandlung und Bäckerei an der Speestraße“ aus der „Quecke“ Nr. 20/21 vom September 1954

Martin Steingen

„Erinnerungen an Heimat und Elternhaus“ aus der „Quecke“ Nr. 55 vom Oktober 1985

Manfred Buer

„Stammbaum der Familien Steingen“ aus der „Quecke“ Nr. 78 vom Dezember 2008

Ich danke **Mirko Steingen** für die Einblicke, die er mir in die Urkunden und Dokumente seiner Vorfahren gewährt hat und Uhrmachermeister **Jürgen Steingen** für die vielen mir geduldig erteilten Hinweise und Auskünfte.

Manfred Buer



täglich

... Haus Merks

Täglich Frühstück

Hausgemachter Kuchen

Wechselnder Mittagstisch

Cocktails

Bierbar

**Speestraße 10
40885 Ratingen Lintorf
Tel.: 0 21 02 - 30 999 30**

Die Villa von Ende in Lintorf

Bis zum Ende der 1960er-Jahre befand sich an der Duisburger Straße 109, genau gegenüber der Heinrich-Schmitz-Schule („Bücher Schule“) eine Villa, die dort zu Beginn des 20. Jahrhunderts errichtet worden war. Bauherren waren der Bankkaufmann **Gustav Eduard von Ende** und seine Frau Lisette Friederike Caroline Antonie, geborene **de Groot**. Gustav Eduard von Ende, 1850 in Werden geboren, hatte seine aus Bochum stammende Frau am 27. Oktober 1875 in deren Heimatort geheiratet. Das junge Paar bezog nach der Hochzeit eine Wohnung an der Nibelungenstraße 7 in Bochum, in der auch die vier Kinder der Familie zur Welt kamen: der erstgeborene Sohn **Carl Hugo Eduard** am 9. Dezember 1876, danach die Töchter **Antonie Ida** (*11. November 1878), **Alma** (*25. September 1881) und **Meta** (*21. Februar 1884).

Zu Beginn des neuen Jahrhunderts wohnt die Familie von Ende nicht mehr in Bochum. Während Tochter Alma in den Jahren 1900 bis 1903 auf dem Sonnenwall 40 in Duisburg lebt, scheinen die Eltern und Tochter Meta eine Villa auf der Böcklinstraße in Düsseldorf bezogen zu haben, so beweisen es Briefe und Karten aus der Familie, die uns vorliegen. Wahrscheinlich war Gustav Eduard von Ende aus



Gustav Eduard von Ende und seine Frau Lisette Friederike Caroline Antonie, geborene de Groot

beruflichen Gründen nach Düsseldorf gezogen. Wo sich die beiden anderen Kinder – Carl Eduard und seine Schwester Toni - zu dieser Zeit aufhielten, ließ sich nicht ermitteln.

Es ist zu vermuten, dass sich der in Düsseldorf tätige Gustav Eduard von Ende kurz nach der Jahrhundertwende nach einem geeigneten Grundstück in der Nähe umschaute, um sich dort eine seinem Namen und Stand angemessene Villa errichten zu lassen. Er fand dieses Grundstück an der Duisburger Straße in Lintorf. Den Einzug der Familie in die auf diesem

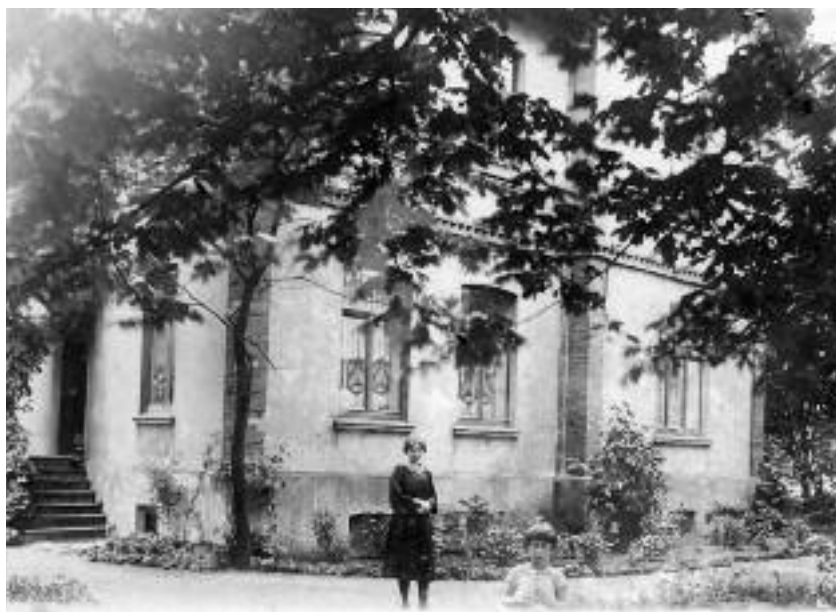
Grundstück erbaute „Villa von Ende“ hat er wohl nicht mehr erlebt. Er starb im Dezember 1904 im Alter von nur 54 Jahren. Die näheren Umstände seines Todes bleiben ein wenig geheimnisvoll.

Die Witwe von Ende, so zeigt es ein Kondolenzbrief vom 24. Dezember 1904, hält sich zum Weihnachtsfest 1904 bei ihren mütterlichen Verwandten, der Familie **Beindorf** in Sterkrade, auf.

Erst im Jahre 1905 haben die Witwe und ihre drei Töchter die neue Villa in Lintorf bezogen. Zur damaligen Zeit wurden die Häuser in Lintorf noch durchnummeriert, es gab noch keine Adressen mit Straßenbezeichnungen. Die „Villa von Ende“ trug die Hausnummer 86½.

Über das Schicksal des Sohnes Carl Hugo Eduard von Ende ist nichts weiter bekannt. Er ist wahrscheinlich gar nicht mehr mit den anderen Familienmitgliedern in das Lintorfer Haus umgezogen, zu diesem Zeitpunkt war er bereits 29 Jahre alt. Die drei Schwestern dagegen haben das Haus bis zu ihrem Tode bewohnt. Alle drei blieben unverheiratet.

Nur eine von ihnen, **Alma**, erlernte einen Beruf, sie wurde Buchhalterin. Von 1923 bis 1934 hielt sie sich in Amerika auf. Sie fuhr mit dem Dampfer MS „Reliance“ von Hamburg nach New York, wo sie am 9. November 1923, am Tag des Hitler-Putsches in München, eintraf. Die Schiffspassage wurde



Die „Villa von Ende“ in den 1920er-Jahren

von ihrem Cousin **V. Kromberg**, der schon längere Zeit in den Vereinigten Staaten lebte, bezahlt. Bei ihm wohnte sie auch während ihres Aufenthaltes in New York. Die Adresse lautete: 175, Jamaica Avenue.¹⁾

In der schlechten Zeit nach dem Ersten Weltkrieg – Inflation und Weltwirtschaftskrise – scheint die großbürgerliche Familie von Ende immer mehr verarmt zu sein. Geldzuweisungen aus den USA halfen ihr zu überleben. Sie kamen zunächst vom Cousin der drei Schwestern, später dann, als Alma dort ihrem Beruf als Buchhalterin nachging, überwies sie regelmäßig Geldbeträge an die Schwestern in Lintorf.

Im Jahre 1934 kehrte Alma nach Deutschland zurück und zog wieder zu ihren Schwestern in die Lintorfer Villa. Sie arbeitete weiter als Buchhalterin, zunächst in Düsseldorf, nach dem Zweiten Weltkrieg bei der Lintorfer Samenzucht-Firma Paas & Co.

Als Alma für elf Jahre nach Amerika ging, war die Mutter bereits verstorben. Alle Karten und Briefe aus den 1920er-Jahren sind nur noch an die drei Schwestern gerichtet. Dass Lisette Friederike Caroline Antonie von Ende vor 1929 verstorben ist, wird auch durch die Tatsache erhärtet, dass sich über sie im Stadtarchiv Ratingen keine Daten finden lassen. Mit der Gebietsreform von 1929/30 kam Lin-



Alma von Ende während ihres Amerika-Aufenthaltes zwischen 1923 und 1934



Postkarte Alma von Endes an ihre beiden Schwestern in Lintorf vom 16. August 1925. Die Karte zeigt die Ansicht eines Badestrandes in Long Island, New York. Der Text lautet:

„Liebe Toni und Meta!
Anbei eine Ansicht vom Strand. Waren heute Nachmittag mit Auto hier und konnte man Leben sehen. Ist es dort auch so heiß? Hoffentlich ist meine Post alle angekommen. Wie gehts Euch? Hoffentlich gesundheitlich ziemlich. Schreibt mir bitte bald und viel.
Nun 1000 Grüße an Euch beide
Alma“

torf zum neu gebildeten Amt Ratingen-Land (später, ab 1950 Amt Angerland). Davor gehörte Lintorf zur Bürgermeisterei Angermund. Während Personalunterlagen aus dem Amt Ratingen-Land (Angerland) im Stadtarchiv vorhanden sind, gibt es so gut wie keine Daten aus der alten Bürgermeisterei Angermund.

Toni, die älteste der drei Schwestern, war, so berichten es Zeitzeugen, die „grande dame“ im Hause, gab den Ton an und organisierte alles. **Meta**, die Jüngste, wie ihre Schwester **Toni** ohne Berufsausbildung, führte den beiden anderen den Haushalt. Allerdings war sie die Eigentümerin der Villa und des riesigen Grundstückes, so sagt es ein Katasterauszug des Preußischen Katasteramtes (Kreis Düsseldorf-Mettmann, Gemarkung Lintorf) vom 24. Mai 1934. Als Nachbarn sind angegeben der Kaufmann **Richard Kluge** (Steinzeugröhrenfabrik Lintorf GmbH) - Grundstück und Wohnhaus gehören heute der **Firma Rebs** – und der Landwirt **Peter Laufs**.

Ursprünglich gehörte auch das Grundstück **Richard Kluges** (heute: Villa Rebs und anschließendes Firmengelände) zum Besitz der Familie von Ende. Wahrscheinlich haben sie es in den 1930er-Jahren aus wirtschaftlichen Gründen verkaufen müssen.

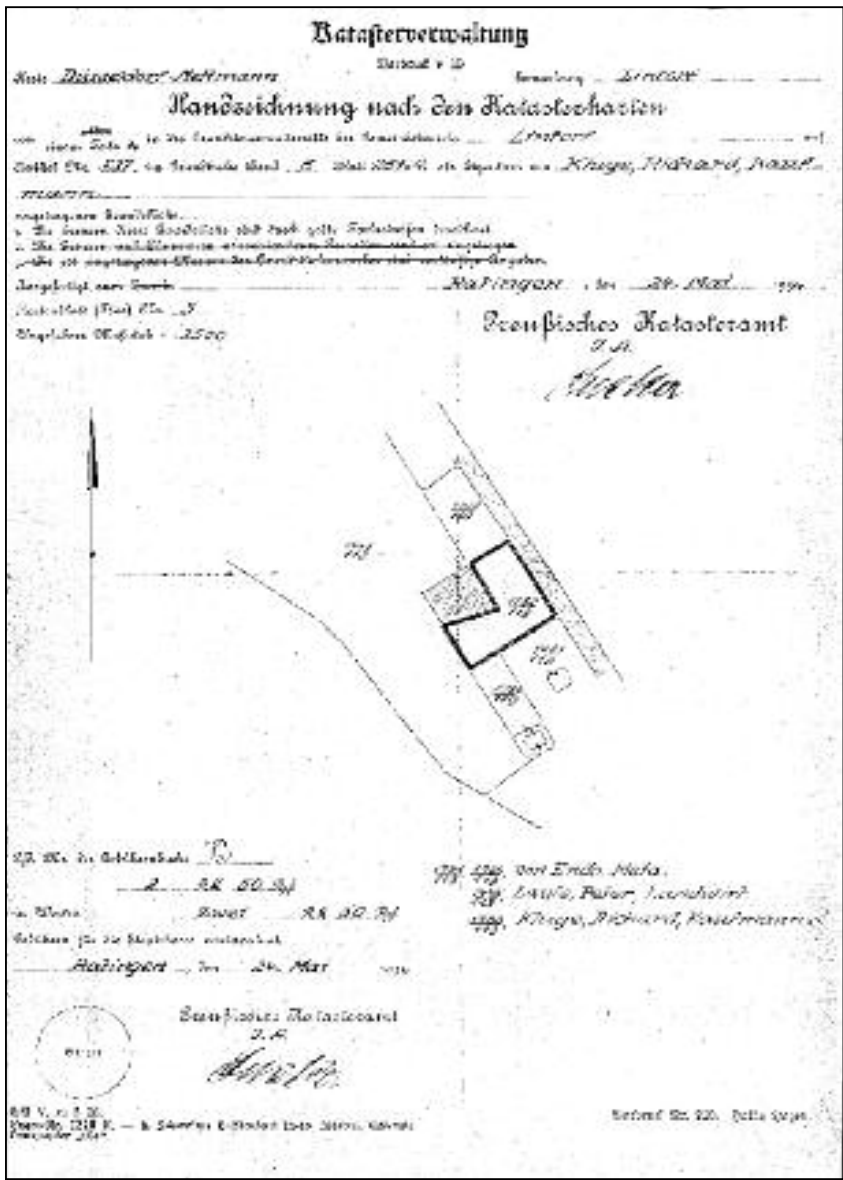
Auf dem verbliebenen Grundbesitz der Familie befanden sich außer der Villa ein riesiger Park und ein weiteres Haus, das wohl einst vom Personal der von Endes bewohnt wurde.

Nach 1934 veräußerten die Schwestern einen weiteren Teil des Grundstückes mit dem daraufliegenden „Gesindehaus“. In diesem Haus hinter der Scheune des Bauern Laufs, das übrigens heute noch steht, befand sich lange eine Heißmangel.

1) **Quelle:** The Statue of Liberty-Ellis Island Foundation, New York



Metallkugeln, die in der Villa als Raffhalter für die schweren Vorhänge an den Jugendstilfenstern Verwendung fanden



Die Handzeichnung aus der Katasterkarte vom 24. Mai 1934 zeigt Meta von Ende als Besitzerin des Villengrundstücks. Die benachbarten Grundstücke des Kaufmanns Richard Kluge gehörten einst auch zum Besitz der Familie von Ende



Truhe aus der ehemaligen „Villa von Ende“



Fuß eines runden Ausziehtisches aus dem Salon der „Villa von Ende“

Im Laufe der Zeit verwilderte auch der Park immer mehr und der äußere Glanz der einstigen Villa verblasste. Teile des Hauses wurden vermietet. So wohnte eine langjährige Lehrerin der Büscher Schule, **Katharina Kaisers**, in ihrer Lintorfer Zeit in der Villa. Eine ehemalige Schülerin, die sie in ihrer Wohnung aufsuchen musste, erzählt, die Einrichtung der Villa habe altmodisch gewirkt, mit Troddeln an den Lampen und vielen alten Truhen, die auf Kinder wie Säрге wirkten. Auch habe es ein wenig muffig gerochen.

Der pensionierte Lehrer **Jablonski**, Schwiegervater des Lintorfer Lehrers **Franz Mendorf**, hat ebenfalls mit einem unverheirateten Sohn im Hause von Ende gelebt.

In Ehrkamps Geschäft, nicht weit von der Villa entfernt, kaufte der Sohn zum Wochenende Orientzigaretten, der Vater Weißbrot.

Später sollen auch die **Geschwister Pinternagel**, die in der Ratinger Innenstadt eine Samenhandlung betrieben und wohl mit den Schwestern von Ende befreundet waren, im Haus an der Duisburger Straße gewohnt haben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte sich im waldartigen Park mit Duldung der Schwestern ein Mann namens **Krüll** ein Erdloch gegraben, über dem er eine Holzhütte errichtete. Hier lebte er mit seinem Schäferhundmischling. Er war eine Art Hausfaktotum, kehrte die Straße, gärtnernte und führte klei-



Margarete Kampmann (rechts) und ihre Schwester Antonie Mölke im Eingang der Villa

nere Reparaturen durch. Er sollte nicht bei den Damen im Hause wohnen, lehnte aber einen angebotenen Wohnplatz im Keller ab.

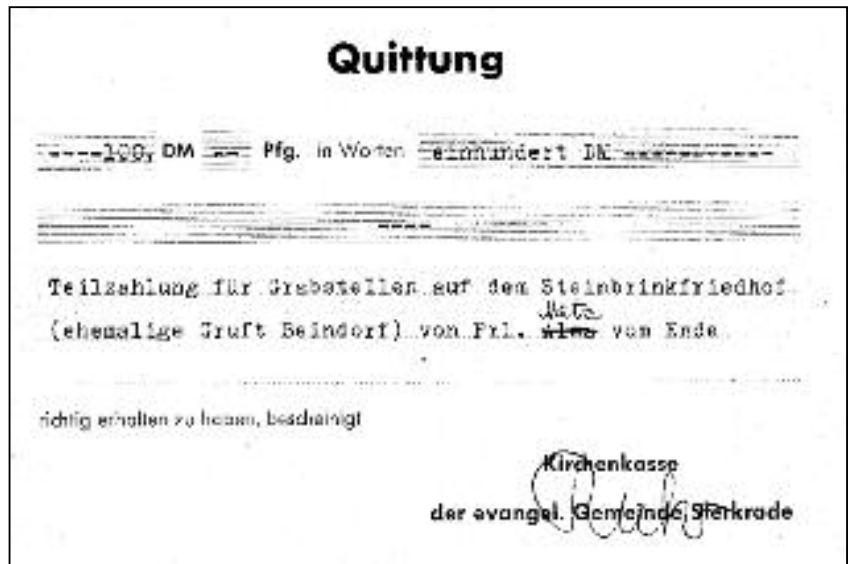
Neben seinem Hausdienst soll er auch als Nachtwächter irgendwo in Ratingen gearbeitet haben.

Es gab auch Einweisungen von Flüchtlingen und Vertriebenen durch das Wohnungsamt in die Villa. So kam beispielsweise die Familie **Josef Schneidersmann** dort unter, die aus dem niederländischen Roermond nach Lintorf gekommen war.

In den 1960er-Jahren wurden zahlreiche Zimmer der Villa von Ende an ausländische Arbeitnehmer („Gastarbeiter“) vermietet. Die Miete betrug pro Zimmer 10 DM!



Meta von Ende in den 1960er-Jahren an der Grabstätte des Oberingenieurs Carl Beindorf in Sterkrade, in der ihre beiden Schwestern und später auch sie beigesetzt wurden



Alle drei Schwestern verstarben in den 1950er- und 1960er-Jahren in ihrer Wohnung in der Villa an der Duisburger Straße: Alma als Erste im Alter von 76 Jahren an Herz-muskelschwäche am 13. September 1957, dann Toni 82-jährig am 24. April 1960 und schließlich Meta im Alter von ebenfalls 82 Jahren am 13. Januar 1966.

Die Lintorferin **Margarete Kampmann** hat sich vor allem um Meta von Ende in deren letzten Lebens-jahren rührend gekümmert. Sie kaufte ein, versorgte und pflegte Meta bis zu ihrem Tod.

Die Schwestern wurden auf dem Friedhof der Evangelischen Kirchengemeinde an der Steinbrinkstraße in Oberhausen-Sterkrade beerdigt. Sie fanden ihr Grab in der Gruft von **Carl Beindorf**, Oberingenieur in der Gutehoff-

nungshütte Oberhausen, so verkündet es die auf dem Grab stehende Stele. Die Grabstätte wurde anlässlich des Todes ihrer Schwester Toni 1960 von Meta von Ende nachgekauft.

Die Heiratsurkunde der Eltern gab schließlich Auskunft über die Verbindung der Familie von Ende mit Carl Beindorf: die Großmutter mütterlicherseits der drei Schwestern war eine geborene Beindorf, Carl Beindorf vermutlich deren Bruder.

Eine direkte Verwandtschaft der drei Schwestern mit der Industriel-familie **Krupp** ließ sich leider nicht nachweisen. Zwar war **Margarethe Krupp** (* 1854, † 1931), die Frau von **Friedrich Alfred** und Mutter von **Bertha Krupp**, eine geborene Freiin von Ende, doch war ihr Vater **Karl Ludwig August**,



Die „Villa von Ende“ kurz vor dem Abriss Ende der 1960er-Jahre

Baugrube für die Neubebauung des Grundstückes von Ende an der Duisburger Straße.
Links erkennt man die Scheune des Bauern Laufs, rechts daneben das frühere
„Gesindehaus“, in dem sich später eine Heißmangel befand

Freiherr von Ende, Oberpräsident der preußischen Provinz Hessen-Nassau, nicht der Großvater der drei Schwestern, denn dieser trug den Namen **Theodor von Ende**. Eine entfernte Verwandtschaft kann aber sicher angenommen werden.

Nach dem Tod Meta von Endes wurden Villa und Grundstück von der Erbin an den Bauunternehmer **Schwarz** verkauft.

Nachdem die letzte Mieterin, die Lehrerin **Riedel** von der Büscher Schule, ausgezogen war, wurde die Villa abgerissen.

An der Duisburger Straße wurden auf dem Grundstück mehrere Mehrfamilienhäuser errichtet.

Wertvolle Hinweise und Informationen zur Familie von Ende gaben:

Stadtarchiv Ratingen

Stadtarchiv Bochum

Riele Wenke, geborene Laufs

Antonie Mölke

Lothar und Wolfgang Kampmann

Ihnen allen sei herzlich gedankt.

Die 98-jährige **Maria Molitor**, die ihre Kindheit und Jugend bis zu ihrer Heirat im Jahre 1934 im elterlichen Haus und Geschäft **Ehrkamp** an der Ecke Duisburger Straße/Breitscheider Weg, also nicht allzuweit von der Villa von Ende entfernt, verbrachte, hat uns ihre Erinnerungen an die Villa und ihre Bewohner aufgeschrieben und uns damit wertvolle Anregungen gegeben, nähere Nachforschungen anzustellen:

Die Villa von Ende stand in Lintorf auf der Duisburger Straße (alte Bezeichnung: Lintorf 86 ½) gegenüber der Heinrich-Schmitz-Schule, für uns alte Lintorfer die Büscher Schule.

Die Familie von Ende ist 1905 von Sterkrade nach Lintorf gezogen, demnach ist die Villa 1904/1905 erbaut worden. Oben am Giebel stand in großen Lettern: Villa von Ende. Die Bewohnerinnen der Villa, drei adelige Damen, sind mir noch gut in Erinnerung. Als Schulkind habe ich die Damen in der 10-Uhr-Pause immer mit frischen Brötchen versorgt.

Jeden Morgen um 8.30 Uhr bekamen wir von der Bäckerei Steingen an der Viehstraße, jetzt Speestraße, 100 frische Brötchen zum Verkauf. War die 10-Uhr-Pause da, rannte ich nach Hause, schnappte mir die Tüte mit den Brötchen (vier Brötchen kosteten damals 10 Pfennige) und brachte sie zur Villa von Ende.

Die Villa stand inmitten eines großen Parkes mit fremdartigen Bäumen und Sträuchern. Die Wege waren verschlungen angelegt, so recht zum Lustwandeln, aber nie sah ich die Damen dort spazieren gehen. Zur Villa ging es ein paar Stufen hoch über eine Eisentreppe, dieselbe hatte ein Rautenmuster und knarrte bei jedem Schritt. Nun zog ich die Klingelschnur, und Fräulein Meta öffnete mir die Tür. Meta war eine kleine unauffällige Person, sie sah immer egal aus, dunkel gekleidet, nie ein Lächeln, nie ein freundliches Wort. Für mich hieß sie: „Die menschenscheue Meta“. Still nahm sie die Brötchen in Empfang, manchmal sah ich eine dicke schwarz-weiße Katze um ihre Beine streichen, dann verschwand sie wieder hinter einem dunklen Vorhang in das Kellergeschoss, dort war die Küche. Brachte ich nachmittags einen Korb mit Lebensmitteln, nahm sie wieder den Korb, verschwand hin-

ter dem Vorhang und brachte mir genau so still denselben zurück.

Neben Meta bewohnten noch die Schwestern Toni und Alma die Villa. Die erste Etage war vermietet. Die Villa von Ende war für mich immer geheimnisvoll, in den Fluren herrschten ein Halbdunkel und ein modriger Geruch. Zur Südseite des Hauses lag ein großer Gemüsegarten, umgeben von einer hohen Weißdornhecke. Die Hecke grenzte zur einen Seite an die Duisburger Straße, sie wurde nie beschnitten, war undurchsichtig und ein paar Meter hoch. An der Südseite endete der Garten an den Stallungen des Bauern Peter Laufs. Zwischen Garten und Stallmauer war ein schmaler Fußweg, der zu einem rückwärtig gelegenen kleinen Haus führte. Das Haus gehörte früher zur Villa von Ende und war wohl für das Personal gebaut worden. Die Villa mit dem ganzen Drumherum machte einen vornehmen, aber ungepflegten Eindruck. Die Besitzer hatten wohl schon bessere Tage gesehen.

Die Damen von Ende waren immer Kundinnen in unserem Geschäft, aber Näheres über ihre Herkunft wussten meine Eltern auch nicht, wohl, dass sie Verwandte der Familie Krupp in Essen sein sollten. Fräulein Toni war die Älteste, sie ist 1878 geboren, Alma 1881, Meta 1884.

Fräulein Toni ging jeden Nachmittag zum Fünfuhrzug, der nach Düsseldorf fuhr. Sie war immer elegant gekleidet, ein schickes Hütchen mit Halbschleier auf dem Kopf, Schuhe



Eingangsgeländer und Balkon der Jugendstilvilla waren aus Gusseisen

Theodor von Ende
○

Helene von Ende
geborene Arens

Heinrich de Groot
○

Christina Friederike de Groot
geborene Beindorf

Gustav Eduard von Ende
1859 † 1904
in Werden

○
27. 10. 1875
Bochum

Lisette Friederike Caroline Toni (Antonie) de Groot
1852
in Bochum

Trauzugeen: 1) Hugo de Groot 1851
Bruder der Braut
2) Lisette Beindorf 1833

Carl Hugo Eduard
9. 12. 1876
Bochum

Antonie Ida
1. 11. 1878
Bochum
† 24. 4. 1960
Lintorf

Alma
25. 9. 1881
Bochum
† 13. 9. 1957
Lintorf

Meta
21. 2. 1884
Bochum
† 13. 1. 1966
Lintorf

Die drei Schwestern wurden begraben auf dem evangelischen Friedhof in
Oberhausen-Sterkrade (Steinbrinkstraße)
in der Gruft des **Carl Beindorf** (Oberingenieur in der GHH)



Toni von Ende in den 1920er-Jahren

mit hohen Absätzen, ein Handtäschchen am Arm, eine zarte Parfümwolke um sich, so eilte sie zum Bahnhof. Die Frauen bei uns im Laden steckten die Köpfe zusammen, tuschelten und nickten vielsagend mit den Köpfen. Als Kind sah ich das alles, hatte aber keine Ahnung, warum es sich handelte, ehrlich gesagt, weiß ich es bis heute nicht, weil es mir niemand gesagt hat. Meine Mutter hat nie über die Damen von Ende erzählt. Sie hat nie berichtet, was ihr die Leute im Laden zugetragen haben, manchmal sagte sie: „Et Volk löppt on lücht.“ (Das Volk läuft und lügt.)

Fräulein Alma arbeitete in Düsseldorf in einem Büro, sie fuhr morgens mit dem Zug nach Düsseldorf und kam nachmittags zurück. Sie war immer schlicht, aber gut gekleidet. Fräulein Meta machte den Haushalt, es war kein Personal da. Ein Bruder oder eine Schwester lebte in Amerika, ihnen musste es



Alma (links) und Toni von Ende im Salon der Villa

dort finanziell gut gehen, denn sie schickten ihren Schwestern jeden Monat Dollars. Der Dollar stand damals in den Zwanzigerjahren auf 4,20 Mark. Die Damen von Ende liebten die Lebensmittel bei uns immer aufschreiben und bezahlten Ende des Monats mit Dollars. Mit großem Interesse habe ich mir die Scheine immer angesehen. Welche meiner Schulfreundinnen hatte schon Gelegenheit Dollars zu sehen?

Einmal brachte ich nachmittags die Lebensmittel, es öffnete mir Fräulein Toni, sie führte mich in den Salon. Der Raum war lichtdurchflutet. Sie bat mich, in einem Schaukelstuhl Platz zu nehmen. Das war das erste Mal in meinem Leben, dass ich in einem Schaukelstuhl schaukelte. Dann bot sie mir auf einem Silbertablett feinste Pralinen an. In meinem kindlichen Sinn dachte ich: „Sie haben so wenig Geld und essen so feine Pralinen.“ Wir verkauften bei uns im Geschäft Cremehütchen und Kokosflocken, die waren preiswert. Mit den Dollars, die meine Eltern bekamen, konnten die Damen nicht alle Rückstände begleichen, so vereinbarten sie, dass wir das vorhandene Klavier in Zahlung nehmen sollten. Doch es kam anders. Der vereinbarte Abholtermin war da, der Vater und die Brüder wollten das Klavier abholen, doch es war verschwunden, die Damen hatten es schon verkauft.

Der große Park mit dem Baumbestand und den verwünschten Nischen wäre für uns Kinder der ideale Ort zum Nachlauf- und Versteckspiel gewesen. Obwohl das Tor nie verschlossen war, liefen wir nicht hinein, es war immer geheimnisvoll dort.



Meta von Ende mit ihren Hunden (1960er-Jahre)

Die Tante (= Gertrud Molitor vom Hof Groß-Diepenbroich an den Banden) hatte auch ein Erlebnis in der Villa von Ende. Als Kind musste sie frische Eier dorthin bringen. Sie wurde in ein Zimmer am anderen Ende des Flures gebeten. Auf dem Boden lag ein Tigerfell mit Kopf. Die Augen funkelten im Halbdunkel, das kleine Trautchen dachte, es läge ein gefährliches Untier dort. Vorsichtig zog es sich die Schuhe aus und ging auf Zehenspitzen um das Untier herum. Nachher sah es, dass das Tier nicht lebte, sondern präpariert war.

Als ich 1934 heiratete und nicht mehr im elterlichen Geschäft tätig war, habe ich die Damen von Ende aus den Augen verloren. Margarethe Krupp, die Frau von Alfred Krupp aus Essen, war eine geborene von Ende, geboren 1854. Sie war eine Tochter von August Freiherr von Ende und das vierte Kind von zehn Geschwistern. August Freiherr von Ende starb im Jahre 1889. Als Erste von den Damen ist Alma am 13. September 1957 verstorben, Toni verstarb am 24. April 1960 und Meta verstarb als Letzte am 12. Januar 1966. Die Villa mit Park und Garten vermachten die Damen von Ende an eine Betreuerin, welche die adeligen Damen bis zu ihrem Tode versorgt und gepflegt hat. Die Villa wurde abgerissen und auf dem ganzen Gelände Wohnhäuser gebaut. So ist für die Büscher ein altvertrautes Haus aus unserem schönen Lintorf verschwunden.“

Maria Molitor
Manfred Buer

Die Lintorfer Heimatfreunde möchten ihrem lang-jährigen Mitglied **Antonie Mölke** einen ganz besonderen Dank aussprechen. Sie hat nicht nur mit wertvollen Auskünften zur Aufhellung der Geschichte der Villa von Ende und ihrer Bewohnerinnen beigetragen, sondern stellte uns auch Postkarten und Briefe Alma von Endes zur Verfügung, die sich in ihrem Besitz befanden. Auch einige Möbel- und Erinnerungsstücke aus der Villa schmückten ihr Haus in Lintorf. Als Antonie Mölke nun, 94-jährig, in ein Seniorenstift nach Berlin umzog, weil ihr Sohn dort lebt und arbeitet, machte sie dem Lintorfer Heimatverein eine wertvolle Truhe aus der früheren Villa von Ende zum Geschenk. Sie hat uns damit eine große Freude bereitet.

Wir danken ihr noch einmal ganz herzlich und wünschen ihr alles Gute in ihrem neuen Zuhause in Berlin.

Manfred Buer



Der Birkenbaum oder: Der Baumfreund

*Was ich nun jetzo hier berichte
ist 'ne erstaunliche Geschichte –
sie handelt – ja man glaubt es kaum
von einem alten Birkenbaum.*

*Auf Lintorf's „Krummenweger Straße“
erstaunt mich über alle Maße
ein Birkenbaum – der sturmunweht
inmitten einer Mauer steht.*

*Ein „Baumfreund“ hat beim Mauerbauen
sein Bäumchen nicht gleich „umgehauen“
und seine Mauer – nicht gelogen(!)
flugs um den Birkenbaum gezogen.*

*Was war wohl letztlich sein Entschluss,
dass dieser Baum nicht sterben muss?
Ich werd' ihn in den nächsten Tagen
mit Sicherheit 'mal danach fragen.*

*Doch wer nun meint, was ich geschrieben
wär „heiße Luft“ – und übertrieben
sollt' selber sich dort überzeugen
und dann den Birkenbaum „beäugen“.*

Horst Brink





Buchhandlung : an der Speestraße

Romane : Taschenbücher : Kunst
Kinderbücher : Reise : Sachbücher : Hobby : Geschenkbücher
Sprachen : Schulbücher : Buchbestellservice

Speestraße 35 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102 732181 Fax 732182
www.lintorfer-buchhandlung.de



REISEBÜRO **WENN MANN**

*der ideale Partner,
wenn es um Ihre Reisen geht!*

Speestraße 58 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (02102) 31058 · Telefax (02102) 32933

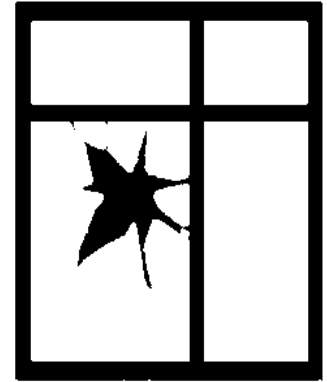


GLASEREI PETRIKOWSKI

Inh. Jörg Petrikowski

- Reparatur- und Neuverglasung
- Ganzglastüren
- Isolier- und Sicherheitsverglasung
- Spiegel
- Tischplatten
- Ganzglasduschen

Lintorfer Straße 30 · 40878 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 2 65 64 · Mobil 01 72 / 202 73 91
Fax 0 21 02 / 2 29 88 · glaserei.petrikowski@t-online.de



Familienbetrieb
seit 1965



Schmidt Umzüge

Nah/Fern, International, Privat- + Büroumzüge, Außenaufzüge,
Verpackung, sämtliche Möbelmontagen, Küchenmontagen, Wasserbettenservice,
Handwerkerservice, beheiztes Möbellager

Halskestraße 5 · 40880 Ratingen · ☎ 0 21 02 / 47 03 96
Fax 0 21 02 / 47 30 05 · E-Mail: info@schmidtumzuege.de

Medizinische Fußpflege

Bettina Hellhammer

Podologin + Krankenschwester



Am Waldrand 12
40882 Ratingen
Telefon 0 21 02/70 87 98
Fax 0 21 02/70 87 99

Termine nach Vereinbarung

VOM BOVVERT

GmbH

- ▼ 3D-Badplanung
- ▼ Solartechnik
- ▼ Heizung, Öl + Gas
- ▼ Sanitär
- ▼ Brennwerttechnik
- ▼ Komplett-Bäder

Rosenstraße 23 · 40882 Ratingen
Tel. ☎ 0 21 02/84 65 58 · Fax 0 21 02/84 62 27
<http://www.vombovert.com>

24-Stunden-Notdienst

Die Teamwerker

PRO BÜRO & KOPIER

G M B H

vormals

Kellermann

Bürobedarf · Schreibwaren · Bastelbedarf · Büropapiere · Geschenkartikel

40878 Ratingen

Düsseldorfer Straße 24
Telefon (0 21 02) 2 30 81
Telefax (0 21 02) 913869

Filiale Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 35
Telefon (0 21 02) 3 43 38
Telefax (0 21 02) 8938 13

Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile

XXIV. Einkünfte des Kölner Dompropstes Engelbert von Berg (1209)

Gerade in der 2. Hälfte des 12. und der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts waren Ratingen bzw. die Ratinger Pfarrei eng mit dem hochmittelalterlichen Kölner Erzbistum verbunden. Erinnerung sei an die Inkorporationsurkunde vom 11. Dezember 1165, die die (sicher beträchtlichen) Einkünfte der Ratinger Pfarrkirche dem Kölner Dompropst zuwies, sowie an die Güterkäufe des Kölner Erzbischofs Philipp von Heinsberg (1167-1191), der u.a. die Allode der Herren von Angermund, Heltorf und Ratingen an sich brachte. Die inkorporierte Ratinger Pfarrkirche bietet auch den Hintergrund für die nachstehende Urkunde. Mit ihr überwies der Kölner Dompropst Engelbert (von Berg) seine propstlichen Einkünfte an das Kölner Domkapitel zum Zwecke der Abzahlung seiner Schulden in Höhe von 360 Mark (Silber). Ausgenommen waren lediglich Erträge in Ratingen, (Köln-) Worringen und Erpel (am Rhein). Waring ist eine spezielle Form der Rente bzw. Abgabe.

Wir, E[ngelbert], durch die Gnade Gottes Dompropst in Köln, hoffen, dass allen, sowohl den Gegenwärtigen als auch den Zukünftigen, die dieses vorliegende Schriftstück sehen werden, bekannt sei, dass wir [hinsichtlich der Schuldentilgung] [die Einkünfte in] Ratingen behalten außer einer waring, darüber hinaus den waring-Zehnt und die [Einkünfte] des Hofes; weiter übertragen wir dem [Dom-] Kapitel eine Rente von 150 Maltern Weizen jährlich; und wir werden dort [in Ratingen] die [kirchliche] Gerichtsbarkeit ausüben mit Zurückhaltung, so dass wir dort keine Eintreibungen veranlassen. Alle übrigen weltlichen Angelegenheiten [Temporalien] des Propstes nehmen Rücksicht auf das Kapitel, sowohl Forderungen als auch alles andere außer der Gerichtsbarkeit in Erpel, die wir mit Zurückhaltung ausüben werden gleichwie [die] in Worringen, so dass wir endlich dort keine Forderungen und Ein-

treibungen vornehmen. Der Hofverband in Worringen aber gehorcht uns, damit, wenn ein Ausfall von Abgaben dort aufgetreten ist, wir diesen ersetzen. Ebenso mögen unsere zwei Pfründen und alle anderen Erträge liefern, die eintreten für die Schulden in Höhe 300 und 60 Mark, die wir dem Kapitel schulden, nachdem die Abgaben für die Brüder und die notwendigen Kosten sowohl für die Höfe als auch für die Pfründen der Brüder abgeführt wurden. Und diese Einrichtung wird dauern bis zur Abzahlung des Geldes, und wir werden dies getreulich beachten und versprechen mit dem gegebenen Eid in die Hand unseres Herrn D[ietrich], des ehrwürdigen Kölner Erzbischofs; und wir haben veranlasst, die vorliegende Urkunde unter Bekräftigung des Siegels der Kirche und unseres [Siegels] anzufertigen.

Dies wurde verhandelt im Kapitel des heiligen Petrus in Köln im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 1209 unter Vorsitz des besagten Erzbischofs in Gegenwart der Zeugen, deren Namen nachfolgend geschrieben stehen: Propst Dietrich von St. Gereon, Dietrich von St. Kunibert, Dekan Heinrich von St. Gereon.

Der Aussteller der zitierten Urkunde war der Engelbert von Berg, der später zum Kölner Erzbischof wurde (1216-1225). Engelbert war der Sohn des Grafen Engelbert von Berg (1161/63-1189), also ein Mitglied der mächtigen niederrheinischen Grafenfamilie, die ihren Herrschaftsschwerpunkt östlich des Niederrheins im Gebiet des nach ihnen benannten Bergischen Landes hatte. Die Anfänge der Grafen von Berg reichen mindestens bis ans Ende des 11. Jahrhunderts zurück. Bezeugt sind ein Adolf (I.) von Berg (1079-1106), dem ein weiterer Adolf (II., 1115-1161/63) folgte. Adolf II. beteiligte sich am (Zweiten) Kreuzzug (1147-1149) König Konrads III. (1138-1152). Anlässlich des Eintritts



Graf Engelbert II. von Berg, ab 1199 Dompropst in Köln, von 1216 bis zu seiner Ermordung im Jahre 1225 als Engelbert I. Erzbischof von Köln. Reiterstandbild vor Schloss Burg

Adolfs in das u.a. von ihm 1133 gegründete Hauskloster Altenberg (1161/63) ist es dann zur bergischen Erbteilung zwischen den Söhnen Eberhard von Altena (1161/63-1180) und Engelbert von Berg gekommen. Die Grafen von Berg hatten nach dem Ende der Duisburg-Kaiserswerther Amtsgrafschaft nach der Mitte des 12. Jahrhunderts wichtige Positionen im Gebiet zwischen Ruhr und Wupper besetzen können. Große Teile der ehemaligen Grafschaft wurden damals bergisch, ebenso die Kirchenvogteien von Kaiserswerth und Gerresheim. Dabei standen die Berger mal in Übereinstimmung, mal in Konkurrenz zu den Kölner Erzbischöfen, den mächtigsten Territorialfürsten am Niederrhein. Gerade die nach Köln inkorporierte Ratinger Pfarrkirche und die von Erzbischof Philipp von Heinsberg erworbenen Kölner Stützpunkte im Ratinger Raum müssen hierbei Beachtung finden. Solange allerdings Kölner Erzbischöfe Berger oder Verwandte der Berger waren, blieben Konfronta-

tionen aus. Vermutlich zu Beginn des 13. Jahrhunderts kam Angermund als erzbischöfliches Lehen an die Grafen von Berg und erscheint 1247 als ein Verwaltungsmittelpunkt der sich ausformenden bergischen Landesherrschaft nördlich der Wupper (späteres Amt Angermund). Graf Adolf III. (1189-1218) unterstützte im deutschen Thronstreit die Politik seines Verwandten, des Kölner Erzbischofs Adolf I. von Altena (1193-1205, 1212-1216), der zunächst auf der Seite des welfischen Königs Otto IV. (1198-1215/18), dann auf staufischer Seite stand. Für den staufischen König Friedrich II. (1212-1250) belagerte Graf Adolf III. 1215 die Kaiserswerther Pfalz bis zur Übergabe. Sicher festigten solche Aktionen weiter den bergischen Einfluss nördlich der Wupper, zumal mit Erzbischof Engelbert I. nochmals und zum letzten Mal ein bergischer Erzbischof die Geschieke am Niederrhein bestimmte.

Diesen Engelbert, geboren 1185/86, hatte nun sein gleichnamiger Vater für die kirchliche Laufbahn bestimmt. Erzogen an der Kölner Domschule, wurde er vor 1198 Propst des Kölner Georgsstiftes, 1199 in umstrittener Wahl Dompropst, 1210 Propst von St. Severin, 1213/15 auch Propst von St. Marien. Die Urkunde Engelberts von 1209 passt damit gut zum Aufstieg des jungen Mannes in der kirchlichen Hierarchie: Engelbert brauchte für seine Karriere sicher mehr als einmal Geld. 1212 nahm der Propst am Albigenserkreuzzug in Südfrankreich teil. Nachdem die beiden Kontrahenten um das Erzbistum, Adolf I. und der in der Urkunde erwähnte Dietrich I. von Hengebach (1208-1216), zurückgetreten waren, folgte 1216 Engelbert endlich als Erzbischof nach. Er festigte das durch den Thron-



Siegel des Erzbischofs Engelbert I. von Berg

streit erschütterte Kölner Erzbistum, indem er die damit verbundene Herzogsgewalt gerade gegen Herzog Walram III. von Limburg (†1226) zur Geltung brachte (1220). Nach dem Tod Graf Adolfs III. (1218) beherrschte Engelbert auch die Grafschaft Berg, die für ihn eine wichtige Verbindung zwischen den rheinischen und westfälischen Territorien des Erzbistums darstellte. Im Rheinland und in Westfalen baute der Erzbischof die kölnische Dominanz durch Burgenbau und Städtepolitik weiter aus. Nach 1220 war Engelbert Reichsverweser und Vormund für Heinrich (VII.) (1220-1235), den Sohn Kaiser Friedrichs II.; der Erzbischof krönte Heinrich 1222 in Aachen zum König. Im Streit um die Vogtei der Essener Frauengemeinschaft ging Engelbert gegen seinen Verwandten Friedrich von Isenberg (†1226) vor und wurde bei dem Versuch des Isenbergers, den Erzbischof gefangen zu nehmen, am 7. November 1225 bei Gevelsberg getötet. Die Ermordung machte aus dem Erzbischof einen Heiligen; der bedeutende

Zisterziensermönch Caesarius von Heisterbach (*ca. 1180-†1240) schrieb die Vita des „Märtyrers“ auf. Die Ermordung brachte auch insofern für das bergische Territorium Veränderungen, als dass – nach dem Aussterben der ältesten Berger – Herzog Heinrich IV. von Limburg (1225/26-1247), der Schwiegersohn Adolfs III., die Herrschaft im Bergischen übernahm und Grafen und Erzbischöfe nunmehr getrennte Wege gingen.

Literatur:

Die besprochene Urkunde von 1209 ist ediert bei: LACOMBLET, T., Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Bd.II, 1840-1848, Ndr Aalen 1960, NrHUB II 28. Zu den Grafen von Berg sei verwiesen auf: KRAUS, T.R., Die Entstehung der Landesherrschaft der Grafen von Berg bis zum Jahre 1225 (= Bergische Forschungen, Bd.16), Neustadt a.d. Aisch 1980; LÜCK, D., Zur Geschichte der Grafen von Berg bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, in: Rättinger Forum 3 (1993), S.5-18; SCHMALE, F.-J., Die Anfänge der Grafen von Berg, in: PRINZ, F. (Hg.), Geschichte und Gesellschaft. Festschrift für Karl Bosl, Stuttgart 1974, S.370-394, zum Kölner Erzbistum im Mittelalter auf: Geschichte des Erzbistums Köln, hg. v. E. HEGEL bzw. N. TRIPPEN, Bd.1: OEDIGER, F.W. (Bearb.), Das Bistum Köln von den Anfängen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, Köln 2, 1972, Bd.2,1-2: JANSSEN, W., Das Erzbistum Köln im späten Mittelalter (1191-1515), Köln 1995-2003, zu Engelbert von Berg auf: Engelbert I. von Berg, bearb. v. H. WOLTER, in: LexMA, Bd.3: Codex Wintonensis - Erziehungs- und Bildungswesen, 1986, Ndr Stuttgart-Weimar 1999, Sp.1917f; WISPLINGHOFF, E., Engelbert I. von Berg, in: Rheinische Lebensbilder, Bd.1 (1961), S.30-48. Zur Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft sowie den Beziehungen zwischen dem Kölner Erzbistum und Ratingen s. noch: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: II. Eine Königsurkunde Ludwigs des Kindes (3. August 904), in: Die Quecke 71 (2001), S.91-94; XVIII. Inkorporierung der Ratinger Pfarrkirche (11. Dezember 1165). XIX. Die Güterlisten des Kölner Erzbischofs Philipp von Heinsberg (1167/91), in: Die Quecke 75 (2005), S.194-199.

Michael Buhlmann

Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“ weiterhin zu veröffentlichen.

Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang ein gesundes und erfolgreiches Jahr 2011.

Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Streifzug durch Ratinger Postgeschichte

200 Jahre Postexpedition, Postwärteramt, Postamt, Postbankfinanzcenter
(2. Teil)

In der vorigen Ausgabe der „Quecke“ begannen wir mit dem Abdruck dieses Aufsatzes über die Ratinger Postgeschichte, verfasst vom wohl besten Kenner dieser Geschichte, Herrn **Dr. Friedrich Ahrens**, vielen Ratingern bekannt als langjähriger Vorsitzender der Ortsarbeitsgemeinschaft für Verbraucher, aber auch als Autor vieler kleinerer Veröffentlichungen zur Ratinger Postgeschichte in der örtlichen und überörtlichen Presse sowie im „Ratinger Forum“.

Im ersten Teil seiner Arbeit ging es um die Zeit von den ersten Bemühungen der Stadtverwaltung im 18. Jahrhundert, eine Poststelle der Kaiserlichen Reichspost der Fürsten von Thurn und Taxis nach Ratingen zu bekommen, bis zur Neuordnung des Postwesens im Herzogtum Berg durch die französische Besatzung zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In der diesjährigen Folge des Aufsatzes berichtet Dr. Ahrens von den Anfängen einer eigenständigen Postverwaltung in Ratingen bis zur Geschichte der Ratinger Post zur Zeit des Norddeutschen Bundes:

Der Beginn der Ratinger Post

Jetzt war die Stunde gekommen, in der Napoleon selber Großherzog von Berg war. Vom 15. Juli 1808, als Napoleon in Bayonne dem Prinzen Joachim den Thron von Neapel übertrug und sich die Bergische Großherzogswürde übergeben ließ, regierte er bis zum 3. März 1809 unumschränkt. Der Kaiser der Franzosen konnte jetzt nach Belieben über dieses Land verfügen. Von 1809 bis 1813 war dann Napoleons 1804 geborener Neffe Louis Napoléon offiziell Großherzog von Berg, doch regierte der Kaiser selbst als Vormund für ihn.

Diese Zeit war innenpolitisch für die Bergische Bevölkerung eine Zeit der Ungewissheit, denn zahlreiche einflussreiche Persönlichkeiten wie der Bergische Staatsrat wollten eine Vereinigung mit Frankreich, zum Beispiel erhofften sich die Kaufleute dadurch einen Fall der Zollschranken zwischen rechtsrheinischem (großherzoglichen) und linksrheinischem (französischen) Gebiet. Bemerkenswert ist, der Entwurf eines Ergebnisesschreibens mit der verklausulierten Bitte, das Großherzogtum Berg jetzt dem Kaiserreich einzuverleiben, stammte von dem aus Frankreich importierten Generalpostdirektor der Posten und Staatsrat **du Preuil**. Daher verwundert es nicht, wenn der Erlass einer eigenen großherzoglichen Postordnung bis zu die-

sem Tage fehlte, weil der Generalpostdirektor gerne die französische Postordnung eingeführt hätte.

Erst unter der Ägide Napoleons I. als „Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinbundes, Großherzog von Berg“ fiel auch die Entscheidung über den Erlass einer eigenen großherzoglichen Postordnung, die sich von der französischen unterschied⁴⁵⁾. Nach einigem Zögern hatte der Kaiser der Franzosen sich dazu durchgerungen.

Die von ihm erlassene Großherzoglich-Bergische Postordnung bestand aus drei Titeln:

Der Erste Titel enthielt 13 Artikel und befasst sich mit Portokosten.

Der Zweite Titel enthielt 16 Artikel und befasst sich mit „Fahrenden Posten“.

45) MÜNZBERG, Werner „Das Großherzogtum Berg als Rheinbundstaat von 1806 – 1813“, Seehaupt 1982 Anhang 47 bis 53



Der Dritte Titel enthielt 17 Artikel und befasst sich mit „Extra Posten“.

Der 1. Artikel des „Ersten Titels“ über die Reitende Post (im französischen Text De la Poste aux Lettres, also Briefpost genannt) ist besonders wichtig für Ratingen. Deswegen soll er hier wörtlich zitiert werden:

„Mit dem ersten Jänner 1809 [=1. Januar 1809] anzufangen, wird der Dienst der Brief-Post auf allen Post-Ämtern Unseres Großherzogtums, und auf jenen, welche ihrer Postverwaltung untergeordnet sind, gleichförmig seyn.

Damit ist der Beginn unserer Ratinger nicht städtischen Postverwaltung fest terminiert auf den

1. Januar 1809

und das Ratinger Postamt/Post-filiale/Postbank-Center-Filiale konnte mit Recht im Jahre 2009 seinen 200. Geburtstag begehen.

Dies wird auch deutlich, weil bereits am 7. Januar 1809 **Wilhelm Lamberz** beim Ratinger Magistrat⁴⁶⁾ erschien und sich als Postexpeditor der Großherzoglich-Bergischen Post in Ratingen vorstellte.

Eines deutlicheren Beweises über die Einrichtung der Großherzoglich-Bergischen Postexpedition in Ratingen bedurfte es nicht. Die Bestätigung ist damit auch erbracht, Wilhelm Lamberz als ersten Ratinger Postexpeditor zu bezeichnen. Des Öfteren wurde in der einschlägigen Literatur Herman Blind als erster Postexpeditor benannt. Dies ist also nicht richtig. Aber Herman Blind wird uns noch sehr eingehend beschäftigen.

Mit dieser Eintragung vom 7. Januar 1809 enden auch in den Magistratsprotokollen der Stadt Notizen über Postangelegenheiten. Die Stadt hatte gegenüber ihren Bürgerinnen und Bürgern ihre Schuldigkeit getan.

Jetzt nahmen andere Verwaltungen und Organisationen die Zuständigkeit für sich in Anspruch. Grundlage für die Post aber blieb: Die politischen Verhältnisse und die gesellschaftlichen Vorstellungen bestimmten in erster Linie das Geschehen. Die Ratinger Post ist mit ihren 200 Jahren Tätigkeit ein sehr gutes Beispiel vor Ort.

Unabhängig von den Angaben in den Magistratsprotokollen sind Angaben über die Ratinger Expedition auch in den amtlichen Unterlagen der Großherzoglich-Bergischen Posten enthalten.

Im TABLEAU des Bureaux d'Expédition des Postes & Messageries relevant les Directions du Grand Duché⁴⁷⁾ heißt es unter:

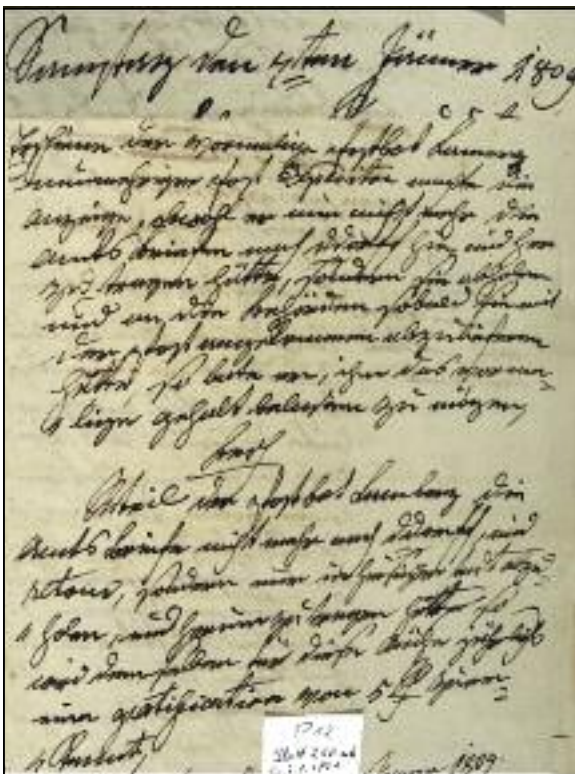
Directions	Expéditions
Düsseldorf	Benrad Kayserswerth Langenfeld Mettmann Ratingen

Im ETAT NOMINATIF⁴⁸⁾ – Verzeichnis der Postanstalten vom 2. Juni 1810 – ist bei der Postanstalt Ratingen der Postmeister Lamberz mit dem Dienstgrad eines „Expéditeur“ und einer geleisteten Kaution von 600,- (Währungsart ist nicht angegeben) aufgeführt. Sehr wahrscheinlich handelt es sich um Reichstaler oder Gulden.

46) Magistratssitzung vom Samstag, dem 7ten Jänner 1809 Ratinger Stadtarchiv Signatur P12 Blatt 250 recto

47) Landesarchiv Nordrhein - Westfalen Düsseldorf – Postakt 4166 – Briefkopie Nr. 6004 zitiert nach MÜNZBERG, Werner „Das Großherzogtum Berg als Rheinbundstaat von 1806 – 1813“, Seehaupt 1982 Anhang 56

48) Landesarchiv Nordrhein - Westfalen Düsseldorf – Postakt 4171 – Briefkopie Nr. 9813 zitiert nach MÜNZBERG, Werner „Das Großherzogtum Berg als Rheinbundstaat von 1806 – 1813“, Seehaupt 1982 Anhang 56



Samstag den 7^{ten} Jänner 1809

Erschienen der vormalige Postbot Lamerz nunmehriger Post Expeditor macht die anzeige, obwohl er nun nicht mehr die amts Briefen nach ddorf [=Düsseldorf] hin und her zu tragen hätte, sondern sie abholen und an die Behörden sobald sie mit der Post angekommen abzuliefern hätte, so bate er, ihm das vormalige gehalt belassen zu mögen,

Besch[luss]

Weil der Postbot Lamberz die amts Briefe nicht mehr nach ddorf, und retour, sondern nur in hiesiger stadt abzuholen, und herum zu tragen hätte so wird demselben für diese Mühe jährlich eine gratification von 5 rh [=Reichstalern] zuerkannt.



Nebenstehend kann man einen Brief der Ratinger Postexpedition vom 8. Juli 1811 sehen. Ratingen hat noch keinen Postabgangsstempel, wie man aus dem handschriftlichen Eintrag „Ratingen“ in der rechten oberen Ecke ersehen kann, weil Postexpeditionen zu der Zeit noch keinen Poststempel benutzen durften.

Die Ortsangabe des Postabgangsortes war sehr wichtig, weil sich danach die Portokosten berechneten.

Aus der Sammlung Dr. Ahrens

In der linken oberen Ecke steht die Bezeichnung **R.N.1**. Dies ist die Abkürzung für die Angabe „Rayon Nr. 1“. Zur weiteren Vereinfachung der Portoberechnungen schloss nämlich am 14. Dezember 1801 Frankreich mit dem Thurn- und Taxischen Reichspostgeneralat einen Vertrag, wonach eine Einteilung des Postgebietes auf deutscher Seite entlang des Rheins in 4 Zonen, „Rayons“ genannt, erfolgte. Die Einteilung begann mit der R.N.1 an der Rheinlinie, und die Gebiete etwa östlich von Hildesheim, am weitesten entfernt, trugen die Nummer R.N.4. Auf französischer Seite gab es fünf derartige „Rayons“. Ebenfalls die Zone „R.N.1“ am Rhein entlang, während Zone Nr. 5 im Südwesten Frankreichs am weitesten vom Rhein entfernt war. Im vorliegenden Fall besonders zu erwähnen ist die Verwendung des Rayonstempels „R.N.1.“ für Düsseldorf, obwohl die Thurn und Taxische Postverwaltung im Großherzogtum Berg schon längst nicht mehr bestand. Es handelt sich hierbei also um einen nachverwendeten Klassifikationsstempel. Aber auch in der sogenannten nachnapoleonischen Zeit blieben die Rayons auf beiden Seiten grundsätzlich erhalten. Sie hatten sich als sehr zweckmäßig für die damalige Portoberechnung erwiesen.

Postexpeditor Lamberz blieb sehr wahrscheinlich bis zum 31. Oktober 1810 Ratinger Postmeister. Dieses Datum ist bisher nicht verbürgt. Aber weil Herman Blind seinen Dienst bei der Post am 1. November 1810 antrat, wie sich aus den Unterlagen der Oberpostdirektion Düsseldorf heute (2008) im Landesarchiv Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf⁴⁹⁾ ergibt, ist der Termin des Ausscheidens von Lamberz sehr wahrscheinlich.

Im Tableau des Directions des Postes du Grand Duché de Berg, et des Bureaux d' Expéditions qui en relevant⁵⁰⁾ wird unter der Düsseldorfer Direktion bei der Ratinger Postexpedition Herman Blind als Postexpeditor aufgeführt.

Herman Blind stammte aus einer Familie, die sich langjährig für die Stadt Ratingen eingesetzt hatte. Schon sein Vater Friedrich Blind betätigte sich als Stadtdiener, wie das Beispiel aus den Ratsprotokollen vom 12. April 1771 zeigt. Bei der Verteilung von Steuern unter den Bürgern (Steuer Partition) arbeitete Blind senior mit. Dafür erhielten er und sein Kollege Kayser „das gewöhnliche gehalt dem alten herkommen nach beigegeben“ mit 20 Reichstalern⁵¹⁾.

Nach dem Tode des Vaters arbeitete die Wittib (=Witwe) Blind mit. Wie das Beispiel aus dem Ratsprotokoll vom 5. Juli 1798⁵²⁾ zeigt, mühte sie sich redlich ab, um ein wenig Geld zu verdienen. Sie strengte sich auch an, damit einer ihrer Söhne in die Fußstapfen des Vaters treten konnte. Sie bat den Magistrat am 20. August 1799⁵³⁾, ihrem Sohn Ludwig, der gerade 18 Jahre erreicht hätte, die Verwaltung der zweiten Stadtdienerstelle zu übertragen. Der Magistrat folgte diesem Wunsche, und so wurde Ludwig Blind vereidigt. Allerdings blieb er nicht sehr lange, denn 1801 am 15. April⁵⁴⁾ stellte er den Posten wieder zur Verfügung, um ins Ausland zu gehen und seine Profession zu erlernen. Zugleich wurde diese Position wieder besetzt mit dem Stadtdiener Buschhausen, „solange bis Witwe Blind einen fähigen Stadtdiener stellen wird“. Außerdem sollte die Witwe Blind den Dienst in der „auswendigen“ Bürgerschaft verrichten und Buschhausen die Arbeit in der

„inwendigen“ Bürgerschaft erledigen. Auch der Lohn erfuhr eine zufriedenstellende Lösung.

Frau Blind präsentierte als Nachfolger für ihren Sohn Ludwig ihren jüngeren Sohn Herman, geboren am 11. November 1784 in Ratingen, der auch angenommen wurde. Seine Vereidigung hatte sich aber aus nicht bekannten Gründen hinausgezögert und erfolgte erst am 17. November 1804⁵⁵⁾.

Herman Blind muss ein sehr geschäftstüchtiger und rühriger, aber auch skrupelloser Mensch gewesen sein. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um mit der Stadt Geschäfte zu machen. Sei es der Verkauf von Heizmaterial⁵⁶⁾ oder anderer Mittel. Eckehard Bolenz

49) Akten im Landesarchiv Nordrhein - Westfalen der Oberpostdirektion Düsseldorf 49

50) Fürstliches Thurn und Taxis Zentralarchiv Regensburg – Postakt 3333 zitiert nach MÜNzBERG, Werner „Das Großherzogtum Berg als Rheinbundstaat von 1806 – 1813“, Seehaupt 1982 Anhang 60 / 61

51) Magistratssitzung vom Veneris, dem 12ten April 1771 Ratinger Stadtarchiv Signatur P7 Blätter 33 recto und verso

52) Magistratssitzung vom Donnerstag, dem 5ten Juli 1798 Ratinger Stadtarchiv Signatur P9 Blätter 232 verso und 233 recto

53) Magistratssitzung vom Dienstag, dem 20ten August 1799 Ratinger Stadtarchiv Signatur P9 Blätter 332 verso und 333 recto

54) Magistratssitzung vom Samstag, dem 15ten April 1801 Ratinger Stadtarchiv Signatur P10 Blatt 88 verso

55) Magistratssitzung vom Samstag, dem 17ten November 1804 Ratinger Stadtarchiv Signatur P11 Blätter 178 recto und verso

56) Magistratssitzung vom Mittwoch, dem 30ten Dezember 1807 Ratinger Stadtarchiv Signatur P12 Blätter 214 verso und 215 recto

hat auf den Seiten 40 und 41 der Ratinger Stadtgeschichte die vielfältigen Geschäfte des Herman Blind aufgezählt. Er betrieb eine Schankwirtschaft, einen Ziegelofen und arbeitete noch als Postexpeditor. Kurzum ein rühriger Mensch. Man kann daher Verständnis zeigen für den damaligen **Bürgermeister Gottlieb Zilles**, der mit einem Mann nicht auskam, der bereits seit 14 Jahren in der Stadtverwaltung Dienst tat, praktisch bei allen Magistratssitzungen anwesend war und dementsprechende Kenntnisse besaß. Zilles bat **Landrat von Lasberg** Blind zu entlassen, was der Landrat auch 1818 tat.

Aber Postexpeditor blieb Herman Blind immer noch.

In seine Dienstzeit fallen wieder bedeutsame politische Ereignisse, die auch ihre Auswirkungen auf das postalische Geschehen hatten.

Die Machtverhältnisse Napoleons brachen 1813 zusammen⁵⁷⁾.

Am 10. November dieses Jahres erschienen vier Kosaken⁵⁸⁾ vor Ratingen und wollten für ihren in Wülf-rath befindlichen Kapitän wissen, ob noch französisches Militär in der Stadt sei. Auch französischen Branntwein beehrten sie, den unser Munizipalitätsdiener Herman Blind auch bereitwilligst ausschenken ließ auf Kosten der Stadt. Denn nach dem Protokoll^{noch 58)}, das am gleichen Tage um 8 Uhr abends geschrieben wurde, bat Blind den Munizipalitätsrat um Zahlung, welche auf dessen Beschluss hin der Stadttrentmeister vornehmen sollte.

Zeit des General-gouvernements Berg

Damit über den Untergang des Großherzogtums Berg auch keine Unklarheit herrschte, wurde am 14. November 1813 eine Verfügung des Präfekten vom 13. November präsentiert, aus der die Besitznahme des Großherzogtums Berg durch den kaiserlich-russischen General Jusewositsch hervorging. Diese Präfektenverfügung sollte allen Munizipalbeamten zur Einsicht präsentiert und von denselben hierüber das „vide“ (= gesehen) erteilt werden⁵⁹⁾.

Das Land wird General-Gouvernement unter dem preußischen Generalmajor **Prinz Alexander zu Solms-Lich**. Ihn vertrat vom 25. November 1813 bis 31. Januar 1814 der russische Staatsrat **Justus Gruner**^{noch 57)}.

In Ratingen erfuhr man in der Sitzung vom 27. November 1813⁶⁰⁾ über die Bildung des Generalgouvernements durch eine Weisung vom gleichen Tage. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass aus dem Protokoll nicht hervorgeht, wer die Weisung erlassen hatte. Dies ist für die Ratinger Protokollbücher sehr ungewöhnlich, denn im Allgemeinen wird angegeben, von wem die Verordnung, das Dekret oder die Weisung stammt.

Die Postorganisation änderte sich ebenfalls. Die Großherzoglich-Bergische Postverwaltung hatte aufgehört zu bestehen und die Thurn und Taxische Post übernahm wieder diese Aufgabe.

„Da zufolge höherer Bestimmung von heute an die fürstlich Thurn- & Taxische Lehnsposten in dem hiesigen Lande wieder hergestellt werden, so wird solches und dass die seither bestandene großherzoglich-bergische Postverwaltung sowohl gänzlich aufhört, hierdurch zur allgemeinen Nachricht und zur vorzüglichen Achtung aller ehemaligen bergischen Postbehörden und Offizianten hierdurch bekannt gemacht.“⁶¹⁾

Eines der ersten postalischen Belegstücke aus Ratingen aus dieser Zeit des Generalgouvernements Berg ist eine Briefhülle vom 4. Dezember 1813⁶²⁾, gerichtet an den „Polizey Director tit. Schnabel in Düsseldorf“. Rückseitig das Siegel des Absenders mit den Buchstaben J G B, Abkürzung für Johann Gottfried Brügelmann.

Noch verwendete der Postexpeditor für die Markierung des Postabgangs „Ratingen“ entsprechend der Großherzoglich-Bergischen Postverwaltung rote Stempelfarbe. Dies sollte sich ab Sommer 1814 ändern, denn dann kam wieder die alte schwarze Stempelfarbe zum Einsatz. Thurn und Taxis wollte auch mit diesem Wechsel der Stempelfarbe seine Posthoheit demonstrieren.

57) MÜNZBERG, Werner „Das Großherzogtum Berg als Rheinbundstaat von 1806 – 1813“, Seehaupt 1982, Seite 78

58) Magistratssitzung vom 10ten November 1813 Ratinger Stadtarchiv Signatur P13 Blätter 54 vers, 55 recto und verso

59) Magistratssitzung vom 14ten November 1813 Ratinger Stadtarchiv Signatur P13 Blatt 56 recto

60) Magistratssitzung vom 27ten November 1813 Ratinger Stadtarchiv Signatur P13 Blätter 58 verso und 60 recto

61) Zitiert nach: SCOTTI, J. J., Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg sowie Großherzogtum Berg galten; Düsseldorf 1821, Bd. III, S. 1524 Nr. 3455

62) Beleg aus Sammlung Dr. Friedrich Ahrens, ex Sammlung Helmut Weidle, Ratingen



Oben stehender Text lautet:
Pol[izey] Direct[ion]
Praes[entiert] 4. Dez[ember] 1813 Nr. 4
Nachrichtlich ad acta

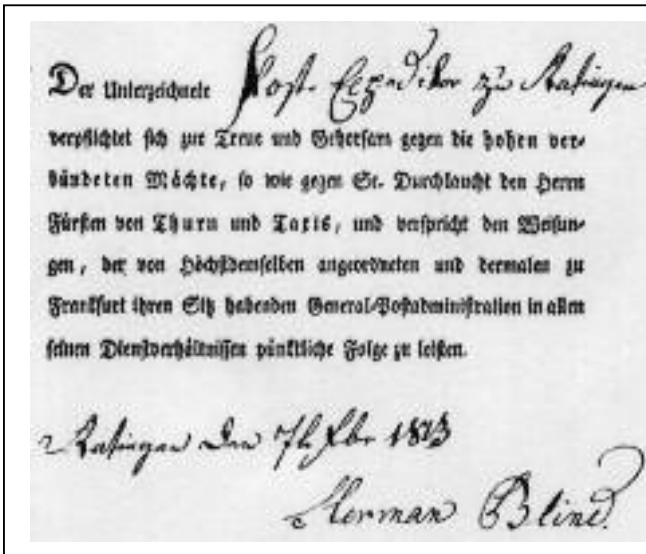
G.

Der Inhalt des Schreibens ist leider nicht erhalten geblieben, deswegen können wir heute auch keinerlei Spekulationen darüber anstellen.



Diese Briefhülle aus der Zeit des Generalgouvernements Berg ist in dreifacher Hinsicht bemerkenswert:

- 1) Der Poststempel ist ein nachverwendeter Poststempel aus der Zeit der Großherzoglich-Bergischen Postverwaltung, deutlich erkennbar an dem langen „T“-Querbalken.
- 2) Die Stempelfarbe ist jetzt nicht mehr rot, sondern schwarz, wie sie im Thurn- und Taxischen Postgebiet üblich war.
- 3) Der Brief war an den Grafen von Spee gerichtet. Reichsgraf Franz J. Anton von Spee diente schon im Großherzogtum Berg als „Präfekt“ des Rhein-departements. Bei der Neugliederung der Verwaltung, nach Abzug der Franzosen, wurde der Reichsgraf „Landesdirektor“ für den Kreis Düsseldorf. Dies blieb er bis zu seinem Ausscheiden im Jahre 1816.



Die Fürsten von Thurn und Taxis betrieben vom 1. Dezember 1813 bis 31. Juni 1816 die Post im Generalgouvernement Berg, soweit bestimmte Landesteile nicht von früher her zum Preußischen Königreich gehörten. Damit galt das Thurn- und Taxische Postregal auch in unserer Stadt.

Der Postexpeditor Blind leistete am 7. Xbr [=Dezember] 1813 ebenfalls seinen „gebührligen Eid“⁶³⁾ auf die Fürsten von Thurn und Taxis.

Der nebenstehende Text lautet:

Der Unterzeichnete *Post-Expeditor zu Ratingen* verpflichtet sich zur Treue und Gehorsam gegen die hohen verbündeten Mächte, so wie gegen Se. Durchlaucht den Herrn Fürsten von Thurn und Taxis, und verspricht den Weisungen, der von Höchstdemselben angeordneten und dormalen zu Frankfurt ihren Sitz habenden General-Postadministration in allen seinen Dienstverhältnissen pünktliche Folge zu leisten.

Beck und **Fleitmann**^{64a)} sowie **Klaes**^{64b)} befassten sich auch mit der Fortgeltung des Großherzoglich-Bergischen Postrechts während der preußischen Zeit. Beide sind der Auffassung, bergisches Postrecht hätte Fortgeltung beansprucht bis zu dem Zeitpunkt des Inkrafttretens des preußischen Postgesetzes von 1852. Klaes meint, insbesondere die im zweiten Teil der Großherzoglich-Bergischen Postordnung vom 25. Februar 1809 aufgeführten Artikel 3 und 4 über das Verbot des Transports von Gütern auf den Strecken, die die Post befuhr, wären solange gültig geblieben. Beck und Fleitmann schreiben nur allgemein von „Bestimmungen“, die in Kraft geblieben wären. Welche dieser Regelungen sie meinten, wird nicht ersichtlich. Jedenfalls entfiel die zu Zeiten des Großherzogtums eingeführte Recommandation (Einschreiben) von Briefen. Es entfiel auch die schon erwähnte rote Farbe der Poststempel und

wurde durch die typische schwarze Stempelfarbe der Thurn- und Taxischen Postverwaltung und später die der Preußischen Poststempel ersetzt. Schon jetzt sei auf Besonderheiten bei den damals so wichtigen Poststempeln zur Preußenzeit hingewiesen. Wir kommen darauf noch zurück.

Wie schon zu Zeiten der Post des Großherzogtums Berg wird jetzt im Generalgouvernement das Verbot des Transports von Briefen durch nicht autorisierte Boten erneuert. Der General-Gouverneur vom Niederrhein und Mittelrhein veröffentlichte eine Liste des von der Thurn- und Taxischen Postverwaltung herabgesetzten Briefporto-Tarifes. Zugleich wurden die Verwaltungs-, Polizei- und Lokalbehörden aufgefordert, „darüber zu wachen, dass keine Boten – Posten welche regelmäßig an gewissen Tagen und bestimmten Orten, oder auch gelegentlich Briefe sammeln, und von einem Orte zum

anderen befördern in Zukunft nicht mehr geduldet, sondern vielmehr die Contravenienten zur gesetzmäßigen Strafe gezogen werden.“⁶⁵⁾

63) **Münzberg**, W. „Das Großherzogtum Berg 1806 – 13“ Anhang 71: Verzeichnis der Diensteydes Reverse der Bergischen Post – Beamten“; Seehaupt im September 1982; zitiert nach Fürst Thurn u. Taxis – Zentralarchiv Regensburg – Postakt 3334 –

64a) **Beck**, Dr. Wilhelm und Fleitmann, Wilhelm in: Beiträge zur Geschichte der Post in Westfalen (1969), „Briefstempel und Gebührenvermerke der Post des Großherzogtums Berg 1806 – 1813“ S. 64 Ziff. 14

64b) **Klaes**, Silke „Die Post im Rheinland“ Recht und Verwaltung in der Franzosenzeit in: Rechtsgeschichtliche Schriften Bd.14, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2001, S. 258 ff. und dort angegebene Literatur

65) Zitiert nach: SCOTTI, J. J., Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg sowie Großherzogtum Berg galten; Düsseldorf 1821, Bd. III, S. 1706 Nr. 3701

Im Gegensatz zu der Zeit des Jahres 1806, als das Großherzogtum Berg den Transport von Postsachen durch „wilde“ Boten verbot und der Rateringer Briefzusteller eine besondere Genehmigung der Stadt hatte, war eine derartige Maßnahme ab 1813 nicht erforderlich, weil Ratingen jetzt seine eigene Postexpedition besaß.

Schon in Zeiten des Generalgouvernements erfolgte die Umbenennung von Munizipalräten: Erstmals erschien im Rateringer Magistratsprotokoll vom Samstag, dem 18. Dezember 1813, nicht mehr Maire, sondern die Bezeichnung H. (=Herr) „Bürgmstr“ (=Bürgermeister)⁶⁶⁾. Ferner tauchte erstmalig in den Magistratsprotokollen die Bezeichnung „Stadt Rath“ für die Gesamtheit der Stadtverordneten auf. Außerdem hieß es statt Präfekt jetzt „Landes Direktor“⁶⁷⁾.

Jetzt gingen die Verantwortlichen in Deutschland daran, wieder einen Bund zu gründen. Auf dem im Sommer tagenden Wiener Kongress wurde der „Deutsche Bund“ gegründet. Die Bundesakte, in der Zeit vom 8. bis 10. Juni 1815 abgeschlossen, unterzeichneten 35 monarchische Staaten und vier Freie Städte. Allgemein interessant ist die Tatsache, dass auch ausländische Herrscher wie die dänischen Könige in ihrer Eigenschaft als Herzöge von Schleswig sich beteiligten.

Rateringer Post im Königreich Preußen

Die Wiener Kongress-Schlussakte vom 9. Juni 1815 bestimmte schließlich den König von Preußen zum Herrscher über weite Gebiete des Rheinlandes. Es gehörte auch das ehemalige Großherzogtum Berg dazu. Die Rateringer Postexpedition wurde ab 1. Juli 1817 als „Königlich Preussisches Postwärteramt“ geführt, welches dann ab 1825 wieder Postexpedition hieß.

Jetzt vereidigte Oberpostdirektor Maurenbrecher in Düsseldorf Herman Blind am 17. März 1817 auf den preussischen König. Blind stellte 200 Reichstaler Kautions in Form von vier Staatsschuldscheinen zu je 50 Reichstaler. Ob er auch als Postexpeditor bei der Großherzoglich-Bergischen Post eine Kautions stellen musste, ist nicht überliefert. Jedenfalls hat er nicht die Stadt Ratingen um ein Darlehen ersucht. Als Stadtdiener mit erheblichem Einfluss wäre diese Angelegenheit sicherlich auch vor dem Magistrat verhandelt worden. In den einschlägigen Magistratsprotokollen befindet sich aber kein entsprechender Hinweis.


In Preußen hießen die kleinsten Einheiten der Postverwaltung nicht Postexpeditionen, sondern Postwärterämter. Sie wurden durch Privatleute nebenher ge-

führt. In der postgeschichtlichen Literatur wird über diese kleinsten Einheiten der preussischen Postverwaltung sehr wenig berichtet, was wohl mit der geringen Stellung innerhalb der Post zu tun haben mochte⁶⁸⁾. Was allerdings bedeutet, dass grundsätzlich die Postwärterämter in Preußen schon ab 1689 in den einschlägigen Postverordnungen Erwähnung fanden. Postwärter mussten vor Dienstantritt auf den König von Preußen einen Eid schwören, in dem auch die Hauptpflichten eines Postwärters standen. Nachdem dies geschehen, erhielten sie vom Generalpostamt zu Berlin eine Bestallungsurkunde. Diese Urkunde zählte nicht nur die Rechte und Pflichten der Postwärter auf, sondern auch deren Besoldung. Letztere bestand aus einem festen Jahresgehalt. Nebeneinnahmen (Emolumenta), wie Anteile an den Briefbestellgeldern, gab es nicht.

66) Magistratssitzung vom 18ten Dezember 1813 Rateringer Stadtarchiv Signatur P13 Blatt 62 verso

67) Magistratssitzung vom 15ten März 1814 Rateringer Stadtarchiv Signatur P13 Blatt 69 recto

68) **Bücken**, Peter „Die Postwärterämter im preussischen Postwesen“, in: Preußen Studien für Philatelie und Postgeschichte April 1990 S. 111 ff.



Text (Auszug)

Nachdem Seine Königl. Majestät von Preußen usw. mein allergnädigster König und Herr mich Hermann Blind als Postwärter in Ratingen in Gnaden bestellen und annehmen lassen; Als gelobe und schwöre ich zu Gott, daß Seine Königl. Majestät ich in unterthänigstem Gehorsam, treu und gewärtig seyn, Dero Nutzen und Bestes befördern, Schaden aber und Nachtheil, so viel an mir ist, abwenden, insonderheit die Königliche Post treulich und gebühlich abwarten, Seiner Königl. Majestät, Dero Räte und Diener, wie auch der Kauf- und Privatleute Briefe und Paquete richtig bestellen, selbige in keines Fremden Hände kommen lassen, sondern solche gehörigen Orts ungesäumt abgeben und befördern, das bei mir einkommende Brief- oder Postgeld treulich berechnen, und Seiner Königl. Majestät zum Nachtheil davon nichts unterschlagen, Dero Königliches und Landesherrliches Post-Regal gebühlich beobachten, die Postillione zu ihrer Schuldigkeit fleißig ermahnen, und mich überall, nach Inhalt meiner Bestallung, und wie es einem getreuen Postwärter wohl anstehet und gebühret, auch in der Post-Ordnung und Cassen-Edict weitläufiger vorgeschrieben ist, in unterthänigstem Gehorsam verhalten will. So wahr mir Gott helfe, durch Jesum Christum.

[Unterschriften von Blind und Oberpostdirektor Maurenbrecher sowie handschriftliche Notizen von Maurenbrecher sind hier ausgelassen]

Postwärtereid von Herman Blind

Herman Blind blieb bis zum 31. April 1824 im Amt. Dann erfolgte seine Suspendierung wegen Beihilfe zur Steuerhinterziehung. Das ist deswegen besonders erwähnenswert, weil nach **Bolenz**⁶⁹⁾ Blind „bereits vor Gericht erscheinen musste“ [so Bürgermeister Gottlieb Zilles in einem Beschwerdebrief an den zuständigen Landrat mit Entlassungsforderung für Blind].

Im Jahre 1824 fiel Herman Blind bei der Königlich-Preußischen Regierung zu Düsseldorf auf, weil er beschuldigt wurde, an der Steuerhinterziehung der Kaufleute Quenell und Zilles beteiligt gewesen zu sein. Der Steuerrat Jobs bezifferte die verkürzten Steuereinnahmen auf 871 Reichstaler, 10 ¼ Schillinge einschließlich 435 Reichstaler Gold⁷⁰⁾. Um welchen der Brüder Zilles, Daniel oder Gottlieb, es sich handelte, ist in den Postakten nicht weiter verbürgt. Jedenfalls tauchen beide Brüder schon 1807 als kleine Baumwollunternehmer in der Steuerliste auf⁷¹⁾. Weil aber Gottlieb Zilles von März 1816 bis Mai 1818 eine Funktion als Bürgermeister gehabt hatte und er 1818 mit dafür sorgte, Blind aus dem Amt als Stadtdiener zu entlassen, so ist ein illegaler Einfuhrsteuererlass, der zu einer illegalen Bereicherung des Zilles geführt hätte, durch Blind für Gottlieb Zilles eher unwahrscheinlich.

Am 1. Mai 1824 nahm der Postschreiber Otto vom Ober-Postamt zu Düsseldorf eine Verhandlung beim Ratinger Postwärteramt auf, nachdem am Tage zuvor Herman Blind von seinem Dienstposten als Postwärter suspendiert worden war. Ein Auszug aus den im Landesarchiv Nordrhein-Westfalen zu Düsseldorf befindlichen Unterlagen ist höchst aufschlussreich. Daher soll nachfolgend ein Teil des Textes vom 1. Mai 1824 näher aufgezeichnet werden⁷²⁾:

Zufolge des, aus dem Grund der hohen General-Post-Amtes Verfügung vom 18. März c. durch den Herrn Ober Post Direktor Maurenbrecher in Düsseldorf dem Unterzeichneten gewordenen Auftrags, begab sich derselbe [gemeint ist Postschreiber Otto] hierhin, um den, mit der Verwaltung des königlichen Postwärter Amtes hieselbst beauftragten Postwärter p. Blind in Folge seiner vor dem königlichen Ober Post Direktor Herrn

Maurenbrecher in Düsseldorf unter dem 15^{ten} v. M. abgegebene Erklärung, daß er versäumte mehrere aus dem Auslande an Quenell und Zilles eingegangene Packete dem Königl. Steuer Amt zu Ratingen der gegebenen Vorschrift zuwider nicht angemeldet zu haben, einstweilen nur bis Nähere hohe Verfügung von seiten eines hochpreislichen General-Post-Amtes ab officio zu suspendieren und Verhandlung folgenden Inhalts darüber aufzunehmen.

Der p. Blind wurde demnach seines Amtes aus dem Grund der angeführten Order in folgender Gestalt provisorisch entnommen. Zu vörderst wurde dazu geschritten, den Kassenbestand aufzunehmen.

Laut beiliegender Abrechnung mit dem königlichen Ober Post Amt in Düsseldorf ... sich pro April c. die total Steuern von 43 Rthlr. [= Reichstaler] 2 .. [Schilling], welche zur königlichen Ober-Post-Kasse nach Düsseldorf abzuliefern sind.

Nach der beiliegenden Abrechnung mit dem Königlichen Post Amt in Mülheim ad pro April c. hat der Vendant [Angeschuldigte] p. Blind dieser zu empfangenen 8 Rthlr. [=Reichstaler] 19 Sgr. [=Silbergroschen] 3 ch [=Pfennig] in Summa. Außerdem fand sich bei der Post – Kasse weiter nichts zu bemerken als daß demnach nur der Dienstführung des p. Blind von der Königlichen Kalkulatur nach ... zu ziehende Defekte von demselben bezahlt werden müsse, wozu er sich auch bereitwillig erklärt hat.

Außerdem fanden sich noch folgende zum Dienst gehörige Gegenstände vor, als:

- 1) *Geldscheinbücher von den Zeiträumen von 1816 bis 1824*
- 2) *66 Stück mit fortlaufender Nummer versehene Geldscheine*

In der Registratur:

- 1) *42 Stück den Dienst betreffende Verordnungen wie sie in der Beilage speziell aufgeführt stehen.*
- 2) *Sämtliche Taxen für das In- und Ausland*
- 3) *Ein Copii Manual für abgehende Briefe und Gelder*
- 4) *4 Bogen unbeschriebener Post...(unleserlich)*

Weiter will p. Blind keine Gegenstände dieser Art in Händen ha-

ben, wenigstens erinnere er sich augenblicklich nicht daran noch zu besitzen.

An Inventarien Stücken fanden sich hier folgende vor:

- 1) *1 Postwappen*
- 2) *1 Postsiegel*
- 3) *3 Bände der Darstellung des Postwesens von Mathias (?)*
- 4) *1 Ortsstempel ohne Datum und sonstigem Zubehör*

Die übrigen Gegenstände welche sich hier hätten noch vorgefunden sollen als:

- 1) *1 Exemplar der Postordnung*
- 2) *1 dito der Extra Postverordnung*
- 3) *1 (unleserlich)*
- 4) *1 Waagen-Balken mit hölzernen Schalen*
- 5) *6 Gewichtsstücke bis 30 Pfund*
- 6) *1 Gewichts Einsatz bis 1 Pfund*
- 7) *dem Zubehör zum Ortsstempel*

fanden sich nicht vor und erklärte p. Blind diese Gegenstände teils nicht empfangen zu haben teils sich aber zu der Wiederbeschaffung bereit. Sollten sich auch in der Folge noch Gegenstände welche zum Dienst gehören sich anfinden, so will derselbe sie unverzüglich ausliefern für jetzt erinnere er sich aber keines Stückes der Art ... als des oben angeführten.

..... (Weitere Erklärungen wg. nicht bezahlter Steuern)...

*gez. Herm. Blind
Otto*

Postschreiber

69) **Bolenz**, Eckhard; **Münster-Schroer**, Erika; **Schulz-Hönerlage**, Joachim u.a. „Ratingen Geschichte 1780 bis 1975“, Hrsg.: Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e. V., Essen 2000, S. 41

70) Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Düsseldorf, Zweigstelle Kalkum (1995); Archivsignatur: Oberpostdirektion Düsseldorf 49 Schreiben an das königliche hochlöbliche General-Post-Amt zu Berlin vom 26. 2. 1824

71) **Bolenz**, Eckhard; **Münster-Schroer**, Erika; **Schulz-Hönerlage**, Joachim u.a. „Ratingen Geschichte 1780 bis 1975“, Hrsg.: Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e. V., Essen 2000, S. 56

72) Landesarchiv Nordrhein - Westfalen Düsseldorf, Zweigstelle Kalkum (1995); Archivsignatur: Oberpostdirektion Düsseldorf 49 Schreiben an das königliche hochlöbliche General-Post-Amt zu Berlin vom 1. Mai 1824

Zu diesem Untersuchungskomplex gehört auch das nachfolgende Schreiben, welches der Düsseldorfer Ober-Post-Direktor Maurenbrecher an das Generalpostamt nach Berlin geschickt hatte. Die damalige preußische Postverwaltung war völlig zentralistisch organisiert. Selbst Einzelfälle, die gut vor Ort hätten gelöst werden können, mussten in Berlin entschieden werden. Erst im Jahre 1850 trat eine Änderung durch die Gründung der Oberpostdirektionsbezirke ein. Dann löste man Einzelfälle, wie bei unserem Herman Blind, ortsnah.

Abschrift⁷³⁾ :

Hochpreisliches
General-Post Amt !

Düsseldorf, d. 2ten Mai 1824
Die Untersuchung der dem
Postwärter Blind in Ratingen
angeschuldigten Steuer –
Defraudation betreffend
ad No 8291, d.d. 18ten März c.
18 Beilagen

dem gegenüber aufgeführten hohen Befehl zufolge habe ich selbst die Untersuchung wegen der dem Postwärter Blind in Ratingen an-

geschuldigten Steuer – Defraudation geleitet und die anliegenden Verhandlungen darüber aufgenommen, und in Folge derselben den Blind, da er der angeschuldigten Steuer – Defraudation nur verdächtig, einstweilen ab officio suspendieren und die Verwaltung des Postwärter Amts anderswo unterbringen suchen, und dem Einwohner und Gastwirt Franz Wisinger in Ratingen provisorisch übergeben müssen.

Im Anfange der Untersuchung habe ich den p. Blind wirklich schuldlos in dieser Sache gehalten; wenigstens nicht glauben können, daß er absichtlich in derselben gefehlt. Wie sich dieselbe aber im Laufe der Untersuchung gestaltet, ist dieses nicht mehr zu glauben.

Im Gange sind nach dem vorliegenden Auszuge aus dem Auslande zu Ratingen angekommenen und der Anmeldung auf dem Steueramt unterworfen gewesen

13 Pakete an Quenele in Ratingen
1 Paket an Zilles in Ratingen

5 Ballen an Wolf poste restante in Ratingen

Wenn nun auch wie jetzt mehr als wahrscheinlich kein's von allen

diesen Stücken dem Steuer Amt angemeldet, so ließe sich wohl annehmen, daß hierin der p. Blind aus Unachtsamkeit und Unkunde gefehlt, und weile er die Sache an und für sich, für nicht so wichtig gehalten; es ist dieses aber bei dem benehmen das p. Blind jetzt nicht mehr wahrscheinlich macht, wäre er durch allerlei Lügen sich herauszuziehen gesucht und besonders bei den am 15., 18. und 22. September v. J. unter der Adresse an Wolf eingegangenen Ballen.

Diese Ballen waren, wie sich in Folge der Untersuchung s. Anlage No 6 [Anlage nicht mehr vorhanden] ergeben, von dem hiesigen seit [unleserlich der Transkriptor] von hier entwichenen jüdischen Kaufmann Rothschild in der vorjährigen Herbstmesse von Frankfurt unter der Adresse Wolf nach Ratingen poste restante ab-

73) Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Düsseldorf, Zweigstelle Kalkum (1995); Archivsignatur: Oberpostdirektion Düsseldorf 49 Schreiben an das Königliche hochlöbliche General-Post-Amt zu Berlin vom 2. 5. 1824

HOLZBAU KAISER

Zimmerer-Meisterbetrieb
Ihr Partner für den Holzbau rund um Haus & Garten

Rehecke 100
40885 Ratingen
Tel. 0 21 02 / 39 92 39
Fax 0 21 02 / 3 93 76
Mobil 01 72 / 8 38 28 06
info@holzbaukaiser.de
www.holzbaukaiser.de

Mitglied im



Ratinger
Handwerker-Team

- Dachstühle
- Dachgauben
- Dachaufstockung
- Anbau & Umbau
- Altbausanierung
- Trockenbau
- Carports, Garagen und Gartenhäuser
- Holzrahmenbau-konstruktionen
- Holzterrassen
- Terrassenüberdachungen und Pergolen
- Glasbedachungen
- Sichtschutz und Zäune
- Holzfassaden
- Wärmedämmung
- 3D-Darstellungen und vieles mehr in Holz

gesandt worden. Dieser p. Wolf stand als Handlungsgehilfe im Dienste des erwähnten Rothschild.

Der p. Blind welcher während der Untersuchung mehrmals aufgefordert worden, sich über die Ablieferung dieser Ballen an Wolf auszuweisen, bliebe immer dabei, daß dieser ihm völlig unbekannt sei, bis er endlich, jedoch nachdem ich erst selbst auf den Gedanken gekommen, ob es nicht etwa der hiesige Jude Rothschild gewesen, die derselbe, wie aus der gegen das Postwärter Amt zu Kaiserswerth eingeleitete ähnlichen Untersuchung bekannte sich ebenfalls unter einem anderen Namen Pakete zu Kaiserswerth hätte adressieren lassen und ich dem p. Blind dieses bemerkt, mit der Nachricht zu mir kam: daß er den Wolf hier in der Stadt gefunden und derselbe bei jenem Rothschild in Diensten stehe.

Dieser Wolf wurde nun zu mir beschrieben. Derselbe bestätigte in seiner ersten Erklärung, s. Anlagen No 6 und 7 [Anlage nicht mehr vorhanden; der Transcriptor]: die Behauptung des p. Blind: daß er die 5 Ballen in Ratingen in Empfang genommen und daß sie von einem Steuer – Beamten, den er aber nicht zu nennen wüßte jedes mals wären untersucht worden.

Das Benehmen des Juden bei seiner Vernehmung vergrößerte meinen durch die Erklärung des Queenele s. Anlage No 4 [Anlage nicht mehr vorhanden; der Transcriptor]) in der Wahrheit der vom p. Blind gemachten Äußerungen, erregten Verdachts.

Ich nahm daher den p. Wolf am nächsten Tage nach seiner abgegebenen Erklärung noch einmal vor, - und da gestand derselbe ohne weiteres – s. Anlage No 8 [Anlage nicht mehr vorhanden; der Transcriptor] daß seine Erklärung darum falsch und er vom p. Blind dazu beredet worden sei; = daß das Unter Steuer Amt zu Ratingen von der Ankunft dieser Ballen unterrichtet, und daß sie von einem Steuerbeamten eröffnet worden = indem dieses niemals geschehen.

Der p. Blind erscheint also in dieser Sache als ein sehr verworfener und boshafter Lügner, und ist nun wohl nicht mehr daran zu zweifeln: daß seine Aussagen hinsichtlich der Pakete an Queenele ebenso un-

wahr sind, als die der Ballen an Wolf betreffend.

Ich habe es für unnötig gehalten den p. Blind nun noch weiter in dieser Sache zu vernehmen, und ihm die nachträgliche Erklärung des p. Wolf vorzuhalten, da der Tatbestand so weit festgestellt ist, daß er sich zu einer gerichtlichen Anklage und Untersuchung eignet, und ohne diese nicht weiter in derselben vorgenommenen, wenigstens nichts bestimmtes entschieden werden kann – und sende ich daher in den Anlagen die nur zur Einsicht mitgeteilten Piecen ganz gehorsamst zurück.

Die bei der Dienst – Suspension des p. Blind aufgenommenen Verhandlung, so wie die bei der provisorischen Übergabe des Postwärter Amts an den p. Wisinger lege ich ebenfalls gehorsamst hier vor. – Der p. Wisinger ist ein braver Mann und mir schon längst als solcher bekannt.

Der Postschreiber Otto ist zwei Tage zu Ratingen bei dem p. Wisinger gewesen, um ihn gehörig im Dienste einzuweisen.

Zur Deckung seiner Dienst – Kautions hat er 200 Rthlr. bei der hiesigen Ober – Post – Kasse deponiert, - um für diesen Betrag, wenn ein hochpreisliches General – Post – Amt ihn definitiv als Postwärter zu Ratingen zu ernennen geruhen würde, einen Staatsschuldschein anzuschaffen.

Wie die Sachen liegen, und ich den p. Blind bei dieser Gelegenheit kennen lerne – glaube ich nicht, daß wie auch die gerichtliche Untersuchung ausfallen möge, er wieder zum Postdienst herangezogen werden könne – er scheint dabei jetzt dem Trunke ergeben zu sein, und genießt er überhaupt das Zutrauen des Publikums nicht mehr in dem Maße als der Postdienst es erfordert.

Im Falle der definitiven Entlassung des p. Blind erlaube ich mir den Wisinger als seinen Nachfolger und zwar mit dem nämlichen fixen Gehalt von 40 Rthlr. jährlich und die Belassung des Bestell-Dreiers – wie ihn der p. Blind bezogen, gehorsamst in Vorschlag zu bringen.

Maurenbrecher ^{zz}

Im Juli des Jahres 1824 musste Herman Blind wegen seiner Beihil-

fe zur Steuerhinterziehung einen Fragebogen⁷⁴⁾ ausfüllen, aus dem einige berufliche Einzelheiten hervorgehen. So sind dort sein Geburtsdatum „Ratingen, 11. November 1784“ und seine Schulkenntnisse mit „Lesen, Schreiben, Rechnen“ angegeben. Ein Vermerk datiert die Postanstellung auf den 1. November 1810. Dieses Datum erklärt auch die Amtszeit des ersten Ratinger Postexpeditors Wilhelm Lamberz vom 1. Januar 1809 bis zum 31. Oktober 1810.

Im obigen Schreiben vom 2. Mai 1824 kündigte sich schon Blinds Nachfolge als Postexpeditor an:

Gastwirt Franz Wisinger, geboren im Jahre 1788⁷⁵⁾ in Ratingen. Von ihm ist der „Postwärter Eyd“ als Original erhalten geblieben⁷⁶⁾. Die Bestallung für den neuen Postwärter wurde am 25. August 1825 zu Frankfurt ausgestellt. In einem weiteren Schreiben des Oberpostdirektors Maurenbrecher an das „Hochpreisliche General-Post-Amt“ in Berlin vom 4. August 1825⁷⁷⁾ berichtete er über die Verhandlung im Hinblick auf die definitive Anstellung des provisorischen Postwärters Wisinger vom 28. Juli 1825 (Auszug)

Text der Beilage:

Verhandelt zu Düsseldorf den 28. Juli 1825

74) Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Düsseldorf, Zweigstelle Kalkum (1995); Archivsignatur: Oberpostdirektion Düsseldorf 49 Schreiben an das Königliche hochlöbliche General-Post-Amt zu Berlin vom 19. 7. 1824

zz) Die Familie Maurenbrecher erhielt 1668 das erste Postprivileg am Niederrhein. Die Posthalterei befand sich zunächst auf der Zollstraße im Hause der heutigen Gaststätte „En de Canon“ in Düsseldorf. Über der dortigen Tür befindet sich noch das Maurenbrecher-sche Wappen, eine vor einer Mauer stehende Kanone. Später befand sich die Posthalterei auf dem Burgplatz, der Flinger Straße, schließlich Poststraße 1. Der letzte Posthalter **Peter Wilhelm Maurenbrecher** starb 1861 als preußischer Oberpostdirektor.

75) Sterbeurkunde Nr. 38 des Franz Wisinger vom Jahre 1834 Stadtarchiv Ratingen

76) Original des Postwärter-Eides von Franz Wisinger im Stadtarchiv Ratingen

77) Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Düsseldorf, Zweigstelle Kalkum (1995); Archivsignatur: Oberpostdirektion Düsseldorf 49 Schreiben an das Königliche hochlöbliche General-Post-Amt zu Berlin vom 4. 8. 1825



Nachdem Seine Königl. Majestät von Preußen pp.
mein allergnädigster König und Herr, mich

Franz Wisinger

als [unleserlich] Postwärter in Ratingen in Gnaden bestellen und annehmen lassen, als gelobe und schwöre ich zu Gott, daß Seiner Königl. Majestät ich in unterthänigstem Gehorsam, treu und gewärtig seyn, Dero Nutzen und Bestes befördern, Schaden aber und Nachtheil, so viel an mir ist, abwenden, insonderheit die Königliche Post treulich und gebühlich abwarten, Seiner Königl. Majestät, Dero Rätthe und Diener, wie auch der Kauf- und Privatleute Briefe und Packete richtig bestellen, selbige in keines Fremden Hände kommen lassen, sondern solche gehörigen Orts ungesäumt abgeben und befördern, das bei mir einkommende Brief- oder Postgeld treulich berechnen, und Seiner Königl. Majestät zum Nachtheil davon nichts unterschlagen, Dero Königliches und Landesherrliches Post – Regal gebühlich beobachten, die Postillions zu ihrer Schuldigkeit fleißig ermahnen, und mich überall, nach Inhalt meiner Bestallung, und wie es einem getreuen Postwärter wohl anstehe und gebühret, auch in der Post-Ordnung und Kassen-Edict weitläufiger vorgeschrieben ist, in unterthänigstem Gehorsam verhalten will.

So wahr mir Gott helfe, durch Jesum Christum.

Franz Wisinger

Daß der p. Wisinger diesen Eid in Gegenwart des Unterzeichnenden abgelegt und unterschrieben
Bescheinigt Düsseldorf 26. May 1824

Der Ober Post Direktor

Maurenbrecher

Postwärter Eyd [Siegelrest]

Postwärtereid von Franz Wisinger

Dem heute erschienenen Gastwirt und provisorischen Postwärter Wisinger in Ratingen wurde eröffnet: Wie ein hochpreisliches General – Post-Amt der hohen Verfügung vom 12ten d. M. ad No 21.200 zufolge geneigt, ihn in der Eigenschaft als Postwärter nunmehr zu bestätigen; daß dieses jedoch nur unter den allgemeinen Bedingungen geschehen könne nach welchem er Wisinger

1. mit dem seitherigen Postwärtergehalt von vierzig Reichstalern jährlich ohne weitere Emolumenta sich begnügen und daraus die vorkommenden Ausgaben als Miete, Holz, Licht pp. Bestreiten
2. eine sechs monatliche Aufkündigung seines Dienstes die auch ihm frei stehe sich gefallen lassen müsste. Der p. Wisinger erklärte, daß er den hier ihm vorgehaltenen Bedingungen sich gehorsamst unterwerfe.

Diese Verhandlung ward hierauf vorgelesen, genehmigt und unterzeichnet.

c.c.f. Franz Wisinger
Maurenbrecher

Vermutlich stand Franz Wisinger bei dem Oberpostdirektor Maurenbrecher in einem hohen Ansehen. Denn der Letztere versuchte in seinen Schreiben an die vorgesetzte Behörde in Berlin auch eine Gehaltserhöhung für den neuen Postwärter zu erwirken. Hatte man nämlich seinem Vorgänger, Herman Blind, neben 40 Reichstalern Gehalt auch noch die Briefbestellgelder zugestanden, so entfielen ab 1825 durch ein neues preußisches Postregulativ diese vollständig. Die Briefbestellgelder machten im Jahr ungefähr 20 Reichstaler aus. So wollte Maurenbrecher dem neuen Postwärter von Ratingen 60 Reichstaler Jahresgehalt zugestehen. Die Begründung für diese Gehaltserhöhung wirft ein aufschlussreiches Licht auf das damalige Postaufkommen in unserer Stadt. Im Durchschnitt erreichten Ratingen oder gingen von hier jährlich 6.000 Briefe ab. An Geldüberweisungen fielen etwa 18 bis 20.000 Reichstaler für den öffentlichen Bereich an und ebenso viele Beträge für Private. Die Leistungen des Postwärters waren „also so ganz unbe-

deutend nicht“, wie Maurenbrecher schrieb. Die Reitpost ging von Ratingen viermal wöchentlich abends gegen 8 Uhr ab, und die Fahrpost von Osnabrück zweimal wöchentlich ebenfalls abends.

Allerdings war das Generalpostamt zu Berlin recht knauserig und bewilligte lediglich die schon erwähnten 40 Reichstaler ohne jede Nebeneinnahmen von Seiten der Post. Natürlich betraf dies nicht die Einnahmen des Franz Wisinger als Gastwirt.

In diesem Zusammenhang ist auch interessant, warum gerade das Augenmerk des Oberpostdirektors zu Düsseldorf, Maurenbrecher, auf den Gastwirt fiel.

Gall⁷⁸⁾ hat mit seinem Beitrag im Buch zum „Bürgertum in Deutschland“ bei der geschichtlichen Aufarbeitung einer sehr bekannten südwestdeutschen Familie darauf hingewiesen, dass zur damaligen Zeit kaum jemand von den öffentlichen Dingen so ein klares Bild

78) Gall, Lothar, Das Bürgertum in Deutschland, Berlin 1989, S. 84ff.

gewann und stets so gut informiert war, wie derjenige, der in seiner Gaststätte, auf dieser „Informationsbörse“, fast stets zugegen war: der Gastwirt. Es war daher kein Zufall, dass Gastwirte sehr häufig als Posthalter fungierten. Darüber hinaus spielten sie auch bei der politischen Vertretung der frühen „bürgerlichen“ Gesellschaft eine große Rolle.

Auch das Letztere traf für Franz Wisinger zu. Er war seit dem 2. Juli 1824 Gemeinderat der Stadt Ratingen, wie sich aus einer Liste vom 6. April 1828 des damaligen Landrats des Landkreises Düsseldorf **von Lasberg** über die Ratinger Gemeinderäte ergibt. Als Bemerkung heißt es in dieser Liste, Franz Wisinger würde Rücksicht auf das Wohl der Stadt Ratingen nehmen. Deshalb nimmt es auch nicht Wunder, wenn Maurenbrecher in seinem schon zitierten Schreiben vom 2. Juni 1825 an das Generalpostamt zu Berlin Wisinger beschrieb als „*zwar nicht sehr gewandt, doch treu, zuverlässig und voll guten Willens und darum von den Ratinger Einwohner sehr geschätzt*“⁷⁹⁾. In dieses Bild passt auch Franz Wisingers Mitgliedschaft bei einer Ratinger Schützenbruderschaft. 1827 wurde er Schützenkönig, wie die silberne Plakette in der Kette des Schützenkönigs im Museum der Stadt Ratingen beweist. Alles in allem leistete dieser Postwärter in seiner Blütezeit (im Alter von etwa 36 Jahren) als eine bedeutende und einflussreiche Persönlichkeit für Ratingen viel. Er starb im sechsundvierzigsten Lebensjahr bereits am 21. April 1834 in Ratingen im Hause Nr. 33 noch⁷⁵⁾. Dieses Haus befand sich an der Oberstraße, etwa neben dem heutigen Café Feit. Es besteht heute nicht mehr.

Überschlagen wir jetzt einige durchaus bemerkenswerte Zeitabschnitte.

Am 29. Februar 1845 wurde eine Kontrolle durch das Ober-Post-Amt zu Düsseldorf vorgenommen. Dabei fehlten wichtige Stücke. Darunter auch ein „neu aufgeschnittener Brief Aufgabe Stempel“. Erst bei der Nachkontrolle am 8. März 1845 war er wieder vorhanden und wurde auch im Protokoll abgebildet.

Welcher der beiden Postaufgabestempel allerdings der ältere



oder der jüngere ist, geht aus dem Protokoll⁸⁰⁾ nicht hervor. Allein durch heute bekannte Belege in verschiedenen Sammlungen kann man entnehmen, dass der größere Stempel der neuere war.

1850 erfolgte die bedeutungsvollste Reorganisation der königlich-preußischen Post seit der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1649 den Befehl erteilte, Verwaltung und Betrieb des Postwesens seien vom Staat zu übernehmen. Die Reform war eine notwendige Anpassung an die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung im Preußischen Staat wie auch die Folge, dass nach dem Wiener Kongress durch die Vereinigung zahlreicher neuer Gebietsteile mit dem preußischen Reiche ein ganz bunter Strauß der verschiedensten Postverwaltungen zur Vereinheitlichung zwang⁸¹⁾.

Jetzt wurden Ober-Post-Direktionen eingerichtet, sämtliche Postanstalten unterstanden ihnen. Letztere wurden nach bestimmten Grundsätzen klassifiziert und zwar in Postämter und Post-Expeditionen. Nach Maßgabe ihres Geschäftsumfanges und ihrer sonstigen Bedeutsamkeit wurden sie eingerichtet. Die Leiter der Expeditionen Zweiter Klasse führten die Bezeichnung Post-Expediten und, soweit es anging, übernahmen geeignete Ortseinwohner den Dienst als Nebenstelle auf Kündigung. Hierzu gehörte auch die Postexpedition von Ratingen.

Nach Franz Wisinger kam der Kommunal-Steuerernehmer **Constantin Braun**, der die Postexpedition in sein Haus Düsseldorfstraße verlegte, in dem sich heute die Konditorei Bös auch schon wieder 100 Jahre befindet. Er wechselte sich mit seinem Sohn **Clemens Braun** ab.

Pakettransport und Personenbeförderung

Für Päckereien (=Pakettransporte) und Personenbeförderung war die Postkutsche auch in Ratingen unentbehrlich. Die ehemalige Königlich-Preußische Posthalterei Ratingen befand sich an der Ecke Kreuzstraße / Mülheimer Straße. Der Besitzer Josef Schmitz starb 1859. Sein Sohn Josef Schmitz jr. war sein Nachfolger. Er starb 1872. Der Ehemann der Tochter Katharina Schmitz übernahm Gastwirtschaft und Posthalterei⁸²⁾.

79) Bolenz, Eckhard; **Münster-Schroer**, Erika; **Schulz-Hönerlage**, Joachim u.a. „Ratingen Geschichte 1780 bis 1975, Hrsg.: Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e. V., Essen 2000, S. 45

80) Bericht des Ober-Post-Amtes zu Düsseldorf an das General-Post-Amt zu Berlin: Die bei der Übergabe der Postexpedition in Ratingen an den Constantin Braun gefehlt habenden Inventariestücke betreffend ad No 4970 vom 25ten Februar c. [=1845] 1 Beilage [fehlt]

81) Zitiert nach: **Stephan**, Heinrich, Preußische Postgeschichte von ihrem Ursprunge bis auf die Gegenwart [1858] Nach amtlichen Quellen Berlin 1859, S. 703, 706, 724, 719; Verlag der Königlich-Preussischen Hofdruckerei (R. Decker) Unveränderter Nachdruck R. v. Decker's Verlag Heidelberg 1987

82) Rheinische Post vom 9. Dezember 1949 Stadtarchiv Ratingen (dort unrichtige Angabe des Todesjahres von Wilhelm Lipgens)

83) Abbildung aus „Die Quecke“ Nr. 67 November 1997



Posthalterei Ratingen, Kreuzstraße/Ecke Mülheimer Straße⁸³⁾

Von hier aus führen die Postkutschen nach Kalkum, Velbert und Werden von 1836 bis 1902. Die Strecke nach Düsseldorf entfiel alsbald durch Änderung der Transporttechnik.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts verdrängte das damals moderne Verkehrsmittel Eisenbahn die Postkutsche mehr und mehr. Das preußische Eisenbahngesetz von 1838 lieferte hierfür die Grundlage⁸⁴⁾.

Die Konstruktion von Eisenbahnpostwagen, ausschließlich für die Post bestimmt, beschleunigte den Prozess. Die Rateringer Bevölkerung konnte die Eisenbahn nutzen und ihre Post direkt in die Briefschlitze der Bahnpostwagen einwerfen. Eine beachtliche Beschleunigung der Briefweiterleitung war damit verbunden.

Soweit eine Postbearbeitung in den Waggons stattfand, erhielten die Postkarten und Briefe eigene Bahnpoststempel, wie das Beispiel (Abbildung unten) eines Irrläufers nach Homberg aus dem Jahre 1853⁸⁵⁾ zeigt. Da es viele Orte mit der Bezeichnung Homberg in Deutschland gab und gibt, musste die alleinige Bezeichnung „Homberg“ in die Irre führen.

1870 erfolgte die Eröffnung der Bahnlinie nach Düsseldorf, und damit hörte die Posthalterei in der Mülheimer Straße auf, diese Strecke mit ihrem pferdebespannten Postwagen zu befahren. Auch hier hat die technische Entwicklung nicht haltgemacht.



Das obenstehende Beispiel zeigt einen Viererblock der 1/4-Groschen-Marke, verwendet und abgestempelt in Ratingen. Das ergab ein Gesamtporto von 1 Groschen für einen Brief bis 1 Loth (= 15 Gramm) oder für Correspondenzkarten. Diese Postgebühr galt vom 1. Januar 1868 bis 31. Dezember 1874⁸⁶⁾. Die Königlich-Preußische Hofbuchdruckerei zu Berlin erhielt den Auftrag zum Druck der Briefmarken.

Heute ist längst der Transport von Post mit der Eisenbahn eingestellt. Lastkraftwagen und Flugzeuge sind das Transportmittel der heutigen Zeit. Gott sei Dank wird der Flughafen Düsseldorf nicht mehr für diese nächtlichen Flüge eingesetzt. Lediglich in der Zeit von 1960 bis 1970⁸⁶⁾ mussten große Teile von Ratingen den Nachtfluglärm durch Frachtflugzeuge erdulden.

Rateringer Post zur Zeit des Norddeutschen Bundes

Der zum Teil stürmischen naturwissenschaftlich-technischen Entwicklung im 19. Jahrhundert mit ihren vielfältigen politischen Veränderungen ging die Postorganisation als Schrittmacher voran.



84) Königlich Preußische Gesetzessammlung S. 513. Zitiert nach: **Stephan**, Heinrich, Preußische Postgeschichte von ihrem Ursprunge bis auf die Gegenwart [1858]; Nach amtlichen Quellen Berlin 1859, Verlag der Königl. Geheimen Ober-Hofdruckerei (R. Decker) S. 682. Unveränderter Nachdruck R. v. Decker's Verlag Heidelberg 1987

85) Aus Sammlung Dr. F. Ahrens: Brief aus Siegen, Empfänger in Homberg bei Ratingen unbekannt vom 2. August 1853. Ratingen großer Zweikreis-Stempel

86) **Köckritz**, M., **Lange**, A., **Philipp**, R., Katalog und Handbuch „Nachtluftpost“ in Deutschland, Dresden/Kornwestheim Dezember 1999 S. 17 und 25

Aber das war nur die eine Wirkung der Postorganisation. Ferner gingen von der damaligen Post die stärksten Anregungen und Antriebe für die Schaffung eines einheitlichen deutschen Staatswesens aus⁸⁷⁾. Norddeutsche Staaten schlossen sich 1868 ohne wesentliche Aufgabe ihrer Eigenständigkeit zusammen zum Norddeutschen Bund. Für die Post allerdings hatte dieser Zusammenschluss eine weitreichende Folge. Preußen gelang es, den einzelnen deutschen Staaten mit ihren eigenen Postverwaltungen nahezu legen, ihre postalischen Selbstständig keiten aufzugeben und sich im „Norddeutschen Postbezirk“ zu vereinen. Dieser Zusammenschluss war das Werk **Otto von Bismarcks** und des preußischen Generalpostmeisters **Heinrich Stephan**. Letzterer war einer der bedeutendsten Köpfe der Postpolitik. Er ist auch heute noch bei Menschen, die sich mit Post näher beschäftigen, als großer deutscher Postreformer bekannt. Er wurde nach 1871 Generalpostmeister der kaiserlichen Reichspost und Staatssekretär im Reichskanzleramt unter Otto von

Bismarck. Nach außen war der „Norddeutsche Postbezirk“ deutlich sichtbar gekennzeichnet unter anderem durch die Schaffung eigener Briefmarken.

Für Industrie und Handel war das Zusammengehen der einzelnen staatlichen Postverwaltungen von weittragender Bedeutung, weil eine Vielzahl von Postschranken fortfiel. Auch das Gebiet der bekanntlich seit 1806 privaten, ehemals kaiserlichen Lehnspost des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, gehörte dazu, weil das Königreich Preußen für 3 Millionen Taler dem Fürsten von Thurn und Taxis die Post abkaufte. Eine Kaufsumme, die dieser für viel zu gering hielt. Wenn es nach den Beratern des Hauses Thurn und Taxis gegangen wäre, hätte Preußen 10 Millionen Taler zahlen müssen. Immerhin umfasste dieses Postgebiet in Deutschland als drittgrößter Bereich eine Bevölkerungszahl von über dreieinhalb Millionen Menschen. Aber der Preis, den Preußen zahlte, war ein politischer. Allerdings würden nähere Einzelheiten hierüber den Rahmen dieser Abhandlung sprengen⁸⁹⁾.

Von der beträchtlichen Erweiterung des Postgebietes profitierten selbstverständlich auch die Ratinger Bürgerinnen und Bürger. Natürlich finden sich auch heute noch Briefumschlagsbelege mit diesen Briefmarken, entwertet mit Ratinger Poststempeln. Es sind interessante Zeitzeugen. Dies gilt ganz allgemein für erhaltene Briefbelege. Sie sind immer stumme Zeitzeugen, aus denen aber viel herausgelesen werden kann.

(Wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ fortgesetzt)

Dr. Friedrich Ahrens

87) **Sautter**, Karl, Geschichte der Deutschen Post, Teil 2 Geschichte der Norddeutschen Bundespost, Unveränderter Nachdruck 1952, gedruckt in der Bundesdruckerei Berlin

88) **Michel** Deutschland – Spezial 2005, Band 1 S. 310; Schwaneberger Verlag GmbH

89) **Piendl**, Max, „Thurn und Taxis 1517 – 1867“, Zur Geschichte des fürstlichen Hauses und der Thurn und Taxischen Post; Heft 1/67 des Archivs für deutsche Postgeschichte 1967 S. 92

Herzlicher Dank

Meiner Ehefrau Eva will ich diese Arbeit widmen, weil sie unter meiner unermüdlichen Tätigkeit sicher viel erdulden musste. Hierfür glaube ich mich entschuldigen zu müssen; dennoch: ohne Ausdauer, Geduld und viel Fleiß lässt sich im Leben nichts erringen.

Meine Arbeit hätte nicht erscheinen können, wenn ich nicht vielfältige fachliche Hilfe erfahren hätte. Allen voran will ich meine Dankbarkeit dem stellvertretenden Leiter des Ratinger Stadtarchivs, Archivar Joachim Schulz-Hönerlage, ausdrücken. Die im Stadtarchiv schlummernde einschlägige Literatur wäre mir nicht erschlossen worden. Auch seine Hilfe bei Transkriptionen der Ratinger Magistratsprotokolle aus der Zeit um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert muss dankend erwähnt werden. Sehr viele Informationen kamen von der Post. Für den Bereich Telekommunikation gab mir Herr Oberpostdirektor a. D. Dipl. Ing. Johannes Kemper, ehemaliger Amtsvorsteher des Fernmeldeamtes 3 zu Düsseldorf, das nötige Rüstzeug. Herr Werner Diederichs leistete als Sprecher der Postsenioren hilfreiche Koordination. Auch der Witwe des ehemaligen Postamtmanns Kurt Tappeser und dessen Tochter Frau Elefteriadis sei an dieser Stelle mein Dank ausgesprochen für die Überlassung von Fotografien aus dem Ratinger Postalltag. Vielfältige Postliteratur bekam ich von Herrn Postamtmann a. D. Hans Ahrens, Mettmann, die für mein Hintergrundverständnis von großem Wert sind. Herr J. Pauli, heute Mitarbeiter des Postbankfinanzcenters Ratingen überließ mir Fotoreproduktionen von seinem früher bei der Post beschäftigten Vater. Fotos, die Geschichte erst menschlich machen. Auch hierfür meinen herzlichen Dank. Sehr habe ich mich gefreut für die Überlassung des Buches von Charles Schmidt „Le Grand-Duché de Berg“, übersetzt von Oberpostdirektor a. D. A. Brass, durch H. Schildein, Ratingen. Bilder von Heinrich Kreimer, Telegraphenfacharbeiter aus Ratingen, erhielt ich von seinem Sohn Karl-Heinz Kreimer. Dies rechne ich ihm hoch an.

Erenneronge an minn alde Heimatstadt Ratingen



*Auch in dieser Ausgabe der „Quecke“ sollen die Jugenderinnerungen des gebürtigen Ratingers **Heinz („Henry“) Weitz** fortgesetzt werden, der seit 1953 in Kanada lebt, den Kontakt zu seiner Heimatstadt aber nie abgebrochen hat. Fast täglich telefoniert er mit dem **Ehepaar Klara und Franz Beenen** in Eggerscheidt. So erfährt er alles, was in Ratingen passiert und über wen und was man in seiner alten Heimat gerade spricht. Im Schlussteil seiner Erinnerungen, die er vor einigen Jahren in Kanada auf eine Tonkassette gesprochen hat, berichtet Heinz Weitz über Häuser und Handwerksbetriebe im alten Ratingen, über die verschiedenen Förster, die es damals in Ratingen gab, über seine Ferienarbeit bei Ratinger Bauern, durch die er sich etwas Taschengeld dazu verdiente, über Eggerscheidt und die Gastwirtschaft „Schwarzebruch“ an der Mülheimer Straße.*

Auch diesmal geben wir Henrys Erzählungen wortwörtlich wieder, so, wie er sie auf sein Band gesprochen hat:

Ja, on dann wore do all die alde Wietschafte. Op de Müllemer Stroot wor en Wietschaft, dat wor „Rosslenbroich“, on am Fastelovend hatten die do emmer ne Danz jehatt. On wenn Aschermittwoch wor, simmer dohenjeange, wir Blare, on denn hammer jesaat, ob mer mithelfe könnte opzurüme. Do loren all die Tröte do eröm on die Blechsaxofone on die Loftschlange, on denn hammer allhand Spillsaches jehatt on Tröte onsowidder.

Jetzt hann ech jesenn, die Suitbertus-Stube do, wo de **Jude Waller** jehonnt hätt an de Oberstroot, on dohenger wor derekt dor Stenkesmest, do konnze denn dorchjonn. De **Waller** worene Peedshändler, de hattense jo irjens hinjebraat. Do wor e jüdisch Jeschäft derekt dohenger, on wie die abhaue mossten, do hammer do Spillsache jekouft. On derekt am „Ströttche“, onge am Eck jehüver von de **Bildhauer Lepper**, do wor de Judefriedhof. Do send a paar Idiote henjeange on hannt emol die Stein ömjeschmiete. On op de Bekemer Stroot, do wor die Synagoge, die hatten se ahnje-steckt, die wor janz uusjebraant.

On all die Metzger, die se en Ratingen hatten. Jede Metzger hatt ne Spezialität jehatt. Eene hätt joot Blootwoosch jehatt, der angere hätt jooede Lewerwoosch jehatt, jede Metzger wor spezialisiert op wat Besongeresch en de Woosch oder en de Schenke on so.

On dann simmer emmer nah de Schmitt **Lepper** hinjeange, on do wor ne kleene Schmiet onge an de

Haltestell von de Nummer 12, von de Straßenbahn. Do simmer emmer kicke jeange. Do hatten die die jru-ete Karreräder, on denn hannt se die leserbänder dodrum jetrocke. Do fing dat Rad denn an zu brenne, on dann hannt set int Wasser jeschmiete. On wie se dat im Wasser jeschmiete hann, da hätte sech de leserriepen janz feste off dat Holz, is dat erömjeange.



Die Mülheimer Straße mit Kriegszerstörungen in den 1940er-Jahren. Auch die Gastwirtschaft „Rosslenbroich“ fiel dem Bombenangriff vom März 1945 zum Opfer



Die Düsseldorfer Straße mit der Endhaltestelle der Linie 12 in den 1930er-Jahren. Im Haus ganz links mit dem runden Türmchen befand sich die Schmiede Lepper. Daneben das Fuhrgeschäft Schwaab und die Stellmacherei Schorn

Dorch dat kalde Wasser on dat hieße Band hättet sech derekt festjezoge op dat Holz. Do hammer jesenn, wie die die Karrenräder för die Peedekarren jemaht hannt.

Dann hatten se obe an de Homberger Stroot, do wor de **Zimmermanns** Sandkull. Do hannt die emmer Formsand jehollt för die Jießerie. On die hannt sonn Lore jehatt. Do simmer emmer op die Lore jespronge on sinnt denn et ovends domet erömjefahre. On denn wor denn onge, wo dat Jleis onjefähr ophürde, do hatten se Holzblöcke, wo die Loren dann jenfuhre. On wo de Holzblock dran wor, do mosst mer abspringe, sons hätten mer dor Knick jebroke.

Do wor auch derekt die Wietschaft „Kronenthal“ (Zimmermann). On do wor dor Waldfriedhof. Ech wor emol op Besök, do ben ech nah dor Waldfriedhof jejangen, do loren die von de Bombenanjriffe. Op de Hochstroot, zwischen de „Arch“ on dor Frisör Peitz, wor en Bombe enjeschlore. On minn Kusine, e sibbzehn Johr alt Mäde, die ess du-et jeblewe, on minne Kuseng, de wor vierzehn Johr alt, de hatt beide Beene ab on de wor verblood on jestorwe. On et sind 28 Lütt do jeblewe on die liejen jetz all do om Waldfriedhof. On die hannt allemol dieselwe Steen en ein Reih. Wie ech do vorbeijejange wor, dat wor e komisch Jeföhl för mech, weil ech jeden kannte, de do beerdigt wor.

On dann hatten se do, wo de **Dürr** wor, do hatten se emmer sonne Karbidschlamm. Die hannt do fröher met Azetylen jeschweiß, die Kessele. Do hammer dann de Karbidschlamm jehollt on dann zu Huus die Zemmere damit ahnjestrieke.

Denn hatten se en Ratinge hatten se drie FÜ-eschter. Do worene FÜ-eschter derekt wennze em Jonkersbosch erinnkömms vom Haus zum Haus, do wor eene anne reite Sitt. Dann worene FÜ-eschter hingen am Schwattebru-ek, on do worene FÜ-eschter am Hölender. Wennze em Bosch Holz hole wollts, dann mosstese för 50 Pfening ne Buschsching hann. Die sollten die nit bezahlt hannt. Die

hannt emmer de Bosch schön sauber jemaht, all die abjefallene Äste hannt die all erusjehollt. On de Bosch wor denn sauber on die Lütt hatten denn beske Holz för dor Ove anzumaake oder för dor Ove zu stooke. Awwer dor Jraf Spee wollt sinn 50 Pfennig hann von de arme Lütt.

On dann sinn mir Blare emmer en de Erpelsziet oder en de Ronkelziet nah de Bure jejange on hannt denne jeholpe. Erpel oplese on Ronkele uuttrecke, on de Ronkele de Bläder affsteche – die komen dann en de Silo erenn. On wir Kennger worene denn en dem Silo on mossten de Blätter dann met die FÜ-et emmer feststampfe, domet die jenoch Blätter do en die Silos krieje för dor Winter för de Küh. On die Ronkele, die komen en de Miete, do hannt die da Strüh dropjedonn on dann Dreck dropjedonn, domet die nit verfrore sinnt. Meestens ben ech emmer do, wo dor **Carp** wor, de wor, wemmer nah Homborg jeht, derekt öbber de Autobahn. Dat wor dor Jutsbesitzer Carp, bi demm Bur ben ech oft henjejange. Wenn ech do jeschloope hatt, dann krecht mor morgens e paar Brooterpele on e Schnitt Bru-et mit Möhrekrut. Dat wor schwere Arbitt, Erpele oplese on Ronkele op dor Ware schmiete. On wir worene emmer fruh on worene emmer stolz, dat mor wat Jeld nah Huus bringe konnte.

Fröher hatten die Lütt, die e beske ausseits worene, die hannt dann emmer e Ferkel jehatt. Wenn dat jeschlachtet wurden, dann seiht



Das Haus „Sibbe Flöjt“ lag an der Mülheimer Straße 41, da, wo heute die Werdener Straße einmündet. In diesem Haus wurde Heinz Weitz geboren. Im Vordergrund sein Vater Johann Weitz



Neben dem Haus „Sibbe Flöjt“ lag das „Nackmanns Haus“,
Mülheimer Straße 39

draan jebonge. Die woren an de Schuhsohle jeklemmt. Dann hässe e paar Schritte jemaht, dann kome die Dinger aff. Do konnze koum Schlittschuh fahre. On dann hanntse jesaht: „Kick emol die Kanadier, wat schöne Schlittschuh die hannt.“ Da hammer emmer jedaht: Ja, wemmer mol kanadische Schlittschuh kriejen, denn simmer aber ju-et drahn. Aber en der Zied, do woren in Deutschland nur vier Eishockeymannschafte. Do wor Rießersee, die woren meistens emmer Meister jeworde. Ech jlöw auch Düsseldorf on Kölle on Mannheim oder Frankfurt. Aber en dor Oberliga, do woren nur vier Mannschafte. Jetz hannt die jo völl Eishockeymannschafte.

de eene: „Ech hatt mieh Speck draan“. On de nächste seiht: „Ech hatt mieh Speck draan“. Die wore am lüje, genau, wie eene, de angele jeht on seiht, wie dick die Fische sinnt. On wenn de Metzger die Wuusch jemaht hätt, dann kom die en sonne große Wäschkessel. On dann sinnt die Wüüsch emmer kapottjeange, nit all, et sinnt aber welche Wüüsch kapottjeange, Blootwüüsch on Lewerwüüsch. Dann hannt die do Buchweizenmehl erennjedonn, on dat wurde dann jekocht. On dann wurden die ganze Schüssele, wat die hatten, wurden denn voll Panhas jemaht on denn hätt die ganze Nohberschaft ne Löffel jehatt on hätt de Panhas uht de Wäschkessel erutjekratzt. Do sohten se doröm met fönf, sechs Mann on woren de Wäschkessel, de Panhaspott am uhtschrappe.

On dann hammer en Nachbarin jehatt, on die Ziede woren nit so ju-et, die hätt jede Daach Erpelszupp jekocht. On eimol wor der ihr Mann dat so le-id, do hätt de de Pott jenomme on om Hoff jeschmiete. Sähte: „Ech mach kinn Erpelszupp mieh!“ En der Zied hatt mor noch ke-i Elektrisch, on wir hatten all Petroleumslampe. Die Frau nimmt die Petroleumslamp, schmiet die dorchem Fenster on seiht: „Wenn de butte eete wills, dann mosste och Lecht hann.“ On die Lamp wor kapottjeange on de ganze Petroleum wor am brenne.

Ja, on dat Schlittschuh fahre em Wenkter. Da hatt ech emmer Schlittschuh, die woren onge-



Gasthof „zum alten Fritz“, Eggerscheidt b. Ratingen



Postkarte aus den 1930er-Jahren



Das Restaurant „Schwarzebruch“ in den 1930er-Jahren

Ech weeiß noch, minn Motter, die wor emol an de Weltmeisterschaft, do hätt Kanada jejen Deutschland jespillt. On minn Motter hätt von Kanada sonn kleene kanadische Fahne jehatt. On em Rheinstadion isse dann hinjehange, on wenn die Kanadier Tore jeschosse hann, dann hätt die Motter emmer jebölkt, aber en ihr Ratinger Platt. Do wor en Frau, die soht dohenger, da wor die dat zuvöll jewese, da haut die minn Motter mem Rejenschirm überm Kopp, weil die för die Kanadier am schreie wor, wenn die jeschosse hann.

On wemmer dann en Eggisch erenjekomme sinnt, dann wor do dor „Ehme“, dor „Alde Fritz“ on denn „Kessel am Pött“. On dann

jing et denn von do, von de Midde, de Sengelspött eronger nahm „Schwattebru-ek“. Am „Schwattebru-ek ben ech oft jewese. Em Sommer hann minn Eldere do en die kleene Wäschköch, hannt die emmer spüle müsse, domet se e besken Jeld mahten. On all die Dicken, die sohten do on hann ne große Braten jehatt on ne Flasche Wein. On denn die Freundinne von denne. Die woren all schonn üw-er fuffzich on die hatten all Freundinne, so 21, 22 Jahr. On ech hann minn Nas do plattjeddückt an die Schieve: Sonne juete Brode om Teller on ne Flasche Wein om Tisch.

So, meine Lieben, jetz will ech emol ophüre. Ich hoffe, dat üch dat e beske jefalle hätt.

Awwer ech will üch noch jet sare öwer de Ratinger Dumeklemmer. Ech wor mol en Ratinge mit minn Tochter. Do es ja dat Denkmol do, de Brunnen met die Dumeklemmer. On minn Tochter hätt do jestange on hätt dor Dume huhjehalde, on do säht dat en se-i halv Englisch on halv Deutsch: „Ech ben eine Dumeklemmer“. Die Lütt hann all jekickt, on dat hätt dor Dume huhjehalde. On ech hatt emmer die Kenger verzällt, dat die dem Suitbertus beim Stadttor rausjeschmiete hann. On die Ratinger hannt et Stadttor henger em zujeschmiete, on do hätt de de Dumen dozzwischen jekritt. On wie ech en Kaiserswerth wor, do wor jo de Sarch met dem Suitbertus dodren. On dann hann ech jelese, dor Suitbertus wor schonn em Jahr 713 jesterwe. En der Zied, do wore noch jar kinn Mure on Stadttore om Ratingen erom. Ech jlöw, dat kommt von die Daumenpresse. Wenn da eener wat jemaht hätt, dann mosst de dor Dume en sonn Press tun, on dann hannt die e beske drop jedrückt, domet de de Wahrheet seiht. Ech jlöw, dat woret, woröm die Ratinger „Dumeklemmer“ jenannt weede. Dat alde Jericht es jo en de Bröck. Wemmer von de Müllemer Stroot kütt, bevor die Bröck es, wat do öwwer die Anger jeht, an de reite Sitt, do es so e Huus, dat wor emmer fröher jelb ahnjestrieke, dat wor vor 200 Jahr et Jericht jewese.

So, meine Lieben, gute Nacht. Et es jetz 12 Uhr he en de Nacht. Und auf Wiedersehen, good-bye, good-bye aus Kanada.

Die richtige Adresse für Qualitätsbewusste!

- **Gartenhäuser, Pavillons**
- **Carports, Pergolen**
- **Sichtschutzelemente**
- **Ziergitter, Zäune**
- **Holzterrassen**
- **Pflanzkästen**
- **Kinderspielgeräte**
- **Gartenmöbel**
- **Holz-, Stahl- und Glastüren**
- **Parkett-, Laminat- und Korkböden**
- **Holzdecken**
- **Hobelware**
- **Schnittholz**
- **Platten**
- **Zuschnitt**

FRANKEN HOLZ
FÖLZGRÖSSHANDEL UND FÖLZFACHMARKT GMBH

Kompetent in **Holz**

Am Ostbahnhof 7 · Ratingen
Direkt neben S-Bahnhof vor der Tür
Tel.: 8668-0 · Fax: 866868
www.franken-holz.de

De Füerdoop

Et wor en de dressejer Johre, on mer jinge all noch en de Scholl. Wenn ech **mer** sach, meen ech min Fründe, die em Older tösche ti-en on dreti-en Jahr wore. Noh de Schollarbeede, on wenn to Huus nix to maake wor, wie em Jade hölpe oder enkoofe, tro-efer mer ons emmer em Wehrjang am Trinse-tu-en.

Dat wor en Bande, do konnt nit jeder hinkomme on metmaake, dat wor en eneschworene Klicke, on dat Besondere wor, dat do och Jonges von Rateringer Jeschäftsliütt drenn wore. So stung ech och an dem Daach dobe-i, on ech wost von denne angere, dat ech en de Jrupp opjeno-eme weede sollt. Äwwer vörher wor von denne äldere Jonges en ons Klicke wat uutjeheckt woode, dat nannten se „**de Füerdoop**.“

Ech mot noch sare, dat ech emmer schon dobe-i sin wollt. De Hoope wor för all su interessant, weil et emmer wat zom Dobeivordiene joof, be alle möchliche Jelejenhe-ite. De Aufjab för men **Füerdoop** wor: Ech sollt op de Lengtörper Stroot en dem Tabaklade von Clasen jonn on för eene Jrosche vier Eckstein on för zwei Penning e Döske Strickspöhn koofe. Dat Jeld doför kräch ech von dem öldste Jong en dor Jrupp. De Keel von dem Lade, hant se jesaat, mösst emmer en Holztrepp eronger ku-eme, on dat du-erden emmer e beske, on die Tiet mösst ech uutnötze, öm uut dem Korf, de om Ladedöschung, en Du-es met Zijarett metjonn to lo-ete. Et dorft äwwer keene angere em Lade sin.

Ech en de Lade renn. Jetz mosst et schnell jonn. Ech hat de Schachtel jrad en de Boxetäsch jestoppt, do hürden ech schon de i-eschte Stu-ef von de Holztrepp knarre. De Keel, dem de Lade jehürten, kom schon de Trepp eraff, on he wor noch nit janz onge, do fröcht he schon: „Wat wellse, Jong?“ Do han ech mie Sprüchke

opjesaat: „Vier Eckstein on e Döske Strickspöhn.“ Ech bli-ev janz ruhich, on ech meen och, he hän kenne Verdacht jeschöppt. Nohdem ech bezahlt hatt, jing ech ruut on han mech langsam dörch dr Deu jemaat. Je nöher ech nohm Trinsetu-en kom, öm so schneller li-epe min Been, on de metjonn jelo-etene Schachtel en min Boxetäsch branden wie Füer. De Jongens so-ete schon op de Muur on wadden ob mech. Als ech dat Beutestöck op de Muur jeleit hat, sät de Öldste för mech, dat ech de **Füerdoop** bestange hän on jetz dozu jehüre wöd. Mech äwwer hät noch daareleng dat Jewesse jepisakt, äwwer met de Spaß on de Arbitt en de Jrupp han ech dat met de Tiet verjeete on min Ruh widerjefonge.

De Besitzerin von dem Kino „Schauburg“ am Wehrjang es met fönf Mann von ons mem Auto no Diepebru-ek on Lengtörp jefahre. Mer mosst dann schnell uut dat Auto eruut on Programmzedel onger de Düre doi-e on widder renn

en de Ware, hongert Meter wieder dasselbe Spell. Als Luh-en jo-ef et Frekaate, e paar Rolle Drops on Kamelle. Dann hammer om Tennisplatz henger de Wi-etschaft Krier, hütt „Zum Hirsch,“ Bäll opjelese för drissisch Penning de Stond. Dann konnte mer be de Bäckermeister de Briketts opstapele. Doför jo-ef et Jeld on och wat zom Schnöbbe, mer dorft dann de Schupplaad leermaake, wo de Deelches drenn wore, die se nitt mie verkofe konnte. Et lo-ech och schon mol e Stöckske Marzipan dotösche.

Dann so-ete mer op de Muur on hant alles verkimmelt. Wat noch öwwer bli-ef, hammer bem alde Jondek em Höhnerstall jeschmiete, de wor derekt onge ann de Muur newer öm Trinsetu-en. Et jo-ef äwwer och Nommedare, wo mer nix to donn hadde, dann hammer schü-en jespellt. De Wehrjang on de Trinsetu-en bleev ons all noch lang en ju-edere Erennerong.

Ludwig Blumenkamp



Der Trinsenturm mit dem an die Stadtmauer angebauten Haus an der Grabenstraße in den 1950er-Jahren. Vorne rechts auf der Mauer des im Zweiten Weltkrieg angelegten Löschwasserreservoirs erkennt man den 1944 im Auftrag der Stadt entstandenen „Dumeklemmer“ des Düsseldorfer Künstlers Ernst Reiss-Schmidt. Im Zuge der Renovierung von Wehrgang und Stadtgraben wurde das Haus um 1970 abgerissen

Erinnerungen an die Adler-Apotheke am Markt

Unlängst berichteten die Tageszeitungen von einem Apothekenboom in Ratingen. Gerade war die 26. Apotheke im Stadtgebiet eröffnet worden. Da kamen mir Erinnerungen an die Zeiten, als ich noch Kind und mein Vater **Peter Schroeder** Apotheker in der Adler-Apotheke am Marktplatz in Ratingen war.

Die Adler-Apotheke war lange Zeit die einzige Apotheke in Ratingen. Erst in den 1930er-Jahren eröffnete der aus Gelsenkirchen stammende Apotheker **Lüngen** die Kronen-Apotheke an der Ecke Bahnstraße/Hohenzollernstraße (heute: Freiligrathring), und dann dauerte es etwa 20 Jahre, bis die dritte Ratinger Apotheke, die Stern-Apotheke an der Ecke Karl-Theodor-Straße/Bechemer Straße ihre Pforten öffnen konnte.

In Ratingen muss es bereits im 17. Jahrhundert eine Apotheke gegeben haben. Bei den Brüdern **Eschbach** findet sich der Hinweis auf eine Strafverfügung gegen die Frau eines Apothekers, die mit den Gewichtssteinen der Apotheke Zucker zerstoßen hatte, wodurch sich die Gewichtsstärke der Steine veränderte. Apotheken standen schon immer unter der strengen Kontrolle des Staates. Revisionsprotokolle der Adler-Apotheke sind im Landesarchiv NRW in Düsseldorf ab 1809 vorhanden. Ratingen gehörte zu dieser Zeit zum französisch beeinflussten Großherzogtum Berg. Die Apotheke lag damals noch in der Bechemer Straße und ihr Besitzer hieß **Heinrich Wilhelm Korte**. Bei einer Revision im Jahre 1819 durch die preußischen Behörden – Berg war nun ein Teil der preußischen Rheinprovinz – ist bereits dessen Sohn **Friedrich Korte** Inhaber der Apotheke.

In einem Verzeichnis der im Kreis Düsseldorf vorhandenen Apotheken von 1835 wird von der Ratinger Apotheke gesagt, welche Orte zu ihrem Versorgungsbereich gehörten und wieviele Menschen in diesen Orten und Ortsteilen auf sie angewiesen waren:



Die Kronen-Apotheke befand sich früher an der Ecke Bahnstraße/Freiligrathring. Das Haus wurde abgerissen, um Platz für mehrere Neubauten zu schaffen

Ratingen	3.856	„Seelen“
Eckamp	285	
Bracht	302	
Eggerscheidt	468	
Schwarzbach	296	
Ein Teil von Rath	240	
	5.447	

Außerdem wird in diesem Verzeichnis bestätigt, dass die Ratinger Apotheke „vor mehr denn 100 Jahren“ gegründet wurde.

In den 1850er-Jahren verlegte der damalige Besitzer **Scholl** die Apotheke von der Bechemer Straße in das Eckhaus „Zu den vier Winden“ am Ratinger Markt, in dem sie sich noch heute befindet. Das Haus war 1789 vom damaligen Ratinger Bürgermeister **Degreck** aufgestockt und umgebaut worden.

Nach Apotheker **Scholl** wurde dessen Sohn **Dr. Max Scholl** Inhaber der Adler-Apotheke. Dieser verkaufte sie 1877 an **Maximilian Matthias Bretz**, der im Jahre 1898 verstarb. Durch Kauf wurde Apotheker **Leo Lersch** ab dem 1. September 1898 neuer Eigentümer der Apotheke.

Leo Lersch wurde am 3. Oktober 1872 in Duisburg geboren. Um Apotheker zu werden, musste er nach dem „Einjährigen“ am Gymnasium eine dreijährige Lehrzeit in einer Apotheke absolvieren. Nach Ablegung eines Vorexamens folgten drei Jahre Gehilfenzeit und die pharmazeutischen Studiensemester an der Universität München, die er mit dem Staatsexamen 1896 abschloss. Von April 1897 bis April 1898 leistete er in Metz



Die Adler-Apothek am Ratinger Marktplatz in den 1940er-Jahren

und Düsseldorf seinen Militärdienst als „Einjährig-Freiwilliger“⁽¹⁾ ab. Er wurde als „Unterapotheker der Reserve“ entlassen. Schon kurz darauf, am 9. August 1898, heiratete er **Berti Schulte-Westhoff** aus Sterkrade und zog mit ihr in das neu erworbene Haus am Ratinger Marktplatz ein.

Große Umbauten waren erforderlich, um die Adler-Apothek auf den neuesten Stand zu bringen. Die Arbeiten besorgte der bekannte Ratinger Bauunternehmer **Eduard Schlösser**. Die neue Einrichtung bestand aus dunkler Eiche und war rundum mit Regalen versehen, auf denen die Standgefäße (Vorratsgefäße) eingeordnet waren, die auch alle benutzt wurden. Auf dem Foto von 1946 sind neben dem Kachelofen die dicht besetzten Regale zu sehen. Bei der Übernahme der Apotheke durch Leo



Berti Schulte-Westhoff und Leo Lersch als Brautpaar

Lersch waren sage und schreibe zwei Fertigpräparate vorhanden, die aber bald zahlreicher wurden. Die Hauptarbeit des Apothekers bestand darin, die von den Ärzten verordneten Pillen, Pulver, Mixturen, Zäpfchen und Salben herzustellen und Eigenpräparate anzufertigen. Dazu fällt mir eine Episode ein, die mein Vater gern erzählte. Ein Kunde betritt die Offizin (= Verkaufsraum der Apotheke) und verlangt „Lebewohl“-Hühneraugenpflaster. Es entwickelt sich folgendes Gespräch:

Leo Lersch: „Sie möchten also Hühneraugen haben?“

Kunde: „Nee, die solle fottjonn.“

Leo Lersch: „Dann brauchen Sie Pflaster ‚Hühnerauge, hau ab‘ oder ‚Hühnerauge, geh zum Teufel‘, aber nicht ‚Lebewohl‘!“

Kunde: Irritiertes Schweigen

-
- 1) Junge Menschen mit höherer Schulbildung, die einen akademischen Beruf anstrebten wie Mediziner, Apotheker, Lehrer u.a. konnten sich nach § 11 des preußischen „Gesetzes betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienste vom 9. November 1867“ zum einjährig-freiwilligen Militärdienst melden. Dazu mussten sie den Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung durch Zeugnisse oder eine Prüfung erbringen. Außerdem hatten sie selbst für ihre Militärkleidung, Ausrüstung und Verpflegung aufzukommen.

Entsprechend ihren Fähigkeiten und Leistungen konnten sie nach einjähriger Militärzeit zu Offiziersstellen der Reserve vorgeschlagen werden. Normalerweise betrug die aktive Militärzeit im preußischen Heer zwei Jahre, bei der Kavallerie sogar drei Jahre.



Leo Lersch in den 1940er-Jahren

Leo Lersch: „Hier, nehmen Sie das Hühneraugenpflaster, das wir selber herstellen, das ist sowieso das beste.“

Das Zubereiten der Medikamente war mühselig und aufwendig. In der Offizin standen zwei Bänke für die Kunden, die auf die Anfertigung ihrer Rezepturen warteten. Selbstverständlich nahm man die Kopfbedeckung ab, wenn man die Apotheke betrat. Sollte ein Kunde dies vergessen haben, eilte Leo Lersch in den Nebenraum, setzte seinen Hut auf, stand dann im weißen Kittel und Hut vor dem Kunden und fragte ihn nach seinen Wünschen. Es gab niemand, der dann nicht verlegen und ganz schnell seinen Hut abnahm.

Ein weiteres, für Leo Lersch typisches Kundengespräch: *Kunde:* „Ech bru-ek wat för dor Huste.“

Leo Lersch: „Gegen, gegen, gegen!“

Eine Apotheke musste auch nachts und an Sonn- und Feiertagen dienstbereit sein. Erst nach der Eröffnung der Kronen-Apotheke wurde die Dienstbereitschaft wochenweise gewechselt.

Eine Nachtdienst-Episode

Die Türglocke schrillte. Mein Vater öffnete die Türklappe. Vor ihm stand ein aufgeregter junger Mann, der rief: „Eine Hebamme, eine Hebamme!“ Mein Vater zeigte ihm das Haus der Ratinger Hebamme **Barth**, das gegenüber an der anderen Marktseite lag. Entsetzt rief der arme Mann: „Nein, nein, die will ich nicht, die probiert

noch!“ Auf dem Praxisschild von Frau Barth stand: **Approbierte Hebamme**.

Auch Lintorf gehörte lange zum Einzugsbereich der Ratinger Apotheken, bis Apotheker **Clemens Niemann** im Februar 1949 die erste Lintorfer Apotheke eröffnete. Bis dahin hatte ein **Herr Kohlen** aus Lintorf die Rezepte bei den Ärzten Dr. Blumberg, Dr. Maisel und Dr. Stick eingesammelt und bei Wind und Wetter mit dem Fahrrad zu den Apotheken nach Ratingen gebracht. Die in den Apotheken individuell zusammengestellten Medikamentenpäckchen nahm er wieder mit zurück nach Lintorf. Gegen eine Gebühr von 10 Pfennig konnten die Patienten ihre Päckchen dann bei ihm abholen.

Leo Lersch war nicht nur Apotheker und Kaufmann, als Bürger Ratingens brachte er sich auch in das gesellschaftliche Leben seiner neuen Heimatstadt ein. Schon im Jahr der Übernahme der Adler-Apotheke trat er der St. Sebastiani-Bruderschaft bei. Lange war er ihr Schriftführer, 1910 wurde er Schützenkönig, und Anfang der 1930er-Jahre war er eine Zeit lang auch Vorsitzender. Als 1926 das 650-jährige Stadtjubiläum gefeiert wurde, gehörte Leo Lersch zum Festkomitee. Neben seiner Berufsarbeit galt seine Liebe der Literatur und der Kunst. Er besaß eine der umfangreichsten und vielseitigsten Privatbibliotheken in Ratingen und förderte Maler, Bildhauer, Schriftsteller und Sänger.



Leo Lersch als Schützenkönig im Jahre 1910

In den 1930er-Jahren zog sich Leo Lersch krankheitsbedingt immer mehr aus seiner Apotheke zurück. Viele wechselnde Apothekerkollegen standen meinem Vater dann zur Seite.

Die Adler-Apotheke besaß eine Realkonzession, die früher vom Landesherrn vergeben wurde, das heißt, sie konnte vererbt oder verkauft werden. Ab Mitte der 1920er-Jahre vergab die preussische Regierung die Konzessionen. Diese waren personengebunden, also sogenannte Personalkonzessionen. Verstarb der Apotheker, so hatte seine Witwe das Recht, die Apotheke zu verpachten. Sie blieb bis zu ihrem Tod Inhaberin.



Apotheker Peter Schroeder übte seinen Beruf von 1922 bis 1951 in der Adler-Apotheke aus, bevor er dann die Stern-Apotheke an der Becherner Straße eröffnete

Dann fiel die Konzession an den Staat zurück. Durch diese Vergaberegulation waren die meisten Apotheker schon im fortgeschrittenen Alter, ehe sie zu einer eigenen Apotheke kamen. Mein Vater war bereits 59 Jahre alt, als er 1951 die Stern-Apotheke eröffnete.

Das alte Haus, welches die Adler-Apotheke beherbergt, ist ein langgestreckter Bau mit rechtsseitigem Flur, dessen Wände noch deutlich den Verputz aus Lehm zeigten, als mein Vater 1951 die Adler-Apotheke verließ. Man betritt das Haus über einen Türstein aus „Ratinger Marmor“, also aus dem Kalkstein, der aus dem „Schwarzen Loch“ im Ratinger Süden gewonnen wurde. Poliert sieht dieser Stein wie Marmor aus. Das Taufbecken und zwei Weih-



Die Angestellten der Adler-Apotheke im Jahre 1946. Sie haben sich in der Offizin versammelt und stehen vor dem Kachelofen, der damals einzigen Heizquelle für alle Apothekenräume.

Von links: L. Mendorf, G. Golz, H. Möller, Dr. O. Willmann, M. Riedl und H. Schrickel

wasserbecken in der Kirche St. Peter und Paul sind aus dem gleichen Stein. Ein großes offenes Treppenhaus verband die Etagen. Die Räume oben waren durch die einseitige Lage alle untereinander verbunden. Die gleiche Anordnung galt auch für die Apothekenräume. Die einzige Wärmequelle war der bereits erwähnte Kachelofen, der die Offizin und den Nebenraum beheizte. Alle anderen Räume waren ungeheizt, auch das Labor, sodass Frostbeulen an den Händen vorprogrammiert waren. Es existierte auch nur ein Wasseranschluss im Raum neben der Offizin. Selbst im Labor gab es nur eine Pumpe.

An zwei Dinge erinnere ich mich noch im Haushalt von Berti und Leo Lersch. Da war einmal die treue Haushälterin **Anna Illen**, eine Tante der kürzlich verstorbenen Hildegard Samans. Sie wurde mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet, weil sie dem Ehepaar Lersch 50 Jahre den Haushalt geführt hatte. Viele alte Ratinger werden sich aber auch noch an den Papagei der Lersch erinnern. Er ahmte die Stimme von Berti Lersch so täuschend echt nach, dass Leo Lersch eiligst herbeigelaufen kam, wenn der Papagei „Leo! Le-o!“ gerufen hatte.

Die Kriegsjahre hat die Adler-Apotheke trotz der Bombenangriffe und des Beschusses unbeschadet überstanden. Der kriegsbedingte

Mangel an Fertigarzneien rief wieder den Apotheker auf den Plan, um nach alter Art Medikamente selber herzustellen. Dann kam der Tag der Währungsreform, und wie durch ein Wunder wurden bald alle bestellten Waren wieder geliefert. Im Jahr 1949 boten die Erben Lersch meinem Vater die Adler-

Apotheke und das Haus zum Kauf an. Die Preisvorstellungen waren aber zum damaligen Zeitpunkt völlig überzogen. Mein Vater hat sich dann um die Konzession für die gerade ausgeschriebene dritte Ratinger Apotheke beworben. Er erhielt die Zusage, und am 1. Oktober 1951 eröffnete er die Stern-Apotheke an der Becherner Straße.

Schon bald erstritten sich die Apotheker die Niederlassungsfreiheit. Alle Privilegien und Konzessionen waren hinfällig. Die Zahl der Apotheken stieg unaufhaltsam.

Die Stern-Apotheke steht seit einiger Zeit leer. Das schöne Haus mit dem vertrauten Treppengiebel soll in nächster Zeit abgerissen werden und einem gewaltigen Neubau Platz machen. Auch die prächtige Platane vor dem Haus scheint ernsthaft bedroht zu sein.

Annemie Hofmeister

Die Autorin dieses Artikels, mit ihrem Mann **Horst Hofmeister** selbst jahrelang Inhaberin der Stern-Apotheke, verstarb während der Arbeit an dieser „Quecke“ am 13. Oktober 2010.



Die Stern-Apotheke an der Becherner Straße im Jahre 2006

MoVi

Be-E-Mobil
TÜNKERS Erfindergeist serienmäßig · www.tuenkersscooter.de

**Innenstadt
Erfahren
Umweltfreundlich**



TÜNKERS® GmbH

Am Rosenkothen 4-12 · DE-40880 Ratingen

Tel. 0800 4517121

mobil@tuenkers.de · www.tuenkersscooter.de



PEOPLEMOVER

Vor 65 Jahren ging auch in Ratingen der Zweite Weltkrieg zu Ende

Wenn ech toröckdenk aan 1944/45

Ech wor domols ses Johr old, on minne Papp wor met e paar Nohbere henge em Hof, am Rank vom Jaade, ne Bonker am boue. Et wor dat Johr 1944, on et wor nü-edich jewohde, weil de Fliejer emmer döckeser de Bombe op Düsseldorf, Düsborch on Esse schmiete däde on och be ons mol he on do e paar erongerko-eme on zom Jlöck nix jetroffe hant.

De Enjang en de Bonker jing öm e paar Ecke. Do ko-emse mer hin, wenne en Holztrapp uut Pöhl erongerjings. De Wäng wu-ede met dicke Ekestämm afffange, on dohenger wore dönne Fichtestämm wie be en Blockhött openangerjestapelt, domet dr Dreck nit enne erenfiel. De Deck wor uut janze dicke Ekebalke met twei leserrohre, die noh butte jinge, för de Belöftung. De Dreck, de se uutjeschäppt hadde, ko-em als Hooppe owedropp. De Bo-ede wu-ed met Breder uutjeleit, on ronkeröm wore Holtbänk. Twei dicke Holtdüre solde de Loftdrock affhalde, wenn en de Nöh wat erongerkütt. Onger de Deck hing en Stallatööt met Steenöl, denn de Keeze jinge uut, wenn de Düre tojeschlare wu-ede. De Room wor mer 3 mol 2,50 Meter jru-et. Hadde mer längere Tiet Rejeweede, stung och schon emol ne halwe Meter Waater ongedrenn. De Jru-ete makten dann en Reh, öm de Bonker met Waateremmere uuttescheppe. No wu-ede Pähdsdecke op de Bänk jeleit, domet mer drüsch so-ete. Späder ko-eme noch hure Lattoroste doför, dat de Föös drüsch bläwe.

Wenn de Sereene jinge, troof sech de halwe Nohberschaft be ons em Bonker. Do wu-ed et och schon zemlech eng. De Karbachs met vier Lütt, de Opa Kiel, Kempers met Mu-eder on Dauter – de Keel wor em Kri-ech –, dr Papp on de Mamm, min Schwester on ech on ons Oma. De Tante Leni, die be ons wohnden, jing nie en de Bonker, se bli-ew em Huus. Dat Huus vom Buur Wenders hadden ne Je-

wölbekeller uut Steen, wo se drenn so-ete. Weil su wennich Platz em Bonker wor, dorft jeder mer dat Nü-edechste metbrenge. Mer Blare hadden jeder e kleen Köfferke dobe. Ech hat all de wechtije Papiere drenn on min Schwester Vorbandszeuch, Lewensmittelkaate on Jeld. Ons Oma hatt emmer et Jebettbu-ek on dr Ru-esekranz dobe. Min Eldere bli-ewe meesten butte stonn on lusterten, ob et Bromme von de Fliejer nöher ko-em on wie de Scheinwerfer von de Flakbatterie de Fliejer am Himmel am sü-eke wore. Wenn se eene drenn hadde, jing dat Schiete von de Fliejeraffwehrkanone los. Se hant äwwer nie jesenn, wenn de Tommys met Fosforbombe Kressbööm jesatt hant, öm denne angere te zeje, wo se de Bombe erongerschmiete mosste. Wenn et butte to jefährlech wu-ed, ko-eme se en dr Bonker on hant vorzellt, wat se butte jesenn hant. Meesten flore de Bomber en Rechtong Kohlepott, on se konnte se weje de hure Hahnerbosch nit mieh senn. Mer, wenn et Entwarnung joof on mir

uut de Bonker ko-eme, wor em Norde öwwerm Bosch de Hemmel ru-et jefärrt.

Joof et neits Alarm, hant mer Blare jarnit metjekräje, dat mer em Bonker wore, weil mer diep dorchjeschlo-epe hant. Wu-ede mer wach, vorsöckten dr alde Kiel ons optomontere. He hätt mech tienmol so ju-et wie eimol jefrocht, wat ech späder mol weede wollt, on he hätt mech tienmol jerode, Schmeitmaanes to weede. Dann mösst ech noh jedem E-ete de Liefri-eme e Lo-ek enger aantreкке, dann kö-em ech späder ohne E-ete uut. – Jeschichte, die de nie vorjetz –. Wenn et butte rechtich rommsten, fing de Oma aan, de Ru-esekranz te be-ede. Emol, dat verjeet ech nie, hätt et en de Nohberschaft so rechtich paarmol jerommst. Die Ehd, die op de Balke von de Deck loch, rieselten dorch de Retze noh onge. Et wore dree dicke Enschräp. Plötzlech wu-ede de Düre vom Bonker opjeriete on ons Tante Leni, die noch nie em Bonker wor, stung medde drenn. Se wor am janze Lief am zeddere on schrie: „Alles kapott,



Ein Flakscheinwerfer sucht den nächtlichen Himmel nach feindlichen Flugzeugen ab

Huus kapott, alles kapott!“ – „Wo besse denn eruutjekomme?“ fröcht de Mamm ör Schwö-esche. „Dorch de Dür,“ sät de Tante Leni, on de Mamm mennt: „Wenn du dorch de Dür jekomme bes, dann mott dat Huus och noch stonn.“

Et stellten sech noher eruut, dat dorch de Loftdrock de Dür uut em Schloot jeriete on noh enne opjeflore wor. E Stöck off fuftien Daakpanne wore erongerjeflore on kapottjehange. Och dree Jewerke vom Fachwerk wore noh enne jedröckt wo-ede, weil se jo mer uut Äst, Strüh on Klei wore. Mer hadde jru-et Jlöck jehatt. Bem Nohber, bem Buur Wenders, soh et nit so ju-et uut. De Bomb wor 60 Meter henger sin Schür erongerjekueme on hatt de janze Panne vom Daak jeblo-ese, on och am Huus sohr dat Daak och zemlech kapott uut. Morjens jinge mer all lure, wo de Bomb enjeschlare es on wore öwwerrascht, wie jru-et on wie di-ep de Bombtrechter do em Feld wor. De angere zwei Trechter wore em Bosch on hadde nit völl aanjerechtet. Jetz hätt de janze Nohberschaft met aanjepackt, domet dat Nü-edichste jemaat wu-ed on de Dääker widder decht wu-ede. Nohberschaftshölp wu-ed en de Birke emmer schon jru-et jeschriewe. Em Bosch hammer späder e Rad von e Fluchzeuch jefonge. De Schlooch dodren wor uut dicke Jummi, on domet hant se ons de Schohn on de Holtblotsche besohlt.

En de Kri-echstiet on noch lang hengerher joof et be ons kenne Stru-em. Su konnte mer och nit öwwer ne Volksempfänger de Nochrichte on de Propajanda hüre. Minne Öhm Fritz Bonn, de em Kri-ech wor, on de Tante Traudche wohnden am Noldekothe on hadden schon Stru-em on och e Radio. Se kräje dodrenn och dr Drohtfunk, de vorbo-ede wor, äw-er emmer ansare dät, wo de Fluchzeuje von onse Feind jrad wore. Dat Zuru-epe öwwer dat freie Feld jing ju-et met en Trööt uut Pappe. De Tante Traudche wosst genau, ko-em Alarm, stung min Mamm be us am Bonker on wadden op en Meldong vom Noldekothe. Flore de Bomber en en angere Rechtong, brukte mer jarnit i-esch en de Bonker. On neits wor dat genau su, wenn de Fliejer



Eine amerikanische B-17, auch „Flying Fortress“ (Fliegende Festung) genannt, beim Bombenabwurf. Drei Staffeln mit 38 Maschinen dieses Typs flogen den Angriff auf Ratingen am 22. März 1945

afftrocke, wosste mer dat emmer fröher, als de Sereen Entwarnung joof on wore su widder fröher em warme Bett.

Minne Papp hatt mech uut jru-ete Boomstämm för em Bonker en Schaukel jebout. Owe de Querbalken wor dree Meter hur, on de Streckenohm Setz wore e beske kötter. Dat Schaukele hätt us Blare völl Spaß jemaat. An ne schü-ene Määzdaach so-et ech vörmeddaachs op de Schaukel on dö-esten för mech hen, als minne Bleck tofällech noh Ratinge jing. De Sonn schingden on et wore mer e paar kleene Wölkskes am Himmel, als op emol uut sonn Wolk e Fluchzeuch ko-em, on noch eens, on noch eens, do jowe de Sereene och schon Jru-etalarm on et fi-

ele de i-eschte Bombe op Ratinge. Et wor dr 22. Määz 1945, de Anjriff op Ratinge. De Nohbere ko-eme aanjeloope on renn en de Bonker. Et wor schlemm, wemmer och em Rater Oster nit su völl metjekräje hant, wor mer doch en Jedanke be de Vorwandte, die en Ratinge wohnden on medde em Bombeharel stecke däde. Noh e paar Aanjriffswelle wor alles vörbe-i. Als mer uut de Bonker ko-eme, sore mer öwwer Ratinge en dechte Rookwolk stonn. Di-ep bedröppelt wore mer on och de Nohbere, die no langsam op Huus aanjinge. De Mamm hätt sech op de Drohtesel jesatt on es noh Ratinge jefahre, öm noh de Vorwandte te kieke. All wore jesonk on monter, Jott sei Dank!

E paar Daach späder spellden ech met minge Frünk am Wech, de von de Birke nohm Pengsberch on noh de Homberjer Stroot jing. Plötzlech hürden mer e di-ep Brumme von Motore, on öwwer de Kipp vom Pengsberch ko-eme langsam Soldateautos aanjerollt. Dat i-eschte Auto wor ohne Daak, on de Soldate hadden schwatte Uniforme aan. Eene von denne hätt ons jedem sonn ronge Pappschachtel en de Hank jedröckt. Wie mer se opjemaat hant, wore do su kleene brunge Stöckskes drenn wie su kleene Ku-ekestöckskes. Mer twei wosste nit, wat dat wor, on send domet noh de Mamm jeloop on hant öhr dat jezech. Dat wör Schokolat, on die konnte mer ruhech eete. Die Schokolat wor



Volksempfänger

die i-eschte en minnem Leewe, on ech wor schon sibbe Jahr old. Et wu-ede emmer mieh Ware, meesten hadde se vüre Räder on henge Panzerkette drop. De Jru-ete seiden, dat wöre Panzerspähwaren. Ech hadden bes dohin veleecht vier Autos jesenn, on no su völl op emol, dat wor rechtech spannend. All fuhre se be ons am Huus vör-see en de Hahnerbosch on wu-ede do enjejrawe on jetarnt. Mer ne jru-ete Berjepanzer met ne Krane drop rotschten onge am Bosch en de Jrawe erenn on ko-em do nit mieh eruut. Nohm Kri-ech wor dat för ons de schönste Spellplatz. Am Nommedaach ko-eme emmer mieh Soldate be ons op dr Hof. Se nannden sech „Feldherrnhalle“ on wore von de Waffen-SS. Op emol finge e paar Mann aan Erpel to schäle. Min Motter mosst dr Eenko-ekke-etel om O-ewe stelle on no ju-et sto-eke. Se holden noch Fleesch, Schmalz on Buh-ene, alles en Du-ese. Dat joof tosaame met denne Erpel ne leckere Pott Ungernanger.

Als dat all feedech wor, han ech jefreete wie ne Schüredrescher. Ech konnt äwwer nit su völl eete, ech wor völl to fröh satt. Angerthalwe Stond späder hadde mer de Bescherong, mer hadde all et Pitterke-loop-sier on jowe ons de Dür vom Driethüske em Jaade en de Hank. Datt fettije Eete wor onse Lief jarnit mieh jewönnt, on de wosst sech to hölpe. De Soldate blewe onjefähr en Week, on eetemäblich wor dat för ons en ju-de Tiet. Eene Soldat frochten de Mamm, ob he mol e Fahrrad jelehnt han könnt, he wollt mol ewe noh Roth fahre, de Eldere besü-eke. He kräch de Drohtesel von min Schwester jelehnt on – wu-ed nie mieh jesenn. Donoh hürden mer noch oft de Sproch von de Mamm: Ju-ethet es Dommhet!

Kott donoh ko-em dr Marschbefehl. Se wollte vorsü-eke, en Rechtong Mettmann uut de Kessel eruuttekume. De Soldate, die be ons jeschlo-epe hadde, versöckten noch völl Konserve on angere Lewensmiddel för ons to besorje, äwwer et wor vorbo-ede, weil alles en de Loft jejeit wu-ed, domet et em Feind nit en de Häng fiel. Dat de Aanwohner Schmeit bes onger de Ärm hadde, spelden jar keen Roll. Do konnze mol wid-

der senn, noh wat för ne Wahnsenn em Kri-ech vofahre wu-ed. De Bosch wor för de Lütt jesperrt wejen dem Spreng. Dr ganze Daach hürden mer de Explosione on dat Knattere von de Jewehrmonition, die en de Lastware verbranden. De Abmarsch jing en kleene Gruppe, on e paar Soldate wore am hülle. Ech konnt domols nit verstonn, woröm mer als Soldat hülle dät. Widder angere hant hemlich de Mamm aanjebedelt för e paar zivile Klamotte vom Papp, de och Soldat wor, domet se von de Trupp affhaue konnte. Ech weet nit mieh genau, wie et wor, op emol wore all de Soldate weg, mer et Jisela, e sojennant „Blitzmädche“, bli-ev be ons. Et jing dann met de Mamm en dr Bosch, öm noch eruuttohole, wat noch to jebruuke wor. Dat Jisela wor för mech de schlemmste Nervesäch. Wenn ech mol e beske laut wor oder bem Spi-ele mol e beske Krach maake dät, kreischen sofort en schrill Stemm los: „Meine Nerven!“ Dat jing twintigmol am Daach so, on ech konnt se emmer wennijer liede. Zwei Woche, nohdem de Kri-ech uut wor, es et, Jott sei Dank, noh Thüringe affjehaue.

Kott nohdem de Soldate weg wore, jing dat met dem Aribeschoss loss. De Motter menden, dat de Amis oder de Tommys op de angere Rhingsitt be Ki-eschweht wöre on de Autobahn treffe wollte. Alles, wat to kott ko-em, jing be ons eraff. Mer hürden ganz genau de Affschuss, dat Piefe von de



Das Eisenbahngeschütz im Angertal

Jranate on denn de Knall, wenn se enschluure. Paar von denne Dänger schluure och noh bem Huus en, äwwer et es nix passiert. Leider jing dat neits och wieder, on mer mosste widder em Bonker. De Mamm konnt noher am Affschosknall hüre, ob de Jranat be ons enschleit oder wieder weckflücht. Paar Jranate schluure en de Barack von de „Luna“, de Kasern von de Loftnachrechte, en. Dat wor genau die Barack, die vüre an de Brochstroot wor. Se jing sofort en Flamme op, on mer konnte dat von to Huus uut öwwer de Felder senn, dat Jeschrei hüre on senn, wie se lösche wollte.

Do jo-ef et noch dat schwore Ieserbahnjeschütz em Angertal. Dat wor op de Jleise von de Bimmelbahn (Kalkbahn) on scho-et noh de angere Rhingsitt. Et fuhr dann bes Huus tom Huus, dät e paarmol schi-ete on hauden dann schnell widder aff, et Angertal erop, domet se nit merke konnte, wo et stung. Dat jing döcker am Daach su, äwwer noh on noh wu-ed alles ruhijer on hürden dann ganz op. Am 17. April 1945 wor de Kri-ech för Ratinge to Eng. Am Lyzeum op de Schwattbachstroot wu-ed de Stadt an de amerikanische Major **Ashley Gray** ohne Bedingunge öwwerjewe. Am angere Daach trocke de Amis be ons en de Stadt en. De Mamm hing ne witte Kösebezoeh uut ein Fenster on all wore fruh, dat et vörbei wor. Noh e paar Daach hielt ne Fonkware be ons vör em Huus op em Weech, on vier Amis stieje uut, maakte sonn Klappstöhliches uutereen on schmierten sech Kekse met Honich on met Marmelad. Mer Kennger stunge dobei on hant tojeluurt, als op emol ne Soldat opstung on ons de Kekse joof. Se ware ganz lecker, on mer hant ons jefreut. Sujet kannte mar öwwerhaupt noch nit. Als Dankeschön hätt min Schwester denne wat om Kwetschbüdel vörjespellt. E paar Daach späder ko-eme de Tommys op Patrollje, äwwer von denne hammer nix jekräje. Späder wor dann de Weltkri-ech to Eng, on mer hant all jebett, dat onse Papp, onse Onkels on onser Nohbere, die em Kriech wore, all jesond noh Huus ko-eme. Jott sei Dank! Et hätt jeholpe!

Friedel Bonn

Willem Briedé aus Amsterdam

In den Niederlanden zum Tode verurteilt, lebte er fast 20 Jahre lang unerkannt in Lintorf

In dem beim Siedler-Verlag erschienenen Buch „Kopfgeld“ des Niederländers Ad van Liempt¹⁾ heißt es: „Das Gericht hat denn auch in Abwesenheit die Todesstrafe über ihn verhängt. Dieses Urteil hat aber **Briedé** nie erreicht. Wir wissen nur, dass er siebzehn Jahre lang in völliger Freiheit auf seine Laufbahn als „Judenfänger“ hat zurückblicken können. Der Mann, der so viele untergetauchte Juden aufgespürt hatte, war un-auffindbar. Zuletzt lebte er im Ruhrgebiet, in Lintorf, in der Nähe von Ratingen. Er wohnte am Speckamp [...], in der Seitenstraße einer Durchgangsstraße. Er starb am Neujahrstag 1962 um halb sieben Uhr abends im Alter von achtundfünfzig Jahren, völlig unerkannt. **Willem Briedé**, der die Jagd auf Tausende von unschuldigen Menschen leitete, war es ge-glückt, sich dem Zugriff der Justiz zu entziehen“.

Ich wollte nicht glauben, was dort geschrieben steht. Warum sollte sich ausgerechnet in Lintorf, dem Ort, den ich aus meiner Kindheit doch nur als ein etwas verschlafenes Dorf in Erinnerung habe und in dem fast jeder jeden kennt, ein zum Tode verurteilter Verbrecher verstecken?

Ich beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen. Einer meiner ersten Wege führte mich in das Niederländische National Archiv nach Den Haag, hier ist das Zentralarchiv des Sondergerichts für Kriegsverbrechen untergebracht. Nachdem ich mein Anliegen dort schriftlich mitgeteilt hatte, wurde mir innerhalb kurzer Zeit die Genehmigung erteilt, die Prozessakte²⁾ wie auch die Akte des damals ermittelnden Staatsanwaltes³⁾ einzusehen.

Das Studium dieser Akten war erschütternd. Das Erste, was ich beim Aufschlagen der Prozessakte sah, war ein Stapel Quittungen. In absolut pedantischer Weise sind hier, in ordentlicher Handschrift, die Namen, Geburtsdaten und Adressen derjenigen Juden aufgeführt, die man in ihren Ver-



Innenansicht der „Hollandse Schouwburg“.
Amsterdamer Juden werden an der Meldestelle registriert

stecken aufgespürt und in der Amsterdamer „Schouwburg“ abgeliefert hat. Die „Hollandse Schouwburg“ war ein großes Theater an der Plantage Middenlaan in Amsterdam-Ost. Es wurde als Melde- und Sammelstation für Juden aus Amsterdam und Umgebung von einer privaten Aktiengesellschaft angemietet. Von Juli 1942 bis September 1943 durchliefen 15.000 Juden diese Zwischenstation, um von dort über das KZ-Sammellager Westerbork bei Assen in der Provinz Drenthe in die Vernichtungslager im Osten transportiert zu werden.

Auf diesen Quittungen steht hinter jedem Namen der abgelieferten Person der Betrag von 7,50 Gulden – darunter der Name der Person, die sie im Sammellager empfangen hat und auch die Namen der Personen, die sie dort abgeliefert haben - und natürlich die Unterschrift des Zahlungsempfängers. Fein säuberlich und korrekt wurde Buch geführt über die Menschen, die nach Sobibór oder Auschwitz geschickt wurden.

Es sind nicht alle Belege erhalten geblieben, aber aus den noch vorhandenen Unterlagen lässt sich rekonstruieren, dass es in diesem Prozess um die Verurteilung der Täter ging, die für die Deportation

von 8.000 bis 9.000 Juden verantwortlich sind. Sie gehörten der sogenannten „Kolonie Henneicke“ an. Insgesamt 54 Männer, die Jagd auf versteckte Juden gemacht haben. Sie durchkämmten Amsterdam und Umgebung, um das Kopfgeld zu kassieren. Bereits nach sechs Monaten konnte die Kolonie aufgelöst werden, denn die Suche nach den letzten versteckten Juden war erfolgreich beendet und die Opfer in die Vernichtungslager deportiert worden.

Der Leiter dieser Kolonie war der 1903 in Amsterdam geborene und zuletzt in Lintorf wohnhaft gewesene **Willem Hendrik Benjamin Briedé**.

Die „Kolonie Henneicke“ gehörte der dem „Einsatzstab Reichsleiter

- 1) Die deutsche (leider nicht immer korrekt übersetzte) Ausgabe des 2002 in Amsterdam erschienenen Buches „Kopfgeld – Nederlandse premiejagers of zoek naar joden 1943“, herausgegeben von dem niederländischen Journalisten, Buchautor und Chefredakteur der TV-Geschichtsreihe „Andere Tijden“ (Andere Zeiten) Ad van Liempt
- 2) National Archiv in Den Haag, Sign. CABR, 2.09.09, Bijzonder Gerechtshof Amsterdam 221/49, inv. nr. 64373
- 3) National Archiv in Den Haag, Sign. Gellinck, 2.21.281.40, inv. nr. 2



Willem Hendrik Benjamin Briedé
(1903 - 1962)

Rosenberg (ERR)⁴⁾ in Berlin unterstellten „Hausratserfassungsstelle“ an, die jüdischen Hausrat in Frankreich, Belgien und den Niederlanden beschlagnahmte, der für die Einrichtung und Instandsetzung von Verwaltungen, Büros und Wohnungen für Angestellte - unter anderem im Rheinland - benötigt wurde. In den Niederlanden wurde daher der „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg, Hauptarbeitsgruppe Niederlande“ gegründet und innerhalb dieser Organisation hatte die „Hausratserfassungsstelle“ die Aufgabe, die konfiszierten Güter zu inventarisieren. Sie bestand aus vier Abteilungen, die als „Kolonne“ bezeichnet wurden. Eine dieser Kolonnen hatte die Aufgabe, „gestohlenen und unterschlagenes jüdisches Eigentum“ aufzuspüren. Leiter dieser Abteilung war **Wim Henneicke** (daher die Bezeichnung „**Kolonnie Henneicke**“), der neben einem Stamm von zeitweise rund 50 Mitarbeitern im Außendienst auch über einen großen Kreis von Informanten verfügte.

In den Unterlagen des Niederländischen National Archivs in Den Haag befinden sich neben den noch erhaltenen Papieren der Hausratserfassungsstelle auch Protokolle mit Zeugenaussagen. Aussagen von Überlebenden, denen die Flucht aus der „Schouwburg“ gelang und auch von Niederländern, die jüdische

Familien versteckt oder deren Kinder in ihren Familien aufgenommen hatten.

Aber es würde zu weit führen, dies hier alles wiederzugeben, zumal das bereits ausführlich in dem Buch „Kopfgeld“ von A. van Liempt geschehen ist. Ich will daher hier nur über meine Erkenntnisse im Zusammenhang mit Willem Briedé, dem „Chef“ der Kolonne Henneicke berichten.

Briedé, der seit 1934 Mitglied der NSB⁵⁾ war, trat am 1. April 1942 die Stelle als Personalchef der Hausratserfassungsstelle an. Vorher war er Angestellter am Amsterdamer Schlachthof. Die neue Stelle war mit einem guten Gehalt von 290 Gulden monatlich dotiert. Bereits nach acht Monaten übernahm er das Amt des Chefs der Hausratserfassungsstelle, und sein Monatsgehalt wurde auf 390 Gulden erhöht. Ein relativ hohes Gehalt für die damaligen Verhältnisse.

Offiziell waren die Männer dieser Dienststelle Angestellte in der Filiale der Firma Lippmann, Rosenthal Co in der Sarphatistraat. Nach der Reorganisation im Jahr 1941 übernahm diese ehemals ehrbare jüdische Bank die Aufgabe, den „beschlagnahmten“ jüdischen Besitz zu Geld zu machen. Daher waren, wie aus den Prozessakten hervorgeht, nicht alle Ehefrauen und Familien der Männer über deren tatsächliche Aufgaben und Tätigkeiten informiert.

Ab März 1943 übernahm die Kolonne Henneicke dann eine zusätzliche Aufgabe: Die Jagd nach versteckten Juden. Hierfür wurde eine Prämie von 7,50 Gulden je abgeliefertem Juden gezahlt. Henneicke führte genau Buch: vom 4. März bis 12. Mai wurden Prämien für 6.770 „verhaftete“ Juden und vom 13. Mai bis 8. Juni für 757 „verhaftete“ Juden ausgezahlt. Die Zahlen für die Monate Juni und Juli fehlen, und im August und September erfolgten 723 Verhaftungen.

Willem Christiaan Heinrich Henneicke und **Willem Hendrik Benjamin Briedé** waren zweifelsfrei die Anführer der Prämienjagd auf Juden. Es ist belegt, dass Briedé sich auch persönlich daran beteiligte. Einer der Überlebenden schildert in einer Zeugenaussage Briedés Beschimpfungen, die er bei

seiner Verhaftung über sich ergehen lassen musste. Er beschreibt auch, dass Briedé zielsicher zu der Stelle ging, wo die Wertsachen versteckt waren: Es war also ganz offensichtlich, dass es sich um eine Denunziation handelte. Auf die Frage, wer sie verraten hätte, teilte Briedé freimütig den Namen des Denunzianten mit, weil er „ja sowieso vergast werden würde und nicht mehr reden könne“.

Nach Durchsicht der Akten bleiben keine Zweifel: Die Männer der Kolonne wussten, was mit den Menschen geschehen würde, nachdem sie sie in der „Schouwburg“ abgeliefert hatten.

Nicht nur die Anführer, auch die Mitglieder der Kolonne lebten in besten finanziellen Verhältnissen. Neben den Prämien, die sie pro Kopf erhielten, waren da ja auch noch die Prämien für das beschlagnahmte Vermögen. Außerdem nutzten sie offensichtlich alle Möglichkeiten, sich durch Unterschlagung und Erpressung zu bereichern. Fast alle wohnten in „besseren“ Wohnvierteln und einige hatten nicht nur den Wohnraum, sondern gleich den kompletten Hausrat von deportierten jüdischen Familien „übernommen“.

Etwas Persönliches geht über Briedé und Henneicke aus den Prozessakten kaum hervor, da sie nie selbst vernommen werden konnten. Zum Zeitpunkt des Prozesses im April und Mai 1949 war Briedé untergetaucht und Henneicke bereits tot.

4) Der Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg (ERR) zählt zu den großen "Rauborganisationen" des "Dritten Reiches". Ausgestattet mit der Vollmacht, in den besetzten Gebieten Material für die Bekämpfung der "weltanschaulichen Gegner" des Nationalsozialismus "sicherzustellen", hat er in den besetzten West- und Ostgebieten unzählige Bücher, Dokumente und sonstige Kulturgüter aus dem Besitz von Bibliotheken, Instituten, Archiven, Privatleuten usw. in seine Hand gebracht; darüber hinaus war er am Kunstraub aktiv beteiligt. (Quelle: Bundesarchiv, Einleitung zum Bestand ERR)

5) NSB: Die am 14. Dezember 1931 von A. Mussert und C. van Geelkerken in Utrecht gegründete Nationaal-Socialistische Beweging unterschied sich anfangs in Bezug auf Rassenpolitik von der NSDAP und nahm erst 1937 den Antisemitismus ins Parteiprogramm auf. (Quelle: Handboek van de Tweede Wereldoorlog, Teil 2, Verlag Het Spectrum Utrecht/Antwerpen, 1983.)

Briedé ahnte sicherlich, was ihm bevorstand, denn noch am 2. September 1944 beantragte er in Amsterdam einen Reisepass⁶⁾. Am 5. September 1944 gingen Gerüchte um, dass an diesem Tag die Befreiung der Niederlande durch die Alliierten erfolgen sollte. Am Tag zuvor hatten sie Antwerpen eingenommen, und der Ministerpräsident hatte im Radio bekanntgegeben, dass die Alliierten die Grenze passiert hätten und nun die Stunde der Befreiung gekommen sei. Man rechnete mit der Einnahme Rotterdams am selben Tag sowie mit der Utrechts und Amsterdams am 6. September.

Bei den deutschen Besatzern und den Mitgliedern der niederländischen Nationalsozialisten in der NSB brach daraufhin Panik aus; in aller Eile wurden Dokumente vernichtet und mehr als 30.000 NSB-Mitglieder flohen mit ihren Familien aus den Niederlanden nach Deutschland.

So auch die Familie Briedé. Zwar wurde die Miete für die mit wertvollen Möbeln ausgestattete Amsterdamer Wohnung weiterhin bezahlt, aber Nachbarn sagten aus, dass die Wohnung lange unbewohnt war.

Die Anklage gegen Briedé wurde am 29. April 1949 vor dem Nachkriegssondergericht verhandelt und er wurde am 13. Mai 1949 in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Alle ihm zur Last gelegten Vorwürfe galten als erwiesen. Das Urteil enthält den Vermerk, dass er intensiv bei der Durchführung verbrecherischer Maßnahmen zur Deportation und Ausrottung von Juden mitgearbeitet hat und auch nicht davor zurückschreckte, persönlich mehrmals kleine jüdische Kinder ihren ärgsten Feinden auszuliefern. Unklar blieb in diesem Prozess nur ein Punkt: Der Verbleib einer Summe von 100.000 Gulden. Es konnte nicht eindeutig geklärt werden, ob Briedé diese Summe – Effekten aus jüdischem Besitz –, die er bei einem Notar beschlagnahmt hatte, unterschlagen oder beim Sicherheitsdienst abgeliefert hatte.

Gegen Henneicke wurde keine Anklage erhoben, da er im Dezember 1944 in Amsterdam auf offener Straße von unbekanntem Tätern mit sechs Schüssen getötet wurde.

Briedé lebte unerkannt bis zu seinem Tod am 1. Januar 1962 in Lintorf. Aber warum versteckte er sich ausgerechnet in Lintorf?

Im Stadtarchiv Amsterdam fand ich neben den Meldekarteien⁷⁾ und der Kopie des bereits erwähnten Passantrages auch seine Geburts- und Heiratsurkunde. Er wurde am 5. April 1903 in Amsterdam geboren und heiratete am 25. Juli 1929 die aus Essen stammende **Maria Gertrud Johann**, die, wie so viele deutsche junge Frauen in dieser Zeit⁸⁾, als Hausmädchen in Amsterdam arbeitete. Die Eheleute Briedé hatten eine Tochter, die 1931 in Amsterdam geboren wurde.

In seinem Antrag auf Ausstellung eines neuen Reisepasses am 2. September 1944⁹⁾ gibt Briedé seine Tätigkeit ganz bescheiden mit „Buchhalter“ an, und aus den Meldekarteien geht hervor, dass er Mitglied der NSB war.

Ich hoffte nun, dass ich in den deutschen Archiven weitere Antworten finden würde.

Als Erstes nahm ich natürlich Einsicht in die Meldekartei des Amtes Angerland im Stadtarchiv Ratingen. Hier steht, dass der Niederländer Willem Briedé aus dem Durchgangslager Augsburg nach Lintorf kam und seit dem 3. September 1945 in Lintorf bei **Familie K.**, Am Markt 2-3, wohnte. Im Oktober 1946 zog er zu einer Familie auf der Krumpfenweg Straße und ab April 1951 mietete er ein Zimmer im Lintorfer Männerasyl auf der Angermunder Straße.

Aus der Meldekartei geht auch hervor, dass er zumindest 1952/53 bei der Firma **Schloemann** auf der Steinstraße in Düsseldorf arbeitete.

Seit 1956 wohnte er zur Untermiete bei einer Familie am Speckamp.

Aber wo war er von September 1944, dem Zeitpunkt seiner Flucht aus den Niederlanden, bis zu seiner Ankunft in Lintorf am 3. September 1945? Wieso kam er, nachdem er offensichtlich schon ein Jahr in Deutschland lebte, 1945 nach hier?

Mein einziger Anhaltspunkt war der Hinweis in der Meldekarte auf das Durchgangslager Augsburg. Im Landesarchiv in Augsburg sind aber keine Unterlagen über die Durchgangslager aus der Zeit vor Oktober 1945 vorhanden, und in den Melderegistern und Standesamtsunterlagen der Stadt Augsburg ist ebenfalls kein Hinweis auf die Familie zu finden. Mittlerweile habe ich starke Zweifel, dass sie überhaupt in Augsburg war. Aber welche Möglichkeiten gab es noch, um etwas Licht in diese Geschichte zu bringen?

Bei nochmaliger Einsicht in die Amsterdamer Unterlagen stellte ich dann fest, dass da doch noch weitere Informationen vorhanden waren. Aus einer Karteikarte¹⁰⁾, die vor der Heirat angelegt worden war, geht nämlich hervor, dass Frau Briedé aus Osterfeld nach Amsterdam kam.

Ich wandte mich also an das Oberhausener Stadtarchiv und erfuhr,

- 6) Stadsarchief Amsterdam, Paspoortaanvragen 40-45; NL-SAA-7613484
- 7) Stadsarchief Amsterdam, Persoonskaarten (1939-1994); NL-SAA-3423756
- 8) 1933 arbeiteten ungefähr 30.000 deutsche Hausmädchen in den Niederlanden, 1938 nur noch ungefähr 13.000. Quelle: L. de Jong „Het koninkrijk der Nederlanden in de Tweede Wereldoorlog“ Teil 2 (-s-Gravenhage 1969), Seite 325-326.
- 9) Stadsarchief Amsterdam, Paspoortaanvragen 40-45; NL-SAA-7613484
- 10) Stadsarchief Amsterdam, Gezinskaarten, NL-SAA-2260636



Jüdische Familien bei der Abfahrt von Amsterdam ins Durchgangslager Westerbork



Laufschild an einem Waggon der Deutschen Reichsbahn

dass ihre Mutter im Jahr 1944 immer noch in Osterfeld gewohnt hat. Und tatsächlich: auch die Familie Briedé war ab dem 6. September 1944 dort gemeldet, verzog aber bereits wenige Tage später, nämlich am 14. September, nach „Württemberg“. Vermutlich wäre die Suche nach dem Verbleib von Willem Briedé hiermit zu einem Ende gekommen, wäre nicht Frau Briedé sterbenskrank gewesen. Denn ab dem 6. August 1945 war sie, zusammen mit der Tochter, abermals in Osterfeld gemeldet. Sie verstarb wenige Wochen später in einem Oberhausener Krankenhaus an Nierenversagen. Die Tochter blieb noch drei Monate bei der Großmutter in Osterfeld und zog dann lt. Meldekartei nach Bayern.

In der Sterbeurkunde¹¹⁾ der Marie Gertrud Briedé heißt es: „verheiratet mit dem Büroangestellten Wilhelm Hendrik Benjamin Briedé, Wohnort nicht bekannt“. Das kann aber nicht den Tatsachen entsprechen haben, denn wie ja aus der Lintorfer Meldekartei bekannt ist, war Willem Briedé genau vier Wochen, nachdem seine Frau wieder in Osterfeld wohnte, offiziell in Lintorf gemeldet.

Damit ist aber immer noch nicht klar, warum er ausgerechnet nach Lintorf kam. Sicherlich war die Nähe zu Oberhausen ausschlaggebend – aber trotzdem.... warum Lintorf?

Ich hatte eigentlich wenig Hoffnung, in Essen noch Hinweise zu finden. Aus den alten Adressbüchern geht lediglich hervor, dass die Familie von Frau Briedé bis 1913 dort wohnte, und Melderegister sind aus dieser Zeit nicht mehr vorhanden. Dann kam ich im dortigen Stadtarchiv aber doch einen Schritt weiter. Hier sind nämlich die Geburtsurkunden¹²⁾ von

Frau Briedé, geborene Johann, und ihrer Geschwister zu finden, und auf der Geburtsurkunde einer Schwester ist der Vermerk angebracht, dass sie 1971 in München verstarb. Ich bat also beim Stadtarchiv München um Auskunft über diese Schwester. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten und brachte wieder Neuigkeiten. Catharina K., geborene Johann, verstarb dort am 10. Januar 1971¹³⁾. Hatte nicht Willem Briedé in Lintorf bei einer Familie K. gewohnt? Aber in der Meldekartei im Ratinger Stadtarchiv ist keine Karte dieser Familie K. vorhanden!

Und wieder half der Zufall weiter. Auch die Sterbeurkunde aus München enthält einen Vermerk, nämlich, dass die Verstorbene in Erfurt geheiratet hatte.

Einige Wochen später hatte ich dann auch eine Kopie dieser Heiratsurkunde¹⁴⁾ und schon „fast“ die Bestätigung für meine Vermutung. Auch diese Urkunde enthielt wieder einen Randvermerk: Fritz K. starb 1964 in Kaiserswerth.

Die endgültige Bestätigung, dass dieser Fritz K. in Lintorf gewohnt hatte, könnte nun in seiner Sterbeurkunde gefunden werden, aber durch den Umzug des Düsseldorfer Stadtarchivs waren die Urkunden längere Zeit nicht zugänglich und sollten auch nach der Wiedereröffnung im Juli 2010 noch für längere Zeit nicht einsehbar sein, da sie digitalisiert werden.

Ich hatte noch eine letzte Idee, wo man etwas über Fritz K. erfahren könnte: Die Entnazifizierungsakten im Landesarchiv in Düsseldorf. Und hier fand ich dann die Bestätigung: Fritz K. – der übrigens gemäß der E-Akte absolut „sauber“ und nie Mitglied der NSDAP war – gab darin als Adresse Lintorf, Am Markt 2-3 an¹⁵⁾.

Und damit ist geklärt, warum Willem Briedé sich in Lintorf niederließ: Als seine Frau sterbenskrank war, kamen die Briedés mit ihrer Tochter zur Großmutter nach Oberhausen. Auch wenn Briedé zu dieser Zeit noch nicht verurteilt war, konnte er keinen Zweifel gehabt haben, dass man ihn früher oder später zur Rechenschaft ziehen würde. Und das war wohl der Grund, warum er nicht zusammen mit seiner Tochter bei der Schwiegermutter wohnte, sondern es vorzog, in Lintorf bei der Familie seiner Schwägerin zu wohnen.

Was ihn aber bewogen hat, nach dem Tod seiner Frau weiter in Lintorf wohnen zu bleiben, wird wohl für immer ungeklärt bleiben.

Zwei Lintorfer Zeugen – damals noch Jugendliche – beschreiben den ehemaligen Untermieter ihrer Eltern, „dor Breede“ bzw. „den langen Holländer“, als ruhigen, unauffälligen Menschen, der nie Besuch hatte, in Düsseldorf arbeitete, an den Wochenenden gerne zu Pferderennen ging und dort auch wettete. Einer konnte sich noch sehr gut erinnern, dass seine Mutter ihm häufig Tee machte, da er leberkrank war.

Willem Briedé lebte sehr zurückgezogen, und die Familien, bei denen er hier wohnte, wussten nichts von seiner Vergangenheit.

Er starb am 1. Januar 1962 im Katholischen Krankenhaus in Ratingen an Leberzirrhose und wurde vier Tage später vom Lintorfer Pfarrer Bever auf dem evangelischen Friedhof in Ratingen beerdigt.¹⁶⁾

So viele Juden hat er aufgespürt und in den sicheren Tod geschickt, aber selbst blieb er 17 Jahre lang unauffindbar - in Lintorf.

Barbara Lüdecke

11) Stadtarchiv Oberhausen, Bestand Standesamt

12) Stadtarchiv Essen, Bestand Standesamt

13) Stadtarchiv München, Bestand Standesamt

14) Stadtarchiv Erfurt, Bestand Standesamt

15) Landesarchiv Düsseldorf, Bestand NW 1002 I – 39.870

16) Sterberegister der ev. Kirche Lintorf

Hören – Verstehen – Mitreden!

Hörgeräte-Akustik
Witteck

Rund ums Ohr

Meisterbetrieb für
moderne Hörsysteme

Ralf Witteck

Hörgeräteakustikermeister
Pädakustiker • Audiotherapeut

- Kostenloser Hörtest
- Unverbindliche Hörberatung
- Tinnitus (Ohrgeräusche)
Beratung und Therapie
- Hausbesuche
- Eigenes Labor und eigene
Werkstatt
- Vorträge und Schulungen
- Rollstuhlgerechter Eingang

Speestraße 27 · 40885 Ratingen-Lintorf · Telefon 0 21 02 / 15 58 80

Öffnungszeiten: Mo, Die, Do + Frei 9-13 Uhr und 14-18 Uhr · Mi + Sa 9-13 Uhr und nach Vereinbarung

Wir bieten u.a. kostenlose Hörgeräte-Versorgungen (bei Vorlage einer Ohrenärztlichen Verordnung zzgl. 10 € gesetzl. Zuzahlung / Hörgerät)

AEG

MIELE

LIEBHERR

BOSCH

ROWENTA

SIEMENS

Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher, Waschmaschinen,
Trockner, Herde, Kühlschränke und Küchen-Kleingeräte

SP-Baltzer

Audio, Video, Satellit, TV
Telekommunikation...persönlich.

40885 Ratingen
jetzt Speestraße 32
Telefon Verkauf: 021 02 / 352 87
Fax 021 02 / 339 33



Lintorfs Adresse für
glückliche Fernseher

ServicePartner

TECHNICS

GRUNDIG

JVC

ELAC

CANTON

TECHNISAT

PANASONIC

METZ

ONKYO

SHARP

SONY

LOEWE

10 JAHRE
IN LINTORF



ZAUBERFLÖTE
Der phantasievolle Kinderladen
Der phantasievolle Kinderladen
Schenken · Feiern · Sp

Speestr. 26 · Ratingen-Lintorf · ☎ 0 21 02 / 7 06 97 34
NEU: Ratingen-Mitte · Düsseldorf Str. 44 · ☎ 0 21 02 / 6 10 89 22



Uhrmachermeister
Jürgen Steingen
Speestraße 11
40885 Ratingen
Telefon 02102/31578

www.juwelier-steingen.de



FUJIFILM

**Express-
Fotoservice**

Passbilder,
Bewerbungsfotos
und Ihre
digitalen Fotos
sofort zum
Mitnehmen

Foto Marx
Speestraße 33 · 40885 Ratingen
Tel. 0 21 02 - 39 91 02

Post Apotheke

Seid Hosaini, Apotheker für Offizin-Pharmazie
Speestraße 33, 40885 Lintorf, Tel. 021 02 / 37383

**Unser Service für Sie,
auch Mittwoch nachmittags**

- Diabetikerberatung
- Reise-Impfberatung
- Krankenpflegeprodukte
- Meßgeräte für Cholesterin, Blutdruck
und Diabetes
- Großes Kosmetiksortiment

... und vieles mehr

**Beratung ist unsere Stärke
Wir freuen uns auf Ihren Besuch**

Neuraltherapie

Homöopathie

Ozontherapie

Irisdiagnose

Chiropraktik

Akupunktur

Ohrakupunktur

Sportmedizin



Naturheilpraxis

LUDWIG F. MEURER

Heilpraktiker

Sprechzeiten nach Vereinbarung
Am Speckamp 16 · 40885 Ratingen
Telefon 02102-35349 · Telefax 02102-399640

Meine Erinnerungen an die frühen Jahre im Kinderheim „Maria in der Drucht“

Mit der bedingungslosen Kapitulation der Deutschen Wehrmacht am 8. und 9. Mai 1945 endete in Europa der Zweite Weltkrieg. Er hat unsägliches Leid über die Menschen und Völker gebracht und furchtbare Zerstörungen in Städten und Dörfern angerichtet. Millionen Männer, auch ich war einer von ihnen, und Tausende junger Frauen fristeten in den Gefangenenlagern ihr kümmerliches Dasein. Flüchtende Mütter mit ihren Kindern und alte Leute waren in die Reste unseres geteilten Vaterlandes geströmt auf der Suche nach einer Bleibe, einem Dach über dem Kopf und der notwendigen Nahrung. Familien waren durch die Kriegsergebnisse, die Flucht oder Vertreibung zerrissen worden: Eltern suchten ihre verlorenen Kinder, Kinder ihre Eltern und Angehörigen.

Das Deutsche Rote Kreuz, die Kirchen und andere Hilfsorganisationen richteten Suchdienste ein; mehr als 10 Mill. Suchanträge lagen schon Ende 1945 vor. Die Deutschen waren eine mobile Gesellschaft geworden. Treffpunkte und Anlaufstellen waren oft die Bahnhöfe. In den Missionen gab es manchmal etwas Nahrung und hin und wieder eine einfache Unterkunft für die Nacht.

Im Frühjahr 1946 konnte der Caritasverband für die Stadt Duisburg im Wald an der südlichen Stadtgrenze ein von der Organisation Todt (OT) erbautes Arbeiterlager käuflich erwerben. Ursprünglich war vorgesehen, hier auf gegossenen Betonfundamenten aus vorgefertigten Bauteilen etwa 25 feste Steinbaracken gleichen Typs zu errichten. Wegen der stärker werdenden Luftangriffe sollten hier die Rüstungsarbeiter der Mannesmann-Werke kaserniert untergebracht und gepflegt werden. Zu ihren Arbeitsschichten wollte man sie mit Bussen zu ihren Werken transportieren. Die Kriegsergebnisse jedoch ließen diese Pläne nur teilweise zur Ausführung kommen.

Zwar waren die Betonfundamente gegossen, und etwa ein Dutzend



Luftaufnahme des Kinderheimes „Maria in der Drucht“ aus den 1950er-Jahren. Vorne links der Schulkomplex, ganz hinten am Ende der „Dorfstraße“ die Kapelle (am Turm zu erkennen). Rechts davon im Wald das Lehrerhaus

Baracken standen als Rohbauten im Wald. Vier Häuser wurden notdürftig bewohnbar gemacht und mit Betten, Schränken, Tischen und Sitzgelegenheiten sowie sanitären Einrichtungen ausgestattet. Flüchtlingen und Vertriebenen sowie aufgegriffenen elternlosen Kindern aus den deutschen Ostgebieten dienten sie als Unterkunft. Eine Baracke wurde zu einer Großküche umgebaut, hier wurden die warmen Mahlzeiten zubereitet. Im Haus nebenan hatte ein Bäcker seine Backstube. Er war für Brot und Backwaren zuständig. Kaltverpflegung wurde in den Häusern den einzelnen Gruppen zugeteilt.

In einer Baracke wurde eine Schreinerwerkstatt eingerichtet, in der unter Leitung eines jungen Meisters alle notwendigen Holzarbeiten ausgeführt wurden, besonders Fenster und Türen und die damals so beliebten Eckbänke wurden hergestellt. Nicht mehr schulpflichtige Jugendliche begannen hier ihre Berufsausbildung. Im Vertrauen auf die Gottesmutter nannten sie ab 19. März 1946 ihre neue Heimat „Maria in der Drucht“¹⁾. Mit fortschreitender Zeit wurden die Flüchtlinge aus der Notunterkunft in andere

Wohngebiete umgesiedelt, die „Kriegswaisen“ aber blieben, und ihre Zahl wuchs ständig.

Vom Bahnhof Duisburg-Großenbaum wiesen Schilder mit der Aufschrift „Krankenwohlfahrtsstätte Maria in der Drucht“ den Weg. Das bedeutete für die Bewohner die höchstmögliche Zuteilung an den karg bemessenen Lebensmittelrationen, die etwas über dem Satz für „Normalverbraucher“ lag.

Im Haus Nr. 5 wurde ein größerer Raum abgetrennt und für den Gottesdienst hergerichtet, geschmückt mit der Tonfigur einer Madonna von **Hans Dinnendahl**. Hier thront Maria als priesterliche Frau und Königin des Himmels und der Erde auf wuchtigem Sitz, auf dem Schoß das Gotteskind, das segnend und heimholend die Ärmchen ausstreckt.

Der Bildhauer Hans Dinnendahl wurde am 14. Februar 1901 in Krefeld geboren, seine Vorfahren waren Techniker und Eisenfachleute,

1) Drucht = Waldflur zwischen Lintorf und Duisburg. Das Wort „Drucht“ ist eine niederdeutsche Bezeichnung für Trockenheit. 1635 erstmalig als „Drugt“ erwähnt



„Maria in der Drucht“ - Tonplastik des Bildhauers **Hans Dinnendahl**

Gießerei- und Hüttenleute. Auch er arbeitete zunächst in einer Gießerei, studierte in München und ließ sich anschließend in Telgte bei Münster nieder. Viele seiner zahlreichen sakralen Werke aus Holz, Ton und Metall sind in Westfalen, am Niederrhein und besonders in Duisburger Kirchen zu finden.

Vor der Währungsreform in der Zeit des Mangels, der Lebensmittelmarken, der Hamsterzüge, des Tauschhandels, der Demontagen und der teilgeplünderten Kohlenzüge war der Auf- und Ausbau des Kinderheims sehr schwierig.

Da kann man auf inzwischen vergilbtem Bogen mit dem Kopf „Der Regierungspräsident“ nachlesen, dass zum Beispiel 30 kg Reparatur-Gummisohlenmaterial oder 30 kg Nägel und Beschläge auf Zimmer 331 im Düsseldorfer Dienstgebäude bereitlägen. Andere Mitteilungen stellen 37½ Pfund Milchpulver, 50 kg Maiscremespeise oder 40 Baby-Gummiunterlagen zu je 78 Pfennig in Aussicht. Eine Holzkiste für geliefertes Puddingpulver wurde von einer Herforder Firma zurückerbeten, andernfalls würden 10 Mark in Rechnung gestellt.

Damals waren bis zu 200 Kinder in den Häusern untergebracht mit etwa 50 Betreuern. Freiwillige der katholischen Jugendorganisationen kamen zum ehrenamtlichen Einsatz während des Urlaubs oder der Arbeitslosigkeit in die Drucht, um als Hilfsarbeiter, Maurer, Fliesenleger, Elektriker oder Maler unentgeltlich zu helfen.



Der Junglehrer **Johannes B.** kam 1949 an die Schule in der Drucht. Er wurde später Hauptlehrer und Schulleiter

1948 wurde eine Fernheizung in Betrieb genommen, ein Bahnananschluss für den Transport von Massengütern wie Koks war schon von der OT angelegt worden. Der ehemalige russische Hiwi (Hilfswillige) der deutschen Wehrmacht Antonowski, jetzt DP (displaced person), sorgte als Heizer im Winter für wohlige Wärme in den Räumen, im Sommer arbeitete er in der Landwirtschaft.

1947 kamen Lehrerin **Stinn** und Lehrer **Heidemann** aus Duisburg an einigen Nachmittagen in der Woche, um die Kinder zu unterrichten. Im folgenden Jahr wurde das Haus gegenüber der Kapelle umgebaut. Hier wurden vier Unterrichtsräume eingerichtet, und die pensionierte Lehrerin **Kulditz** aus Schlesien wurde von der Caritas eingestellt. Aber bereits nach



Ab November 1950 übernahm Caritasdirektor **Konrad Breitenstein** die Leitung des Kinderheims

einem Jahr resignierte sie und gab ihren Dienst auf.

Zwei Absolventen der Pädagogischen Akademie Aachen, die Lehramtsanwärter **Gretel N.** und **Johannes B.** traten 1949 ihren Dienst in der Volksschule an. Bereits nach einem Jahr schied Gretel N. aus gesundheitlichen Gründen aus.

Bis 1950 war das Heim von Caritasdirektor **Grundmann** geleitet worden, der gleichzeitig als Priester und Seelsorger wirkte. Er wurde an die ehemalige Augustiner-Klosterkirche St. Mariä Himmelfahrt, Pfarrkirche in Brünen-Marienthal versetzt, die während der Amtszeit des Pfarrers **Augustinus Winkelmann** 1924 bis 1954 durch die Förderung junger Künstler zu einem Zentrum sakraler Kunst am Niederrhein wurde.



Ein Zeitungsfoto aus der Anfangszeit des Kinderheims. Die ersten Kinder kamen oft in bedauernswertem Zustand in die Einrichtung. Obere Reihe ganz rechts: **Schwester Josepha** („Sephi“). Daneben Caritasdirektor **Grundmann**, der das Heim bis 1950 leitete

Die Leitung des Kinderheims übernahm im November 1950 Caritasdirektor **Konrad Breitenstein**.

1950 war nach dem Zweiten Weltkrieg das erste „Heilige Jahr“ in der Katholischen Kirche, und im Oktober nahm ich an der Rom-Pilgerfahrt der Kolpingfamilie teil. Auf der Rückfahrt fand ich in einer Monatszeitschrift, wahrscheinlich war es „Der Feuerreiter“, einen bebilderten Artikel über das Kinderheim „Maria in der Drucht“, der mein Interesse weckte. Von einer Kollegin erfuhr ich später, dass man für die dortige Schule händeringend Lehrkräfte suchte. Sie hatte es durch eine Anfrage ihrer Pädagogischen Akademie erfahren. Nach Kontaktaufnahme reiste ich Ende März 1951 ins Kinderheim und erfuhr dort von den damaligen Schwierigkeiten.

Der Schulbetrieb wurde mühsam von der Caritas unterhalten, die für alle sachlichen und personellen Kosten aufkam. Am stärksten belastet war Kollege Johannes B., der sehnsüchtig auf Unterstützung wartete.

Die Heimleitung verhandelte derzeit mit dem Schulamt der Stadt Duisburg um Übernahme der Schule in städtische Trägerschaft. Nach reiflicher Überlegung und bestandener zweiter Lehrprüfung quittierte ich im September 1951 den Staatsdienst des Landes Niedersachsen, zog vom Emsland nach Duisburg und wurde zunächst Angestellter der Caritas. Wegen des großen Lehrermangels waren gemäß Beschluss der Kultusminister-Konferenz Versetzungen in andere Bundesländer nicht möglich.

Die materielle Ausstattung der Schule war äußerst dürftig, aber mit kreativen Ideen, Eigeninitiative und Improvisationen wurde der Betrieb aufrechterhalten. Als eines Tages eine Spende der Britischen Verwaltung eintraf, waren es zwei Kisten mit holzhaltigen Papierblättern im Format etwa DIN A6 gefüllt, Toilettenpapier der Royal Army. Das wurde nun als „Schmierzettel“ benutzt, denn Schulhefte waren damals kostbar, relativ teuer und schwierig zu beschaffen.

Nach dem Wiederaufbau des Rundfunks gab es täglich zu einer bestimmten Zeit die Meldungen des Suchdienstes. Unterstützt



Die im Oktober 1951 geweihte neue Kapelle, in deren Vorraum auch die Madonna von **Hans Dinnendahl** einen neuen Platz fand

wurden sie besonders durch den Fotoreporter **Hilmar Pabel**, der sich intensiv für die Kriegswaisen einsetzte. Er fotografierte viele Kinder, versah deren Bilder mit Informationen, ließ sie auf Plakate drucken und in den Bahnhöfen ankleben. „Verlorene Kinder suchen ihre Eltern“ nannte er seine Aktion. Auf diese Weise fanden auch einige Kinder aus der Drucht ihre Angehörigen wieder.

Kollege Johannes B. unterrichtete die Schüler der Oberklasse, das heißt des 5. bis 8. Schuljahres, während ich für mehrere Lerngruppen der Jüngeren zuständig war.

Am Sonntag, dem 25. Oktober 1951, wurde die neue Kapelle vom Diözesan-Caritasdirektor und späteren Weihbischof Heinrich Tellen aus Münster geweiht. Eine Barackenruine war zu einem würdigen Gotteshaus umgestaltet worden. Im intimen Vorraum hatte die Madonna ihren neuen Platz gefunden. Daran schloss sich der helle Gebets- und Feierraum an, belichtet durch vier große und acht kleine Fenster aus gelbem Rautenglas. Auf einem zweistufigen Podest stand der schlichte hölzerne Altartisch, daneben das silberne Tabernakel, mit Bergkristallen verziert, eine edle Gabe eines unbekanntes Spenders. Etwa hundert Personen fanden Sitzplätze in der Kapelle, und besonders an hohen Festtagen strömten Gläubige aus der Nachbarschaft und aus der weiteren Umgebung zu den Gottesdiensten.

Schockierend für mich war das Erlebnis der Einweisung eines etwa achtjährigen Jungen in das Heim. Zwei Fürsorgerinnen des Jugendamtes brachten K. D. in abgerissener, zerlumpter Kleidung, schmutzig und total verlaust. Er hatte kein Bett, nur eine Holzkiste, in der er sich mit Lumpen bedeckte. In einem winzigen Raum in einer Holzbaracke lebte er mit seiner Mutter und einer weiteren Frau. In der Behausung gab es nur ein einziges Bett, in dem jeweils eine der beiden Frauen abwechselnd mit ihren Kunden dem horizontalen Gewerbe nachging, während die andere „Dame“ draußen auf neue Freier wartete. K. wurde zunächst entlaust, in der Wanne gebadet und dann neu eingekleidet. Sein Gelumpe verbrannte man auf einem kleinen Scheiterhaufen draußen.

Noch im Oktober machte ich durch einen Heimangestellten meine erste Bekanntschaft mit dem Ort Lintorf. Die Bissingheimer Straße K 35 existierte noch nicht. Von der Drucht ging es mit Fahrrädern über mehrere Waldpfade am Winkelshäuschen und der Wirtschaft Molitor vorbei in Richtung Duisburger Straße, die noch viele Baulücken aufwies, bis zum Kreuzfeld. Hier führte zwischen eingezäunten grünen Wiesen links und rechts ein Karrenweg Richtung Speestraße zur Bäckerei Steingen, von wo wir mit Zwiebacken für die Säuglings- und Kleinkinderstation beladen zum Heim zurückfuhren.

Zähe Verhandlungen zwischen dem Caritasverband und der Stadt Duisburg führten im Frühjahr 1952 zu einer Einigung. Die Stadt übernahm rückwirkend ab 1. Oktober 1951 die Trägerschaft über die Volksschule. Wir zwei Lehrer wurden als Beamte in den Staatsdienst übernommen, zahlten die bisher erhaltenen Gehälter an die Caritas zurück und wurden dann von der Stadt besoldet.

Nun kam es darauf an, den Unterricht mit Hilfe von Lehr- und Lernmitteln effektiver zu gestalten, und es zeigte sich, dass die Herren der Abteilung Beschaffung im Schulamt mit Flüchtlings- oder Vertriebenenhintergrund ihr großes Herz für die Kinder entdeckten und sie großzügig mit Lehr- und Lernmaterial versorgten.

Eine vertriebene Lehrerin, **Margarete Goltz**, wurde eingestellt, aber bereits nach wenigen Monaten resignierte auch sie und ließ sich an eine andere Schule versetzen.

Anfang 1953 überraschte der Heimleiter die Lehrer mit dem Plan, ein neues Schulgebäude errichten zu lassen und legte dazu den Entwurf eines Architekten vor.

Zu der Zeit waren zwar die ärgsten Kriegsschäden zum Teil notdürftig beseitigt, aber wegen des Bevölkerungszuwachses durch Flüchtlinge und Vertriebene musste vielerorts neuer Schulraum geschaffen werden. Nun hatte man Gelegenheit, vom Kasernenstil der Kaiserzeit Abschied zu nehmen und nach alternativen kindgerech-



Grundsteinlegung für das neue Schulgebäude am 7. November 1953 durch Direktor Breitenstein und Dechant **Heinrich Schwering** aus Duisburg

ten Formen zu suchen. Höchst erfreut studierten wir Lehrer den Entwurf. Nach langen Beratungen und Debatten äußerten wir unsere Bedenken und begründeten unsere Vorschläge. Es hatte sich nämlich herausgestellt, dass effektiver Unterricht mit heterogenen Gruppen in den provisorisch hergerichteten Klassenräumen nur sehr bedingt möglich war.

Vorgeschlagen wurde deshalb der Bau von zwei Gebäuden mit je zwei Klasseneinheiten, von denen jede aus einem Unterrichtsraum bestand, dem ein Gruppenraum von halber Größe angeschlossen war, durch eine Tür und ein fast raumbreites Schiebefenster abgetrennt. Die Klasse betrat man von außen durch einen Vorflur mit seit-

lich angeschlossenem Extraraum, der von einer Kleingruppe oder für die Unterbringung von Lehr- und Lernmitteln oder technischen Geräten genutzt werden konnte. Sanitäreanlagen sollten im westlichen Trakt eingerichtet werden, im gegenüberliegenden Gebäude Schulleiter- und Lehrerzimmer, ein Appartement für eine Lehrerin sowie einige Räume, die später nach Bedarf genutzt werden konnten. Da es weder einen Versammlungsraum für die Schulgemeinde noch eine Sporthalle gab, wurde der Bau eines entsprechenden Gebäudes vorgeschlagen, das im Keller einen Werkraum mit Materiallager enthielt. Die darüberliegende Aula mit Bühne sollte, mit einem entsprechenden Fußboden ausgestattet, auch als Sporthalle benutzt werden können. Der Heimleiter und der Architekt akzeptierten unsere Vorschläge und Anregungen, und es wurde neu geplant. Danach waren nur noch wenige Änderungen und Ergänzungen nötig. Die Bauarbeiten begannen, und am 7. November 1953 wurde in Anwesenheit des Duisburger Stadtdechanten **Heinrich Schwering** der Grundstein gelegt.

Wegen der gestiegenen Zahl der Schüler auf fast 150 wurden Kollege **Walter V.** und Kollegin **Elisabeth N.** an die Volksschule „Maria in der Drucht“ abgeordnet.

Inzwischen hatte sich die Zusammensetzung der Schülerschaft erheblich geändert. Die Zahl der Kriegswaisen und Vertriebenen-



Eine Schulklasse bei der Arbeit im neu errichteten Schulgebäude. Man erkennt vorne den Klassenraum, und durch die offene Tür und die Glasscheibe blickt man in den dahinter liegenden Gruppenraum



Das Mutterhaus der „Schwestern unserer lieben Frau“ in Mülhausen entsandte im Oktober 1953 eine Gruppe von Nonnen als Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen ins Kinderheim

kinder hatte abgenommen, und mehr und mehr Kinder aus schwierigen und gefährdeten Familien, sogenannte „Sozialwaisen“, wurden vom Jugendamt eingewiesen. Bei ihrer Ankunft im Heim empfahl es sich, schnell einen Blick in die oft sehr umfangreiche Akte zu werfen, um den Kindern gerecht werden zu können, die nach ihren oft traumatischen Erlebnissen viel Verständnis und Zuneigung benötigten. Besonders auffällige Schüler mit erheblichen geistigen Defiziten waren von einem Spezialisten getestet worden mit dem Ergebnis, dass eine Reihe von ihnen dem normalen Unterricht nicht erfolgreich folgen konnte und einer heilpädagogischen Behandlung bedurfte. Daraufhin begab sich die Kollegin an mehreren Wochentagen nachmittags zum Zusatzstudium nach Köln.

Da auch die Nachfrage nach Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen erheblich größer geworden war als das Angebot, gelang es dem Direktor, mit dem Mutterhaus der „Schwestern unserer Lieben Frau“ in Mülhausen einen Vertrag auf Entsendung von mehreren Nonnen zu schließen, die am 1. Oktober 1953 ihre Tätigkeiten im Heim aufnahmen. Für sie hatte man im Haus 7 neben der Kapelle eine Klausur eingerichtet.

Dank des guten Wetters schritten die Baumaßnahmen zügig voran, sodass man zur Jahresmitte 1954 zum Abschluss kam.

Für die Südseite des westlichen Klassentraktes hatte der Duisburger Maler **Wilhelm Wiacker** eine

Sonnenuhr entworfen, die im Stile der 50er-Jahre aus den aufgetragenen farbigen Mörtelschichten von ihm selbst herausgeschnitten und -gekratzt wurde.

Sein Künstlerkollege, der Steinbildhauer **Ernst Kreetz** aus Meiderich, hatte für die Außenwand der Aula eine überlebensgroße Madonna geschaffen, ein Kunstwerk aus fünf Teilen, die einzeln aus Majolika gearbeitet und am Ort zusammengefügt wurden. Eine in sich gekehrte junge Frau hält mit beiden Händen schützend einen nackten Knaben.

In einem Barackenrohbau im Wald westlich der Kapelle wurden mit restlichem Baumaterial zwei Wohnungen für Lehrerfamilien erstellt. Mitte des Jahres heiratete ich meine Braut in ihrer westfälischen Heimat, und wir richteten unser erstes Heim in der Drucht ein.



Kurz vor Beginn der Sommerferien 1954 fand die Übergabe des neuen Schulgebäudes statt. An der Außenwand wurde eine überlebensgroße Majolika-Madonna mit Kind des Steinbildhauers **Ernst Kreetz** angebracht

Kurz vor Beginn der Sommerferien 1954 fand in Anwesenheit des damaligen städtischen Oberschulrats **Fritz Holthoff** (Kultusminister von 1966 – 1970) die Übergabe der neuen Schulgebäude an die Schüler und das Lehrerkollegium statt.

Um sich ein Bild von den Wohnungen der Lehrer zu machen, besuchte der Oberschulrat das Lehrerhaus und zeigte sich beeindruckt von den geschmackvollen Einrichtungen.

Ab Herbstsemester 1954 studierte ich nachmittags am Städtischen Werkseminar in Düsseldorf unter Professor Michel. Dazu radelte ich von der Drucht nach Lintorf, fuhr mit dem Bus zum Hauptbahnhof, mit der Straßenbahn zum Südfriedhof und ging zu den Werkstätten am Räuscherweg. Dort wurde ich dann in den Fächern Holzarbeit, Papier- und Papparbeit, Buchbinden, Metallarbeit, Sachzeichnen, Klassenzimmer-techniken, Lehrmittelanfertigung, dekoratives und plastisches Gestalten sowie Schrift ausgebildet. Nach zwei Jahren im September 1956 bestand ich mit gutem Erfolg die Werklehrerprüfung, und mir wurde die Befähigung zum Erteilen von Werkunterricht an Volks-, Mittlere und Höhere Schulen zuerkannt.

Der Tod Stalins am 2. März 1953, der Aufstand der polnischen Arbeiter in Posen sowie die Ereignisse des 17. Juni 1953 in der Sowjetischen Besatzungszone hatten gravierende Nachwirkungen im ganzen Ostblock. Bundeskanzler Adenauer war im September 1955

mit einer Delegation nach Moskau geflogen und hatte von den russischen Machthabern die mündliche Zusage erhalten, dass alle deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen (etwa 10.000), die von den Sowjets zu Kriegsverbrechern erklärt worden waren, bald repatriert würden, was dann ja auch geschah. Ab 1954 hatten zwischen dem Deutschen und dem Polnischen Roten Kreuz Verhandlungen stattgefunden mit dem Ergebnis, dass die polnische Regierung 1956 ihre Bereitschaft erklärte, im Zuge einer „Familienzusammenführung“ „Spätaussiedler“ aus den unter polnischer Verwaltung stehenden deutschen Ostgebieten ausreisen zu lassen. Ziel der Polen war eine Bereinigung des Minderheitenproblems und sollte nur Personen betreffen, die 1945 nicht die polnische Staatsangehörigkeit angenommen hatten, gerechnet wurde mit 35.000. Das bedeutete auch die weitere Entblößung der besetzten Reichsgebiete von Deutschen, denn es kamen in zwölf Monaten über 130.000, von denen das Land Nordrhein-Westfalen die Hälfte aufnehmen musste.

In den ersten Monaten nach Kriegsende hatten viele von ihnen Schreckliches erlebt und durchlitten. Sie waren in ihrer angestammten Heimat rechtlos und vogelfrei Leiden und Verfolgungen ausgesetzt, wurden als „Nazis“ und „Hitlers“ diffamiert, gehasst, verfolgt und geprügelt. Seit der Besetzung des Landes durch die polnische Miliz durfte nur noch polnisch gesprochen werden. Deutsch war bei Strafe verboten, und nach Einbruch der Dunkelheit



Wohngruppe in einem der Häuser des Kinderheims

umschlichen geheime Kontrolleure die Häuser und belauschten deren Bewohner.

Ein aus Oberschlesien stammender Förderschüler berichtete, dass seine Familie zum Abendessen zu Tische saß. Plötzlich stürmte eine Gruppe polnischer Zivilisten durch die Haustür herein. Unter üblen Beschimpfungen ergriffen sie den ältesten Sohn, der deutsch gesprochen hatte und nahmen ihn mit. Auf Rückfrage bei der Polizei erfuhr die Mutter, dass ihr Sohn von der Geheimpolizei ergriffen worden war.

Ein Jahr blieb er spurlos verschwunden. Er hatte es in verschiedenen Gefängnissen und Lagern verbracht, ohne seine Angehörigen benachrichtigen zu dürfen.

Der Vater saß seit Ende des Krieges in einem Gefangenenlager im

Westen. Alle Versuche, mit seiner Familie Kontakt aufzunehmen, waren erfolglos. Nach Entlassung aus Kriegsgefangenschaft verdingte er sich als Zivilarbeiter. Als er nach Erfüllung seines Arbeitsvertrages in die Bundesrepublik repatriert worden war, riet man ihm zunächst von einer Rückkehr nach Oberschlesien ab und unterstützte ihn bei der Suche nach seiner Familie. Er selbst begann sich hier eine neue Existenz aufzubauen. Als er endlich den Aufenthaltsort seiner Familie ausfindig gemacht hatte, war eine Begegnung durch den fest geschlossenen „Eisernen Vorhang“ unmöglich.

Nach der deutsch-polnischen Vereinbarung strömten nun wöchentlich über 2.000 Menschen in die Bundesrepublik, wurden in den Durchgangslagern wie Friedland registriert, mit dem Nötigsten versorgt und wenn möglich zu ihren Angehörigen weitergeleitet. 70 % von ihnen landeten jedoch zunächst in Lagern. Viele Kinder lernten erst jetzt ihre Väter kennen, die ihnen völlig fremd waren, und manche Familien waren leider den Belastungen nicht gewachsen und zerbrachen. Diese Heimatlosen waren es, von denen ein Meißener Bischof auf dem Katholikentag in Köln sagte, dass diese Landsleute für ganz Deutschland sühnten und büßten.

In der Drucht hatte es schon seit der Gründung Fördergruppen für Kinder gegeben, die wegen fehlender Deutschkenntnisse intensiver Sprachkurse bedurften.



Ab 1956 kam eine zweite Welle von Aussiedlerkindern aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten in die Heime der Bundesrepublik. Sie beherrschten die deutsche Sprache kaum und bedurften der besonderen Förderung. Hier eine Mädchengruppe aus Haus 4 mit der sie betreuenden Schwester und einer Praktikantin

Bereits 1949 bis 1951 war eine Gruppe von 40 Flüchtlingskindern aus polnischen Waisenhäusern, von denen nur ein Mädchen die deutsche Sprache beherrschte, erfolgreich mit der deutschen Sprache vertraut gemacht worden. Mit der neuen Aussiedlerwelle stieg ihre Zahl gewaltig an, und auch nicht mehr schulpflichtigen Jugendlichen über 14 Jahre musste geholfen werden.

Anfang 1956 beantragte die Heimleitung beim Regierungspräsidenten, für 25 Jugendliche außerhalb der Volksschule einen amtlich anerkannten privaten Förderkurs einzurichten. In 30 Wochenstunden sollten sie nach Möglichkeit dem Ziel der Reife des 8. Volksschuljahrganges zugeführt werden.

Im Mai begann der Unterricht, und trotz teilweise erschreckender Bildungslücken zeigten sie sich reifer und aufgeschlossener als ihre einheimischen Altersgefährten. Sie arbeiteten mit mehr Lerneifer und größerer Ausdauer. Noch herrschte großer Lehrermangel, deshalb unterrichtete der pensionierte Rektor **Emil Harte** aus Lintorf die Fächer Deutsche Dichtung, Geschichte, Naturkunde und Naturlehre sowie Lehrer **Karl Schaefer** ab 1957 Sport. Hauptlehrer Johannes B. lehrte Deutsch und Katholische Religion, Lehrer Walter V. Erdkunde und ich Rechnen und Raumlehre.

Für unsere Einkäufe waren wir schon seit mehreren Jahren nach Lintorf geradelt, und bei Bedarf konsultierten wir dort auch Ärzte und Zahnärzte. Die Kollegen Har-

te und Schaefer brachten uns in Verbindung mit Lintorfer Lehrern, und wir trafen uns zu gemeinsamen Veranstaltungen. Hier erfuhren wir auch vom Siedlungsvorhaben der Kirchengemeinde Sankt Anna am Thunesweg und bewarben uns.

Eines Sonntags überraschte uns **Dechant Veiders**, begleitet vom Vorsitzenden des Kirchenvorstandes, **Doppstadt**, um unsere Wohnverhältnisse in Augenschein zu nehmen, und er versprach uns seine Unterstützung für unsere Bewerbung um ein Eigenheim in der Siedlung.

1957 lebten 220 Kinder und Schüler im Heim, davon waren 70 Spätaussiedler. Ihre Zahl nahm in der Folgezeit ab. Im Frühjahr endete der erste Förderkurs für Jugendliche erfolgreich und ein neuer begann.

Inzwischen gab es im Land 65 Fördereinrichtungen im Bereich der Volksschule mit 117 Klassen und fast 5.000 Schülern.

Im Sommer verließ Caritasdirektor Konrad Breitenstein das Kinderheim und wurde Pfarrer der Gemeinde Sankt Konrad in Duisburg-Fahrn. An seine Stelle trat Präses **Halbe**. Die Heimleitung übernahm Caritasdirektor **Johannes Bruns** in Duisburg-Neudorf. Hauptlehrer Johannes B. wurde Rektor an einer Volksschule in der Stadt, und an seine Stelle trat Hauptlehrer **Hans Bodemer**.

Bis auf wenige Nachzügler versiegte allmählich der Strom der Spätaussiedler aus den Ländern



Caritasdirektor **Johannes Bruns**, Heimleiter ab 1957, bei einer Erstkommunion. Rechts im Anzug **Franz S.** der eine bemerkenswerte Odyssee durchlebte, bevor er ins Kinderheim in die Drucht kam

des Ostblocks, noch aber waren die Förderklassen voll wissbegieriger Schüler. Ihre Schicksale waren uns Ansporn zur tatkräftigen Hilfe der Lehrenden und Betreuenden. Wir waren bestrebt, mit ihnen hinaus in die Natur zu gehen und an Ort und Stelle Naturkunde zu betreiben. Man lernte dabei auch seltene Pflanzen kennen wie zum Beispiel den Fingerhut oder den Aronstab, beobachtete die mächtigen Hirschkäfer, junge Vogelbrut im Nest und im Herbst in den Waldrodungen auf den Baumstümpfen große Hallimasch-Pilzkulturen. Bei gelegentlichen Waldbränden während der Trockenheit im Sommer bemühten sich die älteren Schüler, vor dem Eintreffen der alarmierten Feuerwehr das Feuer tatkräftig unter Kontrolle zu bringen und wenigstens teilweise zu löschen.

Im Auftrag des Kultusministers hatte eine Arbeitsgruppe erfahrener Fachkräfte vorläufige Richtlinien für Förderschulen erarbeitet, die von den Lehrern im Schulalltag umzusetzen waren. Von ihren Großeltern, Eltern, oft allerdings nur den Müttern, waren die Kinder aus einer ihnen wesensfremden, totalitären kommunistischen Weltordnung mitgebracht worden in eine ihnen fremde Welt, die sie nicht verstanden und in der sie sich nicht verständlich machen konnten. Es galt, sie aus dem System



Die Lehrpersonen (von links) **Walter V.**, **Karl Schaefer**, **Hans Bodemer** (später Hauptlehrer) und **Elisabeth N.** bei einer Sportveranstaltung



In trockenen Sommern bemühten sich ältere Schüler, beginnende Waldbrände vor Eintreffen der Feuerwehr unter Kontrolle zu bringen

der totalitären Ausrichtung und hermetischen Abschottung und Abhängigkeit zu lösen und in die Wirklichkeit einer freien demokratischen Welt zu führen. Wanderungen und Exkursionen in die nähere und weitere Umgebung, ein- und mehrtägige Studienfahrten sollten helfen, sie in westliche Kultur und Lebensart einzuführen.

Für das Frühjahr 1958 war für die Jugendlichen zum Beispiel eine mehrtägige Busreise nach Paris intensiv vorbereitet worden. Vom französischen Verkehrsbüro hatten wir umfangreiches Informationsmaterial in deutscher Sprache

erhalten, das uns Hilfe bei der Auswahl und Planung der Besichtigungen war. Das Schulamt der Stadt Duisburg gab sogar einen Zuschuss von insgesamt 160 DM, aber vier Tage vor der Abreise wurde ich mit einer Blinddarmentzündung ins Krankenhaus eingeliefert und operiert. Am nächsten Tag übergab ich meinem Kollegen alle Reiseunterlagen, und so konnte die Fahrt mit dem einzigen Bus der Firma Schulz aus Lintorf stattfinden. Betrübt blieb ich zurück.

Begeistert berichteten die Teilnehmer nach ihrer Rückkehr von ihren Erlebnissen in der Weltstadt Paris,

von Notre-Dame und der Ile de la Cité, dem Eiffelturm, den Champs Elysées, Montmartre, dem Marsfeld und der Ecole Militaire, wo sie zufällig Zeugen des Poms der Beerdigung wahrscheinlich eines hochrangigen Militärs wurden. Da mein Kollege einige Fotos schoss, wurde er in die vordere Reihe der Pressefotografen geleitet. Nun warteten wir mehrere Tage gespannt auf die Dias von der Reise. Enttäuscht mussten wir dann aber feststellen, dass mein Schnellkurs in Fotografie nicht gefruchtet hatte: Der Film war nicht richtig eingelegt worden, deshalb nicht transportiert und unbelichtet. Folglich gab es kein einziges Farbfoto von der Studienfahrt.

Nachdem im April 1958 vom belgischen König die Weltausstellung eröffnet worden war, fuhr eine andere Gruppe nach Brüssel und besichtigte zunächst wichtige Orte in der Stadt. Durch das nächtliche Lichtermeer ging es zur Übernachtung in eine an einem ruhigen See gelegene Jugendherberge. Den ganzen nächsten Tag verbrachten wir auf dem Expo-Gelände, wo vor allen Dingen die Pavillons der UdSSR mit dem Sputnik-Modell, der USA und der Bundesrepublik und einiger afrikanischer Staaten sehr beeindruckten. Vor der Heimreise erkundeten wir das nach der Zerstörung im Krieg neu



Eine Gruppe aus dem Kinderheim besuchte 1958 die Weltausstellung in Brüssel. Besondere Anziehungspunkte waren das Atomium (links) und der Sputnik II im Pavillon der UdSSR



Das jährlich stattfindende Sommerfest brachte allen viel Spaß und Unterhaltung

gestaltete moderne Rotterdam und seine bedeutenden Hafenanlagen in einer großen Rundfahrt.

Pfingsten 1959 durfte ich dann mit dem Verein Lintorfer Heimatfreunde unter der Führung von **Theo Volmert** meine im Vorjahr wegen Krankheit verpasste Studienreise nach Paris nachholen.

Jährlich ein- oder zweimal veranstaltete das Ministerium für Arbeit und Soziales, das auch für Flüchtlinge und Vertriebene zuständig war, für Journalisten eine Pressekonferenz mit Rundreise zu den entsprechenden Institutionen. Natürlich kamen die Reporter und Fotografen auch in die Drucht. Be-

sonders beeindruckend war für sie zum Beispiel das Schicksal eines in Duisburg geborenen Jugendlichen. Der war inzwischen 19 Jahre alt und erst wenige Wochen im Förderkurs. Wegen der Luftangriffe wurden er und seine Familie 1943 nach Templin in Brandenburg evakuiert. 1945 ging der Vater mit ihm und seinen drei Geschwistern über die Oder nach Polen. Hier waren sie gezwungen, von einem Tag auf den anderen polnisch zu sprechen. Franz S. hatte große Schwierigkeiten mit der ihm unbekannt fremden Sprache, aber sieben Jahre musste er die polnische Volksschule besuchen, bevor er eine Berufsausbildung beginnen konnte. Als er und sein Bruder endlich als Spätaussiedler nach Duisburg heimkehrten, hatten beide ihre Muttersprache total vergessen. Nach dem Förderkurs arbeitete Franz bei der Bundesbahn, wurde später Lokomotivführer, heiratete in Bayern eine Kindergärtnerin aus der Drucht und wurde Vater von drei Kindern.



Margarete Düwelhenke
 refo-
 Naturheilmittel-Beraterin

Arzneimittel aus der Natur

unterstützend, risikoarm,
 sicher

Ob bei Schnupfen, Schlaflosigkeit o. leichten Magen- und Darmbeschwerden, Arzneimittel aus der Natur stehen wieder hoch im Kurs.

Lassen Sie sich fachkundig beraten



NATÜRLICH GESUND LEBEN

SpeeStrasse 6 40885 Ratingen
 Tel. 02102/32332 Fax 02102/39262
 e-mail: lintorferreformhaus@freenet.de

Viele Male zog es ihn und seine Familie im Urlaub zu Besuch nach Duisburg. Inzwischen ist Franz Pensionär, aber die freundschaftliche Verbindung mit ihm und seiner Familie besteht noch immer.

Ab Sommer 1958 begann man mit der Planung der Umgestaltung des Heimes nach dem holländischen System der „Kinderfamilien“, wie es in Doorn mit heterogenen koedukativen Gruppen praktiziert wird. Dazu mussten die früher primitiven Baracken in wohnliche Pavillons umgebaut werden, die jeweils 16 bis 18 Kinder aufnehmen, betreut von zwei Erzieher/innen; geschätzte Kosten 30.000 DM pro Haus.

1960 wurde das Haus zur Durchführung heilpädagogischer und heilgymnastischer Maßnahmen eröffnet, in dem eine Gymnastikhalle mit Federboden, ein Spiel- und Schmierraum sowie ein Testraum untergebracht sind.

Für Kleinkinder wurde zur Vorbereitung auf die Schule ein spezieller Kindergarten eingerichtet.

Zu den alljährlich stattfindenden Sommerfesten wurden Freunde und Sponsoren eingeladen, und die unterschiedlichen Gruppen gestalteten ihr Programm mit Mu-



Die inzwischen auf sieben Personen angewachsene Familie **Pieper** zog 1963 in ihr neues Eigenheim auf dem Erlenweg in Lintorf. Auf dem Foto: **Agnes Pieper** mit den fünf in der Drucht geborenen Söhnen

sik, Tanz, Rollenspielen, Verkaufsständen und Spielbuden.

Im April 1961 endete meine Arbeit in der Drucht mit meiner Versetzung als Konrektor an eine andere Duisburger Volksschule. Unsere Familie war inzwischen auf sieben Personen angewachsen, fünf Söhne waren uns geschenkt worden, und 1963 bezogen wir unser Eigenheim am Erlenweg in Lintorf.

1983 musste das Kinderheim aufgegeben werden; Heime waren nicht mehr gefragt. An seine Stelle wurde eine Rehabilitationseinrichtung für 41 verhaltensgestörte junge Frauen und Männer gebaut, die in vier koedukativen Wohngruppen von mehr als 30 Fachkräften betreut werden.

Günther Pieper

Allein

Es führen über die Erde
Straßen und Wege viel,
Aber alle haben
Dasselbe Ziel.

Du kannst reiten und fahren
Zu zwein und zu drein,
Den letzten Schritt mußt du
Gehen allein.

Drum ist kein Wissen
Noch Können so gut,
Als daß man alles Schwere
Alleine tut.

Hermann Hesse

Mein Weg von Düsseldorf nach Lintorf

Aus der Großstadt in ein kleines Dorf

Auch im Jahr 2010 soll die Tradition der Familie Frohnhoff, Lebenserinnerungen für die Heimatzeitschrift „QUECKE“ zu schreiben, nicht unterbrochen werden. Hier möchte ich erzählen, wie ich eine Lintorferin wurde.



Ello Frohnhoff am Tage ihrer Geburt mit ihrer Mutter Klara Pfützer

Ich wurde am 23. Juni 1932 als Nachzügler der Eheleute Johann Pfützer und Klara Pfützer, geborene Glasmacher, in Düsseldorf-Derendorf geboren. Mein Bruder Willi war 20 Jahre und meine Schwester Christel 17 Jahre alt, somit wurde ich ein verwöhntes Schwesterchen. Ich hatte eine unbeschwerte, glückliche Kindheit mit einer fröhlichen und humorvollen Verwandtschaft mit Onkel und Tanten, die fast jedes Wochenende zusammenkamen, um Familie zu leben und gemeinsam zu lachen. Meine Mutter hat mir ihren Humor schon in die Wiege gelegt. Düsseldorfer Karneval wurde immer gefeiert. Ich bekam jedes Jahr ein neues Kostüm. Diesen Humor habe ich auch in späteren Jahren erleben dürfen.

1939 kam ich in die Grundschule an der Schwerinstraße; am 1. September 1939 begann der schreckliche Krieg, und die sorgenfreie Kindheit ging zu Ende.



Die kleine Ello als Karnevalsjeck in den Dreißigerjahren im Düsseldorfer Ehrenhof

Am 9. November 1938 habe ich als sechsjähriges Kind die „Reichspogromnacht“ in Düsseldorf an der Synagoge in der Zietenstraße erlebt. Mit meiner Martinslampe, an der Hand meiner Mutter, ging ich hinter dem St. Martin her und sang Martinslieder.



Einschulung am 1. April 1939 (Volksschule an der Schwerinstraße in Düsseldorf-Derendorf)

Ich kann mich noch ganz weit erinnern, wie Möbel aus den Fenstern flogen und Flammen aus Fenstern schlugen. Zwei Spielkameraden aus der Nachbarschaft waren plötzlich über Nacht weggezogen – sie waren Judenkinder. Warum das alles so war, konnte ich erst viele, viele Jahre später als Erwachsene begreifen. Ob meiner Familie das Unrecht an den Juden überhaupt zu jener Zeit bewusst war, kann ich nicht beurteilen. Während des Dritten Reiches wurde hierüber nicht gesprochen.



Erstkommunion am Weißen Sonntag 1942 in der St. Adulfus-Kirche in Pempelfort

Am Weißen Sonntag 1942 ging ich in der St. Adulfus-Kirche in Düsseldorf-Derendorf zur ersten hl. Kommunion.

Eine Lehrerin der Schule wollte mich in die BDM-Mädchengruppe holen. Bei der Einkleidung der Uniform mit Schal und Lederknoten sollte ich meine Ohrringe, die ich kurz zuvor mit Schmerzen ins Ohrläppchen bekommen hatte, ausziehen, da BDM-Mädchen so was nicht tragen sollten. Ich bin nie wieder in die Gruppenstunden

des BDM gegangen. Der erste Fliegeralarm 1940 überraschte mich beim Spielen mit meinem Puppenwagen in einem nahegelegenen Park. Ich rannte vor Schreck, den Puppenwagen hinter mir herziehend, quer über die Kreuzung einer Straße, wo mir meine Mutter schon entgegenkam, und wir mussten in den Luftschutzkeller, bis Entwarnung kam. Dann kam die schlimme Zeit mit den Bombenangriffen. Als die ersten Bomben auf Düsseldorf fielen, wurde unser Haus in der Klever Straße von einer Brandbombe getroffen. Mein Kinderzimmer mit meinen geliebten Puppen und Spielsachen brannte aus. Auch meine Schule brannte lichterloh. Ich konnte es sehen, denn wir wohnten in der Nachbarschaft. Zeugnisse aus dieser Zeit habe ich auch keine, denn sie sind vermutlich alle verbrannt. In dieser gefährlichen Zeit wurden die Kinder aus den Großstädten in die Kinderlandverschickung (KLV) gebracht. Ich war zehn Jahre alt. Der Abschied von zu Hause war schwer, und das Heimweh plagte mich. Aber die Zeit mit den vielen Mädchen, die ja auch alle ihre Familien verlassen mussten, ließ das Heimweh vergessen. Von 1942 bis



Mit Puppenwagen und Hund in einem Düsseldorfer Park im Jahre 1942



Kinderlandverschickung 1943. Else („Ello“) Pfützler steht in der oberen Reihe als Vierte von rechts

Kriegsende 1945, also drei Jahre, war ich in verschiedenen KLV-Lagern in Süddeutschland. Die BDM-Führerinnen machten uns Mädchen zu treuen „Führerverehrerinnen“. Von den schrecklichen Ereignissen in der Welt aber hatten wir keine Ahnung. Wir waren gut untergebracht und erlebten die Tage nach dem Schulbesuch fröhlich mit viel Singen, Sport und Spielen. Solange der Krieg es zuließ, gab es auch Päckchen und Post aus der Heimat. Nicht immer waren die Nachrichten gut und es flossen Tränen. Meine letzte Unterbringung war in Ingerkingen bei Biberach an der Riß in einem Kloster bei Ordensschwestern mit bäuerlichem Betrieb. Hier mussten wir Mädchen auch den Schwestern auf dem Feld helfen, vor allem Kartoffelkäfer zu sammeln. Nach der Arbeit wurden wir Helferinnen dann in der Klosterküche mit leckeren belegten Broten oder Kuchen belohnt.

Die letzten Tage vor Kriegsende wurden wir Mädchen, gemeinsam mit den Schwestern, im Klosterkeller untergebracht, wo wir um ein baldiges Ende des Krieges mit allen Schwestern beteten. Religiösen Unterricht gab es in den KLV-Lagern nie. Wir bekamen nur, wie bereits erwähnt, die Parolen des Hitlerregimes gelehrt. Sirenengeheul oder Bombenalarm habe ich in den drei Jahren nicht gehört. Während ich, geschützt vor Bom-

benangriffen, in Süddeutschland leben durfte, erfuhren meine Eltern und Geschwister in Düsseldorf die Grausamkeit des Krieges. Meine Familie wurde dreimal ausgebombt und lebte dann zeitweise in einem Bunker in Düsseldorf-Rath. Bei Kriegsende kamen französische Soldaten mit Panzern auf den Klosterhof gefahren. Da sah ich zum ersten Mal einen schwarzen Menschen. Das Lager musste natürlich aufgelöst werden, und wir Mädchen – zwischenzeitlich Jugendliche – mussten in die zerstörten, heimatlichen Städte zurück. Vater, Mutter, mein Bruder, meine Schwester und ich waren bei Kriegsende in ganz Deutschland verteilt. Niemand wusste etwas Näheres von den anderen. Telefon und Post gab es nicht mehr. Mein Vater musste in den letzten Wochen des Krieges noch zum Volkssturm und kam bei Kriegsende in Cherbourg/Frankreich in Gefangenschaft. Meine Mutter war bei ihrer Nichte in München, mein Bruder Willi war beruflich in Augsburg wohnhaft, und meine Schwester Christel – sie war seit 1939 Kriegerwitwe – wurde in Düsseldorf vermutet.

Meine „mutige“ Mutter kam bei Nacht und Nebel aus München, aus der amerikanischen Besatzungszone, zu mir nach Ingerkingen, in die französische Besatzungszone, um mich aus dem Kloster abzuholen. Einen notwen-

digen Passierschein hatte sie nicht, was gefährlich war, denn wer ohne Passierschein kontrolliert wurde, konnte bestraft werden. Wir fuhren mit einem Güterzug mit vielen anderen Menschen und kriegsheimkehrenden Soldaten unter abenteuerlichen Umständen viele Tage lang nach Düsseldorf. Alle wollten zurück in ihre Heimat. Meine Mutter und ich wollten zu meiner Schwester, die aber in den Wirren der Trümmerlandschaft in Düsseldorf nicht auffindbar war. Ein Bruder meiner Mutter hatte das Glück, noch eine Wohnung zu besitzen, die nicht ausgebombt war. Dort erfuhren wir, dass meine Schwester in **Lintorf** im Lebensmittelgeschäft von

Erich Ehrkamp als Leiterin tätig war. Wo war Lintorf? Niemand kannte Lintorf! Meine Mutter und ich haben dann Lintorf und meine Schwester Christel im Frühjahr 1945 gefunden – nur wie, das weiß ich nicht mehr.

Lintorf war 1945 ein kleines Örtchen mit etwa 3.000 Einwohnern. Jeder kannte jeden. Ich hatte meinen Weg nach Lintorf erreicht! Wohin der Weg führte, erzähle ich in Kurzfassung:

Meine Schwester hatte eine kleine Zweizimmerwohnung beim Geschäft auf der Duisburger Straße 101. Als mein Vater im August 1945 aus der Kriegsgefangenschaft kam, lebten wir mit vier Per-



sonen in der kleinen Wohnung mit der Toilette über den Hof. 1947 gab meine Schwester die Leitung des Geschäftes auf, da sie wieder geheiratet hatte, und ist nach Rheydt verzogen. Meine Eltern bekamen im selben Haus eine andere Wohnung, in der ich mit ihnen bis 1957, bis zu meiner Heirat, gewohnt habe.

Ab 1. Oktober 1945 besuchte ich die katholische Volksschule II in Lintorf ab der 6. Klasse und wurde am 25. März 1947 aus der 8. Klasse entlassen.

Freunde waren schnell gefunden, viele Nachbarskinder gab es zum Spielen. Ich war Mitglied im Turnverein TuS Lintorf und ging in die Gruppenstunden der katholischen Jugend von St. Anna. Ich hatte mich schnell in Lintorf eingelebt und eine neue Heimat gefunden. Die Eheleute Willy und Maria Brockscothen mit Sohn Klaus waren in den ersten Jahren für mich eine lebensfrohe und freundliche Familie, bei der ich gerne war.

Frau Brockscothen hatte mich bei meiner Schwester im Lebensmittelgeschäft entdeckt wegen der dünnen Ärmchen und Beinchen. „Wie en Hippke“ (junges Schaf), sagte sie. Das „Dünne“ hat sich mit den Jahren noch gewaltig geändert! 1946 wurde Tochter Franziska („Fränzle“) geboren, und so verbrachte ich viel Freizeit bei der

4-Klassige katholische Schule II Lintorf.

Schulenklassungs-Zeugnis

für Elisabeth Pfützer, 8. Schuljahr, Klasse: II
 geb. am 23. Juni 1932 wohnhaft in Lintorf Konfession: röm. kath.

Betreuen: sehr gut Heiß: gut Ordnungsliebe: gut Schulbesuch: regelmäßig

Kenntnisse:

1. Biblische Geschichte: <u>befriedigend</u>	11. Erdkunde: <u>gut</u>
2. Katechismus: <u>gut</u>	12. Geschichte und Staatsbürgerkunde: <u>gut</u>
3. Sprachlehre: <u>gut</u>	13. Schreiben: <u>gut</u>
4. Lesen: <u>gut</u>	14. Zeichnen: <u>befriedigend</u>
5. Aufsatz: <u>gut</u>	15. Musik: <u>gut</u>
6. Rechtschreiben: <u>sehr gut</u>	16. Turnen: <u>-</u>
7. Rechnen: <u>sehr gut</u>	17. Schwimmen: <u>-</u>
8. Raumlehre: <u>-</u>	18. Werkunterricht: <u>-</u>
9. Naturlehre: <u>gut</u>	19. Näharbeit: <u>gut</u>
10. Naturbeschreibung: <u>gut</u>	20. Hauswirtschaftsunterricht: <u>-</u>

Bemerkungen: _____

Auf Grund des vorstehenden Zeugnisses wird obengenannter Schüler mit den besten Segenswünschen für die Zukunft aus der Volksschule entlassen.

Lintorf den 25. März 1947

DER SCHULLEITER: i. V. Mendorf DAS LEHRERKOLLEGIUM: Kaisers, G. P. Jürgens, P. Bredt, K. Bredt, K. Bredt



Tanzvorführung der Katholischen Jugend St. Anna in Mentzens Saal Ende der 1940er-Jahre. Lehrerin Katharina Hinderlich hatte mit den Jugendlichen die „Annen-Polka“ einstudiert. Untere Reihe von links: Heinz Fink, Maria Hamacher, Ello Pfützer, Heidi Wiechert, Franz Brinker. Obere Reihe von links: Günther Laufs, Elvira Niessen, Heinz Mendorf, Renate Nüsser, Heinz Jeziorek, Helga Nüsser, Karl Mauracher

Familie Brockskothen und den Kindern. Die Eheleute Brockskothen sind zwischenzeitlich verstorben, aber die Freundschaft mit den „Kindern“ besteht heute noch nach 65 Jahren.

Man nannte mich, bis ich nach Lintorf kam, Else. Die Kinder im Haus von Erich Ehrkamp riefen aus sprachtechnischen Gründen **Ello** (se-weg, lo-dran). Der Ruf gilt bis heute.

Nach der Handelsschule in Düsseldorf machte ich ein Praktikum als Kaufmännische Angestellte. Diesen Beruf habe ich bis 1964 ausgeübt. 1950 begann die Liebe zu einem jungen Mann aus einer Lintorfer Familie: **Werner Frohnhoff**. Wir kannten uns aus der Schule flüchtig, verloren uns aber aus den Augen, da Werner 1946 aus der Schule entlassen wurde. 1949 begegneten wir uns dann öf-

ter bei Festlichkeiten des M.G.V. Eintracht 02, wo Werner ein Sangesbruder meines Vaters wurde. 1957 haben wir geheiratet, 1964 kam unser Sohn Markus auf die Welt.

1973 habe ich auf Wunsch von Pater Nico van Rijn OSC (Kreuzherrenorden) das Pfarrbüro von St. Johannes (Pfarrer von Ars) mit aufgebaut, wo ich bis zum 60. Lebensjahr Angestellte des Generalvikariats im Erzbistum Köln war.

Mein Vater starb 1959 mit 70 Jahren, meine Mutter 1974 mit 83 Jahren. Mit den Großeltern und Schwiegereltern am Kalter wohnte ich mit meiner kleinen Familie in guter und friedlicher Gemeinschaft. Großeltern und Schwiegereltern sind verstorben.

Vor 65 Jahren habe ich Lintorf gesucht. Heute bin ich froh und glücklich, dass ich es gefunden habe.

Lintorfer Platt kann ich zwischenzeitlich sprechen, lesen und verstehen. Aber das muss man auch können, wenn man zum alten Lintorfer Uradel gehört.

„HÜTT BEN ECH EN ECHT LENGTÖPER MÄDCHEN!“

Ello Frohnhoff vom Kalter



Ello Pfützer und Werner Frohnhoff als Trauzeugen bei einer Hochzeit im Jahre 1953



Am 25. Oktober 1948 war der Kölner Weihbischof Dr. Stockums zu einer Visitation in Lintorf. Auf dem Foto segnet er **Klaus Brockskothen**. Hinter ihm **Klara Pfützer**, Ellos Mutter. Daneben **Maria Brockskothen** mit der kleinen **Fränzchen** auf dem Arm

Uht minn Kengertied an dor Dickelsbeek

Mor wore met vier Kenger te Huhs. Us Huhs lo-ech so fuffzich Meter vonne Dickelsbeek aff. In un an dor Beek hammer immer jehn gespellt un jedonn. Eijentlich hadde mor die Beek immer em Kopp. Och dann, wenn et nit so reiht ahnjebraiht wor.

Wenn mor sunndaihs tem Beispiel für de Kerk staats jemackt wu-ede, un de Motter de letzte Pänz endlich ahnjetrocke hatt, lo-ech de i-eschte met sinn Sunndaihsklamotte döck alt widder inne Beek. De Rest könnt ihr öch denke ...

De Dickelsbeek jehörden eijentlich immer tou us Famillich und wor us usem Le-ewe ewe nit fotttedenke.

Wenn tem Beispiel em Wenkter jebad wu-ed, wu-ed ne jru-ete Botlich met Beekewater oum He-ed jestellt un wärm jemackt, de Zinkwann inne Köch jehollt, und dann wu-ed jebad.

Tei-esch ko-eme dor Vatter un de Motter inne Bütt. Dann mer vier Blare. E-ine nohm angere. Aff on tou wu-ed de Schmand met en Schepp vom Wannrank affjescheppt un noch jät wärm Water toujekippt.

Em Su-emer wu-ed natürlich butte jebad. De Zinkwann wu-ed op twe-i om Kopp jestellde Emmer jestellt. Un widder krechten mer Blare e-ine nohm angere dor Balch affjeschruppt.

Äwer dessmo-el met kault Water uht dor Beek! Donoh jing et treck innert Bett. Nä, wat hammer ju-et jeschlo-epe!

Wenn de Motter Wäschdaach hadden, mossden mer Blare et Water för te Wäsche uht dor Beek ho-ele jonn. E-in De-il von der Wäsch wu-ed och treck in der Beek, op e Wäschbrett jerubbelt. Dat wor en schwere Arbe-it für us Motter be-i so völl Wäsch.

Dor jrözte De-il der Wäsch jing en de Wäschmaschin. De Wäschmaschin mosst noch von Hank bedre-ewe we-ede. Mer Kenger mossde dann nohenanger die Maschin met dem jru-ete Schwengel bede-ene. Wor de Wäsch endlich fe-edich, wu-ed se obben lange



Der Dickelsbach am Theo-Volmert-Weg in Höhe des früheren Kockerscheidt-Hofes

Ling em Jahde opjehange. Weil die Wäscherei för de Motter völl Arbe-it wor, jo-ef et dre-i Daach lang Jraupezupp met Schweinührkes drin. Lecker!

Wat hant mir Blare uns domet immer dor Lief volljeschlare!

E-inmol em Johr, em Su-emer, wu-ed de Beek jestaut, un am Brenkel be-im Kockerschied wor dann use Badestrand. Wo dann de ganze Promenez vonne Krummewejer Stro-et vorsammelt wor.

E-inmol hätt mech e-iner Jeld inne Hand jedröckt, un ech mossden mem Fahrrad nom Bäcker Stenkes fahre un Sahneteilches hole.

Dat wor en ganze Blo-es voll. Wie ich domet dann widder an dor Beek wor, hann ech dat Rad mit der Tüt drop am Tung von en Wies afjestellt.

Wie mor kott dropp dann udem Water ko-eme, öm nu jenüsslich de Teilches te vordröcke, sohe mor jrad noch, wie e Ferke vom Kockerschied met langer Tong dörch dor Tung de Sahne van us leckere Teilches am afflecke wor.

Äwwer söns wore mor immer en lostije Nohberschaft ...

Helmut Eickelpoth, geboren an der Krummenwejer Straße



Der Bauernhof Kockerscheidt an der Krummenwejer Straße, vom Dickelsbach aus gesehen

De Kaktusblühte

Dat wor so in dor Tied öm 1925 bes 30 eröm. Domols hadde de Fraue hengerem Huus noch all ne Jaade, wo so allerhand drenn jetrocke wu-ed. Erpel, Radieskes, Knuschele, jet Öllek und Brettloch. Alles, wat mor en dor Köch und for dor Wenkter brukden, wu-ed ahnjepott und jesi-ent. Manche Hausfrou hatt em Jaade och e Eckske, wo se sech e paar Blömkes trock. Döck wu-ed Blu-emesamen met de Nohbersfroue jetuscht, domet dor Jaade em Su-emer och schüen bongkt wu-ed.

We do domols dropp jeku-eme es, we-it ech nit mieh. Jiedenfalls spro-ek sech be-i us erömm, dat et henge wiet, am Eng vonne Spiestro-et en Kaktusjärtneri jöew (Später Järtneri Busch). Un die Järtneri hatt am Tung hengerem Jlasshuus ne Affallhoupe, op demm so allerhant te fenge wör. De me-iste van de Nohbersfroue wenkden aff. Se hädde och so schon jenoch Brassel meddem Jaade, un Blu-eme hädde so och jenoch. Min Motter un us Nohberin, de „Tante Dietz“, sohen dat jet angisch. Die mi-eke sech op der Wech un hollden sech van dem Affallhoupe ne ganze Korf Blu-eme-wottele und Aflejer, von denne se noch niddens wosden, wat do ens druht we-ede wüed. Alles, wat se metjebraiht hadde, wu-ed te Huus dann in Pöttches, Keste und Du-ese jepott.

Du-ernd le-epe se en de nächste We-eke noh ne-eweahn ens te kieke, wie wiet de Blu-eme denn do schonn wöre. Jo, och do wore e paar kapottjehange. Awwer de me-iste wore doch jet jewo-ede und wore prima in Schuss.

Jo, mor kann sahre, dat die Motter und de Tante Dietz sech do so rechtisch in de Materie erennjekniet hant. Och meddem Döng. In Lengtörp hät mor jo immer schon jesait: „Von nix kütt nix“. Un so hant die twe-i bemm Dönger su allerhant uhtprobiert, dat die Blu-emekulture och vöranjinge. De Motter probierten et mit Kaffeepött und wärm Bier, un de Tante Dietz ne-ewen-ahn menden, Hippeköttel op Water anjesatt wären



Ehemaliges Wohnhaus der Gärtnerei Busch auf der oberen Speestraße.
Die Gewächshäuser befanden sich an der Ecke Speestraße/Am Kämpchen.
Das Gelände der Gärtnerei zog sich bis zur Rehhecke hin

jenau dat Richtije. Bedds Bröhe wöre dann doch e beske te scharp! Denn noh e paar Daach liete de Plante de Flüjel hange. Dann hanze Lengtörper Sank met Klei vormescht. Dat wor schon besser. E paar Blu-eme erhollden sech och widder. Vör allem den Kaktee beko-em die Mischung juet! Jedenfalls, Stachele hadde se jenoch. Nur ens ordentlich te blühe, fiel denne em Droum nit enn. Dat Schlemmste wor, dat die och em Wenkter noch Ahnspröch stellten! Schüen hell mauden set och im Wenkter, un e beske wärm sollt et sinn. Also, de Kaktee butte te lo-ete wor nix. Äwwer wohin domet?

De enzije wärme Roum em Huus wor domols de Köch. Äwwer do hätt sech dor Vatter schüen bedankt – Kaktusse en dor Köch. Un he mit sinn Pief dotösche. Konze vorje-ete!

Enne Schür wör jenoch Platz jewese. Doch do wor et te düster, un to kault wor et och.

Em Stall, do wor et zwar wärm jenoch, äwwer och jet düster. So hätt de Motter, so wiet et jing, die Kakteesammlung in de Veranda un öwerall em Huus op de Fens-

terbänk verdeelt, wo se am we-nichsten stürden. Die angere mossten en dor Stall, et jing nit angisch. Jedenfalls hätt en ganze Reih dor Wenkter nit öwerstange. Doch et bli-ewe noch jenoch öw-er vor et Jahr drop. Un met dor Tied hatten de Motter un die Tante Dietz de Dreh mit die Kaktee eruht. Johrelang hanze die jeflehcht und jedonn. Wohre Pracht-exemplare sinn en paar jewo-ede. Op die se richtig stolz wore. Vor allem bei de Tante Dietz stung med emol ne prächtije Säulenkaktus, de sech ahnschickden, dicke Knospe uhttedriewe. Wie die Knospe noh en Tiet onjewühnlech dick wore und dabei wore optejonn, sait de Tante Dietz vör mi Motter: „Du Berta, kumm doch ens röwwer, bekiek dich doch ens de Kaktus. Dat jeht doch nit met reihde Denge tou.“

Dröwe mennden dann de Motter: „We-ißte, Jettche, ech vorstonn no nit all tevöll dovan. Äwwer dat es schonn onjewühnlech! Also wenn mech nit alles döischt, es dat he en „Königin der Nacht“! Dat es jet janz, janz Besongesch!“

Flöck hät se dä dicke „Brockhus“ jehollt un hätt druht vörjele-ese: „Königin der Nacht – lateinisch:

„Selenicereus grandiflorus‘. Sie ist eine sich nachts öffnende großblühende Kaktee von einzigartiger Schönheit!“

„Och dat noch!“, saiht de Tante Dietz, „kann die nit wie alle andere schü-ene Blu-eme öwer Daach opjonn?“ Jedenfalls jing dat wie e Lauffüer dörch de Noberschaft! All wollten se nu de seltene Kaktus senn. Et du-erden äwwer noch en paar Daach, bös sech do entjülich jet di-et. Eines O-emes, so öm acht Uhr erömm, fing die Blu-em ahn, jaaanz langsam optejonn. Dat du-erden dann so twei bös drei Stönd, bös se janz op wor. Dat wor äwwer och en interessante Blu-eme. De janze Köch wor nu voll met wiese Nohbere. De Onkel Dietz rökden dann wejem dem freudije Ereignis en Fläsch Klore erut, so dat et dann ne richtig löstije O-emet wu-ed. Am angeren Meddach wor die Blu-emepracht vorbe-i. Äwwer et wor för alle ens interessant, dat jesenn te hann. Do wore sech all einich drin.

Och bei de Kaktee vonne Motter stellten sech so noh un noh wun-



Blühende „Königin der Nacht“
(Selenicereus grandiflorus)

derschü-ene Blüte enn. Wat dann och immer ne willkommene Anlass wohr, met de Nohbere ens e lecker Schnäpske te drenke. Wat mor ohne de Kaktusse bestimmt nit jedonn hädde. Dor aule Ru-esendahl van ne-eweahn, de sech jäen schonnens e-ine nohm, saiden

och: „Schad, dat die so selten blühe ...“

1981 es mi Motter, et Berta Küpper, jestorwe. Die schü-ene jru-ete Kaktusstade, die se johrelang jehrecht und jefleecht hätt, hätt se mech tom Schluss noch janz warm anet Häzz jeleiht, die nur jo em Ouch te behaule. Wat ech och immer jedonn hann. Völl Johre hätt die sech doför met en wahre Blütenpracht bedankt.

Jo, un dann, dusselich wie mor jo manchmo-el sinn kann, hann ech de Kaktus em Wenkter doch tatsächlich en dor Jarasch vorje-ete! Mein Jott, hät mech dat le-id jedonn!

De schü-ene „cactus - grandiflorus“!

Tom Jlöck hatt ech dovan e paar Aflejer ahnjepott un han die Dynastie von Motters Superkaktee jerettet. Hoff ech jedenfalls. Schü-en wör et jo, wenn dat klappe di-et.

Och de Motter wüed sech do bestimmt dröwer freue ...

Marlies Füsgen

Uns faszinieren Blumen...



...und die Möglichkeiten, Ihre besonderen Anlässe
mit außergewöhnlichen Ideen unvergesslich zu gestalten.

blumen
enk

Zentrale & Showroom:
diele unternehmensgruppe

Kullberkeweg 9a
40985 Ratingen-Lintorf
Tel. +49 (0) 2102.18164
Fax. +49 (0) 2102.18196
Info@blumenenk.de

Filialen
Ratingen-Lintorf
Ratingen-Flefenbrich

enk eventstyling
Ratingen-Lintorf

www.blumenenk.de

wir drucken.



Druckerei Preuß

PLAKATE, BROSCHÜREN, FLYER, MAGAZINE, EINLADUNGSKARTEN, VISITENKARTEN,
PROGRAMMHEFTE, BRIEFBÖGEN, MAILINGS, LABELS, BLÖCKE, U.V.M.

DRUCKEREI PREUSS GMBH, WWW.PREUSSDRUCK.DE
SIEMENSSTRASSE 12, 40885 RATINGEN, TELEFON: 02102 / 9267-0

■ BayWa | Baustoffe

www.BayWa.de

Erst schauen,
dann bauen!



Informative Ausstellungen:

Bauen, Renovieren & Modernisieren. Baustoffe vom Keller bis zum Dach.

**BayWa AG
Baustoffe**
Siemensstr. 33
40885 Ratingen
Tel. (0 21 02) 93 69-0
Fax (0 21 02) 93 69-25

Öffnungszeiten
Mo – Fr 7.00 – 17.00 Uhr
Samstag 8.00 – 12.00 Uhr

BayWa

Ihr Partner vom Fach

Frollein Anna Blenkens

Erinnerungen an eine verehrte Lehrerin von einem ihrer letzten Schüler

Weißt du es, Anna, weißt du es schon?

Man kann dich auch von hinten lesen, und du, du Herrlichste von allen, du bist von hinten wie von vorne: „a-n-n-a“.

Kurt Schwitters¹⁾

I.

„Rudi, geh mal vor die Tür...“ Diese Aufforderung – das muss man wissen – erfolgte nicht etwa zornig, sondern mit einem Anflug von milder, fast mütterlicher Verzweiflung; es war eher eine Bitte, wenn auch eine nachdrückliche. Ich bekam sie ziemlich oft zu hören, als ich – lang ist es her – im Jahre 1947 als I-Dötzchen (Kaffeeklötzchen)²⁾ meine Vormittage in der Lintorfer katholischen Volksschule im Dorf³⁾ verbringen musste: in der Klasse von Frollein Blenkens.⁴⁾ Meine erste Lehrerin, eine erfahrene Pädagogin, musste mehr als 60 (in Worten: sechzig) Kinder bändigen. Das konnte sie nur, wenn sie die zappeligensten und verschwätzigsten Elemente – wie mich – gelegentlich auf den Flur schickte. Dort konnte man auf den Fliesen ganz passabel schlindern, und wenn Herr Hauptlehrer Emil Harte zufällig und in aller Würde vorbeischnitt,⁵⁾ wurde man mit „na, Herr Professor“ begrüßt.⁶⁾ Nach einiger Zeit öffnete sich die Klassentür. Meist war es eines der Mädchen, das dann den Kopf – und vielleicht auch die Zunge – herausstreckte und das Zeichen gab zur weiteren Teilnahme am Unterricht bei Frollein Blenkens.

II.

Anna Blenkens – seit 1918 in Lintorf tätig – war in der Tat „Frollein“, wie ehemals viele Lehrerinnen, zum Beispiel Kollegin Hinderlich oder auch Frollein Kaisers von der katholischen Volksschule im Busch, die immer mit energischer Hand die weißgekleideten Engeln in den Fronleichnams- und Anna-Prozessionen ordnete.

Aus meiner – sicherlich zutreffenden – Kindersicht war Frollein Blenkens eine warmherzige, gefühlvolle Frau mit einem Hauch von Schwermut, zugleich mit viel Humor und mit Sinn für Kinder, ihre Sorgen, Nöte, Freuden und ihre Komik. So manche lustigen Erlebnisse mit den Lengtörper Pänz hat Anna Blenkens für die Mit- und Nachwelt bewahrt, weil sie die Geschichtchen weitererzählt hat, zum Beispiel an Hubert Perpéet, den unerschrockenen Drucker, in dessen Haus am alten Klosterweg sie gewohnt hat, oder an die Mutter meines Klassenkameraden Pidder Laufs, die ebenfalls bei Frollein Blenkens die Schulbank drücken durfte.

III.

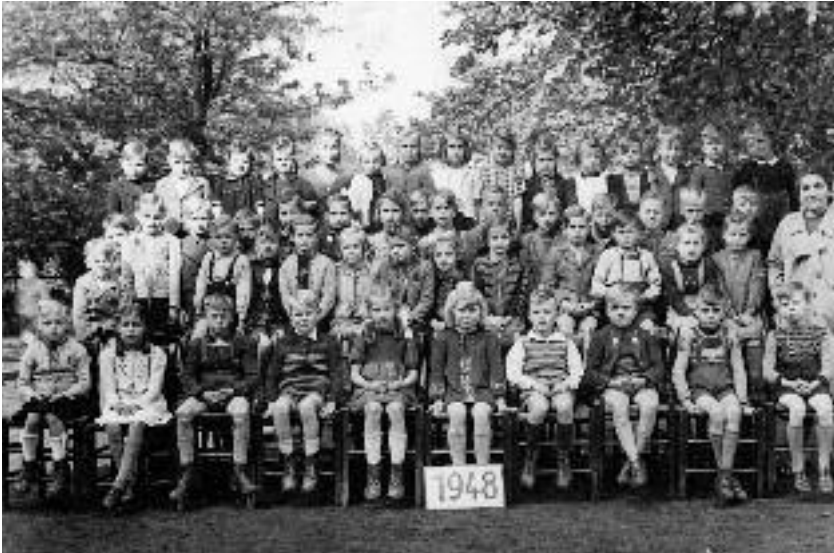
Mit dem Lernen hatten wir Kinder sogleich am Tag nach unserer Einschulung, die am 15. April 1947 stattfand, begonnen. Mein erster Unterrichtstag war also der 16. April 1947. Ausgerechnet am nächsten Tag, dem 17. April, hatten mein Vater und ich Namens- tag: Rudolf. Mein Vater hatte mir

- 1) Der Maler, Bildhauer und Poet Kurt Schwitters (1886-1948) war einer der bedeutendsten Dadaisten. Die Zeilen stammen aus seinem Dada-Liebesgedicht „An Anna Blume“.
- 2) So verspotteten die „großen“ Kinder aus der 2. Klasse die Neuankömmlinge des 1. Schuljahres.
- 3) Es gab noch die katholische Volksschule „im Busch“ und die evangelische Schule Am Graben. Die während der Zeit des Nationalsozialismus entkonfessionalisierten Lintorfer Schulen wurden nach den Sommerferien 1946 wieder als Bekenntnisschulen eingerichtet.
- 4) Es war die letzte Klasse von Anna Blenkens. Sie führte die Klasse etwa dreieinhalb Jahre, dann ging sie in Pension.
- 5) Womöglich kam der Schulleiter gerade aus dem Garten seiner Dienstwohnung, der an den Schulhof grenzte, und hatte dort seine geliebten Dicken Bohnen von einigen Schülern ernten lassen.
- 6) Professorinnen kamen nicht vor; nicht etwa, weil die Emanzipation damals noch nicht so weit fortgeschritten war – nein, die Mädchen aus der Klasse (zum Beispiel Monika, die Tochter des beliebten Hausarztes Doktor Stick) waren in der Regel so brav, dass sie nicht für das Exil auf dem Flur in Betracht kamen.



Die 1927 errichtete Katholische Schule I wurde ab 1938 zur „Johann-Peter-Melchior-Schule“. Sie musste bereits 1954/55 wegen Baufälligkeit wieder abgerissen werden. Hier unterrichtete **Anna Blenkens** von Anfang an bis 1951.

Vorher war sie schon Lehrerin in der alten Dorfschule am Heintges. Am 1. Juli 1918 trat sie dort ihren Dienst an. Ab 1919 leitete Hauptlehrer **Emil Harte** diese Schule



Klassenfoto des am 15. April 1947 eingeschulten 1. Schuljahres aus dem Jahre 1948

Obere Reihe von links: Jürgen Steingen, Rolf-Dieter Laufs, Ingrid Harms, Gerlinde Frohnhoff, Sigrid Arnold, Helga Knippertz, Irmel Molitor, Marita Frohnhoff, Gertrud Herpertz, Liesel Reinhardt, Edith Altenbeck, Werner Preuß, Bernhard Meßing, Helmut Kowalewski, Heinz Gräfer

Mittlere Reihe von links: Friedel Fink, Karl-Heinz Veuskens, Gisela Hahlen, Helmut Achterfeld, Klaus Dobrink, Klaus Reisenberg, Klaus Steck, Ute Stephan, Käthe Frohnhoff, Karin Ellenbeck, Monika Stick, Hildegard Bargmann, Ingrid Zündorf, Dieter Fußbahn, Hans Plogmann, Ellen Doppstadt, Herbert Stolz, Monika Bünten, Karl-Heinz Müller, Horst Espitte, Hans Küpper, Horst Soumagne, Helmut Merks, Doris Zimmer, Karl-Martin Tittel, Anita Kohnen, Peter-Helmut Laufs,

Klassenlehrerin Frl. Anna Blenkers

Untere Reihe von links: Bärbel Bittner, Margret Arand, Werner Berlemann, Manfred Kottmann, Margret Melchert, Waltraud Schmitz, Heinrich Kaiser, Heinz-Gerd Venedey, Dieter Möser, Erich Wilhelm

geraten, ich solle Frollein Blenkers doch für diesen bedeutenden Feiertag um Schulfrei bitten, was ich dann auch mit Überzeugung tat. Anna Blenkers lächelte, faltete wie zum Gebet die Hände und schob ihre Nase ein wenig nach oben – eine für sie typische Geste. Dann meinte sie, das Problem müsse sie erst mit Herrn Hauptlehrer Emil Harte besprechen. Der kam dann tatsächlich nach der großen Pause zu uns in die Klasse und brachte gleich noch Frollein Hinderlich mit. Ich wurde nach vorne vor die Tafel zitiert und musste im Angesicht des versammelten Kollegiums meinen Urlaubsantrag wiederholen; immerhin sei der Doppelnamenstag ein wichtiger Grund. Frollein Blenkers gab indessen zu bedenken: Am 17. April, unserem zweiten Unterrichtstag, wären wir mit dem Lernen schnell fertig – versprochen! – und ich sei zeitig vor Mittag zu Hause. Bis dahin müsse mein Vater ja sowieso in der Backstube arbeiten. Das sah ich ein und lud die Lehrerschaft für den nächsten Nachmittag zum

Namenstagskaffee ein. Die drei Amtspersonen widerstanden der Versuchung, ungeachtet der damals – so kurz nach dem Krieg – äußerst mageren Zeitläufte.⁷⁾

IV.

In eine ganz ähnliche heikle Situation wie bei meiner Namenstags-Einladung war Anna Blenkers schon einmal geraten, ein, zwei Hungerjahre zuvor. Beim Hermännchen zu Hause war ein Schwein geschlachtet worden.⁸⁾ So ergriff der Junge die Gelegenheit und bat seine Lehrerin zu Gast am Weißen Sonntag beim Festessen aus Anlass seiner „Kommission“.⁹⁾ Hermännchen begründete das Angebot: „Wuusch...“, und er beschrieb mit beiden Händen einen großen Halbkreis, einen ganz mächtigen Haufen, zum Zeichen der Fülle: „Wuusch...suuu!“ Eine komplette Breughel'sche Fress-Szene in nur zwei Wörtern, ein Schlaraffenland, wo sonst Schmalhans Küchenmeister war.

V.

Anna Blenkers stammte aus Geldern am Niederrhein.¹⁰⁾ So konnte sie sich in das Lengtörper Platt gut einfinden. Für manche ihrer vielen Schülerinnen und Schüler jedoch war ihr gepflegtes Hochdeutsch die erste Fremdsprache. So erging es auch dem kleinen Jupp. Der saß an seinen allerersten Unterrichtstagen still in seiner Bank. Auf einmal aber packte er wortlos seine Siebensachen, erhob sich und wollte zur Tür. „Aber lieber Josef, was ist denn?“ „Frollein, ech jonn. Ech kann Üch nit verstonn...“

Nach der Überlieferung war es eben dieser liebe Josef – der ja offensichtlich recht souverän war und den Frollein Blenkers schließlich zur Fortsetzung seiner Schullaufbahn bewegen konnte –, dieser Jupp also war es, der seine Lehrerin erneut auf eine Grenze ihrer erzieherischen Künste hinwies. Das kam so: Frollein Blenkers hatte es in allen ihren Klassen zur Tradition gemacht, die jeweiligen Geburtstagskinder von den Klassenkameraden dreimal hochheben und hochleben zu lassen. Nun war Anna Blenkers eine stattliche Frau, erst recht in den Augen der kleinen Schüler. Als sie bei den Erstklässlern des Jahrgangs vom Jupp wieder ihr beliebtes Geburtstagsritual

7) In unserer Bäckerei Steingen (gegründet 1833) lebten wir durchaus nicht in Saus und Braus, aber es gab doch genug zu essen für die große Familie und die vielen Angestellten.



8) Ganz wichtige Leute im Lintorf der Nachkriegsjahre waren der Trichinenbeschauer Schicke (so hieß er, glaube ich) und der Hausschlächter Kleinhahn; „Klabbet“ war der aus seinem Gruß abgeleitete Spitzname; er war ein gutmütiger Mensch, aber er fluchte gottserbärmlich bei seiner Arbeit in den Häusern und auf den Höfen, wo die Schweine geschlachtet wurden.



9) Die jut katholischen Kölner sagen „Kummelejon“.



10) Nach ihrer Pensionierung kehrte Anna Blenkers in ihren Heimatort Geldern zurück. Hier ertrug sie im Alter „viele Schmerzen und Beschwerden“, wie sie mir in ihrem Antwortbrief vom 3. Juni 1970 auf meine Verlobungsanzeige hin schrieb. „Aber ich bin ja daheim bei meinen lieben Geschwistern.“ Der Bruder Karl hatte eine Schreinerei an der Issumer Landstraße. Nach Anna Blenkers Tod war ich dort einmal auf einer Radtour mit meinem Söhnchen Uli.



Was der Hansel in der Tasche hat:



 zwei Garnröllchen, 
drei Stück Zucker in Zeitungspapier

 ein altes Messer, 
sieben braune Kastanien,




 acht Klicker, 
eine Pfeife,

eine Tüte getrocknete Pflaumen,
zwei Briefmarken von Amerika,
ein Stückchen von einer Kette,

 eine lange Kordel, 
ein leeres Schneckenhaus,

 einen Kamm, 
zwei kleine Schrauben,

ein Notizbuch und einem Bleistift,
nur kein Taschentuch!

  So ein Kerl 
ist der Hansel!

einführte, meinte der Jupp in realistischer Einschätzung der Sachlage: „Frollein, Üch künne mer äw-
wer nit büre...“¹¹⁾

VI.

Meine Schwester Monika – fast auf den Tag genau zwei Jahre jünger als ich – hat Frollein Blenkers nur einmal im Unterricht erlebt. In einer Vertretungsstunde. Thema waren die Haustiere. Als die Schweine an die Reihe kamen, nahm Frollein Blenkers den Henkelmann meiner Schwester, hielt ihn als Schallverstärker vor den Mund und imitierte das Grunzen des Borstenviehs. Moni erinnert sich noch immer daran, wie stolz sie war, dass es just und gerade ihr Henkelmann war, der zu Demonstrationszwecken ausersehen wurde. Heute wäre eine solch sinnfällige, didaktisch wertvolle Vorführung gar nicht mehr möglich. Damals aber gab es die Schulspeisung. Die Kinder bekamen jeden Tag in der großen Pause eine Suppe und mussten deshalb von zu Hause Henkelmänner, Kochgeschirre oder auch nur einfache, mit Drahtbügeln versehene Konservenbüchsen mit in die Schule bringen.¹²⁾

VII.

Vielleicht als Kompensation für meine häufigen Aufenthalte auf dem Schulflur musste ich eines Tages nachsitzen. Zusammen mit Pidder Laufs. Frollein Blenkers saß hinter ihrem Pult, welches sich erhöht auf einem Podest befand. Sie war in irgend etwas vertieft. Pidder und ich mussten das Kapitel „Was der Hansel in der Tasche hat“ (siehe Abbildung) aus unserem 1.-Schuljahr-Lesebuch lesen.¹³⁾ Zweimal! Wenn auch nur leise. Das war äußerst mühsam für uns Anfänger auf dem Gebiet der Literatur. Bis einer von uns auf die Idee kam, lediglich mit dem Finger die Zeilen entlang zu fahren und statt der anstrengenden Textanalyse nur „pss, pss, pss, pss...“ zu flüstern. Pidder Laufs behauptet bis heute, dass ich es gewesen sei, der diesen hinterlistigen Einfall hatte. Ich dagegen meine, dass Pidder es war. Egal, jetzt ging es auf einmal ganz fix. Frollein Blenkers entließ uns zwei. Ob sie etwas gemerkt hatte? Wie auch immer,

Pidder und ich sind seitdem befreundet.

VIII.

Klassenkamerad Friedel hatte das Pulver nicht erfunden. Das merkten auch bald die Mitschüler. Frollein Blenkers sagte eines Tages: „Wisst ihr, der Friedel, der ist als kleines Kind mal die Treppe heruntergefallen.“ Ach so, dachten wir, alles klar. Damit war die Sache erledigt.

Friedel konnte gut Fußball spielen. Mit einigen Freunden tat er dies gerne nachmittags auf dem nahen Bolzplatz. Frollein Blenkers schaute des Öfteren dort vorbei und spendete dem Friedel Beifall. Wir anderen beneideten ihn.

IX.

Unsereins hat das Schreiben noch auf einer Schiefertafel mit Schiefergriffeln gelernt und geübt. Manchmal – besonders nach Raufereien – war ein Riss in der Schieferplatte, die dann nur noch von dem Holzrahmen zusammengehalten wurde. Frollein Blenkers mahnte stets zu vorsichtigem Umgang mit den Tafeln, denn sie waren rar und teuer in diesen schlechten Zeiten. Einmal musste mein Vater einem Mädchen aus meiner Klasse die Tafel ersetzen. Ich weiß noch, wie das Mädchen heißt. Ich war heimlich verliebt und hatte in meiner Verwirrung den Tornister der Hübschen gegen die Schulhofmauer geworfen.

Die Schiefertafeln machten es leicht, Schreibfehler zu korrigieren.¹⁴⁾ Ich hatte solche Verbesserungen besonders nötig. Zum Beispiel schrieb ich statt des großen Anfangsbuchstabens „C“ immer die Ziffer „3“. Sie lag für mich einfach besser in der Hand. Gleichwohl hat eine lernpsychologische Meisterleistung von Frollein Blenkers diese Fehlsteuerung auf Dauer beseitigt. „Meinst Du“, sagte sie – und mein Banknachbar nickte verständnisvoll –, „unser Hauptlehrer Emil Harte würde sich freuen, wenn er `Dreimil` genannt würde, wo es ihn doch nur einmal gibt?“

X.

Wie auf der Abbildung zu sehen, diente unser Lesebuch-Kapitel „Was der Hansel in der Tasche

hat“ unter anderem der Einübung von Wörtern mit Pf: Pfeife, Pflaume... Für mich eine extrem schwierige Angelegenheit. Wieso konnte man nicht einfach Feife, Flaume, Firsich oder Fannekuchen schreiben? Nur bei „Pferd“ fand ich die Orthographie einleuchtend. „Frollein, ich weiß, warum man `Pferd` mit Pf schreibt. Das kann ich Dir aber nur ins Ohrchen flüstern.“ Frollein Blenkers stieg auf das Podest zu ihrem Lehrerpult, setzte sich und klappte den schrägen Pultdeckel hoch. Solchermaßen geschützt vor den Augen und Ohren der Klassenkameraden sagte ich zum geduldig zuhörenden Frollein, dass wir zu Hause ein Pferd hätten, den Felix, der den Brotwagen ziehen müsse. „Aber manchmal spannt unser Opa den Felix vor die Kutsche und fährt mit uns Kindern spazieren. Felix hebt dann ab und zu den Schwanz und macht: `pffff...` Darum wird `Pferd` mit Pf geschrieben!“ So konnte auch Frollein Blenkers noch etwas lernen. Sie war von dieser neuen, überraschenden Erkenntnis so angetan, dass sie gleich am Nachmittag auch meine Mutter, die im Laden hinter der Theke stand, davon überzeugte.

XI.

Noch mehr Mühe als mit der Rechtschreibung hatte ich mit dem Singen. Während zum Bei-

11) büre = heben

12) In der Schulchronik der katholischen Schule im Busch für das Jahr 1946 lesen wir: „Am 9. September begann die Schulspeisung. Täglich bekommt jedes Kind ½ Liter Suppe, und zwar Erbsensuppe, süße Suppe, Haferflocken mit Milch und Zucker, Gemüsesuppe, Biskuitsuppe, Grießsuppe usw. Die Suppe wird täglich in der Küche der Dienstwohnung gekocht und in der großen Pause an die Kinder ausgegeben.“ – In unserer katholischen Schule im Dorf war es Frau Raspel, die die Schulspeisung in einem großen Kessel im Schulkeller kochte. Es hat mir immer gut geschmeckt.

13) Sonnenfibel, Verlag L. Schwann, Düsseldorf. Genehmigt für den Gebrauch in Schulen durch Control Commission for Germany (B.E.), 3. Auflage 1947.

14) Zum Wegwischen der Schrift mussten die Kinder Schwämmchen oder Lappen mitbringen, die angefeuchtet wurden, mit einer Kordel am Holzrahmen der Tafel befestigt waren und aus dem Tornister heraushingen, damit das Lesebuch nicht nass wurde.



Die Klasse im Jahre 1950 (3. Schuljahr)

Oberste Reihe (von links): Klaus Reisenberg, Werner Preuß, Klaus Dobrink, Berhard Meßing, Dieter Möser, Peter-Helmut Laufs, Heinz-Gerd Venedey, Hans Plogmann, Hans Küpper, Karl-Heinz Müller, Hermann Klumpen, Helmut Achterfeld, Josef Melcher, NN ?, Erich Wilhelmi, Helmut Merks

Zweite Reihe von oben (von links): Werner Berlemann, Klaus Steck, Helmut Chrobazek, Herbert Stolz, Horst Soumagne, Paul-Rudolf Schwarz, Rudi Steingen, Klaus Niemann, Karl-Heinz Veuskens

Dritte Reihe von oben (von links): Karin Ellenbeck, Ute Stephan, Jürgen Steingen, Ursula Brocks, Helga Knippertz, Friedel Fink, Heinrich Kaiser, Helmut Kowalewski, Dieter Fußbahn, Heinz Gräfer, Rolf-Dieter Laufs, Horst Espitte, Manfred Kottmann

Untere Reihe (von links): Ingrid Zündorf, Gertrud Sweres, Edith Altenbeck, Anita Kohnen (verdeckt), Waltraud Schmitz, Doris Zimmer, Margret Melchert, Gisela Hahlen, Ingrid Harms, Monika Stick, Marianne Fink, Gerlinde Frohnhoff, Liesel Reinhardt, Käthe Frohnhoff, Bärbel Bittner, Sigrid Arnold, Irmel Molitor, Marita Frohnhoff, Ellen Doppstadt, Margret Arand

spiel Heini Kaiser, der Sohn aus dem Holzsägewerk, eine glockenreine Stimme besaß und wirklich schön singen konnte, hatte ich eine Art Brummbass und traf kaum einen Ton richtig. Nur ein seinerzeit beliebtes – der Integration von Ostflüchtlings dienendes – Kölner Karnevalslied konnte ich halbwegs gut vortragen: „Saach ens Blotwoosch, dat is doch jar nit schwer, saach ens Blotwoosch, dat is doch jar nit schwer! Wer nit richtig Blotwoosch sare kann, dat is ne Imi, ne Ami, ne imitierte Kölsche janz jewiß...“ Ich vermute, einer unserer Bäckergesellen hatte mir das Lied beigebracht.

Es muss im zweiten oder dritten Schuljahr gewesen sein; Ostern rückte näher, und für die bevorstehenden Zeugnissen mussten wir Kinder einzeln vorsingen. Ob-

wohl Fastenzeit war, akzeptierte Frollein Blenkers mein „Saach ens Blotwoosch...“ und gab mir großzügig noch ein „genügend“¹⁵⁾. Auch Heinz Gräfer sang das Lied; mit welcher Note er abschloss, weiß ich nicht.

XII.

Im dritten Schuljahr hatten wir einen Neuzugang in der Klasse: Klaus Niemann trat in unsere Reihen. Er war der Sohn von Clemens Niemann, der mit seiner Familie aus dem zerbombten Essen nach Lintorf gezogen war und dort – in einer Holzbaracke auf dem Gelände des Kindergartens am alten Klosterweg –¹⁶⁾ die erste Lintorfer Apotheke eröffnete.

Eines Tages kam ein Vertreter der Firma Kölln in unsere Klasse und sprach von den Segnungen und Vorteilen der Haferflocken.¹⁷⁾ Auf

eine Frage des Kölln-Flocken-Vertreters meldete sich einsam und allein der Apothekerssohn Klaus und wusste Bescheid: In den Ha-

15) Den Komponisten und Mitwirkenden am Text des Liedes, Gerhard Jussenhoven (Man müsste noch mal 20 sein; Kornblumenblau u.s.w.), der 2006 im Alter von 95 Jahren in Köln starb, habe ich noch kurz vor seinem Tod besucht und ihm von meiner Gesangsprobe beim Frollein Blenkers in Lintorf erzählt. Er fand diese Geschichte noch besser als die mitgebrachte, besonders gute, mehrfach preisgekrönte und geräucherte Blotwoosch.

16) Der Kindergarten wurde vom Kloster der Armen Dienstmägde Jesu Christi geleitet. Die Schwestern waren 1917 nach Lintorf gekommen und blieben dort bis 1962. Als Kranken-, Kindergarten- und Nähenschwestern haben sie segensreich und unvergessen im Dorf gewirkt.

17) Wahrscheinlich wurde auch auf die bunten Sammelbildchen hingewiesen.

ferflocken sei Lezithin enthalten, ein phosphorhaltiges Eiweiß, das schlaumache. Alle waren sprachlos vor Erstauen über den Neuen; ich vermute, Frollein Blenkers ebenfalls. Vielleicht bekam Klaus zur Belohnung gleich drei Fleißkärtchen auf einmal. Für zehn Stück gab es vom Frollein immer ein Heiligenbildchen. Insofern hatten wir es besser als die Studien-genossen von der evangelischen Schule. Bei ihnen waren ja die Heiligen abgeschafft.

XIII.

Gekräftigt von Haferflocken und Schulspeisung konnte man in den Pausen immer herrlich auf dem Schulhof spielen und toben. Wir Jungens hatten jeder einen etwa ½ Meter langen Haselnuss-Stock mitgebracht, kurvten über das Gelände und spielten Auto,¹⁸⁾ wobei wir mit einem „brmm, brmm, brmm...“ das Motorengeräusch nachahmten. Klaus Reisenberg übertraf uns alle an lautmalerischem Können. Wenn er seinen LKW zum Halten brachte, sagte er immer „tuckel, tuckel, tuckel...“ Wir übrigen fanden das toll, durften unsererseits aber nicht tuckeln, weil Klaus Reisenberg auf seinem Urheberrecht bestand. Er wurde darum zur Strafe „Reisen-tuckel“ genannt. Frollein Blenkers hat sich dieses Namens nicht bedient. Der Klassenraum war autofreie Zone. Die Stöcke parkten auf dem Schulhof.

XIV.

Frollein Blenkers nahm auch das Fach Heimatkunde wichtig.¹⁹⁾ So erfuhren wir, wie hoch der Turm der St. Anna-Kirche ist. Ich empfand eine Art geheimer Verwandtschaft zwischen Anna Blenkers und dem stämmigen Turm, der die Häuser und Bäume überragt, das Dorf mit seinen Glocken zum Klingeln bringt und der gar nicht anders heißen dürfte als Anna.²⁰⁾

An zwei Klassenausflüge entsinne ich mich: an eine Wanderung zur Quelle des Dickelsbaches und an eine Wanderung zum Stinkesberg. Hier, auf den riesigen Steinen, hätten unsere heidnischen Vorfahren Tieropfer dargebracht, so wusste Frollein Blenkers aus dem Lintorfer Sagenschatz zu berichten. Die Rinnen in den Steinen seien Spuren des geflossenen Blutes. Dass diese Rinnen vom Wurzelwerk in der Braunkohlezeit herrühren, verriet die Lehrerin nicht; es hätte uns auch nicht so nachhaltig beeindruckt.

XV.

In der wohl köstlichsten Szene, die Frollein Blenkers in ihrer Dorfschule erlebt hat, spielt – wenn ich nicht irre – Willi Derichs, der Jung vom Buurehoff, die Hauptrolle. Seine Finger waren ohne Zweifel besser dafür geeignet, Löcher in den Lintorfer Ackerboden zu bohren und Kartoffeln zu setzen als filigrane Buchstaben zu erarbeiten. Doch es half nichts. Die I-Dötze, also auch Willi, mussten eine ganze

Seite ihrer Schiefertafeln mit dem Buchstaben „i“ vollschreiben. Rauf, runter, rauf, Pünktchen drauf... Akkurat, Zeile für Zeile, von oben bis an den unteren Rand der Tafel. Frollein Blenkers ging durch die Bankreihen und besah sich die Bemühungen der Lengtörper Pänz. Als sie zum Willi kam, hatte dieser erst vier oder fünf Hieroglyphen geschafft. Treuherzig schaute er zu Anna Blenkers empor und sprach langsam und voller Urvertrauen: „Komm, Frollein, mak Do mech dat Jestell, ech donn dä Ponkt drop...“

Dieser Satz ist, im übertragenen Sinne, eine geradezu philosophische Quintessenz des Wirkens von Anna Blenkers im alten Lintorf.

Rudi Steingen

18) Autos waren noch etwas Besonderes. In Lintorf gab es nur ganz wenige; Sägewerksbesitzer Kaiser hatte zum Beispiel eines. Auch sah man ab und zu die olivgrünen Militärfahrzeuge der Soldaten der englischen Besatzungsarmee, die im Ausländerlager an der Rehhecke zu tun hatten.

19) Anna Blenkers trat sofort in den Verein Lintorfer Heimatfreunde ein, als dieser 1950 gegründet wurde.

20) Wenn Dechant Veiders in der St. Anna-Kirche ein Mädchen auf einen Namen taufte, der nicht im Heiligenkalender verzeichnet war, dann fügte er während der Zeremonie – zur Überraschung aller, jedenfalls der Uneingeweihten – einfach noch „Anna“ hinzu. Bei heidnischen Jungennamen musste der heilige Josef aushelfen. So entstanden bisweilen drollige Kombinationen.



rolf kögler augenoptik · contactlinsen

alles aus einer hand, von der augenglasbestimmung bis zur fertigen brille und individuellen contactlinsenversorgung
augeninnendruckmessung

inh.
georg miskiw
augenoptikermeister
contactlinsenspezialist

lintorfer markt 7
40885 ratingen
telefon 02102-36003
fax 02102-733287
optik-koegler@t-online.de

Ein anderer Blick auf Fräulein Blenkers

Träfen wir uns jetzt auf der Straße, ich glaube, es gäbe kein Erkennen; die Erinnerung des Kindes hat das Bild der äußeren Erscheinung nicht bewahrt. Anders möchte es sein, wenn ich ihre Stimme hörte: die hatte etwas einschmeichelndes, etwas sehr sanftes, wohlwollendes, dem Kind zugewandtes.

Überhaupt diese Stimme: war sie je laut? je überreizt, hektisch, nervös? Die Erinnerung kennt ihre Stimme nur im ruhigen Fluss; streng und bestimmt war diese Stimme nur in besonderen Fällen, so bei einem Delikt, das hier „Brotfrevel“ hieß. War Brot im Papierkorb gefunden worden, wurde die Stimme der Lehrerin ernst: „Es ist wieder Brot weggeworfen worden!“ Das Brot wurde auf das Lehrerpult gelegt, in Papier gewickelt und Kindern mitgegeben, die zuhause Hühner hatten. Sie frug nicht, wer das Brot weggeworfen hatte; ihr Anliegen war zu zeigen, dass Brot etwas heiliges war.

So wird es kein Zufall sein, dass in der Erinnerung des Kindes alle Geschichten, die wir mit ihr lasen, etwas mit Essen zu tun hatten: Hunger ist der beste Koch (Herzog Jan Wellem verirrt sich im Wald, ein Mütterchen gibt ihm Erbsensuppe), die wieder und wieder erzählte Geschichte vom Dicken, fetten Pfannekuchen mit dem lautmalenden „kantipper, kantapper“ und – sehr eindringlich – die Geschichte vom Steinernen Brot: eine reiche Frau verweigert einer armen Frau mit hungernden Kindern ein Stück Brot; noch am gleichen Tag wird alles Brot in ihrem Haus zu Stein, und das Messer fährt ihr in die Hand, als sie dieses Brot schneiden will.

Wir kamen aus Essen; auf der Schule dort gab es eine lästige Übung: wir mussten beim Lesen die Buchstaben eines jeden Wortes mit Zeichen begleiten – das gab es bei Fräulein Blenkers nicht oder nicht mehr, und ich fühlte mich wie befreit. Ich habe jener Methode später Abbitte getan, als ich hörte, dass die Kopplung des Buchstabens an ein äußeres Zeichen ein erprobtes Mittel sei, Legasthenien vorzubeugen.

Fräulein Blenkers war empfindlich gegen laute Stimmen. Es war nach der ersten oder zweiten Schulmesse im neuen Schuljahr, dass Fräulein Blenkers uns etwas begütigendes zu einem polternden Ausfall von Dechant Veiders in der Kirche sagte. Da stand ein Junge auf und sagte mit lauter, klarer Stimme: „Frollein, das war nicht Wut, das war heiliger Zorn!“ Und Fräulein Blenkers sagte: „Rudi, geh mal zehn Minuten vor die Tür!“ Ein strahlendes Kind verließ die Klasse und kam heiter gelaunt zurück. Fräulein Blenkers sagte: „Das ist keine Strafe - ich vertrag es nur nicht gut, und die Mutter weiß davon.“ Das war die erste Bekanntschaft mit Rudi Steingen - sie hält bis heute an.

Wir sagten nicht „Fräulein“, wir sagten „Frollein“, und ich glaube nicht, dass der Achtjährige „Frollein“ mit „äu“ und einem „l“ geschrieben hätte. In der Welt des Kindes waren die Begriffe „Fräulein“ und „Frollein“ getrennt; das eine war eine Anrede für ältere Damen, die man nicht mit „Frau“ anreden durfte, zum Beispiel Fräulein Veiders, die Schwester des Dechanten; „Frollein“ aber schien mir ein spezieller Würdetitel für Lehrerinnen zu sein. Dieser Titel stand allein und verband sich anders als „Fräulein“ nicht mit dem Nachnamen. Hätte man mich gefragt, wer Fräulein Blenkers ist, ich hätte gesagt: „Fräulein Blenkers ist unser Frollein.“

Die erste Lektüre des Kindes waren Grimms Märchen, ihnen folgten Germanische Heldensagen und, später, Die Sagen des klassischen Altertums¹⁾ von Gustav Schwab. Fräulein Blenkers mochte keine Heldensagen, sie waren ihr zu blutig; ihr Lieblingsbuch war „Das hölzerne Bengele“, die deutsche Fassung von Carlo Collodis „Pinocchio“.¹⁾

Bei Fräulein Blenkers kam Zeitgeschichte nicht vor. Geschichte, das war Heimatkunde, und Heimat baute sich auf in wachsenden Ringen: Lintorf, das Amt Ratingen-Land, der Kreis Düsseldorf-Mettmann. Wir mussten die Dörfer des Angerlands, die Ämter und Städte

des Kreises Mettmann aufsagen. Weitere Heimat war das Land zwischen Rhein, Ruhr und Wupper und das Bergische Land, darüber hinaus gab es noch Köln. Alles andere war ferne Welt, und als unser Nachbar Willi Molitor sagte, er führe in den Westerwald, war ich erstaunt, dass er noch am gleichen Tag zurück sein wollte.

Die Welt, die uns umgab, war Heimat; diese Heimat hatte Geschichte und war Quelle von Geschichten: der Stinkesberg als Opferstätte der Germanen, der heilige Suitbert und die Rheininsel Kaiserswerth, die Kellerei in Angermund, Schloss Kalkum verband sich mit einer dunklen Andeutung von Raubrittertum, das Kloster der Klarissen in Düsseldorf – hier geht es wieder um Brot: „Die Schwestern dürfen das Kloster nicht verlassen, und wenn ihnen das Brot ausgeht, dann läuten sie eine Glocke, die zur Straße hin liegt, und die Leute wissen: die Schwestern haben kein Brot!“ - In der weiteren Heimat gebe es drei Weltwunder: die Müngstener Brücke, die Schwebebahn, Schloss Burg an der Wupper.

Nicht alle Zeitgeschichte ließ sich ausblenden. Väter kamen aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück, so der Vater von Bärbel Bittner. Fräulein Blenkers teilte dies mit und sagte, dass in dieser Familie jetzt große Freude sei. Dass es vor vier Jahren noch Krieg gegeben hatte, wurde als allgemeines Wissen vorausgesetzt, aber mit keinem Wort berührt.

1) Andere Bücher fand das Kind im Borromäus-Verein von St. Anna. Die Bücher dort hatten zwei Weltkriege überstanden und waren national indoktriniert. 1950 hatten Volmerts Besuch von Bernard Heidelberger aus Frankreich. Der war erstaunt zu sehen, was für ein Chauvinist der kleine Nachbar war: immer hätten die Franzosen den deutschen Rhein haben wollen, immer hätten sie der Einheit der deutschen Stämme entgegenstanden. Das war die Frucht der Lektüre eines Geschichtsbuchs für Kinder aus der Pfarrbücherei, und es wäre wohl eine Studie wert zu fragen, welchen Einfluss Bücher aus dem Borromäus-Verein auf das Geschichtsbild des katholischen Deutschland vor dem Zweiten Weltkrieg hatten.

Jeder Tag begann, jeder Tag endete mit einem Gebet: Vater unser, Ave Maria. Das war normal. Bei Fräulein Blenkers aber schloss sich an das Gebet, das den Schultag beschloss, noch ein Extragebet an „für die armen Seelen, an die keiner mehr denkt“. Es ist gerade dieses Gebet, das dem Kind eine erste Vorstellung vom Katholischsein gegeben hat: dass in dieser Kirche keiner verloren geht, dass diese Kirche keinen verloren gibt.

Auch Erziehung zur Höflichkeit war Erziehung zur Frömmigkeit: was tun, wenn wir vor Türen standen? „Ihr dürft einmal klingeln, dann betet ihr ein Gegrüßet seist du, Maria, und dann dürft ihr noch einmal klingeln.“ Zu Hause haben wir einen Gasherd mit Bimetallsicherung. Der Gashahn muss so lange gedrückt werden, bis ein durch die Hitze gekrümmtes Metall die Flamme stabilisiert. „Das ist ein katholischer Herd“, sage ich Leuten, die damit nicht vertraut sind, und mich streift eine Erinnerung an Fräulein Blenkers: es braucht die Länge eines Ave Maria, um die Bimetallsicherung in Gang zu setzen.

Wir hatten in der Klasse 64 Kinder. Wie hat sie das gemacht? Wie hat sie uns regieren und unterrichten können, ohne auch nur einmal laut zu werden? Sie hatte eine natürliche Autorität, sie war sanft und gab den Kindern das Gefühl, dass sie Freude an ihnen hatte. Sie hatte eine besondere Art, uns anzusprechen, die ich in jüngerer Zeit in Polen wiedergefunden habe. Sie verband die Anrede eines Kindes oft mit dem Possessiv „mein“; sie sagte etwa „und meine Waltraud sagt mir jetzt, wie viel vier mal dreizehn ist“ und milderte so die Zumutung, auf Anruf hin eine Aufgabe zu lösen.

Im Unterricht war sie methodenstreng: Malnehmen und Teilen musste einem streng einzuhaltenen Schema folgen. Brechts „es geht auch anders rum, doch so rum geht es auch“ hätte bei ihr keine Chance gehabt. Sie teilte, wie damals üblich, die groteske Überschätzung der Orthographie als Bildungsausweis, ließ uns im Chor „wer nämlich mit h schreibt, ist dämlich“ sagen und beharrte als Stilregel darauf, dass in eigenen Texten Ding- und Zeitwörter

(Nomina und Verben) sich nicht wiederholen dürften. Als ich zum ersten Mal „Die Wahlverwandtschaften“ las mit dem steten Wechsel von „sagte er“, „versetzte er“, dachte ich an Fräulein Blenkers und dass sie dies Goethe nicht hätte durchgehen lassen.

Obwohl sie jedes Wort zur politischen und sozialen Situation der Zeit peinlich mied, machte sie doch deutlich, dass es Armut gab, und dass sie Armut ohne Caritas für grausam hielt. Eines Morgens erzählte sie: „Ich war gestern in Essen und wartete im Wartesaal des Bahnhofs auf den Zug. Da kam eine arme Frau und setzte sich auf einen Stuhl. Da kam der Kellner und frug, was sie trinken wolle. Die arme Frau sagte, sie wolle nichts trinken, sie wolle bloß hier sitzen und sich wärmen. Da sagte der Kellner: 'Das geht nicht. Sie können hier nicht einfach sitzen und nichts bestellen!' Da musste die arme Frau aufstehen und in den kalten Bahnhof gehen.“ Die wörtliche Rede versucht, ihre Weise zu erzählen wiederzugeben, und wie sie versucht hat, uns zu fühlenden Menschen zu erziehen.

Ein andermal ließ sie uns sagen, wie viel Miete unsere Familien zahlen müssten. Man nannte Beträge zwischen dreißig und achtzig Mark. Ich zögerte zu sagen, dass unsere Miete bei mehr als dreihundert Mark lag – sie schloss die Kosten für ein Ladenlokal mit ein -, weil mir zum ersten Mal die Vorstellung kam, meine Familie möchte materiell besser gestellt sein.

Anna Seghers huldigt in der Erzählung „Der Ausflug der toten Mädchen“ einer altmodischen, etwas belächelten Lehrerin, die auf der Brust ein großes schwarzes Kreuz trug, und wie der Respekt vor diesem „mächtigen, unzer-

störbaren Kreuz“ wuchs, als es zum Zeichen des Widerspruchs gegen das Hakenkreuz wurde. Dass Fräulein Blenkers sich je dem Hakenkreuz ausgeliefert hätte, liegt jenseits meiner Vorstellung. „Die unverheirateten katholischen Lehrerinnen“, sagt der Bonner Historiker Repgen, „haben ihr Knie vor Baal nicht gebeugt“: sie haben dem Druck, in die NSDAP einzutreten, in der Regel widerstanden – anders als viele katholische Lehrer, die als Ernährer von Familien in höherem Grad erpressbar waren.

Ich hatte früh gehört, dass Fräulein Blenkers schwermütig sei. Das Wort sagte mir nichts, und ich fand nichts an ihr auffällig, allenfalls, dass ich einen Zusammenhang mit ihrer Empfindlichkeit gegen alles Laute sah. Aber jetzt, im nachhinein, gesellt sich zu diesem Zeugnis der dankbaren Erinnerung ein enormer Respekt, dass sie 64 Kinder mit solcher Sanftmut regiert und uns keine depressive Verstimmung hat spüren lassen. Sie wurde vor der Zeit pensioniert, und an ihrem letzten Tag tat sie etwas seltsames: sie ging von Kind zu Kind und stellte jedem ihrer Schüler die Prognose, ob dieses Kind sich wohl seiner Lehrerin erinnern werde. Ich gehörte zu der recht krassen Minderheit jener, denen sie ein Nachleben in der Erinnerung absprach: „Nein, mein Klaus, du wirst nicht an mich denken!“ Dass dies apotropäisch gemeint war, mag ich nicht glauben – so raffiniert war sie nicht. Wie auch immer: sie hat sich getäuscht.

Klaus Niemann

Auf Wunsch des Autors ist seine Rechtschreibung übernommen worden.



Zeichnung: Anton Heinen

Frankreich – Mein Erlebnis mit 13 Jahren

1955 nahm unsere Johann-Peter-Melchior-Schule an einem europäischen Schüler-Aufsatzwettbewerb teil. Ich hatte das große Glück, einer der Preisträger zu sein. Der Preis war eine Frankreichreise. Die sieben deutschen Gewinner trafen sich in den Osterferien 1955 im Büro des Europarates in Bonn. Mit einer Begleiterin fuhren wir nach Straßburg. Dort trafen wir mit sieben französischen Schülern zusammen, die in Frankreich den Aufsatzwettbewerb gewonnen hatten. Gemeinsam besichtigten wir den Europarat. Stolz waren alle, einmal auf dem Präsidentensessel sitzen zu dürfen. Nach dem gemeinsamen Abendessen, es gab für uns eine Elsässer Spezialität – „Sürkrüt“ (Sauerkraut mit Würstchen) – trennten sich die beiden Gruppen. Die französische Gruppe startete mit der deutschen Begleiterin zur elftägigen Deutschland-Besichtigungstour, und wir fuhren mit unserer französischen Begleiterin nach Frankreich. Unser erstes Ziel war die französische Hauptstadt Paris mit ihren zahlreichen Sehenswürdigkeiten. Diese riesige Stadt hinterließ auf mich als dreizehnjährigen Jungen aus Lintorf einen gewaltigen Eindruck. Nach dreitägiger Besichtigungstour fuhren wir weiter in die Papststadt Avignon; auf der Brücke haben wir gesungen und getanzt. Über Aix-en-Provence und Marseille ging die Fahrt nach Ste. Maxime, damals ein kleines Fischer- und Badeörtchen an der Côte d'Azur. Dort habe ich zum ersten Mal im Mittelmeer gebadet. Mit einem Fischerboot fuhren wir über den Golf nach St. Tropez. Auch dieser kleine Fischerort war 1955 noch nicht

10.3.1955
 Norbert Kugler, Schüler des 6. Schuljahres unserer Schule, erhielt in diesen Tagen von der Europäischen Jugendkampagne eine schöne Nachricht. Unsere Schule hat sie sich vor längerer Zeit an einem Aufsatzwettbewerb für den Europäischen Schülertag beteiligt, aus dem Norbert als Sieger hervorging. Das Aufsatzthema lautete: „Wenn ihr Gelegenheit hättet, einem Kind eines Alters aus einem anderen europäischen Land zu begegnen, wünscht ihr, dass dieses Kind gerne mit euch zusammenkommt, mit wem wünscht ihr zusammen, hofft dieses Kind auch noch besser kennenzulernen? Antworte!“
 Sehr gute Gedanken hatte Norbert entwickelt, wofür er belohnt wurde. Mit nur 3 anderen Schülern des Landes Nordrhein-Westfalen ist Norbert zu einer Frankreichreise eingeladen worden. Die Reise beginnt am Ostermontag, dem 11. April, in Bonn. Hier treffen sich die übrigen europäischen Sieger mit ihrer Begleitung. geht's dann nach Frankreich. Das Kulturministerium hat Norbert Urlaub erteilt, da die Reise einige Tage länger dauert als die normale Ferienzeit. Die Eltern Norberts haben bereits ihre Versicherung für die Reise ihres Sohnes erteilt.

Aus der Schulchronik der Johann-Peter-Melchior-Schule: Eintrag von Rektor Emil Harte zum Gewinn von Norbert Kugler im deutsch-französischen Aufsatzwettbewerb



Umgebungsplan St. Tropez

bekannt und wurde erst in den 1960er-Jahren von den Prominenten aus Film und Wirtschaft als beliebter Urlaubsort entdeckt. In Ste. Maxime und St. Tropez habe ich meinen heute so geliebten Sport, das Boulespiel, kennengelernt. Viel zu schnell verging der kleine Badeurlaub an der Riviera. Nach einem Besichtigungsaufenthalt in Lyon fuhr unsere Gruppe wieder zurück nach Paris, um dort mit der französischen Gruppe, die aus Deutschland kam, zusam-

menzutreffen. An dem Abend vor unserer Heimreise wurden die Eindrücke und Erlebnisse der französisch-deutschen Verständigungstour untereinander ausgetauscht.

Diese Erlebnisse als Kind in Frankreich haben mir das Land Frankreich, seine Leute und die Lebensart nahegebracht.

1959 wurde im Rahmen der französisch-deutschen Verständigung

ein Jugendhotel in Ste. Maxime eingeweiht. Schirmherr war der Bundestagsabgeordnete und Frankreich-Freund Carlo Schmidt, der das Haus öfter besuchte. Als ich davon hörte, buchte ich sofort eine dreiwöchige Jugend-Gruppenfahrt mit dem Bus nach Ste. Maxime. Der gemeinsame Urlaub mit den jungen Franzosen hat mir so gut gefallen, dass ich mehrere Jahre in das Jugendhotel fuhr.

Norbert Kugler

Mit dem Fahrrad nach Nizza

Es ist schon eine ganze Weile her, aber mein Freund **Claus Ruwwe** und ich hatten 1965 die Idee, mit dem Fahrrad nach Nizza (Nice) in Südfrankreich zu fahren. Als Zeitraum waren drei Wochen geplant. Angeregt dazu wurden wir durch den Reisebericht einer Cousine von Claus. Die war im Jahr zuvor im Urlaub in Nizza und erzählte uns davon. Claus sagte spontan: „Da fahren wir im nächsten Jahr mit dem Fahrrad hin.“ Ein weiterer Grund für diesen Bericht war die Tatsache, dass ich erfuhr, dass unser Vorsitzender Manfred Buer als Lehrer unter anderem die französische Sprache unterrichtet hatte.

Der Plan klang ziemlich verrückt, aber die Idee war geboren und ging uns nicht mehr aus dem Kopf. Wir waren jung und wollten es einfach wagen. Claus war zu dieser Zeit bei der Bundeswehr. Die Eltern von Claus und meine Mutter hielten das ebenfalls für ziemlich verrückt, aber der Ehrgeiz hatte uns gepackt.

Am 25. Juli 1965 ging es los. Der Vater von Claus begleitete uns mit seinem Auto noch ein Stück. Man konnte damals noch teilweise über die B1 (heute A 52) mit dem Fahrrad fahren. In Höhe der S-Kurve der Tiefenbroicher Straße hupte der Vater, stieg aus und wünschte uns viel Glück. Mit allen guten Wünschen bedacht, radelten wir

also los. Ich kann mich noch an die erste Pause erinnern. Kurz vor Opladen hielten wir an und aßen unser erstes Brot, welches die Eltern von Claus und meine Mutter uns noch mitgegeben hatten. Dann ging es weiter den Rhein entlang und dann in die Eifel, kurz vor Mayen schlugen wir unser Zelt auf (es war ein Bundeswehr-Zelt und bestand eigentlich nur aus zwei Planen). 1965 gab es noch nicht so viele Radwege wie heute, wir bewegten uns also überwiegend auf Straßen, die auch von Autos befahren wurden, abenteuerlich für heutige Verhältnisse. Die Fahrräder ohne Gangschaltung, das Gepäck hinten mit zwei Satteltaschen aufgeschnallt, mit Jugendherbergsausweisen ausgestattet und mit Geld, das für die Fahrt ausreichen sollte.

Von Mayen ging es am nächsten Tag weiter nach Bullay an die Mosel. Die Mosel mäandert ja sehr stark, und man hat viele Kilometer in den Beinen, aber es war kaum ein Fortkommen Richtung Westen festzustellen. Von da aus weiter nach Wasserbillig an die deutsch-luxemburgische Grenze. Wir waren guter Dinge, obwohl der größte Teil der Strecke noch vor uns lag.

Metz, nun schon in Frankreich, war unsere nächste Station. In einem Lokal haben wir uns erfrischt. Als die Gäste hörten, dass wir

deutsch sprachen, sagten sie uns: „Hier kein Deutsch sprechen.“ Ja, was sollten wir denn sonst sprechen? Dies war die erste Erfahrung mit den französischen Einwohnern. Ich muss dazu sagen, dass wir in einer Kluft der katholischen Jugend fuhren, die etwas an Militärbekleidung erinnerte und so die Franzosen, vor allem die älteren, wohl an den Zweiten Weltkrieg. Aus heutiger Sicht ist mir das verständlich, aber damals als gerade erst zwanzigjährigem Jüngling überhaupt nicht. Inzwischen hatten wir auch schon den 28. Juli 1965.

Die nächste Tour führte bis nach Nancy. Unser Plan war, die Rhône entlang nach Marseille zu fahren und dann die Küste entlang nach Nizza. Am Freitag, dem 30. Juli, erreichten wir Arches bei Epinal. Von dort ging es weiter nach Vesoul, dort legten wir einen Ruhetag ein.

Weiter ging es nach Chalon-sur-Saône, endlich waren wir an der Rhône und unserem Ziel schon erheblich näher. Die nächste Station war Lyon, wir wurden immer optimistischer, unser Ziel zu erreichen.

Von Lyon fuhren wir am nächsten Tag nach Valence und von dort weiter nach Orange. Von Orange nach Etang de Derre, weiter über Cassis, und über Croix Valmer nach Nizza. Dort kamen wir am



Heiner Faßbender (links) und Claus Ruwwe am Ziel. Am 9. August 1965 an der Stadtgrenze von Nizza

9. August 1965 an. Wir hatten unser Ziel erreicht und waren stolz darauf. Die Rückreise war folgendermaßen geplant: Wir wollten die Fahrräder in Nizza mit der Bahn zurückschicken und selbst nach Hause trampen, aber das ging vollkommen in die Hose. Die Fahrräder waren auf der Bahn, aber wir hatten kaum noch Bargeld und die Sache mit der Tramperei klappte überhaupt

nicht. Wir standen uns die Füße in den Bauch und kamen überhaupt nicht vorwärts. Was tun?

In Marseille suchten wir zuerst ein Pfandhaus auf, wo Claus seine Uhr versetzte, aber das brachte auch nicht viel. Wir gingen also nach einer Nacht, die wir im Park verbracht hatten, zum deutschen Generalkonsulat und baten dort um ein R-Gespräch mit dem Vater

von Claus. Der willigte ein und übersandte uns Geld für die Rückfahrt mit dem Zug.

Zuerst einmal haben wir uns was zu essen gekauft (wir hatten ja fast kein Geld mehr), danach die Bahnkarten und ab in den Zug zurück nach Düsseldorf. So hat alles noch ein glückliches Ende genommen und wir waren total erleichtert.

Heiner Faßbender



HELM

IHR BIOMARKT

NATURPRODUKTE

IN RATINGEN



HELM-Naturprodukte · www.helm-naturprodukte.de · Am Krümmenweg 28
 40885 Ratingen · Tel.: 02102 / 17125 · Fax: 17935 · biomarkt@helm-naturprodukte.de
 Öffnungszeiten: Montags geschlossen · Di. - Do. - 8-13 + 15 - 18 Uhr ; Freitag 8-13 + 15 - 19 Uhr ; Sa. 8-13 Uhr

Sommerabend

Ein später Sommerabend, der Tag war heiß.
Endlich ist die Luft erträglich.
Die Menschen sitzen auf Balkonen.
Jene, die uns gegenüber wohnen,
auf der andern Straßenseite, trinken gemächlich
ein kühles Helles oder ein Glas Wein
und genießen das Halbdriinken- und Halbdraußensein.

Da röhrt ein junger Kerl, leicht überdreht,
am Steuer seines aufgemotzten Wagens vorbei,
der fahrtwindschneidig bei offenen Fensterscheiben
die Stille unseres Kleinstadtviertels niedermäht.

Er lässt sich stampfend treiben
von seinem Music-Drummer,
als sei's ein Riesen-Gummihammer.

Dann ist er weg. Und wieder Ruhe
nach dem dröhnenden Getue.
Drüben, ein Stockwerk tiefer,
hockt wie immer
ein Fernsehsüchtiger vor dem Geflimmer
seiner Großbildkiste. Dem ist die Serie

über Kommissare, Meuchelmord und Schuft
viel wichtiger als die frische Luft
auf Terrasse und Balkon.
(Wenigstens erspart er uns den Ton.)

Inzwischen warten wir auf unseren kleinen Gast.
Schau, da fliegt er ein zu seiner abendlichen Rast
auf der höchsten Dachantenne: unsere Amsel.

Wir sind ihr Publikum; dem bietet sie,
als sei es ihre Pflicht,
gratis ein Konzert.

Das weiß sie freilich nicht –
sie flötet und sie zwischert nur,
weil ihre Vogelwelt
ihr ohne Musik nicht gefällt.
Wir Lauscher aber sind beglückt
von dieser Botschaft der Natur.

Nach einer halben Stunde fliegt der Vogel fort.
Wir haben ihn ins Herz geschlossen:
Wer sonst ist abends so in Form,
so pünktlich, froh und unverdrossen!

Hartmut Krämer

Gärten zum Träumen Ideen für kleine Paradiese



- Neu- und Umgestaltung von Gartenanlagen
- Gehölze und Gehölzschnitt
- Arbeiten am Baum
- Bau von Teichanlagen
- Beleuchtungseffekte
- Natursteinarbeiten
- Pflaster- und Plattierarbeiten
- Dachbegrünung



**Garten- und
Landschaftsbau
Hanke**



Mitglied im Verband Garten-,
Landschafts- u. Sportplatzbau
Rheinland e.V.
Anerkannter Fach- und Ausbildungsbetrieb

Dipl.-Ing. Peter Hanke
Am Rosenbaum 31a
40882 Ratingen

Tel. 0 21 02/3 46 28
Fax 0 21 02/3 20 67

Die Tschernobyl-Kinderhilfe Ratingen e.V. leistet seit 15 Jahren wertvolle humanitäre Hilfe

Sie war Initiatorin der Städtepartnerschaft Ratingens mit der russischen
Stadt Gagarin

Samstag, 26. April 1986, 1 Uhr 23 Minuten und 40 Sekunden: Eine gewaltige Explosion reißt das 2.000 Tonnen schwere Dach des Atomkraftwerks Tschernobyl in der Ukraine auf. 180.000 Kilogramm hoch radioaktives Material befinden sich im Innern des Reaktors – vergleichbar mit der Menge von 1.000 Hiroshima-Atombomben. Über 200 verschiedene, für das menschliche Auge nicht sichtbare radioaktive Stoffe entweichen in die Atmosphäre. Radioaktiver Ruß regnet in der Sowjetunion auf die Ukraine, Russland, Weißrussland und Georgien. Auch viele andere europäische Staaten wurden belastet. An akuten Strahlenschäden unmittelbar nach dem Unglück starben 187 Menschen. Bis heute sind mehrere Zehntausende Tote zu beklagen. Von den Überlebenden der Katastrophe sind heute mehrere Millionen Menschen als Tschernobyl-Opfer anerkannt, darunter 870.000 Kinder. Die Folgen der Katastrophe sind auch heute noch Schilddrüsenerkrankungen, Leukämie, Herz- und Atemwegs-Erkrankungen,

Schwächungen der Immunsysteme sowie Missbildungen. 1990 richtete der damalige sowjetische Staatspräsident **Michail Gorbatschow** einen Appell an die Weltöffentlichkeit, tätige Hilfe in seinem Land zu leisten. Das war letztlich auch der Ursprung der Tschernobyl-Kinderhilfe Ratingen e.V., die am 5. Juni 1995 gegründet wurde und u.a. auch Initiatorin der Städtepartnerschaft Ratingens mit der russischen Stadt Gagarin war. Die TKR, wie sie sich abkürzt, beging jetzt ihr 15-jähriges Bestehen mit einer besinnlichen Feierstunde am 17. September 2010 im Evangelischen Gemeindezentrum Ratingen-Lintorf am Bleibergweg.

Vorsitzender **Anton König** begrüßte dazu auch Gäste aus Gagarin: eine Vertretung vom dortigen Partnerverein, dem Tschernobyl-Komitee, sowie zwei Kindergartenleiterinnen von Einrichtungen, die die TKR im Rahmen ihrer humanitären Hilfe vor Ort in Gagarin unterstützt. Willkommen hieß König u.a. seinen Vorvorgänger **Horst Kemper**, der den Vor-

sitz bei der Gründungsversammlung 1995 übernommen hatte, zahlreiche Gründungsmitglieder sowie den Schirmherrn der Veranstaltung, Bürgermeister **Harald Birkenkamp**, dessen Vorgänger **Wolfgang Diederich**, Vertreter aller Rater Ratsfraktionen, sowie Pfarrer Diezun von der Evangelischen Kirchengemeinde. König bestellte Grüße von seinem Vorgänger **Heinrich Kohnen**, der wegen einer Operation leider nicht kommen konnte und der Veranstaltung einen guten Verlauf wünschte.

Von Henkel Smile, der MIT-Initiative des Henkel-Konzerns, die die Arbeit der Rater Vereinigung fördert, konnte Vorsitzender König **Nadine Hellhammer** und den ehrenamtlichen Helfer **Dieter Ruhrort** begrüßen, der zugleich als Beisitzer im Vorstand der TKR tätig ist. Dem aktuellen Vorstand gehören zudem die 1. stellvertretende Vorsitzende **Helga Anders**, die 2. stellvertretende Vorsitzende **Heide Pfaar-Doppstadt**, Kassierer **Hans-Ludwig Meyer** und Schriftführer **Siegfried Sautré** sowie **Gerlinde König** als Beisitzerin an. Bürgermeister Birkenkamp übermittelte die Glückwünsche der Stadt und dankte für das große Engagement, mit dem die Tschernobyl-Kinderhilfe Ratingen den Menschen in Gagarin helfe. Er erinnerte an die Ursprünge der Hilfsaktion in Ratingen und betonte u.a. die Initiative, die von der TKR für eine Städtepartnerschaft mit Gagarin ausgegangen sei. Er habe sich selbst beim Besuch in Gagarin davon überzeugen können, dass der Rater Verein in Gagarin hoch angesehen sei und einen unheimlichen Respekt von den russischen Partnern genieße. Seitens der Stadt Ratingen sei man bemüht, mit der Hilfe von Botschaft und Administration die bürokratischen Probleme z.B. mit dem Zoll, die die Arbeit der humanitären Hilfsorganisation erheblich



Der Tschernobyl-Reaktor im Jahre 2006



Der Vorstand der Tschernobyl-Kinderhilfe im Jahre 2010.
 Von links: Anton König, Helga Anders, Dieter Ruhrort, Heide Pfaar-Doppstadt,
 Siegfried Sautré, Gerlinde König, Hans-Ludwig Meyer

belasten und erschweren, möglichst abzubauen. Birkenkamp ermutigte Vorstand und Mitglieder des Vereins: „Machen Sie weiter. Die Menschen in Gagarin brauchen Sie.“ Vorsitzender König konnte zu den Hemmnissen berichten, dass ein Schreiben des zuständigen stellvertretenden Gouverneurs aus Smolensk Hoffnungen auf verbesserte Rahmenbedingungen für die Hilfstransporte aufkeimen lasse. König: „Die Menschen brauchen unsere Hilfe. Mit einem Händedruck mit den russischen Gästen haben wir dokumentiert: Wir machen weiter“.

Anton König ist nach Horst Kemper und Heinrich Kohlen in den 15 Jahren des Bestehens der TKR der dritte Mann im Vorsitzendenamt. 2005 übernahm er den Vorsitz der Vereinigung, die jetzt rund 250 Mitglieder und Paten und Spender zählt. Mindestens einmal im Jahr fährt eine Delegation der TKR nach Gagarin. Pro Jahr erfolgen nach Bedarf und Rahmenbedingungen Hilfsgütertransporte nach Russland. Zwei Drittel der Pakete und des humanitären Warenspektrums kommen aus der Bürgerschaft Ratingens und der Umgebung, ein Drittel werden von Mitgliedern des Vereins und Partnern der TKR bereitgestellt. Ein Transport beinhaltet den Wert von rund 50.000 Euro. Bei den Transporten ist oft der Zoll das Problem. Die Menschen in Gagarin haben

lieber Waren als Geld. Und in Ratingen ist das Packen von Paketen zugleich auch motivierend für die Vereinsmitglieder und die Bevölkerung. Grundnahrungsmittel werden zudem vor Ort in der Region Gagarin gekauft. Alle zwei Jahre hat eine größere Gruppe von Kindern aus Gagarin die Möglichkeit eines Besuches in der Dume-

klemmerstadt. In Ratingen ist die TKR Mitglied in der Agenda 21, berichtete Anton König, der sich auch über die Anwesenheit von deren Sprecher **Dr. Jürgen Oestereich** bei der 15-Jahr-Feier freute. Von den ursprünglich rund 200 Patenschaften für Kinder aus Gagarin bestehen heute nach wie vor rund 150. Der Verein bemühe sich, so König, in Ratingen auch um junge Leute, die den Staffelnstab in der humanitären Aufgabe übernehmen könnten. Deshalb freute er sich besonders darüber, dass in der Sitzung des Jugendrates der Stadt Ratingen anlässlich einer Vorstellung der Arbeit der TKR spontan zwei junge neue Mitglieder in den Verein eintraten. Auch Nachwuchsarbeit sei eminent wichtig für den Fortbestand der Verständigung und freundschaftlichen Beziehungen der Menschen der beiden Partnerstädte. „Wir können viel voneinander lernen“, betonte Anton König.

Die Delegation aus Gagarin bei der 15-Jahr-Feier wurde von **Nikolai Belosor**, dem neuen Vorsitzenden des Tschernobyl-Komitees Gagarin als dem Partnerverein der TKR vor Ort angeführt. Er ist ebenfalls der dritte Vorsitzende nach **Anatoly Marunow** und **Igor Iwanow**.



Die russische Delegation bei der Feier zum 15-jährigen Bestehen der TKR im Evangelischen Gemeindezentrum am Bleigergweg in Lintorf am 17. September 2010.
 Hintere Reihe von links: Galina Michailowa (Dolmetscherin), Svetlana Soldatowa, Larissa Ivashenko, Heide-Pfaar-Doppstadt (2. stellvertretende Vors. TKR)
 Vordere Reihe von links: Nikolaj Belosor (Vorsitzender Tschernobyl-Komitee Gagarin), Svetlana Belosor, Valentina Sokolova, Svetlana Makarow und Anton König (Vors. TKR)

Vorsitzender Belosor sprach der Tschernobyl-Kinderhilfe Ratingen den Dank für die Unterstützung und Hilfe für die Menschen in Gagarin aus. Sie habe vielen Menschen, insbesondere vielen armen Menschen, das Leben erleichtert. Die Gäste aus Russland zeigten sich u.a. beeindruckt von den hohen Grünflächenanteilen in der Rateringer Landschaft. Belosor sprach eine Einladung nach Gagarin zum 26. April 2011 anlässlich der Erinnerung an die Tschernobyl-Katastrophe vor 25 Jahren aus. **Galina Michailowna**, die schon viele Jahre in der deutsch-russischen Partnerschaft zwischen Gagarin und Ratingen u.a. als Übersetzerin mitwirkt, trug in Deutsch die Ausführungen des Vorsitzenden Belosor vor. Er dankte den Mitgliedern und der Institution der TKR und insbesondere Horst Kemper, dem anwesenden ersten Vorsitzenden im 15-jährigen Bestehen des Rateringer Vereins. Er würdigte die große Hilfe durch die Hilfsgüter-Transporte und dankte auch der Partnerstadt Ratingen. Die Partnerschaft helfe z.B. dabei, ein Visum zu bekommen. Tiefe Dankbarkeit übermittelte er auch der Firma Henkel für ihre große Unterstützung in der Hilfe für die Krankenhäuser und Kindergärten in Gagarin. Belosor erinnerte an die große radioaktive Belastung der Tschernobyl-Katastrophe. Nach seiner Kenntnis seien 9 Millionen Menschen in 14 Ländern von der Tragödie betroffen, deren Folgen zum Teil verschwiegen worden seien. Die Tschernobyl-Bewegung habe als gesellschaftliche Kraft aufklärend wirken können. 300 Familien seien aus der Region Tschernobyl nach Gagarin umgesiedelt worden. Deren Kinder und Enkel als Angehörige der dritten Generation zähle man zu den Betroffenen. Das Tschernobyl-Komitee Gagarin als Vertretung der betroffenen Menschen zähle mittlerweile 450 Mitglieder, von denen 70 noch selbst am Unglücksreaktor gearbeitet haben. Zudem gehörten zum Verein 90 Kinder im Alter bis zu 18 Jahren. Das Komitee betätige sich vorrangig in der Gewährleistung von rechtlichen Interessen der Betroffenen in sozialen und gesundheitlichen Belangen sowie in der Vorbereitung und Durchführung der Kinderreisen nach Ratingen, von

denen mittlerweile dankenswerterweise acht durchgeführt worden seien. Durch die Zusammenarbeit mit der TKR seien sich die Menschen auf russischer und deutscher Seite näher gekommen. Das habe zu einer bleibenden Freundschaft geführt. In seinem Schlusswort betonte Vorsitzender König: „Wir sind nach wie vor davon überzeugt, dass die Arbeit unseres Vereins für die Menschen in unserer Partnerstadt Gagarin ganz wichtig ist; denn unsere Erfahrungen haben gezeigt, dass sich das Leben der von uns betreuten Menschen durch unsere langjährige Zuwendung in zahlreichen Fällen bereits erheblich verbessert hat. Es konnte erreicht werden, dass Neugier statt Lethargie, Mut zur Eigenverantwortung statt Selbstaufgabe und Zukunftsperspektiven statt Schicksalsergebenheit sich sichtbar entwickelt haben. Durch die Hilfe aus unserer Stadt sowie durch eine gute, partnerschaftliche Zusammenarbeit in freundschaftlicher und vertrauensvoller Atmosphäre soll dieser positive Prozess weiter gehen.“ Gerald Beckers und Otto Schmidt vom Senioren-Orchester Ratingen sorgten für einen schönen musikalischen Rahmen der Feierstunde. Bilder und Dokumente aus der Arbeit der TKR und den Rahmenbedingungen boten einen guten Einblick in die Situation der Menschen in Gagarin und die Arbeit

der TKR von den Anfängen bis in die Gegenwart.

Die Entwicklung der Tschernobyl-Kinderhilfe Ratingen e.V. ist eng verknüpft und war ursächlich für die Städtepartnerschaft zwischen Gagarin und Ratingen. Nach dem Appell von Gorbatschow an die Weltöffentlichkeit im Jahr 1990 mit der Bitte um Hilfe bezüglich der schlimmen Folgen des Reaktorunglücks hat das Rateringer CDU-Ratsmitglied Wilhelm Droste sen. am 26. November 1990 beantragt, die Stadt Ratingen solle versuchen, eine besonders bedürftige Gemeinde im europäischen Teil der Sowjetunion zu finden, um unter dem Leitspruch „Ratingen hilft“ eine länger auszuführende Hilfsaktion Rateringer Bürger zu gewährleisten. Am 27. November 1990 folgte der Rat diesem Antrag und beschloss zudem, 10.000 Mark überplanmäßig für die Hilfe bereitzustellen und Bürgermeister sowie Stadtdirektor zu bitten, die Rateringer Bevölkerung mit einem entsprechenden Spendenaufruf anzusprechen. Der dann erfolgte Aufruf erbrachte ein überragendes Spendenaufkommen von 150.000 Mark, wofür Lebensmittel und andere Hilfsgüter erworben wurden. Auf Empfehlung von Erzbischof Longin vom Bistum Düsseldorf der russisch-orthodoxen Kirche wurde Gagarin als bedürftige Stadt ausgesucht. Im Februar 1991



Paketverladung für einen Transport nach Gagarin im Jahre 2006



Eine Delegation aus Ratingen zu Besuch bei der Stadtverwaltung von Gagarin im Jahre 2007. Zweiter von links: **Heiner Kohnen**, Vorsitzender der TKR von 1998 bis 2005. Vierter von links: der jetzige Vorsitzende **Anton König**

brachte das Technische Hilfswerk (THW) den ersten Hilfstransport mit acht Lastwagen unter wagemutigen Bedingungen nach Gagarin. Als offizieller Vertreter der Stadt begleitete **Hartmut Georg** vom Büro des Stadtdirektors Dr. Horst Blechschmidt diesen abenteuerlichen Transport. Den zweiten Transport und viele weitere Fahrten organisierte Hartmut Georg dann eigenständig mit **Nikolai Hildebrandt**, einem Russlanddeutschen aus Hennef, der sich als Fernfahrer gut in der ehemaligen Sowjetunion auskennt. Beiden dankte Vorsitzender Anton König in der Feierstunde von ganzem Herzen für ihren unermüdlchen Einsatz. 1993 wurden an Hilfsmitteln insbesondere medizinische Geräte, Einwegspritzen, Medikamente etc. nach Gagarin gefahren. Sie wurden für ein Krankenhaus, ein Waisenhaus und eine Kinderklinik bereitgestellt. Der Leiter der Verwaltung des Bezirks Gagarin, **Jewgenij Michailowitsch Novochatski** und der Ratsvorsitzende **W. A. Gaiduk** übermittelten schriftlich ihren Dank für die Spenden. Sie regten an, die Beziehungen zwischen den Städten auszuweiten – z.B. in einem Jugend – und Kulturaustausch – und machten den Vorschlag, engere Wirtschaftsbeziehungen aufzunehmen. **Bürgermeister Hugo Schlimm** und

Stadtdirektor Dr. Horst Blechschmidt wurden nach Gagarin eingeladen. Im März 1994 fuhr Bürgermeister Schlimm nach Gagarin und nahm als Ehrengast an den Feiern zum 60. Geburtstag des größten Sohnes von Gagarin, des 1968 verstorbenen Kosmonauten Juri Gagarin teil, der 1991 als erster Mensch in den Weltraum geflogen war und zu dessen Ehren die Stadt Gschatsk in Gagarin umbenannt worden war. In der Zwischenzeit hatte Hartmut Georg über 200 Patenschaften zwischen Ratinger Familien und Tscherno-

byl-geschädigten Kindern in Gagarin vermittelt. Die Vertreter der Stadt Ratingen hatten sich selbst vor Ort ein Bild zum einen von der überwältigenden Gastfreundschaft der Bürger von Gagarin, zum anderen aber auch von der großen Not der Menschen machen können. Sie waren sich darüber im Klaren, dass mehrere Hilfstransporte pro Jahr nötig seien, um die größte Not zu lindern. Eine Besonderheit im Jahr 1994: ein kleiner, als Folge des Reaktorunglücks gehörloser Junge kam zur Untersuchung nach Ratingen. Bei einem Spendenaufruf kamen 24.000 Mark für das Implantat einer deutschen Firma als einzig mögliche Hilfe zusammen. In einer Moskauer Klinik setzte ein Professor aus Hannover das Hochtechnologie-Produkt ins Innenohr des Jungen, der danach wieder hören konnte. Im Jahr darauf war erstmalig eine Gruppe von Tschernobyl-geschädigten Kindern in Ratinger Familien zu Gast. Am 5. Juli 1995 kam es dann auf Initiative von Hartmut Georg zur Gründung der Tschernobyl-Kinderhilfe Ratingen e.V. Erster Vorsitzender wurde Horst Kemper, 1. stellvertretende Vorsitzende Barbara Röll, 2. stellvertretender Vorsitzender Hartmut Georg, Schriftführerin Dorothee Becker und Kassenwart Ulrich Froese.

Während eines Rathausempfangs für die Gäste aus Ratingen im November 1995 im Rahmen eines weiteren Hilfstransportes kam von



Eine Gruppe von Tschernobyl-geschädigten Kindern aus Gagarin beim Empfang durch Bürgermeister Harald Birkenkamp im Ratinger Rathaus im Jahre 2009

Bürgermeister Novochatski der Vorschlag, eine offizielle Städtepartnerschaft zwischen Ratingen und Gagarin zu schließen. Am 7. Dezember 1995 stellte die TKR einen entsprechenden Antrag. Am 25. November 1997 fasste der Rater Stadtrat nach Überprüfungen durch die Stadtverwaltung einen diesbezüglichen Beschluss zur Aufnahme „offizieller Kontakte mit der Stadt Gagarin mit dem Ziel, die Urkundenunterzeichnung für eine offizielle Städtepartnerschaft vorzubereiten“. Dies teilten **Bürgermeister Wolfgang Die-drich** und **Stadtdirektor Rein-hard Fischer** dem Bürgermeister von Gagarin mit Schreiben vom 17. Dezember 1997 mit und luden ihn zu einem Besuch nach Ratingen ein. 1998 übernahm Heinrich Kohnen den Vorsitz der TKR, die mittlerweile jährlich drei Hilfstransporte organisierte, viele bedürftige Familien in Gagarin, vier Kindergärten, ein Heim für Tbc-krankte Kinder, ein Waisenhaus, drei Krankenhäuser und eine Armenküche unterstützte. Schon damals wie auch heute hatten die Organisatoren immer wieder bürokratische Stolpersteine russischer Behörden aus dem Weg zu räumen. In der Zeit vom 31. Juli bis zum 4. Au-

gust weilten dann Bürgermeister Novochatski und der Vorsitzende der Stadt-Duma, **Nikolai Alek-se-jewitsch Schischow** in Ratingen. Im Rahmen eines feierlichen Empfangs im Rathaus, an dem u.a. auch Botschaftsrat **Pjotr Kudinow** von der Russischen Botschaft teilnahm, wurde der Partnerschaftsvertrag von den Repräsentanten der beiden Städte feierlich unterzeichnet. Als eine besondere Geste beschloss der Rater Stadtrat am 15. Dezember 1998, Gagarin zwei Feuerwehrfahrzeuge zur Verfügung zu stellen, die zwar alt, aber noch voll einsatzfähig waren. Eines davon ist auch im Jahr 2010 noch dank guter Pflege im Einsatz. Anlässlich der Übergabe des neuen Feuerwehrstandortes in Ratingen im vergangenen Jahr kamen auch Feuerwehrleute aus Gagarin zur Einweihung und freuten sich mit ihren Kollegen über die beeindruckende neue Unterkunft der Rater Wehr. Die Städtepartnerschaft hat sich in all den Jahren gut entwickelt und dazu beigetragen, dass sich viele Freundschaften und gute Beziehungen zwischen den Bürgern und Städten entwickelten. Dabei erfährt die rein ehrenamtlich tätige Vereinigung Unterstützung u.a. wie erwähnt

durch die Stadt Ratingen, die Firma Henkel, sowie die Fluggesellschaft Air Berlin, die Freiflüge als Attraktion für die Tombola am all-jährlichen Stand der Hilfsorganisation auf dem Weihnachtsmarkt, der von der Werbegemeinschaft Lintorf durchgeführt wird, bereitstellt, die Stadtwerke Ratingen, die Agenda 21 und die Sparkasse HRV. Es gibt Bemühungen, über die humanitäre Hilfe hinaus auch andere Schwerpunkte zu setzen. Im kulturellen Bereich wirkten z.B. zwei junge Musiker aus Gagarin beim Internationalen Jugendblasorchester im Jugendkulturjahr 2007 in Ratingen mit. Im wirtschaftlichen Bereich hat es ebenfalls Ansätze zum Ausbau der Kontakte zwischen Firmen aus Ratingen und Gagarin gegeben, z.B. im Bereich Energieeinsparungen.

Gagarin ist eine rund 1.900 Kilometer von Ratingen entfernte Stadt in Russland, rund 180 Kilometer westlich von Moskau in Richtung des Mittelzentrums Smolensk gelegen. Sie hat rund 45.000 Einwohner, davon 20.000 in den umliegenden Dörfern. Ihren heutigen Namen trägt die Stadt seit dem Tod des Raumfahrt-pioniers Juri Gagarin 1968. Gagarin wurde am 9. März 1934 nahe der Stadt geboren, die damals Gschatsk hieß. Ein beeindruckendes Raumfahrtmuseum zu Ehren von Juri Gagarin und das Geburtshaus von Gagarin sind heute attraktive Anziehungspunkte in der Stadt. Der ursprüngliche Name der Stadt basiert auf dem kleinen Fluss Gschat aus dem Flusssystem der Wolga, der durch die Stadt fließt. Auf den Fluss geht auch die Entstehung der Stadt Anfang des 18. Jahrhunderts zurück. Damals erbaute Zar Peter der Große die neue russische Hauptstadt Sankt Petersburg und verband sie durch ein künstliches Kanalsystem mit dem zentralen Teil von Russland. Im Heimatmuseum der Stadt findet der Besucher auch den Nachbau eines Schiffes, mit dem in einer Art Treidelschiffahrt Transporte auf dem Wasserwege durchgeführt wurden. Einige wenige sakrale Bauten aus dem 18. und 19. Jahrhundert bestehen noch, wie die Verkündigungskathedrale, erbaut in den Jahren 1897 bis 1900. Gagarin liegt an der Eisenbahnstrecke Moskau-Minsk.



Übergabe von zwei Feuerwehrfahrzeugen der Rater Wehr an die Feuerwehr von Gagarin im Jahre 1999

Wolfgang Diedrich

Centro Cultural Español Ratingen e.V

1965 bis 2010

Am 29. März 1960 schloss die Bundesrepublik Deutschland ein Anwerbeabkommen mit dem damaligen noch unter der Diktatur Francos stehenden Spanien ab.

Die spanische Gesellschaft der 60er- und 70er-Jahre war geprägt von der Landflucht. Viele Spanier zogen nach Madrid und Barcelona, aber auch in die großen industriellen Städte Europas, um Arbeit zu finden.

Außerdem waren es Jahre des Optimismus, denn das Land begann an der internationalen Politik teilzunehmen. Auf nationaler Ebene förderte die Regierung Entwicklungsprojekte, wie zum Beispiel den Aufbau der Tourismusindustrie, die mit der Zeit eine wesentliche Grundlage für das spanische Wirtschaftswunder wurde.

Am 30. September 1961 – andert-halb Jahre nach der ersten Anwerbung – lebten 153 spanische „Gastarbeiter“ in Ratingen (61.819 spanische Personen in Deutschland).

Im Jahr 1973 zählte die spanische Wohnbevölkerung in Ratingen schon 676 Personen, von denen 484 einer geregelten Beschäftigung nachgingen.

Es gibt viele unterschiedliche Beweggründe, warum Menschen von einem Ort zum anderen auswandern, warum sie ihre gewohnte Umgebung verlassen, die vertrauten persönlichen Kontakte abbrechen und sich auf etwas Neues einlassen. So unterschiedlich die Motive zur Migration auch sind, dahinter stehen immer die Lebensgeschichten einzelner Menschen.

Am 23. November 1973 wurde mit dem sogenannten „Anwerbestopp“ der weitere Zuzug von Gastarbeitern aus Nicht-EG-Ländern, also auch aus Spanien, radikal abgeschnitten. Seitdem ist die Zahl der spanischen Bürger in Deutschland langsam, aber stetig zurückgegangen. Am 31. Dezember 1998 betrug sie noch 131.121. Einige Tage vor dem Inkrafttreten des „Anwerbestopps“ fand vom



Erster Ausflug der Mitglieder des Spanischen Vereins zu einem Länderspiel Deutschland-Spanien am 24. November 1973 in Stuttgart. Ergebnis: 2:1 für Deutschland

10. bis 11. November 1973 in Wiesbaden die erste Versammlung spanischer Elternvereine in Deutschland statt, an der etwa 30 Ortsvereine teilnahmen und in deren Verlauf der Bund der Spanischen Elternvereine in der Bundesrepublik Deutschland e.V. (Confederación de Asociaciones Españolas de Padres de Familia en la R.F. de Alemania) gegründet wurde.

Seit dieser Zeit ist auch der Spanische Elternverein Ratingens eine wichtige Säule, wenn es um die außerschulische Unterstützung der spanischen Kinder geht.

Entscheidend für die Gründung der Spanischen Elternvereine und für ihren späteren und dauerhaften Erfolg war die organisatorische Unterstützung und der pädagogische Rat durch das Referat für Schulwesen und Erwachsenenbildung der Spanischen Katholischen Missionen in Deutschland.

Nun feierte der Spanische Verein in Ratingen am 23. Oktober 2010 sein 45-jähriges Bestehen und kann damit auf die längste Tradition aller spanischen Vereine in NRW zurückblicken.

Ein Jubiläum ist immer ein Grund zum Feiern und auch ein Zeitpunkt, um über die bisherige Entwicklung nachzudenken.

Viele Spanierinnen und Spanier der ersten Stunden sind nun mittlerweile wieder in die alte Heimat zurückgekehrt, und die Ausländerstatistik des Jahres 2009 belegt, dass hier in Ratingen noch 181 Spanier als „Ausländer“ registriert sind. Das hört sich zunächst wenig an. Man muss allerdings bedenken, dass bereits viele Spanier einen deutschen Pass besitzen und in dieser Statistik nicht mitgezählt werden.

Der Verein hat aktuell 86 spanische, aber auch deutsche und italienische Familien als Mitglieder. Statistisch ist zumindest jede Spanierin oder jeder Spanier in Ratingen Mitglied des Vereines.

Der Spanische Verein in Ratingen war von Anfang an ein wichtiger Faktor im sozialen und politischen Leben der Rateringer Einwanderungsgesellschaft.

Als der Verein gegründet wurde, gab es nur Treffpunkte in einer Schule oder Gaststätte. Der Beharrlichkeit von **José Prado**, genannt Madriles, und anderer Mitglieder war es zu verdanken, dass sich schließlich auch der damalige Bürgermeister Dietrich für die Spanier einsetzte und dafür sorgte, dass die ungenutzte und heruntergekommene ehemalige Fahnenhalle am Rateringer Stadion dem

Verein per Handschlag zum weiteren Ausbau und zur Nutzung übergeben wurde.

In den letzten 45 Jahren sind mittlerweile viel Schweiß und Geld durch die Vereinsmitglieder investiert worden. Schließlich wurde das Haus in seiner jetzigen Gestaltung 2001 bis 2003 durch den Verein und die Stadt Ratingen mit großem finanziellem Aufwand und viel Arbeit zu einem Schmuckstück ausgebaut.

Das Haus ist mittlerweile ein Ort der deutsch-spanischen, aber auch deutsch-italienischen oder -portugiesischen Begegnung.

Für die Einwanderer haben das „Centro Cultural Español“ und die anderen 18 ausländischen Vereine und Initiativen eine wachsende Bedeutung im sozialen und kulturellen Leben Ratingens. Die Verarbeitung der Migration, die Pflege von kulturellen Traditionen, allgemeine soziale und kulturelle Aktivitäten, Frauen-, Jugend- und Altenarbeit sowie soziale Beratung gehören ebenso zu den selbst gestellten Aufgaben dieser Organisationen wie Sport und Völkerverständigung.

Die Funktion und Bedeutung dieser zu 100 % ehrenamtlichen Aktivitäten von deutschen und ausländischen Vereinsmitgliedern für das gesellschaftliche Miteinander können nicht hoch genug eingeschätzt werden. Ohne ihre Arbeit könnten viele soziale und kulturelle Aufga-



Bei jeder Veranstaltung ist das Zentrum am Ratinger Stadion voll besetzt

ben in Ratingen nicht wahrgenommen werden. Ihre Aktivitäten tragen wesentlich zum Erhalt des sozialen Gefüges, zum Aufbau von Kontakten und zur Kommunikation bei und praktizieren nicht nur Selbsthilfe, Solidarität, Völkerverständigung und Nächstenliebe, sondern vermitteln auch viel Freude und sinnvolle Freizeitgestaltung.

Als eine wichtige Aufgabe hat der Verein auch die Pflege der spanischen Kultur und seiner Bräuche übernommen, wie zum Beispiel: das Oster-Kinderfest, der „Tag der Mitglieder“, Muttertag oder das gemeinsam begangene Fest der

Heiligen Drei Könige, um nur einige zu nennen. Darüber hinaus werden Feiern und – überwiegend für die ältere Generation – auch Ausflugsfahrten organisiert.

Agustin Garcia Arjona, jetziger Vorsitzender des „Centro Cultural Español“ ist davon überzeugt: „Nur so ist gewährleistet, dass die hier aufwachsenden spanischen Kinder noch ein Gefühl für die ‚Heimat ihrer Eltern‘ behalten“.

Die Vereinsförderung ist deshalb auch immer noch ein wichtiges Anliegen der Stadt Ratingen. So gibt es denn auch seit mehr als 40 Jahren regelmäßige Gespräche und eine vertrauensvolle Zusammenarbeit.

Aus der Erfahrung der spanischen Migration in Ratingen kann zusammenfassend festgestellt werden, dass die für eine gelungene Integration so unentbehrliche Mobilisierung der Selbsthilfepotenziale der Migranten sich am besten über die Selbstorganisation in den Migrantenvereinen realisieren lässt. Schon aus diesem Grunde wird sicherlich auch weiterhin bei der städtischen Integrationspolitik ein großes Gewicht auf die Anerkennung und die Förderung unserer Migrantenvereine und – Selbstorganisationen gelegt werden.

Franz Naber
(Integrationsbeauftragter
der Stadt Ratingen von
1974 bis 2007)



Obwohl in Spanien auch Weihnachten gefeiert wird, haben die „Heiligen Drei Könige“ als Fest für die Kinder eine besondere Bedeutung

15 Jahre Hospizbewegung Ratingen

Mit der Verleihung der Johanna-Flinck-Medaille würdigte der Heimatverein Ratinger We-iter die nunmehr 15-jährige Tätigkeit der Ratinger Hospizbewegung im Dienst an den Sterbenden und Trauernden. Zu der selbst gestellten Aufgabe der Mitglieder der Hospizbewegung gehört es, wie die Vorsitzende des Heimatvereins, **Hildegard Pollheim**, bei dem feierlichen Festakt am 25. September 2010 im Ratinger Stadtmuseum sagte, todkranke Menschen zu betreuen, in den letzten Tagen ihres Lebens bei ihnen zu sein, ihnen das Sterben in vertrauter Umgebung zu ermöglichen und den Trauernden und Hinterbliebenen in ihrer Extremsituation Hilfe und Wegweisung zu geben. Sie dankte allen an dieser Arbeit beteiligten Hospizhelferinnen und -helfern, nannte in diesem Zusammenhang auch das Ratinger St. Marienkrankenhaus und seine Ärztinnen und Ärzte, die die Arbeit der Hospizbewegung mit der Einrichtung einer Palliativstation unterstützen, dankte den Spendern und Sponsoren, die mit ihrer Hilfe diese Arbeit überhaupt erst möglich machen, und nannte als hervorragendes Beispiel die Ratinger Zahnärzte, die mit ihrer Zahngoldsammlung einen wesentlichen Beitrag zur Unterstützung der Hospizarbeit leisteten.

Bei dieser Aktion hatten sich 18 Ratinger Zahnärzte zusammengesetzt und mit ihren Patienten abgesprochen, das bei Gebisserneuerungen anfallende alte Zahngold nicht selbst zu vermarkten, sondern für einen guten Zweck, nämlich die Ratinger Hospizbewegung, zu spenden. Viele Patienten gingen darauf ein, und so kamen knapp 96.000 Euro zusammen. Mit diesen Mitteln soll Anfang 2011 die kleine Palliativstation im St. Marien-Seniorenheim um drei Patientenzimmer auf sechs zur Verfügung stehende Räume vergrößert werden.

Die Johanna-Flinck-Medaille, ein kleines Schmuckstück, das in zwei über einem Netz zusammenhängenden Händen einen Halbedelstein trägt, wurde stellvertre-



Hildegard Pollheim, Vorsitzende der Ratinger We-iter, überreichte die der Hospizbewegung Ratingen verliehene Johanna-Flinck-Medaille an den langjährigen Vorsitzenden Josef Mauss

tend an den langjährigen Vorsitzenden der Ratinger Hospizbewegung, **Josef Mauss**, übergeben. Und an die anwesenden Hospizhelferinnen und -helfer überreichte die We-iter-Vorsitzende als kleine Anerkennung jeweils eine langstielige Rose. Ihr Dank galt auch der Gruppe „Klangspiel“, die den einfühlsamen musikalischen Rahmen bot.

In seiner tiefgreifenden Laudatio hob **Hans Müskens** die beiden Ziele der Hospizbewegung hervor, nämlich da zu sein für die, die trauern, und da zu sein, wenn der Mensch im Sterben liegt, ihn auf dem Weg von dieser Welt in eine andere zu begleiten, ihm zu helfen, diesen Weg zu gehen, an dem keiner vorbeikommt. Es seien zwei schwere Aufgaben, die keinem leicht fielen. Im Gegenteil: Grenzsituationen selbst zu erfahren, sei schon schwer, sie bei anderen Mitmenschen zu erleben und ihnen die Hand zu reichen, sei in der Regel noch schwerer. Was heute Hospiz bedeutet, entwickelte er aus dem Wandel des Begriffes über die Jahrhunderte von dem kleinen Kloster über die Pflegeeinrichtung, wie sie seit Jahrhunderten auch in Ratingen bestand, bis hin zu der modernen Hospizbewe-

gung, die in den 60er-Jahren des vorigen Jahrhunderts in England entstand, sich in den 70er-Jahren in den USA ausbreitete und in den 80er-Jahren auch zu uns kam. Und zwar in einer Zeit, in der die Gesellschaft das Sterben und damit auch den Sterbenden immer weiter an den Rand schob und nicht mehr wissen wollte, dass vom Anfang bis zum Ende das Sterben auch wie selbstverständlich zum Leben dazugehört, ein unabdingbarer Teil des Lebens ist.

Zum Selbstverständnis der Hospizarbeit gehöre die lebensbejahende Grundhaltung, die eine aktive Sterbehilfe ausschließe, sagte Hans Müskens mit dem Hinweis, ein Gedanke sei nicht zu übersehen, nämlich dass Kranke und Sterbende gleichberechtigt mit uns seien, denn sie gingen uns voran auf einem Weg, den jeder gehen müsse. Diese Ziele und Aufgaben wurden nach seinen Ausführungen von der Hospizbewegung im Jahr 2000 viel konkreter als in einer Satzung in einem „Leitbild“ verabschiedet und seither immer wieder aktualisiert. Es lohne sich, einmal in diese „Leitlinien“ hineinzuschauen, um festzustellen, mit welcher hoher Verantwortung alle Mitarbeiter der Hospiz-

bewegung ihre Aufgaben erfüllen wollten und sollten. Es sei eine Art Grundgesetz des Vereins.

Die offizielle Gründung der Ratinger Hospizbewegung erfolgte am 27. September 1995 in einer Versammlung, zu der sich auf Anhieb 29 interessierte Männer und Frauen eingefunden hatten. Dem Gründungsakt war allerdings eine mehrjährige Vorbereitung vorausgegangen, in der sich vor allem **Hedwig Stinshoff**, **Hildegunde Mühlmeier** und **Josefine Mülhaupt** um die Grundlagen bemühten und die Strukturen schufen, ohne die eine solche Idee nicht umgesetzt werden kann. Sie nahmen Kontakte auf mit bereits bestehenden Hospizbewegungen, verhandelten am Ort mit allen irgendetwas mit dem Thema befassten Personen und Einrichtungen und warben um Mitarbeit. Nach einem ersten Aufruf in der Zeitung fand bereits im Sommer 1995 im St. Marienkrankenhaus mit der Leiterin des Düsseldorfer Hospizes, **Ellen Scherer**, eine Informationsveranstaltung statt, an der über 100 Personen teilnahmen. Bei dieser Gelegenheit wurde deutlich, dass auch in Ratingen großes Interesse bestand und zugleich auch schon klare Vorstellungen von den zu erwartenden Aufgaben vorhanden waren.

Und so fühlten sich die Initiatoren ermutigt, den ersten Schritt zu wagen, um auch in Ratingen ein solches Angebot aufzubauen, zumal die katholische wie auch die evangelische Kirche ihre Unterstützung zugesagt hatten und die Wohlfahrtsverbände Caritas, Diakonie und AWO ihr Wohlwollen bekundeten. Zur weiteren Vorbereitung wurde ein „runder Tisch“ gebildet, dem zwölf interessierte Personen angehörten und der regelmäßig tagte, um die Strukturen für die Gründung der Hospizbewegung in Ratingen zu schaffen. Eine wesentliche Erleichterung bedeutete es bei den Vorbereitungsarbeiten, dass von der Pfarre St. Peter und Paul im Gebäude der Caritas-Pflegestation, Grütstraße 10, ein Büroraum zur Verfügung gestellt wurde. Wie sehr die Öffentlichkeit an der Entwicklung der Hospizarbeit interessiert war, zeigte sich unter anderem darin, dass von einem Sponsor zur Vervollständigung der Büroausstattung ein neuer Com-




Seit dem Jahr 1995 im Büro der Hospizbewegung Ratingen: **Gerlinde Marzi**

puter mit Tintenstrahldrucker gespendet wurde. Außerdem wurde mit **Helmut Freund**, Vorsitzender des Fördervereins St. Marienkrankenhaus, ein kompetenter Jurist für alle Satzungsfragen und juristischen Probleme gefunden.

Tatsächlich fand dann schon im September 1995 die Gründungsversammlung statt. In den ersten Vorstand wurden gewählt **Pfarrer Martin Letschert** als 1. Vorsitzender, Hedwig Stinshoff als 2. Vorsitzende, Hildegunde Mühlmeier als Schriftführerin und **Helmut Begall** als Schatzmeister. In den nächsten Schritten der Vereinsbildung ging es um die Anträge zur Anerkennung der Gemeinnützigkeit und um den Eintrag in das Vereinsregister. Nachdem dies

noch im September 1995 erfolgt war, konnte der weitere Aufbau der Hospizbewegung Ratingen e.V. auf sicherer rechtlicher Grundlage durchgeführt werden.

Zu dieser Zeit wurden schon die Kurse zur Ausbildung der Mitglieder vorbereitet. Das erste Seminar begann Anfang Januar 1996 unter der Federführung des Familienbildungswerkes Mettmann. Und zwar wurden zwei Kurse eingerichtet, die mit jeweils 15 Teilnehmern im St. Marienkrankenhaus stattfanden. Weitere 20 interessierte Personen standen noch auf der Warteliste. Daneben fand an bestimmten Tagen weiterhin der „runde Tisch“ statt, bei dem über Ziele und Aufgaben der Hospizbewegung und den jeweiligen Stand



Wir können dem Leben nicht mehr Tage, aber den Tagen mehr Leben geben.
nach C. Saunders

Die Hospizbewegung Ratingen begleitet schwerkranke Menschen aller Altersgruppen, ihre Angehörigen und Partner in der Zeit der Krankheit, des Sterbens und der Trauer

Hans-Böckler-Str. 20, 40878 Ratingen, Tel.: 02102 / 23847
Bürozeiten: Montag-Mittwoch-Freitag von 9.00-11.00 Uhr

der Arbeit berichtet wurde. Bei diesem Stand der Dinge sagte Hedwig Stinshoff im Sommer 1996: „Das Kind steht auf festen Beinen“, und trat wegen anderweitiger Inanspruchnahme von ihrer Position als stellvertretende Vorsitzende zurück, blieb aber weiterhin unvermindert engagiert in der Hospizarbeit und wirkte vor allem in der Öffentlichkeitsarbeit. An ihre Stelle im Vorstand trat Hildegunde Mühlmeier. Mit Freude konnte sie feststellen, dass das zwei Jahre vorher gesteckte Ziel auf der ganzen Linie erreicht war. Mittlerweile waren 30 ehrenamtliche Mitarbeiter ausgebildet worden und konnten in der Hospizarbeit eingesetzt werden. Weitere 30 waren in der Ausbildung und insgesamt 86 Mitglieder vertraten die Ziele der Hospizbewegung, zu der auch die Ratinger Ärzteschaft engen Kontakt pflegte.

Zu der im Mai 1996 in der gesamten Bundesrepublik stattfindenden „Woche für das Leben“ legte die Ratinger Hospizbewegung, die diese Woche koordinierte, ein Faltblatt vor, in dem über Ziele, Aufgaben und Arbeitsweise informiert wurde. **Professor Dr. Hartmut Straub** berichtete in einem öffentlichen Gespräch über das „Patienten-Testament aus medizinischer und juristischer Sicht“. Außerdem fand neben Gottesdiensten und weiteren Vortragsveranstaltungen im Foyer des Rathauses eine Ausstellung über „Armut im Rheinland“ statt, die zeigen sollte, wie man im Mittelalter im Rheinland mit Armen, Alten, Kranken und Sterbenden umging.

Eine entscheidende Neuerung ergab sich Mitte des Jahres 1996. Die Ratinger Hospizbewegung entschied sich für das so genannte Rheinische ALPHA-Konzept, wonach die Arbeit von den Ehrenamtlichen, die Koordination aber von einer hauptamtlichen Kraft geleistet wird. Erfreulicherweise genehmigte das Arbeitsamt für ein Jahr eine ABM-Stelle. Sie wurde **Anne Holling** übertragen, die bereits bei der Vorbereitung der Hospizbewegung mitgearbeitet hatte. Ihre Aufgabe war es nun, die Einsätze der Ehrenamtlichen zu planen, zu begleiten und notfalls zu korrigieren, wobei sie jede Sterbebegleitung mit dem behandelnden Arzt, dem Pflegedienst und eventuell auch mit dem Seelsorger abzusprechen hatte. Sie hatte das Hospizbüro im Haus Grütstraße 10 zu koordinieren und den Kontakt zu den Kranken und Familien, zu den Sozialstationen und Krankenkassen zu unterhalten. Außerdem lag die Öffentlichkeitsarbeit für die Hospizbewegung in ihren Händen.

Als die Hospizbewegung Anfang des Jahres 1997 eine erste Rückschau hielt, konnte sie bereits von einer erfreulich positiven Arbeit berichten. Bis dahin waren bereits sechs Sterbebegleitungen durchgeführt worden, weitere fünf waren derzeit in Arbeit. Das Alter der ehrenamtlichen Helfer war zwischen 30 und 80 Jahren und die berufliche Ausrichtung reichte vom Sozialarbeiter bis zum Arzt im Ruhestand. Häufig musste zu dieser Zeit noch eine Hemmschwelle abgebaut werden, denn – so berichteten die Helferinnen – viele

Todkranke sähen in ihnen immer noch den Todesengel mit der Sorge, wenn sie gerufen würden, müssten sie sterben. Dagegen versuchte man dem Sterbenden das Gefühl zu vermitteln: „Da ist jemand, der den Weg mit ihm bis zuletzt geht.“ Im Rückblick stellte man in aller Ehrlichkeit jedoch auch fest, dass man zunächst auch manche Fehler gemacht hatte, aus denen man für die weitere Arbeit lernte, grundlegend falsch sei jedoch nichts gelaufen. Weiterhin nutzte die Ratinger Hospizbewegung jede sich bietende Gelegenheit, ihre Arbeit in der Öffentlichkeit vorzustellen.

Im Jahr 1998 konnte im Rückblick festgestellt werden, dass seit dem Juli 1996, dem Beginn der Begleitung, immerhin schon 71 Sterbende und ihre Angehörigen begleitet worden waren. Die Koordinatorin Anne Holling und **Kaplan Dr. Odenthal** boten zusätzlich einen Gesprächskreis für Trauernde an und fanden damit viel Zuspruch. Eine weitere günstige Gelegenheit, auf die Hospizarbeit hinzuweisen, bot der 1. Ratinger Hospiztag, der Anfang des Jahres 1999 unter der Schirmherrschaft von **Bürgermeister Wolfgang Diedrich** und Sparkassenvorstand **Herbert Salmen** durchgeführt wurde und unter dem Motto stand: „Wir wollen den Menschen die Angst vor dem Tod und der Trauer nehmen.“ Aus der Sicht eines katholischen Priesters sprach dazu Matthias Schnegg und aus der Sicht der praktischen Hospizarbeit Monika Müller, Hauptkoordinatorin für das Rheinland. Mittlerweile hatte Josef



An die anwesenden Helferinnen und Helfer der Hospizbewegung Ratingen überreichte Hildegard Pollheim als Anerkennung jeweils eine langstielige Rose

Mauss den Vorsitz in der Ratinger Hospizbewegung übernommen und brachte seine weitreichenden Kontakte und Erfahrungen in diese Arbeit ein.

In den Gesprächen stellten die ehrenamtlichen Helfer, bei denen vielfach ein persönliches Schlüsselerelebnis den Anstoß zur Mitarbeit in der Hospizbewegung gegeben hatte, immer häufiger fest, dass sie selbst von dieser Arbeit stark profitierten, indem sie sich stärker als vorher mit den Kernfragen des Lebens auseinandersetzten. Das kam auch in dem „Leitbild“ zum Ausdruck, das der Vorstand im Jahr 2000 verabschiedete. In diesem „Leitbild“ werden die Ziele und Aufgaben der Hospizbewegung beschrieben und zugleich wird auch festgelegt, welche Aufgaben von wem und wie sie auszuführen sind. Danach obliegen Sterbe- und Trauerbegleitung speziell ausgebildeten Hospizhelfern, die ehrenamtlich tätig werden. Die Koordination leitet die Ausbildung der Helfer und stellt deren Fortbildung und Supervision sicher. Dieses „Leitbild“ wird übrigens ständig aktualisiert und soll auch den betroffenen und interessierten Bürgern dazu dienen, sich umfassend über die Hospizarbeit in Ratingen zu informieren.

Bei seinem Rückblick zum 10-jährigen Bestehen der Hospizbewegung im Jahr 2005 berichtete der Vorsitzende Josef Mauss, dass seit Aufnahme der Begleitung von knapp 100 Hospizhelferinnen und -helfern bereits 180 unheilbare oder schwerstkranke Menschen bis zu ihrem Tod begleitet worden waren. Darüber hinaus wurden zahlreiche Angehörige in ihrer Trauer betreut. Dank sagte der Vorsitzende bei dieser Gelegenheit allen Mithelfenden und auch den Spendern und Sponsoren, die diese Arbeit möglich machten. Danach übernahm **Heinz Josef Breuer**, der als Leiter des Katholischen Familienbildungswerkes Ratingen seit Beginn die Arbeit der Hospizbewegung begleitet und gefördert hatte, den Vorsitz. In diese Zeit fiel eine Ausweitung der Hospizarbeit, nachdem das St. Marienkrankenhaus in seiner Seniorenpflegestation drei Betten für die Palliativpflege zur Verfügung stellte. Damit konnte Schwerst-

kranken ohne Heilungschancen mit möglichst hoher Lebensqualität und möglichst schmerzfrei ein menschenwürdiges Sterben ermöglicht werden.

Die um diese Zeit in der breiten Öffentlichkeit immer wieder auftretende Diskussion um die Sterbehilfe in Deutschland griff die Hospizbewegung Ratingen in ihrem Freundesbrief 2009 auf. Eine Mitarbeiterin berichtete von ihrer Erfahrung, dass eine gute Sterbegleitung häufig den Wunsch nach Sterbehilfe vergessen lasse. Heinz Josef Breuer befasste sich weiter mit dem Begriff „Sterbegleitung“, der trotz seiner Eindeutigkeit oft mit „Sterbehilfe“ verwechselt werde. Das Bemühen um eine klare Begrifflichkeit sei, so betonte er, dringend geboten, denn in der öffentlichen Diskussion werde gerne manipuliert, um Sterbehilfe, also „aktives Eingreifen in den Sterbeprozess“, zu rechtfertigen.

Kurz vor dem Jubiläum im Jahr 2010 erfolgte in der Koordination der Ratinger Hospizbewegung ein Stabwechsel. **Judith Kohlstruck**, die nach der einjährigen Zwischenzeit mit **Brigitte Schwarz** seit 2002 als Koordinatorin gearbeitet hatte, schied aus der Ratinger Arbeit aus und übernahm ab 1. Oktober in Mülheim die Leitung eines stationären Hospizes mit zehn Betten. Beim Abschied sagte sie, Ratingen und ihre Arbeit seien ihr zwar ans Herz gewachsen, aber sie freue sich nun auf die neue Herausforderung. Als ihre Nachfolgerin übernahm **Martina Rubarth**,

die bis dahin in dem stationären Hospiz Wuppertal-Niederberg gearbeitet hatte, die Koordination der Ratinger Hospizbewegung. Die Sozialpädagogin, Mutter dreier Kinder, wohnt in Essen.

Ihr 15-jähriges Bestehen feierte die Ratinger Hospizbewegung nach der Verleihung der Johanna-Flinck-Medaille nicht etwa mit einem großen Fest, sondern mit einer Ausstellung im Foyer der Ratinger Sparkasse unter dem Leitgedanken „Ich begleite dich“, in der für den Hospizgedanken geworben wurde. Bei der Eröffnung sagte der Vorsitzende Heinz Josef Breuer: „Wir nehmen das Leben ernst, deshalb verschweigen wir das Sterben nicht“, und würdigte das Wirken der derzeit 23 aktiven Helferinnen in ihrem Bemühen, den Sterbenden nahe zu sein und den Hinterbliebenen in ihrer Trauer zu helfen. Und das alles in der Absicht, dem Leben nicht mehr Tage, aber den Tagen mehr Leben zu geben. Für die Stadt Ratingen hob die stellvertretende Bürgermeisterin **Anne Korzonnek** die Bedeutung der Hospizbewegung hervor und dankte den ehrenamtlichen Helfern, die den Sterbenden nahe sind und nach dem Sterben auch noch die Angehörigen begleiten. Als erfreulich bezeichnete sie es, dass Anfang kommenden Jahres die Palliativstation im St. Marienkrankenhaus erweitert werden könne.

Unter dem Leitwort „Leben im Sterben“ beschrieb die Ausstellung auf neun großen Text- und Bildtafeln in einer einfühlsamen



Die neue Koordinatorin Martina Rubarth (li.) mit der 2. Vorsitzenden Hildegunde Mühlmeier

und lebendigen Sprache den Sinngehalt des Lebens mit Gedanken zum Hören, Schmecken, Erinnern, Fühlen, Spielen, Halten und Riechen und stellte die Arbeit des Deutschen Hospiz- und Palliativ-Verbandes e. V. vor. Das Leben werde nicht verlängert und nicht verkürzt, aber eine kluge Schmerztherapie mache oft noch viele gute Lebenserfahrungen möglich. Ängste würden genommen, Angehörige gestärkt und getröstet, so wurde mit dem Hinweis gesagt, der Hospizverband rücke die Themen Sterben und Tod als Teil des Lebens wieder in das gesellschaftliche Bewusstsein. An den Nachmittagen gaben die Helferinnen vielen Interessenten weitere Informationen über die Arbeit der Ratinger Hospizbewegung.

Heute verfügt die Hospizbewegung Ratingen, die ihr Büro im Haus der Diakonie Hans-Böckler-Straße 20 unterhält und sich vorwiegend durch Spenden finanziert, über 270 Mitglieder. Mehr als 40 qualifizierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter arbeiten ehrenamtlich unter der Leitung einer hauptamtlichen Koordinatorin.

Dr. Richard Baumann



Vorsitzender Heinz Josef Breuer und stellvertretende Bürgermeisterin Anne Korzonnek stellten die Arbeit der Hospizbewegung Ratingen vor

Hospizbewegung Ratingen e. V.

Hans-Böckler-Straße 20 · Telefon: (02102) 23847
Fax: (02102) 994801

www.hospizbewegung-ratingen.de
Hospizbewegung.Ratingen@t-online.de

Gemeinsam stark!



Wir liefern mehr als Strom, Gas, Wärme oder Wasser: Wir übernehmen Verantwortung für Ratingen. Als verlässlicher Partner für Ratinger Vereine und Organisationen unterstützen wir gerne deren Arbeit vor Ort. Wir sorgen für Wärme im sozialen Miteinander. Damit Sie und Ihre Kinder sich in Ratingen wohlfühlen können. Ihre Stadtwerke Ratingen investieren in die Zukunft unserer Stadt.



Stadtwerke Ratingen GmbH
Sandstraße 36, 40878 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 485-0

www.stadtwerke-ratingen.de

Wir fördern Gemeinschaft

Jugend und Archiv

Über das Wunder von Bern in der Ratinger Stadtgeschichte

Ein Sommermärchen des Ratinger Stadtarchivs ist gelungen !

Zehn Schüler und Schülerinnen des Carl-Friedrich-von-Weizsäcker-Gymnasiums haben am 13. Juni 2010 auf der Bühne des Medienzentrums das Theaterspiel „Projekt 54“ gezeigt und mit der Rahmenhandlung der legendären Weltmeisterschaft 1954 in Bern eine große Anzahl von Besuchern in den Bann gezogen.

Das Theaterstück war kein Märchen. Im Gegenteil : Die jungen Forscher haben monatelang im Stadtarchiv mit biographischen Tagebüchern und mit gedruckten Dokumenten, besonders mit dem „Ratinger Forum“, gearbeitet und damit authentische Personen der Zeitgeschichte für das Theaterstück erschlossen.

Ergänzend dazu fand im März 2010 ein Zeitzeugengespräch im Archiv statt. Dabei schilderten fünf Männer und eine Frau eindringlich ihre persönlichen Erlebnisse während der WM 1954. Die Schüler interessierten sich aber auch für den Alltag der 50er-Jahre und erfuhren schnell, dass die Sehnsucht nach Wissen und das Streben nach einer guten Ausbildung eine wichtige Facette in den Nachkriegsjahren waren.

Wo auch immer die Zeitzeugen das großartige Endspiel gesehen



Wolfram von Saarwellingen (Lucas Philippe Kiefer) führt in die Szene ein : Ratinger Wohnzimmer mit Marie Landsberg (Laura Leman), Charlotte Hirsch (Chiara Hollstein), Helga Schorn (Kira Stephan) und Dr. Hilde Bruch (Laura Schamel)

haben, eines war allen Teilnehmern gleich: Der Gewinn des Weltmeisterschaftstitels brachte Hoffnung und mehr Mut zum Aufbruch! Einer der Zeitzeugen war am 4. Juli 1954 als Zuschauer im Berner Wankdorf-Stadion und erinnerte sich noch intensiv an viele Spielszenen, besonders an Helmut Rahns Tatendrang.

Bald nach diesem Zeitzeugengespräch entwickelten sich die Rollen und das Drehbuch:

Am 4. Juli 1954 treffen sich Menschen in Ratingen wieder, die sich seit dem Jahre 1933 aus den Augen verloren hatten. Sie erzählen sich ihre Lebensgeschichte und schauen sich gemeinsam das Endspiel der WM 1954 an. Auf zwei Bühnen spielen sich die Begegnungen ab:



Das Medienzentrum verwandelt sich in ein Wohnzimmer der 50er-Jahre



Alte Erinnerungen werden ausgetauscht. Die Käthe-Kruse-Puppe stammte aus dem Wartezimmer der jüdischen Kinderärztin Dr. Hilde Bruch

form
und
raum

Inneneinrichtung



Lintorfer Str. 31
40878 Ratingen
Tel.: 02102 - 2 70 37
www.form-raum.de
parken: Grabenstr. 21

Individuell
gestaltete
Räume

begeistern.

Wir beraten.
Wir planen.



Für
Sie
das
Beste.



Im ehemaligen Wohnzimmer der jüdischen Kinderärztin Dr. Hilde Bruch (Laura Schamel) am Ratinger Markt wohnt nun die Ratinger Hausfrau Helga Schorn (Kira Stephan), die am 4. Juli 1954 Frau Dr. Hilde Bruch, Charlotte Hirsch (Chiara Hollstein), eine in Ratingen verheiratete Jüdin, und Marie Landsberg (Laura Leman) zu Kaffee und Kuchen eingeladen hat. Die persönlichen Schicksale der jüdischen Frauen und Marie Landsbergs, Witwe eines jüdischen Amtsgerichtsrates, sind zentrales Thema der Gesprächsrunde, bis Wolfram von Saarwellingen (Lucas Philippe Kiefer) als NS-Mitläufer jäh in den Kreis platzt und dort Reue über seine politische Vergangenheit zeigt. Als Geste der Versöhnung bittet er die Damen, ihn in den „Treuen Husaren“ (Gaststätte in der Ratinger Bahnstraße) zu begleiten, um das WM-Endspiel auf einem der ganz wenigen Fernsehgeräte zu verfolgen.

Im „Treuen Husaren“ reparieren gerade die Brüder Roemmel (Lukas Peveling und Ludwig Overmann) das Fernsehgerät. Der Schankwirt Kalle (Kai Meinen) ist froh, seine Kneipe ist ja voll, als das Gerät wieder läuft. Dort im „Treuen Husaren“ sitzt auch der große Fußballfreund und ehemalige Kommunist Jupp (Geronimo Santos Monteiro), der von 1933 bis 1945 inhaftiert war und die letzten Jahre im KZ Buchenwald erlitten hat. Die Begegnung mit Charlotte Hirsch reißt tiefe Wunden auf.

Das hervorragende Spiel der Deutschen Elf besänftigt die erregten Gemüter. Mit großer Neu-



Kalle (Kai Meinen), der Schankwirt des Treuen Husaren mit seinen Gästen : Gebrüder Roemmel (Lukas Peveling und Ludwig Overmann) und Jupp (Geronimo Santos Monteiro), die sich gemeinsam das WM-Endspiel anschauen

gierde werden die Telefongespräche direkt aus dem Berner Wankdorf-Stadion aufgenommen. Norbert Stein, genannt „Nobbi“ (Florian Görlich), ruft seine Kumpels im „Treuen Husaren“ an und berichtet vom großen Spiel und von der Stimmung im Stadion.

Mit dem Sieg über die Ungarn verlassen alle in froher und friedlicher Stimmung das alte Stammlokal auf der Ratinger Bahnstraße.

Die Rahmenhandlung für das Theaterspiel war die WM 1954. Den zahlreichen Zuschauern am 13. Juni 2010 (Tag des ersten Spiels der Deutschen Nationalmannschaft bei der Weltmeisterschaft 2010) wurden anschließend die einmaligen Filmausschnitte aus dem Fußball-Weltmeisterschaftsspiel 1954 geboten. Die Original-Filmrolle ist verloren. Mit großem Wissen, viel Engagement und enormer Energie hat Johann-Günter Schlüper, Kurator des Deutschen Fußballmuseums Berlin, eine 20-minütige Filmsequenz aus den Original-Wochenschauen und privatem Filmmaterial zusammengeschnitten und mit Herbert Zimmermanns berühmtem Radiokommentar „Tor, Tor, Tor“ unterlegt! Noch nach fast 50 Jahren ein Gänsehautgefühl! Anschließend hat Johann Schlüper über die WM 1954 und sein Lebenswerk berichtet. Ihm gilt ein besonderer Dank!

Die Förderung des gesamten Projektes durch das Land Nordrhein-Westfalen basierte auf dem landesweiten Wettbewerb „Archiv und Jugend“ 2009/2010. Zum dritten Mal in Folge gewann das



Die Schauspieler verbeugen sich unter starkem Applaus. Norbert Stein (Florian Görlich) hatte das Spiel in Bern gesehen und direkt von dort aus der Telefonzelle berichtet

WO MER SENCK

mer senge

Deutschland

Deutschland

üvver alles üvver alles

üvver alles

ze spreche

do

künnte mer e Ledche

von senge

Ludwig Soumagne

Stadtarchiv Ratingen mit der eingereichten Projektkonzeption die Höchst-Fördersumme von 8.000 Euro. Im Jahr 2008 beschäftigten sich Jugendliche mit „Wohnquartieren in Ratingen um 1900 und heute“ (Projekt: Q 19) und erarbeiteten dazu eine informative Power-Point-Präsentation, die auf der Homepage des Stadtarchivs abrufbar ist. 2009 hieß das Thema „Zeitenwende“. Jugendliche erarbeiteten aus Zeitungen der Weimarer Republik in Ratingen und Velbert eine Geschichtszeitung, die als Quellendokumentation im Stadtarchiv vorliegt und für Unterrichtszwecke ausgeliehen werden kann.

Bereits in diesen beiden durchgeführten Projekten waren jeweils kleine Sequenzen als „Rollenspiele“ oder Living History erarbeitet worden. Nun, 2010, war das Ergebnis der Arbeit im Stadtarchiv ein Rollenspiel/Theaterstück, das vor 120 Zuschauern im Medienzentrum aufgeführt wurde.



Alle Schauspieler bekamen zum Schluss den „Living-History-Award-Oscar“ verliehen. In der Mitte Johann Günter Schlüper, Kurator des Deutschen Fußballmuseums Berlin und Experte der WM 1954. Er hat die Original-Filmausschnitte des legendären Endspiels vorgeführt.

Living History gilt in den USA und in vielen Ländern Europas schon seit Jahrzehnten als beliebte Form der Aneignung und Vermittlung von Geschichte. Eine solche personale Geschichtsvermittlung wird teilweise heute in Deutschland im Museumsbereich angewandt, im Archivbereich aber noch mit einer gewissen Skepsis gesehen. Es ist auf jeden Fall zen-

tral, als Rahmenhandlung für ein Rollenspiel eine fundierte Quellenarbeit zu leisten und diese angemessen umzusetzen. Biographische Tagebücher, die häufig in Archiven (zumeist in Nachlässen privater Herkunft) überliefert sind, eignen sich besonders gut als Fundus für Living-History-Projekte.

So befindet sich im Stadtarchiv Ratingen ein umfangreicher Nachlass der teiljüdischen Familie Landsberg mit einer ergiebigen Tagebuchsammlung. Das Ende der Weimarer Republik, die Emigration von Teilen der Familie nach Südafrika und nach Brasilien sowie die politische und soziale Isolierung der Zurückgebliebenen kommen darin eindrucksvoll zum Ausdruck. Die Tagebücher umfassen auch die Zeit nach 1945 bis Ende der 1960-er Jahre und bieten damit eine hervorragende Quellengrundlage für das „Projekt 54“, wie es später von allen Beteiligten

nur noch genannt wurde. Ein weiteres im Archiv vorhandenes Tagebuch einer Ratingerin, die dem „Führermythos“ erlegen war und somit eine völlig andere Perspektive einnahm, zeigte klar, woraus Handlungsmotive von „Mittäufnern“ resultieren konnten. Weitere handschriftliche und gedruckte Quellen des Archivbestandes wurden als Arbeitsgrundlage für die Entwicklung der Rollen hinzugezogen.

„Ein unvergesslicher Moment“ – das war nicht nur das Wunder von Bern, sondern auch die Aufführung im Medienzentrum, die allen Beteiligten sehr viel Spaß gemacht hat – nicht zuletzt, weil sich in der Aufführung Menschen gegensätzlicher Haltungen und Lebensläufe versöhnen konnten und somit der Blick in die Gegenwart und Zukunft gewendet war.

Walburga Fleermann-Dörrenberg und Dr. Erika Münster-Schröer

- Günter Engel
Holger Kronenberg
Michael Jaeger
Uwe Höhne

*Steuerberatung
Steuerplanung*

An den Dieken 57
40885 Ratingen

- Haakon Hartsieker
Frank Dimmendahl
Katrin Giammarresi

*Rechtsberatung
Wirtschafts- und
Gesellschaftsrecht*

Telefon 02102 3027-0
Fax 02102 399546

- Martin Seyrich

Wirtschaftsprüfung

Internet: www.e-k-p.de
E-Mail: info@e-k-p.de



Unsere Ideologie, unsere Idee oder unsere Beratungsmaxime

Sie suchen eine **geschlossene** Problemlösung für Unternehmen, ohne von Tür zu Tür laufen zu müssen und Erläuterungen und Anmerkungen mehrfach darzulegen.

Unser Anspruch ist eine sachkundige Beratung durch exzellente Fachleute, die Ihre Probleme in steuerrechtlicher, zivilrechtlicher und strafrechtlicher Hinsicht lösen, die Ihnen betriebswirtschaftliche Beratung bis zum Krisenmanagement bieten und über den Tellerrand hinaus sehen, arbeiten und wirken.

Wir bieten Ihnen **ganzheitliche** Lösungen.

Über 30 Jahre



DANKE!

Renovierung
vom Fachmann

Wir danken unseren Kunden für mehr als 30 Jahre verwitterte Fassadenanstriche, abgewetzte Teppichböden, renovierungsbedürftige Wohnräume, Schimmelpilzbefall, Wasserschäden, sattgesehene Tapeten u.v.m.

Wir freuen uns, dass wir all das schon seit 1977 für Sie wieder in Ordnung bringen dürfen.

Herzliche Grüße

Karl Kronen

Am Potekamp 3 Tel. 02102 - 34778
40885 Ratingen Fax 02102 - 399108
Mobil: 0171 - 5266853

- seit 1977 -

Giegling Zuhmann

GmbH + Co. KG

Fliesenleger-Meisterbetrieb

Bäder	Fliesen
Balkone	Marmor
Küchen	Granit

Siemensstraße 20
40885 Ratingen-Lintorf
Tel.: (021 02) 3 12 86
Fax: (021 02) 3 47 98
Mobil: (0171) 7 92 36 76



Dachdeckermeister für Dach-, Wand- und Abdichtungstechnik

Duisburger Straße 169 – 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 021 02 / 7 31 10 – Fax 021 02 / 3 65 68

E-Mail: walterkroenert@arcor.de – **Internet:** www.kroenert-munk-bedachungen.de

Mit der V 200 ins Angertal

In den Fünfziger- und Sechzigerjahren war die V 200 in ihrer schwarz-roten Lackierung mit dem charakteristischen V auf der Lokfront jedem Kind ein Begriff. Als damals stärkste deutsche Diesellok war sie nur vor hochwertigen Schnellzügen eingesetzt und wurde von der Deutschen Bundesbahn auch oft und gerne als Werbeträger verwendet. Es zeigte sich aber bald, dass die Maschinen mit zu vielen Vorschusslorbeeren bedacht worden waren, konnten sie doch auf ihrer ersten Einsatzstrecke, der Schwarzwaldbahn, die Fahrzeiten der abgelösten Dampflokomotiven kaum halten. Deshalb wurde alsbald eine stärkere Baureihe als Nachfolgerin geplant und gebaut: die V 200.1.

Doch der Dienst auf der steigungsreichen Strecke blieb auch für die stärkere Version anstrengend, und im Zuge der Elektrifizierung wanderten die Lokomotiven auf Flachlandstrecken ab, was sie aber letztlich auch nicht davor bewahrte, in untergeordnete Dienste verdrängt zu werden. Am Ende ihrer Nutzungszeit verdienten sie sich schließlich ihr Gnadensbrot vor Güterzügen im Ruhrgebiet. Auf diese Weise kamen sie auch auf der Angertalbahn zum Einsatz.

Vor 25 Jahren war die Baureihe V 200.1 ein täglicher Gast in Lin-



torf. Viele schwere Kalkzüge mussten gezogen werden, und wo eine Lok nicht ausreichte, spannte man auch schon einmal zwei davor.

Die letzten V 200.1 wurden schließlich im Sommer 1988 ausgemustert. Ein Teil wurde nach Griechenland verkauft, der Rest verschrottet, aber eine blieb im Privatbesitz einer Mönchengladbacher Lokführerin erhalten.

Im letzten Moment erwarb sie die ausgemusterte 221 135-7, wie sie mittlerweile computergerecht hieß, von einem Schrotthändler in Süddeutschland. Obwohl die Motoren schon ausgebaut waren, kostete die Lok noch den Preis eines Kleinwagens, errechnet aus dem Kilopreis für Alteisen.

Von 1993 bis 1995 arbeitete sie die Lokomotive mit anderen Enthusiasten in ungezählten Arbeitsstunden wieder auf. Ziel war es dabei, die Lokomotive wieder betriebsfähig herzurichten und für Museumsfahrten einzusetzen.

So bekam sie wieder zwei Motoren und erhielt auch eine Lackierung im ehemaligen schwarz-rot, ganz so wie zu Bundesbahnzeiten.

Doch der Unterhalt einer Lokomotive will erst verdient werden. Glücklicherweise ergab sich die Gelegenheit, für die Neusser Eisenbahn tätig zu werden.

Diese fährt im Auftrag des RWE werktäglich zwei Kalkstaubzüge von Wülfrath-Rohdenhaus zum linksrheinischen Braunkohlekraftwerk Frimmersdorf bei Grevenbroich-Gustorf, wo der Kalkstaub zur Rauchgasentschwefelung verwendet wird.

Und so kam es zur Rückkehr der 221 135-7 auf ihre letzte Einsatzstrecke. Dabei wurde sie oft von dem mittlerweile pensionierten Lokführer **Manfred Kantel** bedient, der diese Lok schon zu ihrer regulären Dienstzeit hier geführt hatte.

Durch die Vermittlung eines befreundeten Eisenbahnfans ergab sich vor einigen Jahren für mich die Möglichkeit, auf dem Führerstand dieser Diesellok durch das Angertal nach Wülfrath bis zu den Kalkwerken mitzufahren. Ich hatte bereits einige Führerstandsmitfahrten hinter mir, aber noch nie auf der vor der Haustür liegenden Angertalbahn.

Herr Kantel lud mich persönlich ein, mit ihm zu fahren und hatte auch nichts dagegen, dass meine beiden Töchter mich dabei begleiteten. Diese hatten natürlich vorher von der Führerstandsmitfahrt Wind bekommen und wollten sich ein solch außergewöhnliches Erlebnis nicht entgehen lassen.



Am vereinbarten Freitagnachmittag warteten wir also zu dritt, versehen mit ausreichendem Proviant, an der ehemaligen Ladestraße des Lintorfer Bahnhofs. Jedesmal, wenn sich die Schranken am Bahnübergang Konrad-Adenauer-Platz senkten, stieg die Spannung an: Würde „unsere“ Lok jetzt kommen? Doch wir wurden mehrmals enttäuscht, denn schnellfahrende Güterzüge rauschten an uns vorbei.

Dann war es endlich so weit. Obwohl wir den Zug noch nicht sehen konnten, stammte das sonore Brummen, welches schon von weitem zu hören war, eindeutig von einer V 200. Dann tauchte 221 135-7 hinter Büschen und Hecken auf und fuhr zunächst auf dem Nebengleis an uns vorbei. Da das Angertal nur aus Richtung Lintorf befahren werden kann, der Kalkstaubzug aber aus Richtung Düsseldorf kam, musste er in Lintorf „Kopf machen“, d. h. seine Fahrtrichtung wechseln.

Kurz vor dem Lintorfer Stellwerk kam der Zug zum Stehen, die Lok wurde abgekoppelt, umfuhr ihren Zug über das Streckengleis und fuhr dann an das andere, jetzt vordere Ende des Zuges heran. Dort wurde die Lok wieder angekoppelt und der Zug war abfahrtsbereit.

Für uns war nun der Zeitpunkt gekommen einzusteigen. Meine Töchter kletterten erwartungsvoll in den Führerstand. Mich warnte der Lokführer noch, dass die Tür niedriger ist, als sie aussieht, aber ich hatte bereits vor Jahren diese

schmerzhaft Erfahrung gemacht und sah mich vor.

Der Führerstand einer V 200 ist im Vergleich mit anderen Lokbaureihen ziemlich geräumig. Von den Seitentüren führen im Innern noch einige Treppenstufen zum eigentlichen, hoch gelegenen Führerstand. Vorne rechts ist das Führerpult mit dem, einem Autolenkrad nicht unähnlichen Fahrschalter und den Bremshebeln. Zur Mitte schließt sich das Zugfunkgerät an und auf der linken Seite war früher der Platz für den Beimann, der bei schnellfahrenden Personenzügen vorgeschrieben war. Seine Funktion haben aber mittlerweile technische Sicherungseinrichtungen wie die Sicherheitsfahrschaltung und die induktive Zugsicherung übernommen.

Also diesen Platz des Beimanns beanspruchten meine Töchter sofort für sich und mir blieb so nur ein Stehplatz. So waren wir also fertig zur Abfahrt. Doch unsere Geduld sollte noch etwas auf die Probe gestellt werden.

Der Lokführer nahm Kontakt zum Fahrdienstleiter des Lintorfer Stellwerks auf und erfuhr von dort, dass wir erst noch den „Holländer“ abwarten müssten. So hieß im Eisenbahnerjargon ein Zug, bestehend aus grünen belgischen Wagen, der bereits eine längere Strecke unterwegs war, auch ins Angertal fahren sollte, und dessen Lokführer kurz vor Erreichen seiner maximal zulässigen Fahrdienstzeit war. Kurze Zeit später dröhnte dieser Zug in voller Fahrt

links an uns vorbei und verschwand um die Kurve am Bahnübergang. Der Lokführer erklärte uns, dass etwa in der Mitte der Angertalbahn in Richtung Wülfrath ein Signal stehe. Erst wenn der „Holländer“ dieses Signal passiert habe, könnten wir hinterherfahren. Also mussten wir zunächst noch 20 Minuten warten. Mit einem Griff zum Führerpult stellte Manfred Kantel den noch laufenden Motor ab und es kehrte Ruhe ein.

„Dieser eine Motor macht immer mal wieder Probleme“, erzählte er uns. „Die Lok hat ja zwei Motoren und könnte im Prinzip in der Mitte auseinandergeschnitten werden. Beide Hälften wären für sich genommen mit Motor, Strömungsgetriebe und Drehgestell eigenständig und funktionsfähig. Es war nicht einfach für uns, für diese alte Lok einen passenden Motor zu bekommen. Fündig wurden wir schließlich im Brüsseler Uni-Klinikum. Dort stand noch ein ausgemusterter Dieselmotor herum, der das Notstromaggregat angetrieben hatte. Zufällig war es ein baugleicher Motor, der auch hier in die Lok passte. Aber er ist eben den harten Bahnbetrieb nicht gewöhnt.“

Meine Töchter wollten noch vom Lokführer wissen, ob er für die Lok auch einen Führerschein braucht. Und so erfuhren wir, dass eine spezielle Einweisung, vergleichbar mit einer Führerscheinprüfung, dem Dienst auf jeder unterschiedlichen Loktype vorausgeht. Dazu werden vom Lokführer allgemein natürlich noch Kenntnisse über das Signalwesen und die befahrenen Strecken verlangt.

So verging die Zeit recht kurzweilig und schließlich wechselte das Ausfahrtsignal vor uns von Rot auf Grün/Gelb, als Anzeige, dass die Fahrt über die folgenden Weichen in Langsamfahrt erfolgen musste.

Zuerst wurde der hintere Motor angeworfen. Nachdem dieser ein regelmäßiges sonores Brummen von sich gab, wurde der vordere Motor gestartet. Diese Prozedur ist in dieser Reihenfolge nötig, da es andersherum nicht möglich wäre, das Anspringen der einzelnen Motoren festzustellen.

Dann eine kurze Drehung am Fahrschalterhandrad und der Griff





zum Bremsventil: Die Bremsen lösten sich entlang des gesamten Zuges.

Manfred Kantel schaltete einige Fahrstufen weiter auf und hinter uns dröhnten die Motoren los, die Lok legte sich in den Zughaken, spannte die Kupplungen im ganzen Zug und mit einem Ruck riss sie den Zug aus dem Stand los und die Räder begannen zu rollen.

Unser Zug bestand aus 20 Staubgutsilowagen, die ein Leergewicht von jeweils etwa 25 t aufwiesen. Insgesamt also eine Zughakenlast von etwa 500 t, die obendrein ja bergauf nach Wülfrath gezogen werden mussten. Der beladene Zug auf der Rückfahrt würde dann eine Last von ungefähr 1.600 t haben.

Zunächst ging es auf dem Nebengleis über den Bahnübergang am Konrad-Adenauer-Platz und in Höhe des Beekerhofes fuhren wir dann auf das eigentliche Streckengleis. Nachdem die letzten Wagen die Weichenstraße passiert hatten, schaltete Manfred Kantel weiter auf und unser Zug gewann an Fahrt. Den Bahnübergang an der Tiefenbroicher Straße passierten wir schon mit einer ganz ordentlichen Geschwindigkeit. Für jemanden, der die Wartezeiten an den Lintorfer Bahnübergängen kennt, ist es eine ganz neue Erfahrung: Bei geschlossener Schranke ging es in flotter Fahrt voran!

Das Vorsignal des Abzweigs Tiefenbroich hinter den Häusern an

der Rankestraße kam in Sicht und zeigte „Langsamfahrt frei erwarten“ an. Direkt danach ging es unter der Autobahnbrücke der A 52 hindurch. Das Dröhnen der Motoren wurde vielfach verstärkt von den Wänden zurückgeworfen, aber hier im Führerstand war es ohnehin schon sehr laut. Die Geräuschdämmung der hinteren Führerstands wand war nicht besonders wirkungsvoll, wäre sie es, hätte man das Klicken der Kameratelevisoren an der nun folgenden Anrufschanke in Höhe des Gratenpoeter Sees hören können. Dort standen, wie immer an schönen Tagen, einige Eisenbahnfreunde, die hier ihrem Hobby frönten und vorbeifahrende Züge fotografierten. Unsere V 200.1 war da natürlich wegen ihrer Seltenheit der Höhepunkt des Tages.



Im weiteren Verlauf folgte eine leichte Linkskurve und dort erreichten wir das nächste Hauptsignal, welches, wie schon am Vorsignal angezeigt, auf „Langsamfahrt frei“ stand, denn nun befuhren wir die Weichen am Abzweig Tiefenbroich. Der Zug wechselte zunächst auf das linke Streckengleis, um kurz darauf auf die eigentliche Angertalbahn zu fahren.

„Woher wissen Sie eigentlich, wann die Geschwindigkeitsbeschränkung nach der Weiche aufgehoben ist?“, fragte ich unseren Lokführer.

„Nun“, antwortete er, „ich weiß ja, wie lang unser Zug ist und anhand der Streckenkilometrierung kann ich erkennen, wie weit die Weichen hinter uns liegen. Danach kann ich dann wieder schneller fahren.“

Ein Stück führte die Strecke noch parallel zur Hauptstrecke, dann ging es in einem weiten Linksbogen unter der Brücke am Angerpark entlang und hinein in das Angertal.

„Wenn ihr hier links aus dem Fenster zurückseht, könnt ihr den gesamten Zug hinter uns sehen. Das ist hier die einzige Stelle, wo das geht“, erklärte uns Manfred Kantel.

Wir passierten den Parkplatz hinter dem Angerbad und ein Schild mahnte den Lokführer, die Pfeife zu betätigen. Jetzt folgten einige ungesicherte Bahnübergänge, der erste gleich am Junkersbusch hin-

ter der Wasserburg „Haus zum Haus“. Vor einigen Jahren kam es hier zu einem Unfall, als ein Traktorfahrer trotz des Warnsignals noch den Überweg kreuzte. Zum Glück blieb es beim Sachschaden, denn die Züge fahren hier nicht allzu schnell.

Nach einer Rechtskurve kam der ehemalige Abzweig Anger in Sicht. Manfred Kantel begann zu erzählen:

„Als das Stellwerk vor etlichen Jahren aufgelassen wurde und ich noch im Planbetrieb hier entlang fuhr, hatte es mir das Schild „Abzw. Anger“ an der Stellwerkswand angetan. Ich dachte mir, das würde sich gut als Erinnerungstück in meinem Schrebergartenhäuschen machen. Also suchte ich den zuständigen Dienststellenleiter in Düsseldorf auf und erklärte ihm, dass ich das Schild gerne kaufen würde.

Ich erntete einen ungläubigen Blick, der Beamte schien mich für verrückt zu halten, was könnte man schon mit dem alten Schild anfangen? Aber ich blieb hartnäckig, denn für mich war es eine Erinnerung an einen Großteil meines Berufslebens, welches ich auf der Angertalbahn zubrachte. Schon im Februar 1971 fuhr ich zum ersten Mal hier entlang, damals noch als Heizer auf einer Dampflokomotive.

Ich erläuterte dies dem Dienststellenleiter und bat um eine ordnungsgemäße Bescheinigung, dass ich das Schild abmontieren dürfe. Kopfschüttelnd bekam ich mein Schreiben und zahlte den ausgemachten Preis.

Das Schild hing anschließend in meinem Garten, aber so richtig wollte es mir dort nicht gefallen. Etwas erschien mir daran falsch.

Einige Jahre später entdeckte ich dann, dass das alte Stellwerk einen neuen Eigentümer hatte, der es wieder zu einem schmucken Gebäude hergerichtet hatte.

Ich fasste einen Entschluss: Das Schild sollte wieder dahin, wo es hingehörte! Ich ging also bei dem Stellwerk vorbei und sprach mit dem neuen Bewohner. Mit ihm vereinbarte ich, dass das Schild zwar mein Eigentum bleiben sollte, aber als Dauerleihgabe wieder das ehemalige Stellwerk zieren sollte.



Da er einverstanden war, hängt es nun wieder dort wie früher.“

Die Sicherheitsfahrtschaltung schnarrte los und riss uns wieder in die Gegenwart zurück. Der Lokführer quittierte mit der Sifa-Taste und teilte dadurch der Lok mit, dass sie nicht führerlos vor sich hinrollte.

„Ich muss die Taste hier oder das Fußpedal in regelmäßigen Abständen betätigen. Tue ich das nicht, ertönt ein akustisches Signal und wenn ich auch darauf nicht reagiere, wird der Zug automatisch zwangsgebremst. Das wurde eingeführt, seitdem die Loks nur noch von einem einzelnen Lokführer gefahren werden. Würde der ohnmächtig, könnte niemand mehr den Zug stoppen“, erklärte uns Herr Kantel.

Rechts zog ein weiß blinkendes Signal am Führerstand vorbei, die Anzeige, dass die Blinklichtanlage am Bahnübergang Blauer See eingeschaltet ist. Dann fuhren wir auch schon unter der Brücke der Mülheimer Straße hindurch und weiter über die Zufahrt zum Blauen See.

Wir passierten den Übergang an der Brücker Mühle und tauchten für Sekunden in das Halbdunkel des kurzen Tunnels ein, der die S-Bahn-Strecke zwischen Hösel und Ratingen-Ost unterquert. Kurz darauf tauchte linkerhand die ehemalige Papiermühle auf. Wir fuhren unter der Brücke des Papiermühlenwegs durch und nach einer Rechtskurve konnten wir ebenfalls auf der linken Seite die Auermühle

sehen. Auch hier folgte wieder ein unbeschränkter Bahnübergang, wo wir uns mit kräftigem Pfeifen ankündigten. Hinter der Auermühle ging die Strecke in dichteren Wald über, nur das Autobahnviadukt bildete eine Auflockerung.

Danach kam der Campingplatz an der Müschenau und dort stand auch das oben erwähnte Signal. Der „Holländer“, der uns die ganze Zeit vorausfuhr, war schon in Flandersbach und so zeigte das Signal für uns „Fahrt frei“ an.

Wir passierten den Wanderparkplatz Steinkothen und auf beiden Seiten folgte ein Stück dichter Wald. Manfred Kantel warnte uns, die Köpfe nicht aus den Seitenfenstern zu strecken. Nach der Einstellung des Dampfbetriebes wurden die früheren Brandschutzstreifen rechts und links der Gleise nicht mehr unterhalten und streckenweise hatte man den Eindruck, dass die Schienen, die unter dichtem Gras verborgen lagen, durch einen grünen Tunnel führten.

Auf der linken Seite sahen wir jetzt die Anger, die sich durch das dichte Unterholz schlängelte.

Einige Kurven später kam Hofermühle in Sicht. Aber von dem früheren Bahnhof, der auch einige Abstellgleise aufwies, ist nichts übriggeblieben. Allein das Streckengleis führt direkt an dem ehemaligen Bahnhofsgebäude vorbei.

Über uns querte die Ratinger Straße zwischen Heiligenhaus und Homberg und kurz danach kam

die Überführung der Straße Wiel. Die ansteigende Brücke ist unter Eisenbahnfreunden ein bekanntes Fotomotiv der Angertalbahn.

Die Bewaldung rechts und links wurde nun durch einen schmalen Grünstreifen abgelöst, der die Strecke entlang des Angerweges säumt.

Auf der rechten Seite waren einige Gehöfte zu sehen, die sich bis zur Einfahrt in den Bahnhof Flandersbach abwechselten.

Dort zogen wir vor bis zum Stellwerksgebäude, wobei Manfred Kantel mit der Zugbremse die Geschwindigkeit verringerte, so dass wir vor den Ausfahrweichen zum Stehen kamen. Ein Griff zu den Anlass- und Abstellschaltern und hinter uns kehrte Ruhe ein.

„Wir müssen jetzt hier abwarten, bis wir vom Kalkwerk abgerufen werden, aber solange gehen wir ins Stellwerk Flandersbach, dort gibt es nämlich etwas Besonderes für Euch!“, erläuterte Herr Kantel uns mit einem Augenzwinkern auf meine beiden Töchter.

Wir stiegen also von der Lok ab und begaben uns in den Stellwerksraum. Hier trafen wir den Fahrdienstleiter, der uns neugierig begrüßte: „Wen hast Du denn da mitgebracht?“, wollte er von Herrn Kantel wissen.

„Einen eisenbahninteressierten Bekannten mit seinen Töchtern, aber wir gehen jetzt erstmal nach hinten.“ Und zu meinen beiden Mädchen gewandt: „Kommt mal mit mir!“

Dann verschwanden die drei in die hinteren Räume des Stellwerks. Mich selbst trieb die Neugier hinterher, was könnte es dort schon Besonderes geben?

Des Rätsels Lösung stand im Korridor zu den hinteren Räumen und war eine Tiefkühltruhe, aus der sich meine beiden Töchter nun jede ein Eis aussuchen durften.

Derartig gestärkt ließen wir uns nun vom Fahrdienstleiter die Stellwerkstechnik erläutern. So erfuhren wir, dass früher die Gleise am Kalkwerk vorbei weiter nach Wülf-rath, Tönisheide, Velbert und Heiligenhaus führten, aber nun nur noch bis in das Werksgelände hineingehen. Den Verlauf der Gleise



konnten wir auf dem Stellwerkstisch nachvollziehen, und das Gleis, auf dem unser Zug stand, leuchtete in rot. „Das ist für mich die Anzeige, dass das Gleis belegt ist, freie Gleise leuchten nicht, es sei denn, eine Fahrstraße wäre darauf eingestellt. Dann erfolgt eine Ausleuchtung in weiß“, fuhr der Fahrdienstleiter mit seinen Erklärungen fort.

Nach einigen weiteren Ausführungen bekamen wir dann die Nachricht, dass unser Zug nun im Werk Rohdenhaus erwartet würde.

Also kletterten wir wieder alle auf die Lok, und als das Ausfahrsignal auf grün wechselte, ging es den letzten Kilometer bis hinein in das Kalksteinwerk.

Wir zogen unsere Waggons bis ans Ende der Abstellgleise, und

Herr Kantel kuppelte den Zug dort ab. Lange zu warten brauchten wir nicht, denn in der Ausfahrgruppe stand die beladene Zuggarnitur für den Rückweg bereit und nach einigen Fahrtrichtungswechseln stand die V 200 vor den neuen Waggons.

Wir hatten inzwischen auch unseren Platz gewechselt, denn zurück ging es im rückwärtigen Führerstand.

Nach dem Ankoppeln wurde die Bremsprobe fällig. Dazu führte Herr Kantel aus: „Immer, wenn eine neue Zuggarnitur übernommen wird, muss die Funktion der Bremsen geprüft werden. Gerade für unsere Rückfahrt ist das besonders wichtig. Es geht bis nach Lintorf nur bergab und wir sitzen hier in der ersten Reihe. Gnade uns Gott, wenn dann die Bremsen nicht funktionieren würden!“

Herr Kantel legte also die Bremsen an und der Wagenmeister des Kalkwerkes ging am gesamten Zug entlang und überprüfte, ob auch alle Bremsklötze an den Rädern fest anlagen. Als er dies festgestellt hatte, meldete er sich per Handy vom Zugende und gab das Kommando: „Bremsen lösen“. Wenige Minuten später tauchte er wieder an der Lok auf und bestätigte, dass sowohl das Anlegen, als auch das Lösen der Bremsen keine Beanstandungen ergeben hätten.

„Erst jetzt darf ich überhaupt mit dem Zug fahren“, meinte Herr Kantel zu uns. Nach kurzer Verständigung mit dem Stellwerk in Flandersbach durften wir das





Kalkwerk wieder verlassen, diesmal jedoch mit deutlich mehr Last am Zughaken.

In Flandersbach wurden wir nach links auf ein Nebengleis geleitet und am Ende zeigte das Signal „Halt“. Schon kam unsere Fuhrer zum Stehen.

Es dauerte einige Minuten, bis ein Leerzug in flotter Fahrt aus dem Angertal kam und rechts an uns vorbeifuhr. Kaum war der letzte Wagen vorbei, wechselte das Signal auf Grün. Die Lok zog langsam an, und wieder spürte man am deutlichen Vibrieren - wie schon vorher im Kalkwerk - dass die Wagen nun beladen waren.

Kaum rollte der Zug, schaltete Herr Kantel einen Motor ab: „Für die Rückfahrt brauchen wir den nicht, der Zug rollt von allein. Der verbleibende Motor muss nur noch für den Bremsdruck sorgen, ziehen braucht der jetzt nicht mehr.“

So ging es zurück durch das Angertal und wir erreichten den Bahnhof Lintorf ungefähr zwei Stunden nach unserer Abfahrt.

Auf die Weiterfahrt musste Herr Kantel jedoch wieder warten, und so bedankten wir uns noch mit einer kühlen Limonade in der Bahnhofsgaststätte.

„So, ich hoffe, die Fahrt hat euch gefallen und wir sehen uns demnächst mal wieder“, verabschiedete sich Manfred Kantel zum Schluss und stieg wieder auf seine Lok, um seinem Feierabend entgegenzufahren.

Ich habe ihn leider nicht wiedergesehen. Einige Monate nach unserer Fahrt erhielt ich aus dem Eisenbahnfreundeskreis die Nachricht, dass Manfred Kantel verstorben sei.

Auch die V 200 fährt nicht mehr im Angertal, die Eigentümerin verkaufte sie an die Bocholter Eisenbahn.

Was bleibt, ist die Erinnerung an ein besonderes Erlebnis, welches so nicht mehr wiederholt werden kann.



Uwe Springer



HARSCO
INFRASTRUCTURE

Neuer Name ... bewährte Produkte

H MANTO

H RASTO **H** TAKKO

H EUROPLUS

H TOPEX **H** PROTECTO

H BOSTA

H MODEX **H** TOPEC

H TOPMAX

H RONDA

Harsco Infrastructure bietet Lösungen in den Bereichen Schalungen, Gerüste, Sicherheitstechnik, Höhenzugangstechnik und Industriedienstleistungen. Maßgeschneidert auf Ihre individuellen Anforderungen und Bedarfe. Als Einzelleistung oder Komplettpaket. Weltweit und überall dort, wo Sie uns brauchen.

**Wir informieren Sie gern
ausführlich.**

**Harsco Infrastructure
Deutschland GmbH**

Rehecke 80
D-40885 Ratingen
Telefon: +49 (0) 2102 937-1
Telefax: +49 (0) 2102 37651
info@harsco-i.de
www.harsco-i.de

HARSCO
INFRASTRUCTURE

Paass
Spedition GmbH

Paass
LOGISTIK UND SPEDITION

Logistik ● Einlagerung ● Kommissionierung ● Auslieferung

Industriestraße 16 ● 50735 Köln

Telefon 02 21 / 77 09 218 ● Fax 02 21 / 77 09 220

Tischlerei Frey  Möbel und Innenausbau

● Neuanfertigung ● Ergänzung ● Reparatur

• Nach eigenen und
gegebenen Entwürfen

• Echtholz
oder Kunststoffdekor

• in massiver, furnierter
oder farbiger Ausführung

• Oberflächen geölt,
gewachst oder lackiert

Manfred Frey
Tischlermeister

Telefon 02102-39 96 72

Fax 02102-482 60 64

siehe Tel. 02102 - 37240

Breitscheider Weg 115

40885 Ratingen-Lintorf

**- Individuelle Maßanfertigung
für alle Räume Ihres Hauses**

- Innentüren

- Möbel aller Art

- Wand- und Deckenvertäfelung

- Fertigparkett und Laminat

- Treppenrenovierung

**- Wartung und Reparatur
von Kunststoff- und Holzfenstern**

sowie

**Erhöhung der Sicherheitsklasse
durch Umrüstung der Beschläge**

- Holzarbeiten an Haus und Hof

- und vieles mehr

Fragen Sie uns - Wir beraten Sie gerne

manfred.frey@tischlerei-frey.de  www.tischlerei-frey.de

HEIZUNG • SANITÄR
H. BALSTER
HAUSTECHNISCHE SANIERUNG

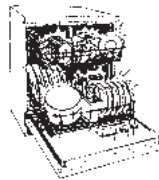
Breitscheider Weg 115

40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 70 31 28

Fax 0 21 02 / 70 31 34

KUNDENDIENST



für Waschmaschinen,
Trockner, Kühlgeräte,
Herde + Geschirrspüler

Elektro
Manteufel
Meisterbetrieb

Lintorf · Breitscheider Weg 115
Tel. 3 43 55 · Fax 12 78 82

KAROSSERIEBETRIEB
G. KRAUSE
UNFALLREPARATUREN
UND LACKIERUNG

Ratingen-Lintorf · Breitscheider Weg 136 · Fax 89 31 43

Karosserie



Fachbetrieb

 **89 32 89**

Der Lintorfer Bahnhof

Erinnerung und Hoffnung!

Warum ich dem Bahnhof einen eigenen Artikel widme? Bis in die 1960er-Jahre hinein war der Bahnhof für die Lintorfer Alltag und lebensnotwendig. Die Personenzüge verkehrten regelmäßig (acht Paare am Tag) zwischen Düsseldorf Hbf und Duisburg/Mülheim. Nicht nur die vielen Eisenbahner – in Lintorf gab es eine ganze Reihe davon – nutzten die Bahn, um zu ihren Dienstorten zu kommen. Schüler und Lehrlinge waren auf die Verbindungen angewiesen, um die Lehr- und Schulorte außerhalb ihres Dorfes zu erreichen.

Arbeiter, die in den Werken in Ratingen (Calor Emag, Dürrwerke), in Rath (Mannesmann oder Maschinenfabrik Sack) oder im Duisburger Raum (Ausbesserungswerk Wedau) beschäftigt waren, hätten ohne die Züge ihre Arbeitsstelle nicht erreicht oder nur sehr schwer. Mitte und Ende der 1950er-Jahre hatte wohl keiner mehr Lust, kilometerweite Wege zu Fuß, wie es die Vorfahren taten, zurückzulegen. Fahrrad? Auch das war nach dem Krieg für viele ein Luxusartikel. Also, um aus Lintorf hinaus (oder nach Lintorf herein) zu kommen, blieben die achtmal am Tag verkehrenden Bahnen. Ich selbst habe die Lintorfer Strecke mit dem Schienenbus, so hießen damals die Triebwagen, kennengelernt. Während in Kalkum, wo wir bis April 1954 am Bahnhof wohnten, richtige Züge mit Lok und einzelnen Wagen verkehrten.



Im Lintorfer Bahnhof hielten bis 1983 noch Personenzüge

Busverbindungen nach Düsseldorf oder Duisburg waren in diesen Jahren rar – nach Duisburg gibt es heute noch keine! Wie schon in meinem Aufsatz in der „Quecke“ 2003 (Verwaltungslehrling beim Amt Angerland) geschildert, gab es eine Verbindung von Heiligenhaus über Lintorf nach Düsseldorf. Die Rheinbahn, die kam erst später und hatte gerade begonnen, hier und da ein Liniennetz (etwa nach Ratingen und von dort aus nach Mettmann – der Kreisstadt) einzurichten.

Es gab zwar kein pulsierendes Leben am Lintorfer Bahnhof im üblichen Sinne, hier hatten Eisenbahner jedoch Wohnungen und Arbeitsplätze. Nicht nur Fahrkartenschalter, Büros usw. waren gut besetzt, auch eine Güterabfertigung wurde bedient. Während der Bahnhof selbst im Dorf (also auf

der östlichen Seite der Bahnlinie) liegt, konnten die Gebäude der Güterabfertigung nur von der westlichen Seite der Bahn erreicht werden. Die noch heute bestehenden Schranken waren schon damals ein Hindernis und verleiteten zum gefährlichen Überqueren der Gleise zwischen Bahnhof und Güterabfertigung. Ich kann mich an die Zeitungsberichte über so manches Unglück mit Todesfolge aus dieser Zeit erinnern.

Nicht nur die Lintorfer lieben ihren Bahnhof und haben immer mal wieder den Wunsch, ihn für den Personennahverkehr nutzen zu können und zu dürfen. Berichte in den letzten Jahren in den Zeitungen über mögliche Planungen haben hier Hoffnung geweckt. Aber eben nur Hoffnungen (laut Wörterbuch: Wunsch, dass in der Zukunft etwas geschehen möge). Wer die heutige Deutsche Bahn kennt, kann der noch mit der zuvor genannten Hoffnung leben? Der Güterverkehr (195 Züge pro Tag waren es 2004) wird weiter zunehmen. Lintorf wird wohl auf die Busse und das private Auto angewiesen bleiben. Neue Züge, neuer Personennahverkehr? Das sind Wünsche!

Der Bahnhof bleibt Erinnerung. Für mich persönlich: Von hier aus bin ich während meiner Lehrzeit zur Verwaltungsschule nach Wuppertal gefahren. Ich habe den Zug am Wochenende benutzt, um über die Umsteigebahnhöfe Speldorf und Duisburg meine Verwandten in



So sah der WDR den Bahnhof (Sendung vom 9. März 2007).
Vor 75 Jahren sah er besser aus



Resi und Joachim Zeletzki (1961 hier bei der Hochzeit)
in der Sendung des WDR am 9. März 2007^{*)}

Moers und Oberhausen zu erreichen.

Und etwas Lebensentscheidendes: Am Bahnhof Lintorf habe ich 1959 meine Frau kennengelernt. Aber das ist eine Geschichte, die gesondert erzählt werden müsste.

Joachim Zeletzki

^{*)} Im Februar und März 2007 zeigte das WDR-Fernsehen eine dreiteilige Filmreihe mit dem Titel „Flüchtlinge und Vertriebene an Rhein, Ruhr und Weser“. Im dritten Teil der Reihe am 9. März 2007 wurde auch der Ort Lintorf erwähnt. Mit Hilfe des Lintorfer Heimatvereins hatte der WDR in unserem Ortsteil recherchiert, da in der „Quecke“ das Thema „Flüchtlinge und Vertriebene“ und ihre Eingliederung ausführlich behandelt worden war. Im Film kam auch das Lintorfer Ehepaar **Zeletzki** zu Wort. Als Zeitzeugen berichteten die beiden Schlesier von ihrer Aufnahme und ihrem Kennenlernen in Lintorf. Bei dieser Gelegenheit war auch der Lintorfer Bahnhof kurz in seinem heutigen Zustand zu sehen.

Kurze Geschichte des Lintorfer Bahnhofs

Am 20. November 1871, ein halbes Jahr nach der Gründung des Deutschen Kaiserreiches, erteilte die preußische Staatsregierung der privaten „Rheinischen Eisenbahngesellschaft“ die Konzession zum Bau einer Eisenbahnstrecke von Mülheim-Speldorf nach Troisdorf (Sieg) über Opladen und Köln (rechtsrheinisch). An dieser Strecke lag auch das Örtchen Lintorf, das damals etwa 2.000 Einwohner zählte. Durch den Bau eines Bahnhofs mit den zugehörigen Betriebsanlagen wurde die Industrialisierung des Ortes erst möglich. In Bahnhofsnähe und am Fürstenberg siedelten sich zahlreiche Industriebetriebe an.

Die feierliche Inbetriebnahme des Lintorfer Bahnhofs erfolgte am 19. November 1874, also vor 136 Jahren. Zunächst rollte nur Güterverkehr über die neu eröffnete Strecke. Erst am 1. Februar 1876 hielt der erste Personenzug im Lintorfer Bahnhof.

Anfänglich begegneten die Dorfbewohner dem neuen Transportmittel eher mit Misstrauen. Sie gingen lieber weiter zu Fuß oder fuhren mit dem Fahrrad. Erst einige Zeit später benutzten sie die Bahn, wenn sie in die umliegenden Städte gelangen wollten, was sicher weniger zum Vergnügen als zur Sicherung des Lebensunterhaltes geschah. Beim Kauf der „Billette“ konnten sie zwischen vier Klassen wählen. Der Bahnhof verfügte über einen Wartesaal für die „Erste Klasse“ und einen Wartesaal für die „Zweite Klasse“. Wo warteten die übrigen Fahrgäste? Sicherlich fuhren doch die meisten Lintorfer in der vierten Klasse! Aber in dieser Klasse gab es sowieso keine Sitzplätze, die Reisenden standen oder saßen auf ihren Gepäckstücken.

Bereits 1878 wurde eine Seilbahn errichtet, die den Bahnhof mit dem Zechengelände an der heutigen Broekmanstraße und der Zeche Friedrichsglück an der Rehhecke

verband. Sie galt damals als technische Sensation für das Kleinbauerdorf Lintorf. Später wurde die Seilbahn, deren Pfeilerfundamente noch in einigen Lintorfer Gärten vorhanden sein dürften, durch eine Kleinbahn („Tingelbahn“) ersetzt, die im Jahre 1900 zunächst bis zur Zeche Friedrichsglück, ein Jahr später aber weiter bis zum neuen Industriegebiet am Fürstenberg gebaut wurde.

Am 1. Januar 1880 wurde die „Rheinische Eisenbahngesellschaft“ verstaatlicht, und die Strecke über Lintorf war nun Eigentum der Königlich-Preußischen Staatsbahnen.

Im Bahnhof mit seinen ausgedehnten Verlade- und Rangieranlagen waren zahlreiche Bahnbeamte beschäftigt, für die man an der Strecke neben dem Bahnhof Wohnhäuser errichtete.

In den 1960er-Jahren wurde die Eisenbahnstrecke elektrifiziert. Wäh-

rend sie sich nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer der wichtigsten Güterzugstrecken Deutschlands entwickelte, nahm ihre Bedeutung für den Personenverkehr stetig ab. Mehr und mehr Ein- und Auspendler bevorzugten die Rheinbahnbusse oder den eigenen PKW. Der Lintorfer Bahnhof wurde immer seltener von Fahrgästen benutzt, was man seinem Äußeren mit der Zeit auch ansehen konnte. Er wurde nur noch notdürftig in Ordnung gehalten. Neue Hoffnung kam auf, als man von Plänen hörte, auf der Lintorfer Strecke eine S-Bahnlinie einzurichten. Mehrfach schien diese Pläne kurz vor der Verwirklichung zu stehen, doch wurden sie immer wieder aus Kostengründen verworfen. Nun scheint man sie ganz aufgegeben zu haben.

Im Jahre 1983 wurde der Personenverkehr auf der Lintorfer Strecke schließlich eingestellt. Am 23. September 1983 hielt der letzte Triebwagen im Lintorfer Bahnhof.

Die Deutsche Bundesbahn und später die Deutsche Bahn AG ließ seitdem die Bahnanlagen in Lintorf



Die Bahnbediensteten-Wohnhäuser in der Nähe des Lintorfer Bahnhofs wurden 1981 abgerissen

immer mehr zurückbauen: Die Anzahl der Gleise wurde reduziert, die Weichen für die beiden Industrie-gleisanschlüsse wurden ausgebaut, die Bahnbedienstetenhäuser wurden abgerissen, Signale und Weichen werden nun von Duisburg

aus zentral ferngesteuert. Der Güterschuppen und die ehemalige Waschkäule sowie das Bahnhofsgebäude selbst befinden sich heute in Privatbesitz.

Manfred Buer



Alt und Neu begegnen sich im Lintorfer Bahnhof in den 1970er-Jahren



Von der Windmühle zum Handelshaus

Fleermann feierte 2010 den 100. Firmengeburtstag

Johann Heitstumann genannt Fleermann wurde am 14. April 1885 in Albachten bei Senden im Münsterland geboren.

Als zweitältester Sohn konnte er das dortige elterliche Gut Wierling nicht erben, deshalb erlernte er in Soest das Müllerhandwerk. Am 2. November 1910 fuhr er mit seiner künftigen Ehefrau **Katharina Runte** nach Münster, zum Gewerbeamt, wie er immer erzählte, und meldete dort sein Unternehmen an: „Johann Fleermann Mühlenbetrieb und Handlung“. Somit ist der 2. November das Gründungsdatum.

Von seinem Vater finanziell ordentlich ausgestattet – ein neuer Jagdwagen und ein gesundes Pferd gehörten dazu –, an seiner Seite seine junge Ehefrau Katharina, begann das Unternehmertum am 1. Januar 1911 in Friemersheim (heute Duisburg-Rheinhausen). Von drei unverheirateten Schwestern hatte das junge Paar die dort heute noch existierende Windmühle gepachtet. Der Schafensdrang war groß, wenn da nicht eine gewisse Ablehnung der neu-

en Pächter aus dem Münsterland gewesen wäre. Erschwerend kam hinzu, dass die Bauern und Kötter nichts zu mahlen hatten. Die ersten Jahre des neuen Jahrzehnts waren regenarm, der Niederrhein litt unter großer Dürre. Johann Fleermann nahm Kontakt auf mit dem Nachbarland Holland. Wenige Monate später wurde er regelmäßig über den nahen Rhein mit Futter- und Brotgetreide versorgt. Die Mühle lief Tag und Nacht. Schon im Sommer 1911 wurden zwei Mühlenhelfer eingestellt, die zuerst misstrauischen Niederrheiner wurden nach und nach zu treuen Kunden.

Durch den Kontakt nach Holland hatte der junge Müller in Rotterdam den Vogeldünger „Guano“ kennengelernt, und schnell gehörte dieses Produkt zum Handelsortiment der Friemersheimer Mühle. „Guano“-Produkte gibt es bis zum heutigen Tag im Sortiment des Hauses Fleermann.

Johann und Katharina Fleermann hatten mit so schnellem Erfolg nicht gerechnet und mussten sich langsam mit dem Gedanken be-

fassen, an anderer Stelle eine größere und möglichst eigene Mühle zu erwerben. Der Neid der Vermieterinnen führte dazu, dass diese Idee ziemlich schnell, und zwar schon Ende 1913, in die Tat umgesetzt wurde.

Nach mehreren Besuchen in Lintorf entschlossen sich die Fleermanns, die mittlerweile zwei Töchter hatten, die Helpensteinmühle zu kaufen. Die Mühle, damals als „Stockfischmühle“ bekannt, war ziemlich heruntergekommen. Von 1894 bis 1914 hatten zwei Besitzer und Pächter so gut wie keinen Erfolg gehabt.

Die junge Familie wohnte zunächst auf dem Breitscheider Weg, da der Vorbesitzer das Wohnhaus nicht räumte. Nach gewaltigen Umbau- und Renovierungsarbeiten in Haus und Mühle zog die Familie im Frühjahr 1916 zur Ratinger Straße 1.

Die Mühle wurde technisch ständig verbessert, ein zweiter Plansichter eingebaut. 1928 wurde das Mühlengebäude erweitert, ein Lohndrusch wurde angeboten, ein neues Wasserrad eingebaut und der Handel kontinuierlich erweitert.

Anfang der 1930er-Jahre wurde der erste LKW angeschafft, der das Getreide in die Häfen von Düsseldorf und Neuss transportierte. Da zu dieser Zeit bis Anfang der 1960er-Jahre fast jeder Haushalt in Lintorf und den umliegenden Gemeinden Nutztiere hielt, war täglich ein Pferdefuhrwerk unterwegs, um diese Kleinkunden zu beliefern.

In den Kriegsjahren arbeiteten die Müller in zwei Schichten à zwölf Stunden. Da die Großmühlen alle zerstört wurden, kam die Belieferung der Ratinger Bäckereien mit Mehl zum bisherigen Tagesgeschäft dazu. In der Nacht zum 6. März 1945 fiel eine Bombe auf Helpenstein. Das Fachwerkhaus war stark zerstört, einige Wirt-



Katharina Fleermann



Johann Fleermann

schaftsgebäude waren ganz einfach dem Erdboden gleich. **Josef Mentzen** vom Beekerhof setzte sich sehr dafür ein, dass die Fleermanns schon wenige Tage später ausreichend Dachziegel für Neueindeckungen zur Verfügung hatten. Bis Ende der 40er-Jahre standen die Menschen bereits vor Tagesanbruch Schlange vor der Mühle, um ihr Korn in Mehl zu tauschen.

Am 1. Januar 1953 übernahm **Heinrich Heitstumann genannt Fleermann** das elterliche Unternehmen. Er hatte 1948 **Margret Bös** aus Ratingen geheiratet und pünktlich mit der neuen Währung die Meisterprüfung im Müllerhandwerk bestanden. Das Unternehmen firmierte seitdem „Heinrich Fleermann Landhandel“.

Die zweite Generation hatte einen schweren Start. Die Großmühlen produzierten wieder in vollem Umfang, sodass die Herstellung von Speisemehl schon 1955 eingestellt werden musste. Jetzt konzentrierte man sich ausschließlich auf Futtergetreide und den Handel mit Kraftfutter und Düngemitteln. Der Firmengründer Johann Fleermann starb am 12. Oktober 1961, seine Ehefrau Katharina war bereits 1956 gestorben.

1963 wurde unter der Regie von **Margret Fleermann** das „Grüne Warenhaus“ eröffnet. **Heinz Hasel**, bekannter Architekt und



Margret und Heinrich Fleermann

Freund der Familie, hatte am Hülzenbergweg ein 200 m² großes Gebäude für Einzelhandel und Büros erbauen lassen. Bekannte Handwerksfirmen wie **Josef Beyer**, **Friedhelm Tackenberg** und **Franz Jüntgen** sorgten dafür, dass pünktlich zur Gartensaison am 2. Mai die Eröffnung stattfinden konnte.

1968 wurde eine Getreideanlage mit acht Silos gebaut, die heute noch immer in Betrieb ist. Innerhalb von sieben Monaten hat der Mühlenbauer Riedel aus Homberg am Niederrhein mit Unterstützung

örtlicher Handwerker (**Elektro Biernat**, **Landmaschinen Weidle**, **Schulze-Bau** u.a.) die Mühlenwelt auf Gut Helpenstein verändert. Hatte die alte Mühle eine Stundenkapazität von 1,5 Tonnen, leistet die derzeitige Anlage 20 Tonnen. In den Sommermonaten wurde hier das Getreide der Angerländer Bauern aufgenommen, gereinigt, im Bedarfsfall getrocknet und später an die Mühlen- und Kraftfutterwerke in Duisburg und Düsseldorf verkauft.

Der Einzelhandel wuchs kontinuierlich. Mit viel Fleiß und Herzblut hat Margret Fleermann das „Grüne Warenhaus“ betrieben. Schon in den 1960er-Jahren hat sie in den Saisonmonaten erfolgreich hochwertige Gartenmöbel verkauft. Ein Großangebot an Rasenmähern gehörte von Anfang an zum Sortiment. Seit Ende der 1960er-Jahre betrieb der beliebte Mechanikermeister **Erich Strack** auf Gut Helpenstein eine Motorenwerkstatt.

Am 1. Januar 1980 übernahm die dritte Generation das Geschäft. Aus der „Heinrich Fleermann Landhandel“ wurde die „Heinrich Fleermann Agrar & Garten GmbH“.

Johannes und Hannelore Fleermann bauten neue Verkaufshallen und erweiterten das Programm ständig in den Bereichen Garten-



Hannelore und Johannes Fleermann

möbel und Gartentechnik. Im Landhandel hatte sich das „Reitstall-Geschäft“ derart vergrößert, dass man sich 1984 von der bauerlichen Kundschaft verabschieden musste. Seit dieser Zeit wird in der Helpensteinmühle ausschließlich Hafer verarbeitet.

Die Einbrunger Mühle in Wittlaer, im Besitz der befreundeten **Familie Rölkens**, übernahm die Bauernkunden, sodass dieser Schritt den Fleermanns nicht den Schlaf rauben musste.

1992 wurde am Hülsenbergweg 15 der Futtermarkt gebaut. Auf 500 m² Fläche finden die Tierbesitzer ein Vollsortiment für Pferde, Hunde, Katzen und Kleintiere. Die gesamte Verkaufsfläche beträgt seitdem ca. 2.500 m².

1998/99 wurde die alte Mühle grundlegend renoviert (siehe „Quecke“ 68/1998) und dient seitdem als zusätzliche Verkaufsfläche für hochwertige Gartenmöbel, heute exklusiv für Barlow Tyrie Möbel aus England, die in ganz Nordrhein-Westfalen von Fleermann vertrieben werden. Die alte Mühle ist bis zum heutigen Tag technisch voll funktionsfähig, was den Seniorchef immer mit großem Stolz erfüllt hat und viele Besucher in Staunen versetzte.

Am 16. November 2006 ist Heinrich Fleermann 89-jährig gestorben. Er hat noch erlebt, dass sein ältester Enkel Jan, also die inzwischen vierte Generation, das Familienunternehmen Fleermann übernommen hat.

Jan Fleermann, der eine Banklehre und ein BWL-Studium absolviert hat, führt das traditionsreiche Haus mit Hilfe seiner Frau **Radmila**, seiner Eltern sowie etwa 20 treuer und langjähriger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit gutem Erfolg. Dank der vielen Kunden, die teilweise Jahre und Jahrzehnte, also auch über Generationen Fleermann-Käufer sind, kann „das alte Schiff“ stürmische Zeiten überstehen und dem harten Wettbewerb standhalten.

Fleermann ist heute ein Haus der guten Marken: Stihl, Wolf, Sabo, Barbour, Weber, Barlow Tyrie und



Mühle, Taubenturm und Fachwerkhaus

Weishäupl sind nur einige Namen von exklusiven und qualitätsorientierten Geschäftspartnern.

Die Mühle läuft noch immer. Neben dem Einzelhandel kümmern sich die Fleermanns darum, dass weit über 2.000 Pferde pünktlich ihr Futter bekommen: Hafer, Walzhafer, fleerMix Pferdemusli, deuka Produkte und schon über 80 Jahre lang die Spezialfutter von Höve-

ler, insgesamt eine Palette von 50 verschiedenen Futtersorten für Pferde.

Und wenn der Winter so stark zuschlägt wie 2009/2010, dann werden bei Fleermann in großem Stil Streusalze und Granulate gehandelt, hauptsächlich für Gewerbetunden und Objektverwalter von Köln bis zum Niederrhein. Der Fleermann-Service unterhält eine



Radmila und Jan Fleermann

moderne Motorenwerkstatt für Rasenmäher und Pflegemaschinen. Und das an sechs Wochentagen von morgens bis abends.

Und das geht jetzt alles so seit 100 Jahren. Unvorstellbar für mich, der das jetzt 61 Jahre miterlebt. Ei-

gentlich könnte ich auch ein Buch schreiben über die vielen Menschen: Kunden, Partner und Mitarbeiter, die uns ganz einfach begleitet haben. Der eine kurz, die anderen über Jahrzehnte hinweg, die Familie **Derichs** seit über 80 Jahren, die vielen Reitställe, die

uns so lange Zeit die Treue halten, unsere vielen liebenswerten Einzelhandelskunden und nicht zu vergessen unsere Mitarbeiter, ohne die unsere Geschichte nicht geschrieben werden könnte: Da gab es unseren unvergessenen Meister **Franz Krause**, der 54 Jahre lang ein Helpensteiner war. Und da gibt es heute den **Thomas Pützer** und die **Claudia Müller**, die beide seit über 30 Jahren bei Fleermann beschäftigt sind, und natürlich alle anderen im Team, denen wir ebenfalls zu großem Dank verpflichtet sind.

Ein besonderer Dank gehört unserer Alt-Chefin Margret Fleermann. Von 1948 bis 1999 war sie die aktive Persönlichkeit im Hause, von 1953 bis 1980 trug sie als Chefin neben ihrem Mann die Verantwortung und hat viele Entscheidungen getroffen, die zu einem nachhaltigen Erfolg geführt haben.

Heute ist sie 86 Jahre alt und noch immer sehr interessiert am Geschehen auf Helpenstein.

Meinen Kindern und allen Mitarbeitern ein dankbares „Glück zu“.



Johannes, Jan und Heinrich Fleermann

Johannes Fleermann








Geschäft

100 Jahre Fleermann – das grüne Warenhaus in Ratingen Lintorf












Herzlich willkommen in Ihrem Haus der „Starken Marken für Tier & Garten“.

Im November 1910 gründete Johann Fleermann das gleichnamige Unternehmen. 100 Jahre später finden Sie auf unserer ca. 3.000 m² großen Ausstellungsfläche:

- **die komplette Weber-Welt des Grillens**  Grillgeräte & Zubehör
- **Wolf-Garten Kompetenz-Center**  Düngemittel, Rasensaat, Gartengeräte, Rasentrimmer, Rasenmäher, Vertikutierer, Gartenscheren
- **Stihl Dienst** **STIHL** Motorsägen, Rasen-Freischneider, Heckenscheren, Hochdruckreiniger, Laubsauger und -bläser, Sicherheitsbekleidung
- **Gardena Forum für Gartenbewässerung**  GARDENA
- **Lugarde Park**  elegante Holzhäuser und Pavillons
- **Barbour-Store** **Barbour** britische Outdoor-Bekleidung
- **Kettler-Premium-Partner** **KETTLER** Gartenmöbel & Zubehör
- **BARLOW TYRIE Showroom**

 englische Premiumgartenmöbel in unserer
Hilfensteiner Wassermühle

sowie

- Gartenbedarf aller Art
- Torf, Mulch und Blumenerde
- Düngemittel für Ihren Rasen, Ihre Blumen, Pflanzen, Sträucher, Hecken, Obst und Gemüse
- Rasensaat, Blumen und Gemüsesaat
- Pflanzenschutz von  **NEUDORFF** und  **Stähler**
- Pflanzgefäße von *Lechuza*
- Schwimmbadzubehör
- Reinigungsmittel für den Außenbereich
- Hochwertige Gartenscheren von  **FELO**
- Rasenmäher und Traktoren von  **GUTMANN**,  **HONDA** und  **SABU**
- Gartenmöbel von  **GARTENMÖBEL**,  **MÖBELSCH**,  **STERN**,  **WERKSTATT**
- Sonnenschirme von  **ZANGENBERG**
- Gartenbeleuchtung
- Accessoires und Deko-Artikel
- **Nehmen Sie gerne unsere neue Werkstatt in Anspruch für Reparaturen, Inspektionen, Ersatzteilverkauf, Schleifen von Messern und Ketten, Vermietung von Geräten.**

Und außerdem bieten wir Ihnen in unserem Futtermarkt:

- Futter für Haustiere wie Hunde, Katzen, Vögel oder Nager von **BOZITA**, **HILL's**, **ROYAL CANIN**, **VITAKRAFT**
- Zubehör und Spielzeug
- Pferdefutter von **HÖVELER**, **DEUKA**, **NÖSENBERGER** und **PAVO** sowie Reitsportartikel

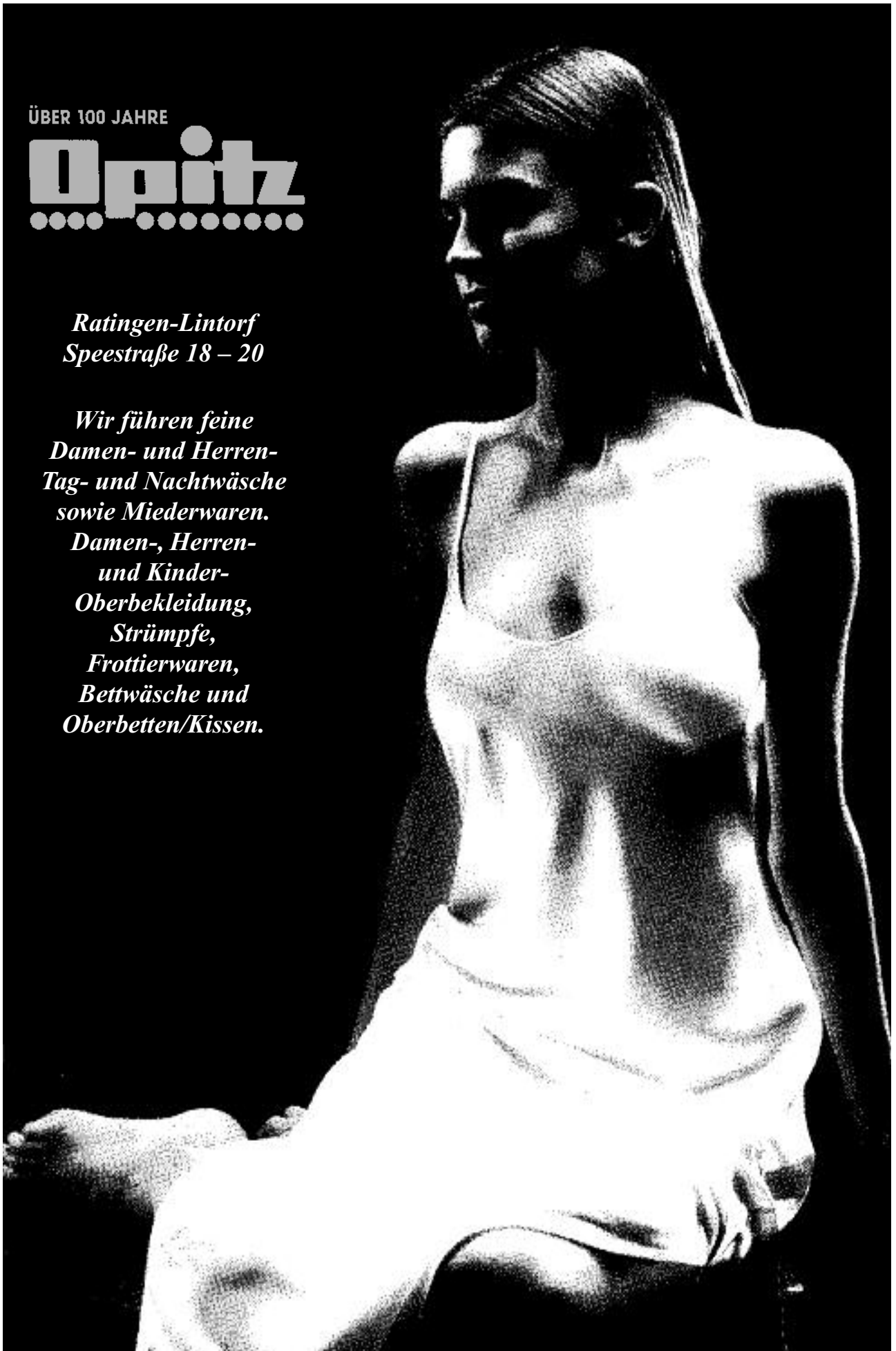


ÜBER 100 JAHRE

Opitz

*Ratingen-Lintorf
Speestraße 18 – 20*

*Wir führen feine
Damen- und Herren-
Tag- und Nachtwäsche
sowie Miederwaren.
Damen-, Herren-
und Kinder-
Oberbekleidung,
Strümpfe,
Frottierwaren,
Bettwäsche und
Oberbetten/Kissen.*



Cromford, ein wichtiger Teil Ratinger Geschichte, und ich, ein damals kleines Mädchen, das Zeitzuge eines kleinen Teils dieser Geschichte werden durfte

Für mich war es jedesmal ein Fest, wenn wir meine Großeltern in Cromford besuchten. Da war die schöne Allee mit ihren dicken Bäumen, die ein grünes Dach über die Straße spannten, die hellen, freundlichen Häuser der Arbeiter auf der einen, die vielen bunten Gärten auf der anderen Seite.

Mein Opa war Meister in der Firma und zu der damaligen Zeit, aufgrund seines Standes, ein angesehenener Mann. Wenn ich an seiner Hand über die Allee spazierte, alle Leute uns grüßten und die Männer dabei ihre Kappen zogen, dachte ich immer, Cromford gehöre ihm.

Inmitten der Endloshäuser, die meist in kleine Wohneinheiten aufgeteilt waren, hatten meine Großeltern ein ganzes Haus für sich allein. So kam es, dass meine Mutter und ich bei ihnen einzogen, als bei dem Großangriff auf Ratingen unser schönes Stadthaus ein Opfer der Brandbomben wurde. Meinen Vater, einen Musiker, der für mich seine Geige weinen und lachen ließ, hatte man noch im letzten Jahr dieses unsinnigen Krieges an die Front geschickt. Ich sollte ihn nie mehr sehen.

Jetzt waren wir also auch Cromforder!

Für mich ein Abenteuer. Alles war anders als in der Stadt. Auch hier fielen noch Bomben, aber hier, bei den Großeltern, fühlte ich mich beschützt. Opa half ja auch mit, dass möglichst wenig passierte. Er war in der Werksfeuerwehr und musste in diesen Tagen oft ausrücken, damit nicht auch noch der letzte Rest der Existenzgrundlage vieler, vieler Menschen zerstört wurde.

Und dann war Frieden. Wir Kinder sahen, wie die Menschen sich freuten, es musste etwas Wunderbares sein. Der erste schwarze Soldat kam die Allee herunter, und die Kinder rannten schreiend in die Häuser. Der arme Mann wollte uns Schokolade schenken, aber wir



Wohnhäuser an der Cromforder Allee. Am unteren Ende der Straße erkennt man das Pfortnerhaus und den Eingang zum Firmengelände und zum Park

kannten keine Schokolade - sie war schwarz - würden wir dann auch schwarz? Das war Frieden? Den schwarzen Mann aus vielen Geschichten - nun gab es ihn wirklich.

Wir Kinder hatten ständig Hunger. Meine Mutter hatte schon viele Sachen, sogar die Instrumente meines Vaters, sicher mit viel Herzblut, zu den Bauern getragen. Ein paar Eier, etwas Schinken oder Fett waren schnell verbraucht. Aber die Cromforder halfen sich selbst. Wozu hatte man die schönen Gärten? Hier war man doch auch früher Selbstversorger gewesen. Bald gedieh wieder alles prächtig. Im Garten meines Opas gab es jetzt zwar weniger Blumen, dafür aber Kartoffeln, Gemüse aller Art, dazu Obst an Bäumen und Sträuchern. Sogar große Tabakstauden für seine heißgeliebte Pfeife durften nicht fehlen.

Und Opa verstand es, mit allem umzugehen.

Ich saß Stunden bei ihm auf der Kellertreppe und sah gebannt zu, was er alles zauberte. Ja, sogar helfen durfte ich. Ich wurde mit der Zeit ein Meisterlein im Sauerkrautstampfen. Unter der Treppe stand ein großer Bottich mit Kraut. Opa hob mich hinein, und unter meinen nackten Füßen, mit denen ich stampfte, was das Zeug hielt, wurde es leckeres Sauerkraut. Ein herrlicher Spaß. Dem Rotkohl ging es ähnlich, und langsam füllte sich der Keller. Ich erinnere mich an ein großes Gurkenfass, viele Gläser mit eingemachtem Obst und Marmelade und, wenn Opa mit Rüben ankam, gab es bald das leckerste Möhrenkraut der Welt.

Das Tollste am ganzen Keller aber waren die großen Glasballons, die durch kleine Glasröhrchen miteinander verbunden waren. Ständig gluckerte und blubberte es in ihnen in den herrlichsten Farben. Darin entstand köstlicher Likör für die Großen. Der wurde dann an Sonn- oder Feiertagen im feinen



Gruppenbild zu einer Familienfeier im Hinterhof eines Hauses an der Cromforder Allee. Das Foto entstand um 1930. In der Bildmitte die Großeltern der Autorin, Wilhelm und Christina Pfeiffer

Wohnzimmer meiner Großeltern aus winzigen kostbaren Gläsern getrunken.

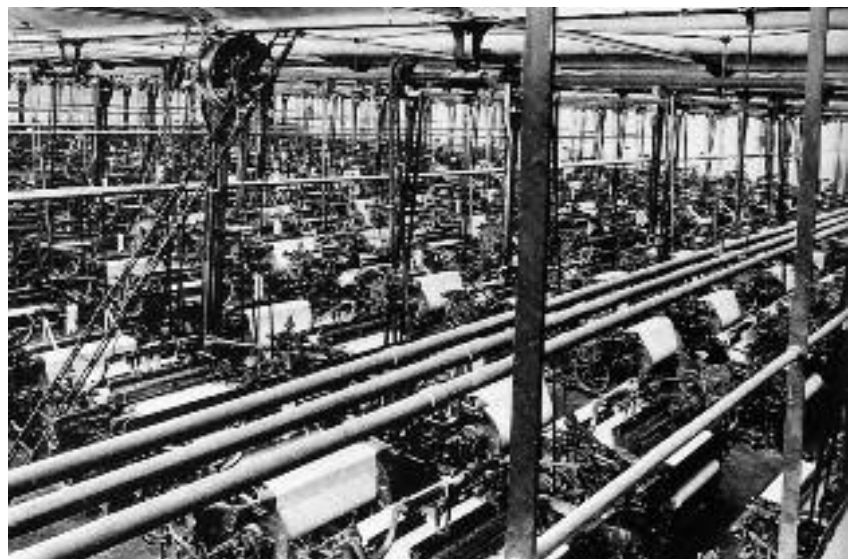
Ja, dieses Wohnzimmer, das war schon etwas ganz Besonderes. Ich erinnere mich an dunkle Möbel und viele, viele Spitzendeckchen, ja sogar auf den Lehnen von Sofa und Sesseln. Große Bilder an den Wänden und Tischchen mit unzähligen Fotos, auf denen alle ein sehr ernstes Gesicht machten. Das Tollste am ganzen Zimmer aber war das große Grammophon mit dem riesigen Trichter. Meine Kusine und ich waren immer ganz aufgeregt, wenn Opa das Kästchen mit den Nadeln holte. Jede Schallplatte, die nur Großmutter aussuchen durfte, bekam eine neue Nadel in den Tonarm. Und dann drehte Opa an der Kurbel, und die für uns mehr oder weniger schöne Musik erfüllte den ganzen Raum. Dann war die Welt in Ordnung und man vergaß für ein paar Stunden, dass allen noch ein harter Kampf bevorstand.

Cromford hatte in den Kriegswirren sehr gelitten, war es doch ein beliebtes Angriffsziel gewesen. Der Wiederaufbau begann. Es gelang tatsächlich, drei Webstühle wiederherzustellen. Das sollte der Beginn sein, doch wer konnte sie bedienen? Fachkräfte gab es keine mehr, die Männer waren noch nicht zurückgekommen. Da erinnerte man sich an meine Mutter, die als junges Mädchen kurzfristig in der Weberei gearbeitet hatte, um sich den Traum vom „Bubikopf“ zu erfüllen. Jetzt war sie ge-

fordert – und sie schaffte es!! Die drei ersten Webstühle konnten die Produktion wieder aufnehmen, der Startschuss, der Cromford wieder zum Leben erweckte.

Cromford war inzwischen Anlaufstelle vieler Flüchtlinge und Heimatvertriebener geworden. Alle waren, wie wir, bereit für einen Neuanfang. Mutti hatte plötzlich viele Lehrlinge, und auch die Spinnerei gab inzwischen vielen Frauen die Möglichkeit, ihre Familie zu ernähren.

Meine Mutter und ich hatten jetzt unsere eigene kleine Wohnung im Haus Nr. 16, das es heute noch gibt. Im Untergeschoss lebten drei Familien, im 1. und 2. Stock zwei Familien in jeweils zwei Zimmern. Wir wohnten jetzt in der 2. Etage.



Im großen Websaal standen etwa 300 Webstühle

Schmale, sehr steile Holztreppe, die unter unseren Füßen knarrten, dunkelrot gestrichen waren und immer hochglanzgebohnt wurden, führten hinauf. Sie waren für so manchen Treppensturz verantwortlich. Die großen Flure, ebenfalls immer frisch gebohnt, hatten eine Wasserstelle, das heißt, einen Wasserhahn und ein Becken. Die Zimmer waren klein, aber gemütlich. Wir hatten bald eine schöne Wohnküche und einen kuscheligen Schlafraum. Für Muttis „Rauchermarken“ malte uns der Maler mit einer Rolle kleine Blümchen an die Wände, das sah lustig aus, Tapeten gab es ja keine. Schön war der tolle Ausblick. Vom Wohnraum aus sah man über die Gärten und sogar einen Teil des herrschaftlichen Parks, vom Schlafraum auf der Rückseite konnte man bis weit in den nahegelegenen Wald sehen. Interessant für mich war der Blick in die Gärten des benachbarten „Haus Cromford“, die für uns unzugänglich waren, denn dort sah man von Zeit zu Zeit Mönche bei ihrem Abendspaziergang¹⁾. So etwas hatte ich auch noch nie gesehen.

1) Es handelte sich um Mönche aus der Kartause Hain am Düsseldorfer Flughafen. Einmal in der Woche durften die Kartäuser nach ihrer strengen Ordensregel das Kloster verlassen und waren dann vom Schweigegebot entbunden. Einige von ihnen wanderten zu Fuß nach Ratingen. In Cromford wurden sie öfter von der Familie **Gemmert** zum Kaffeetrinken eingeladen.



Rückseite der Wohnhäuser an der Cromford Alley

Wir hatten endlich wieder ein richtiges Zuhause. Nur, während es im Haus meiner Großeltern eine richtige Toilette gegeben hatte, mussten wir nun hinunter ins Klohaus. Das Klohaus befand sich im Hof und bestand aus mehreren Plumpskloabakinen, die unter den Bewohnern aufgeteilt waren. Für heutige Verhältnisse unvorstellbar, aber eine saubere Sache, denn es plumpste sehr tief, allerdings nicht immer lustig, wenn man wie wir im 2. Stock wohnte. Lustig aber oft, wenn im Herbst, nach der Ernte, die Gärten „geadelt“ wurden. Dazu wurden die Bohlen, die des Menschen Ungemach bedeckten, abgehoben, und in großen Schubkarren oder Eimern beförderte man dieses in die Gärten. Bei diesem Unterfangen passierte es immer

wieder, dass einer in die Jauchegrube fiel, für uns Kinder jedesmal ein Riesenspaß. Nach dem „Adeln“ roch es oft noch Wochen nach Landgold, aber das störte niemand, gewährleistetete es doch ein gutes Gedeihen im nächsten Jahr.

Auf der anderen Seite dieses interessanten Hauses gab es viele Ställe. Einige Familien hatten jetzt wieder Tiere zur Selbstversorgung. Es gab Kaninchen, viele Hühner und Gänse. Letztere jagten uns Kinder ständig über den Hof und kniffen uns in Beine und Po. Die aßen wir dann hinterher am liebsten.

Das Beste am Hof war die Anger, die ja heute noch den gleichen Verlauf hat. Man hatte einen Wasserarm abgezweigt, der nun direkt

an den hinteren Häusern vorbeiführte. Auf der Rückseite des heutigen Museums befand sich ein Wasserrad, dahinter die Turbinen, die für den eigenen Stromverbrauch zuständig waren. Da der Fluss der Anger wetterabhängig war, hatten wir bei Regenwetter Festbeleuchtung, bei Regenflaute gab's auch Flaute in den Glühbirnen — aber auch hier, das „Dorf“ versorgte sich selbst.

Nahe am Wasserarm hatte man das Waschhaus gebaut. Im Waschhaus gab es drei Waschküchen, die wechselweise von den Frauen genutzt wurden. Für uns Kinder war die Anger eine herrliche Bademöglichkeit. Da sie aber einen lehmigen, braunschlammigen Untergrund hatte, kamen wir selten „frischgebadet“ nach Hause. Dann war das Waschhaus gerade richtig. Eine Mutter hatte immer große Wäsche und steckte dann das eine oder andere Kind mit in den großen Waschzuber, nicht immer das reine Vergnügen, denn manchmal kam auch noch die dicke Wurzelbürste zum Einsatz.

Immer mehr Mütter hatten jetzt Arbeit in der Fabrik gefunden. Der Betrieb florierte, aber wir Kinder waren uns jetzt immer öfter allein überlassen. Mutti kochte abends und stellte mir dann den Topf mit dem Essen am anderen Tag in die Sofaecke. Mit dicken Kissen darauf blieb es dann immer eine Weile warm.

Mein kostbarster Schatz in dieser Zeit war mein Schlüssel. Ich war inzwischen ein Schulkind, und wie so viele andere Kinder zu dieser Zeit, trug ich den Schlüssel an einem festen Band um den Hals. Ich legte ihn nie ab, und die nächsten Jahre war er fester Bestandteil meiner Garderobe.

Ach ja, meine Garderobe, die machte der Mutti Kummer. Ich wuchs und wuchs und man konnte nichts kaufen. Meine Mutter hatte im Lyzeum Weißnähen gelernt, und wer Blusen und Hemden nähen kann, der kann viel mehr. Bald hatte ich einen wunderschönen neuen Wintermantel aus unserer Wolldecke. Meine Kleidchen waren meist aus gefärbtem Nessel, und als ich einmal damit ins Wasser fiel, war der Nessel zu seiner Ursprungsfarbe zurückgekehrt, während ich noch Wochen farbig durch die Gegend lief.



Der Turbinengraben, ein von der Anger abgeleiteter Wasserarm, verlief hinter den Häusern und hinter dem Herrenhaus



Die Familie des Geschäftsführers Dr. Franz-Josef Gemmert.

Von links: Gretel (die spätere Bildhauerin), Maria Gemmert mit dem jüngsten Sohn Leo, Fränzel (im Zweiten Weltkrieg gefallen), Dr. Gemmert und Maja, die später den HNO-Arzt Dr. Tacke heiratete. Das Foto wurde mit Selbstauslöser gemacht und entstand um 1930

Auch meine Schuhe waren längst zu klein. Aber ich hatte ja Opa. Aus dem Leder schnitt er Riemchen, drunter eine Holzsohle, einfach schick. Im Winter machte er uns Kindern Holzklotschen, die Holzländer wären neidisch geworden.

Unser liebster Spielplatz war nach wie vor die Anger. Mittendrin gab es eine kleine Insel, die uns immer magisch anzog. Hier gab es viele Tiere, Insekten, Würmer, kleine Schlangen, Fische, die sich im Lehm einbuddelten, eigentümliche Pflanzen und vieles mehr. Da die Überzahl der Cromforder Kinder aus Jungs bestand, mussten wir Mädchen hier so manche Mutprobe bestehen. Wir wollten ja dazugehören. „Dschungelcamp“ wurde keineswegs vom Fernsehen erfunden.

Im Winter fror die Anger zu. Opa machte mir kleine Schlittschuhe, zwei winzige Schlitten mit Blechkufen, und was zuerst abenteuerlich anmutete, funktionierte prächtig.

Der Betrieb lief inzwischen immer besser. Meine kleine zierliche Mutter bediente nun schon acht Webstühle. Wer jemals diese riesigen, lauten Monster gesehen hat, die außerdem ständig erhöhte Wachsamkeit einfordern, weiß, was diese Frauen damals geleistet haben. Bald arbeitete man in mehreren Schichten, und wenn die Werkssirene ging, öffnete sich das große Tor und es war ein Kommen und Gehen. Leider öffnete sich das Tor nur für die Betriebsangehörigen, denn nur zu gerne hätten wir Kinder gewusst, was sich dahinter verbirgt. Für uns war in der ganzen Zeit an diesem Tor mit der Pförtnerloge die Welt zu Ende. Aber das sollte sich bald ändern. Die Firma wurde zu dieser Zeit von Herrn **Dr. Gemmert** geführt, der mit seiner Familie im Herrenhaus wohnte. Seine Frau, selbst Mutter von vier, wenn auch erwachsenen Kindern, machte sich Gedanken über die vielen unbeaufsichtigten Kinder auf der anderen Seite des Tores. Sie öffnete uns ihre Welt.

Zum ersten Mal gingen wir, noch etwas ängstlich, durch dieses Tor und auch zum ersten Mal sahen wir den wunderschönen Park, das prächtige Herrenhaus, das uns wie ein Märchenschloss vorkam, die weitverzweigten Fabrikanlagen mit dem riesigen Schornstein, der wie ein Kirchturm über das ganze Gelände ragte.

Von jetzt an gab es Kinderfeste mit Sackhüpfen, Topfgeschlagen, Schnitzeljagden und vieles mehr. Sogar kleine Geschenke gab es. Ich erinnere mich an kleine Fläschchen mit „Liebesperlen“ (Korn überzogen mit Zuckerguß) oder Brausepulver in kleinen Tütchen. Wenige Körnchen vom Handrücken mit der Zunge aufgeleckt – ich meine heute noch, dieses herrliche Prickeln zu spüren. Es war mit nichts zu vergleichen.

Wir liebten Frau Gemmert. Sie ermöglichte es sogar einigen Kindern, den Arbeitsplatz ihrer Mütter kennenzulernen. Ein tolles Gefühl jetzt zu wissen, wo Mutti sich die ganze Zeit aufhielt und auch ein Gefühl von Stolz und Respekt zu erkennen, wie wichtig unsere Mütter waren. Natürlich war es niemals erlaubt, uns den Fabrikhallen zu nähern und da wir liebe Kinder waren, hat es niemals Ärger gegeben. Neugierig waren wir schon und so blieb es nicht aus, dass wir uns auch jenseits des Tores immer breiter machten. Obwohl es sicher nicht gern gesehen wurde, hörten wir nie ein böses Wort. Nur die Pförtner waren oft recht ungehalten, wenn schon wieder so ein schreckliches Kind an ihnen vorbei wollte.

Selbstverständlich interessierte uns auch die übrige Familie Gemmert. Da war Maja, eine hübsche große Frau, verheiratet mit einem bekannten Ratinger HNO-Arzt, der sogar zeitweise seine Praxis im Herrenhaus betrieb. Gretel war die Bildhauerin, für uns Kinder etwas Exotisches, und der nette Leo, den alle Kinder mochten. Aus leeren Benzinkanistern baute er ein Floß und manchmal durften wir mit ihm auf dem kleinen Angerarm, den es auch hinter dem Herrenhaus gab, herumschippeln. Für uns alle unfassbar, als er mit seinem Motorrad tödlich verunglückte.

Das Herrenhaus war für uns tabu. Dort herrschte eine strenge Haus-



Aus dem Fundament eines ehemaligen Gasometers wurde ein rundes Schwimmbad für die Familie Gemmert und die Belegschaft der Fabrik. Später wurde ein viereckiges Nichtschwimmerbecken angebaut

hälterin, und dass ausgerechnet sie einmal meine neue Oma werden würde, konnte ich damals noch nicht ahnen.

Am Ende des Hofes, hinter dem Herrenhaus, entdeckten wir ein wunderschönes Schwimmbad. Es gab Umkleidekabinen, ein Schwimmer- und ein Nichtschwimmerbecken und nach und nach lernten wir alle schwimmen.

Etwas weiter, hinter dem Schwimmbad, war die Gleisanlage. Auch ein herrlicher, wenn auch nicht ganz ungefährlicher Spielplatz. Hier wurden die großen Baumwollballen angeliefert und die großen Nesselballen wieder abgeholt. Die Baumwolle war wie Watte und manchmal ging ein Ballen kaputt. Dann stöberten die Watteflöckchen durch die Luft, und wenn wir es schafften, bis ins Baumwolllager zu kommen, konnten wir es nicht verheimlichen. Wir sahen selber aus wie Watteflöckchen. Dann war ein Donnerwetter fällig.

Ich verbrachte damals die meiste Zeit in dem wunderschönen Park. Hier war ich meiner Mutter etwas näher, und unter den schönen alten Bäumen konnte ich stundenlang lesen oder einfach nur meine Zeit verträumen.

Schön waren die Abende auf der Allee. Fast jedes Haus hatte einen kleinen Treppenaufgang, den „Brenkel“. Dort saßen die Leute

zusammen, erzählten, spielten Karten oder rauchten Lindenblützigaretten. Die Lindenblüten sammelten wir, legten sie auf Säcke zum Trocknen auf die großen Endlosspeicher, und wenn sie richtig trocken waren, konnten die Erwachsenen Zigaretten daraus drehen. Das Gleiche machten wir mit Kamillenblüten, sie wurden natürlich nicht geraucht, sondern sie wurden zu leckerem Tee oder Mutti nähte kleine Nesselsäckchen (was sonst). Gefüllt mit getrockneten Kamillenblüten, warm gemacht, halfen sie prima bei Bauchweh und Ähnlichem. Warm gemacht wurden sie im Backofen

oder auf dem Ofen, auch die eisernen Bügeleisen wurden so aufgeheizt, und die heutigen sogenannten Kamine sind nichts im Vergleich zu unseren damaligen Bulleröfen.

Auf der Straße wurde immer gespielt. Groß und Klein vergnügte sich beim Ballspielen. Später tauchten die ersten Diabolos auf. Sie waren aus Holz und man durfte sie nicht auf den Kopf kriegen. Passierte es doch, war es immer ein Spaß für die Leute auf dem Brenkel. Wir Kinder bekamen die ersten bunten Murmeln – etwas Wunderbares. Alles spielte sich auf der Straße ab, kein Auto störte, gab es doch noch keine. Der Milchmann kam mit dem Pferdewagen. Da die Allee abschüssig war, musste er immerzu bremsen. Das quietschte und schepperte, sodass die Leute bereits mit ihren Milchkannen auf der Straße standen, bevor er die große Glocke läuten konnte. Das taten dann die Kinder mit Begeisterung, bis wirklich der Letzte gehört hatte, der Milchmann ist da. Dieser wusste immer das Neueste zu berichten, und so standen die Frauen noch lange auf der Straße und erzählten.

Später kamen die ersten Autos. Eigenartige kleine Gefährte auf drei Rädern, die man dann auch noch Goliath nannte. Manchmal fiel so ein Auto um, das passierte dem Bäcker. Ebenfalls mit einem Auto kam der Büchermann. Bei ihm war



Blick auf die „Hohe Fabrik“ (heute Museum). Rechts der Baumwollschuppen, im Vordergrund der Gleisanschluss zur Angertal-Bahn



Maria Wagner, langjährige Haushälterin der Familie Gemmert und Großmutter unserer Autorin

immer viel los. Fast niemand hatte Radio. Fernsehen kannte man noch nicht. Die Bücher konnte man ausleihen, und nun saß man abends auf der Treppe und las.

Wir hatten ein Radio. Früher war es ein ganz tolles. Das hatte man Mutti abgenommen und ihr diesen kleinen schwarzen Kasten gegeben. Volksempfänger nannte man ihn.

Die ersten Männer kamen zurück. Meine Mutter besserte nun in ihrer kargen Freizeit Hemdkragen und Manschetten aus, denn auch die Männer hatten nichts Neues zum Anziehen. So kam zum ersten Mal mein später allerliebster Vater zu uns. Ein sportbegeisterter Mann, der ebenso begeistert von unserem Radio war, denn die ersten Sportübertragungen wurden gesendet. Und ausgerechnet seine Mutter war die strenge Wirtschaftlerin bei der Familie Gemmert. Aber wir lernten sie ganz anders kennen. Manchmal durfte ich sie sogar besuchen – im Herrenhaus. Sie trug stets eine große Schürze, unter der sich ein riesiger Schlüsselring verbarg, an dem viele, viele Schlüssel hingen. Nur Oma konnte alles aufschließen, sie war in meinen Augen etwas ganz Besonderes, und das war sie wohl auch.

Wenn wir uns auch sehr mochten, war sie trotzdem niemals bereit, für mich das Herrenzimmer aufzuschließen (Gartensaal). Wie schon bei meinen anderen Großeltern

blieb es die Woche über verschlossen, und oft hing meine Nase am Schlüsselloch und ich bildete mir ein, die tollsten Sachen zu sehen. Manchmal schaffte ich es aber hinauf in die „Belle Etage“. Nie zuvor hatte ich Bilder an der Decke gesehen. Blümchen an den Wänden, ja, aber Bilder an der Decke?

Mein geliebter Opa und die Oma waren inzwischen kurz hintereinander gestorben, und so war es für mich schön, eine neue Familie zu bekommen.

Wenn in Cromford jemand starb, kam der „Totenonkel“, ein kleines Männchen mit einem schwarzen Anzug, einem Zylinderhut und einem Stock. Mit diesem klopfte er an jede Tür, um den Leuten zu verkünden, dass der sehr ehrenwerte ... verstorben und am ... beerdigt würde. Die Kinder folgten ihm immer in respektvoller Entfernung. Überall bat man ihn hinein und er bekam, dank seines würdevollen Amtes, einen Schnaps. Hatte er endlich das letzte Haus der Allee erreicht, hatte er oft vergessen, wer verstorben war. Das zu verkünden übernahmen dann wir Kinder.

Die Männer sprachen vom „Schwarzen Markt“, was immer das sein sollte. Mein – damals noch nicht – Stiefvater brachte immer etwas mit, wenn er uns besuchte, aber fast immer Pudding. Der sogenannte Schwarze Markt

schien nur aus Pudding zu bestehen. Ich musste so viel Pudding essen, dass es für mein Leben reichte. Ich habe später nie mehr welchen gegessen.

Der absolute Höhepunkt des Jahres war immer der Betriebsausflug. Die Firma lief gut und das war wohl so ein Dankeschön an die Belegschaft. Wochen vorher waren schon alle ganz aufgeregt. Allein die Fahrt zum Rhein war ja schon ein Fest. Mit dem Schiff ging es dann zu den schönsten Orten am Rhein. Wir Kinder waren selbstverständlich dabei und fanden es aufregend, mit den Erwachsenen zusammen zu feiern. Zum ersten Mal kamen wir doch über die Grenzen unserer Heimatstadt hinaus – das war für uns die große weite Welt.

Mein Vater war nicht bei den Heimkehrern und so nahm meine Mutter endlich den Antrag ihres lieben Johannes an. Seine Mutter war inzwischen in den Ruhestand gegangen, denn die Familie Gemmert war in ihre Heimatstadt Freiburg i.Br. zurückgekehrt. Gerne hätten sie die Oma mitgenommen, aber diese konnte sich nicht mehr von Cromford trennen. Sie wohnte zwei Haustüren weiter, aber wenn wir uns besuchten, gingen wir nicht etwa über die Straße, nein, wir gingen die Treppe hoch zum Speicher, liefen bis zu Omas Haus, Treppe runter, wir waren da. Nicht nur bei Regen eine feine Sache.



Theatergruppe Cromford vor einer im Park errichteten Kulisse. Stehend von rechts: Zweite: Karin Mantyk (Rohde), Dritte: Edith Kleingens, Fünfte: Gerda Pfeiffer (Reibel), Sechste: Christa Bös (Amberg). Knieend: Wolf und Dirk Hermann, davor Helmut Kutterla



Der Festsaal in der alten Fabrik, in dem Auftritte der Volkstanz- und der Theatergruppe stattfanden und in dem später auch Filme vorgeführt wurden

Im Herrenhaus wohnten jetzt mehrere Familien, die zur neuen Firmenspitze gehörten. Der Sohn des Betriebsleiters liebte das Theater über alles, und so dauerte es nicht lange und er gründete mit einigen von uns eine Theatergruppe. Was zuerst nur ein lustiger Zeitvertreib war, wurde bald ein fester Bestandteil unseres Lebens. Im Sommer spielten wir im Park in wunderschönen Kulissen aus dem Fundus des Herrenhauses, im Winter und bei schlechtem Wetter durften wir in die Kantine, die auch eine Bühne hatte. Die Kantine befand sich im heutigen Museum.

Wir fanden ein begeistertes Publikum. Da es noch kein Fernsehen gab, nahm man jede Art von Unterhaltung liebend gern an. Vom Märchen bis zur französischen Revolution, wir spielten alles. Für uns Heranwachsende eine wunderschöne Zeit.

Leider ging alles viel zu schnell zu Ende. Wieder wechselte die Firmenspitze.

Das alte, von uns so verehrte Herrenhaus hatte seinen Glanz verloren.

Der Zusammenhalt der Cromforder war nach wie vor ungebrochen. Man half sich gegenseitig, man feierte und trauerte gemeinsam. Wurde jemand krank, übernahm mit Sicherheit ein anderer seine Schicht.

Aber man konnte auch hier die Zeit nicht aufhalten. Die erste deutsch

- amerikanische Hochzeit wurde gefeiert. Die ersten Auswanderer gingen nach Kanada. Einige, für die Cromford nach dem Krieg die einzige Möglichkeit des Überlebens bot, zogen zurück in die Stadt.

Das Tor war jetzt wieder verschlossen, der Park Privatgelän-

de. Von meinem Fenster aus konnte ich die Kinder des neuen Firmenleiters sehen, wie sie mit ihren Ponys durch „meinen Park“ ritten. „Mein Baum“, unter dem ich so manchen kleinen Kinderkummer vergessen konnte, wartete jetzt vergebens auf mich.

Meine Kindheit war vorbei.

Als auch wir Mitte der 1950er-Jahre zurück in die Stadt zogen, tat es nur noch ein bisschen weh, vielleicht auch deshalb, weil wir Oma und viele, viele liebe Freunde zurückließen. Der Bezug zu Cromford blieb also bestehen, aber war es noch mein Cromford?

Wir Cromforder Kinder sind in dieser Zeit wie Geschwister aufgewachsen, und viele von uns empfinden noch heute so. Es gibt noch viele Zeugen dieser, für Cromford ganz besonderen Zeit, und vielleicht lesen Sie irgendwann meine (unsere) Geschichte, die Geschichte einer, trotz vieler Entbehrungen, einmaligen Kindheit.

Nur eine Erinnerung, aber für mich die schönste der Welt !!!

Gerda Christine Reibel



Gerda Reibel, geborene Pfeiffer, mit ihrer Mutter Gerta Wagner, verwitwete Pfeiffer, die am 6. Juli dieses Jahres ihren 100. Geburtstag feiern konnte

Vom Ganges an den Rhein

Seit fast 50 Jahren in Deutschland

Es ist nichts Ungewöhnliches, wenn in einem Land wie Deutschland viele Menschen aus verschiedenen Nationalitäten leben.

So abenteuerlich der Lebensweg des einen oder anderen auch sein mag, für mich als Inder, heute fast 80 Jahre alt, war es letztlich das Zusammentreffen glücklicher Umstände, dass das Schicksal mich nach Deutschland und schließlich zu den Firmen Cromford und Schlafhorst¹⁾ führte. Eigentlich wollte ich für sechs Monate in Deutschland als Praktikant arbeiten, aber daraus wurden fast 50 Jahre. Ich bin dankbar, dass ich bald mein 80. Lebensjahr mit der Familie hier noch erleben kann. Übrigens, meine berufliche Wiege stand in „Cromford“ (Ratingen).

Ich möchte nun in einer Kurzfassung meine vergangenen schönen Erlebnisse und die kostbarsten Erinnerungen mit einigen Bildern auf dem Papier zum Ausdruck bringen.

Mein Elternhaus stand in Allahabad (Indien), wo ich am 28. Juli 1930 geboren wurde und wo ich auch meine Kindheit und Jugend zusammen mit 13 Geschwistern verbrachte.



Nishits Vater, Architekt und Ingenieur (links), mit seinem Freund, dem Hausarzt der Familie. Die Aufnahme entstand Ende der 1920er-Jahre



Allahabad (Indien), 31. Juli 1942.
Nishit Bhattacharyas Großfamilie ist anlässlich der Hochzeit eines älteren Bruders vollzählig zusammengekommen, um sich dem Fotografen zu stellen
In der vorderen Reihe Zweiter von links: Nishit Bhattacharya

Nach der Schulzeit, die ich mit der Oberschulreife an der „Jamuna Christian High School“ abschloss, arbeitete ich in verschiedenen Industriebetrieben als Praktikant, so in einem Kraftwerk, in einer Zuckerfabrik, in der Stahlindustrie und auch im Textilmaschinenbau.

Eine endgültige Anstellung fand ich dann in einem Textilkonzern (Spinnerei und Weberei) in Delhi. Durch diese Anstellung konnte ich damals etwas Geld für mein weiteres Studium sparen. Während



Nishit Bhattacharya
im Alter von 27 Jahren

der Tätigkeit im Textilkonzern machte ich ein paar Erfindungen und Verbesserungen für Webstühle und Spulautomaten, dafür wurde ich auch entsprechend belohnt.

Mein Vater, der ein angesehenes Architekt und Chef-Ingenieur des Distrikts war, ermöglichte mir die Aufnahme des Studiums, das ich als fertiger Weberei- und Maschinenbautechniker am technischen College in Madras (Indien) erfolgreich beendete.

Nach dem Tod meines Vaters im Jahre 1957 ging auch langsam die glanzvolle Epoche des Elternhauses zu Ende, die Bindungen waren zwangsläufig nicht mehr so eng, und der Wunsch, ins Ausland zu gehen, wurde immer größer. Aufgrund meines Strebens und der Verwandtschaftskontakte ins Ausland erhielt ich ein Angebot, nach Äthiopien (früher Abessinien) zu gehen, um dort beim Aufbau des ersten Textilbetriebs im Lande tatkräftig mitzuwirken. Kurz ent-

1) Die Weltfirma W. Schlafhorst u. Co hatte in ihren Glanzzeiten in den 1970er- und 1980er-Jahren 7.000 Beschäftigte in ihrem Hauptwerk in Mönchengladbach und in den Niederlassungen in vielen anderen Ländern. Sie produzierte hochwertige Textilmaschinen und exportierte sie weltweit



Der „Littorina-Express“ verkehrt zwischen der Hafenstadt Djibouti und der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba (Bild). Die Eisenbahntrasse wurde von Italienern während der Kolonialzeit erbaut und ist auch heute noch die einzige Eisenbahnstrecke Äthiopiens

war, dass er durch seine Majestät **Kaiser Haile Selassie I.** und **Kaiserin Menen** eingeweiht werden konnte.

Ich, als Techniker, Hobbyfotograf und -filmer hatte zusätzlich die Aufgabe, während der Einweihung zu filmen und zu fotografieren. Es verlief so weit alles reibungslos und ich war so begeistert, doch verursachte ich eine peinliche Situation: Beim Rückwärtsgehen hätte ich beinahe die Kaiserin angerempelt.

Um diese peinliche Situation wieder gutzumachen, verbeugte ich mich vor der Kaiserin und bat um Vergebung, doch ein Leibgardist beruhigte mich und flüsterte: „Es ist ja nichts passiert, Sie können weitermachen.“

schlossen nahm ich dieses Angebot an, obwohl ich keine Ahnung hatte, was mich dort erwartete, also ein erster Schritt ins Abenteuer, in ein fremdes Land.

Auf alle Fälle war es am 14. Juni 1959 so weit, dass ich meine Abreise nach Äthiopien antreten konnte, zunächst mit dem Zug von Delhi nach Bombay, dann von Bombay per Schiff nach Djibouti (ostafrikanische Hafenstadt in der damaligen Kolonie Französisch-Somaliland). Nach einer fünftägigen Reise bin ich am Golf von Aden angekommen.

Am nächsten Tag ging es weiter mit dem Littorina Express. Das war eine erlebnisreiche Zugfahrt mit der einzigen, von Italienern angelegten Schmalspurbahn. Nach rund 22 Stunden Tag- und Nachtfahrt über 780 km hielt der Zug an der Station des kleinen Ortes Akaki Basaka, etwa 19 km von der Hauptstadt Addis Abeba entfernt. Dort war auf einem großen Hügel der Standort des Betriebs „Indo-Ethiopian Textiles“, der sich noch in der Aufbauphase befand.

Ich wurde mit meinem gesamten Gepäck abgeholt und zur im Tal aufgebauten Unterkunft gebracht.

Hier traf ich auch einige mitwirkende Spezialisten aus Deutschland, Italien, England, Japan und Indien. Es wurde in guter Zusammenarbeit fast Tag und Nacht gearbeitet, damit der gesamte Betrieb bis Mitte 1960 so weit fertig



Die neu errichtete Fabrik der „Indo-Ethiopian Textiles“ in Akaki Basaka in der Nähe von Addis Abeba. Die Aufnahme entstand 1960. Links erkennt man die Unterkünfte der Arbeiter und Angestellten. Auch Nishit Bhattacharya wohnte dort



Einweihung des neuen Betriebes durch Kaiser Haile Selassie und Kaiserin Menen Mitte 1960

Ein paar Wochen später durften wir, die ausgesuchten mitwirkenden Techniker, eine Audienz beim Kaiser im Palast von Addis Abeba miterleben. Wir erhielten die Anweisung, nach der Audienz erst drei Schritte rückwärts zu gehen, uns zu verbeugen, dann umzudrehen und zu gehen.



Bikila Abebe, Olympiasieger im Marathon bei der Olympiade in Rom 1960, wird nach seiner Heimkehr im Triumphzug durch Addis Abeba gefahren

Ferner durfte ich in Addis Abeba auch den großen Empfang von **Bikila Abebe**, des ersten äthiopischen Olympiasiegers, der 1960 in Rom barfuß in Rekordzeit die Marathonstrecke von 42 km gewann, miterleben. Er war übrigens Mitglied der Leibwache von Kaiser Haile Selassie.

In meiner Freizeit und in Gesellschaft trug ich meistens europäische Kleidung, was mir schon aus Indien vertraut war, aber auch gerne die äthiopische Landestracht, um mich in diesem Land anzupassen. Ich habe auch das Nationalgericht „Injira-Wath“ - ein dünnes riesiges Fladenbrot aus einer besonderen Teigmischung - und dazu ein mit Hühnerfleisch zubereitetes, gewürztes Curry, gerne gegessen.

Außerdem machte es mir Spaß, zusammen mit einem einheimischen Bauern einmal auf dem Acker mit einem alten Pflug zu arbeiten.

Äthiopien ist landmäßig so groß wie Deutschland und Frankreich

zusammen und Addis Abeba ist seit 1893 die Hauptstadt Äthiopiens und gehört mit seinen 2.370 m ü.M. zu den höchsten Hauptstädten der Welt. In diesem Land wird überwiegend „Amharisch“ und Englisch gesprochen. Es gibt noch vieles über das Land und über das, was ich gesehen und erlebt habe, zu berichten, aber das lieber zu einem späteren Zeitpunkt. Somit beende ich hier das Kapitel Äthiopien.

Mittlerweile hatte ich sehr viel über Deutschlands positive Wirtschaftsentwicklung gelesen. Hinzu kommt noch die Zusammenarbeit mit Europäern, besonders mit deutschen Spezialisten, welches dazu führte, dass der Gedanke, dieses Land kennenzulernen, mich nicht mehr losließ.

Da mein Vertrag in Äthiopien im Oktober 1960 endete, bemühte ich mich schon vorher, aufgrund bestehender Beziehungen zwischen Deutschland und Indien, mit der Textilfirma Johann Gottfried Brügelmann in Ratingen zu korrespondieren.

Natürlich schrieb ich in Englisch, und die Firma antwortete in Deutsch, aber unsere Verständigung war zufriedenstellend. Übrigens, dieser Betrieb wurde 1783 gegründet und war somit die erste mechanische Baumwollspinnerei und Zwirnerei Deutschlands, genannt „CROMFORD“, später auch mit Weberei, also ein vollwertiger historischer Textilbetrieb.

Man kann sich leicht vorstellen, wie groß meine Freude war, als ich dann Anfang September 1960 ein zwar mit etwas Bedenken, aber zustimmendes Schreiben von Direktor **Hans Tauer** der Firma Joh. Gottfr. Brügelmann aus Ratingen erhielt. Damals war ich froh, dass ich in Deutschland in einem historischen Textilbetrieb als Praktikant tätig sein konnte.

Ich nahm also am 11. November 1960 Abschied von Äthiopien, dann begann meine neuntägige Reise mit dem französischen Schiff „Laos“ nach Europa: Eine abenteuerliche Reise von Djibouti, durch das Rote Meer über Suez, Kairo, Alexandria, Port Said, über das Mittelmeer, durch die Straße von Messina, dann weiter zwischen Korsika und Sardinien hindurch nach Marseille. Schließlich erreichte ich mit dem Zug über Straßburg (heute Europahauptstadt) am 22. November 1960 Düsseldorf gegen 21 Uhr. Es war ein kalter Novemberabend, und von der Firma Brügelmann war niemand am Bahnhof, um mich abzuholen. Beängstigt dachte ich, da muss etwas mit dem Telegramm schief gelaufen sein. Aber ich hörte eine Stimme, die mir sagte: „Nishit, gib nicht auf, du schaffst es.“ Also musste ich das Gepäck am Bahnhof zur Aufbewahrung geben, und mit dem Taxi ging es dann nach Ratingen zum Sitz der Firma, doch zu meiner Enttäuschung war dort am Eingang niemand anwesend, bei dem ich mich melden konnte. Also fuhr



Mit dem französischen Schiff „Laos“ fuhr Nishit Bhattacharya im November 1960 von Djibouti nach Marseille, um von dort nach Ratingen zu gelangen

ich mit demselben Taxi wieder zurück nach Düsseldorf. Der freundliche und hilfsbereite Taxifahrer, der sich auch etwas mit Englisch verständigen konnte, gab mir den Tipp, in der Nähe des Hauptbahnhofs im Haus des CVJM zu übernachten und brachte auch mein Gepäck dorthin. Ich war ihm sehr dankbar für seine Hilfsbereitschaft und habe ihn entsprechend belohnt.

Ich war froh, dass ich eine Nacht im Hause des CVJM übernachten konnte, sollte aber das Zimmer am nächsten Morgen um 10 Uhr wieder frei machen.

Der Aufzug war aber defekt, also musste ich das schwere Gepäck in den 5. Stock hochschleppen. Ich war total k.o. von der langen Reise, und die rasenden Kopfschmerzen machten mich fertig. Das von mir bestellte Omelett konnte ich gar nicht runterkriegen. Am späten Abend lernte ich noch einen freundlichen deutschen Lehrer kennen, der ägyptische Studenten betreute, von ihm erhielt ich einige für mich nützliche Informationen.

Am nächsten Tag, am 23. November 1960, fuhr ich mit der Straßenbahn, Linie 12, ohne Gepäck von Düsseldorf nach Ratingen. An der Haltestelle begegnete ich hilfsbereiten Menschen. Drei Jugendliche wollten mir sogar sofort den Weg nach Cromford zeigen und begleiteten mich dorthin. Unterwegs schenkte ich den dreien je eine Tafel Schokolade als Dankeschön. Freudestrahlend gingen sie nach Hause. Solche Erlebnisse gibt es heute nicht mehr.

Ich konnte mich dann bei Direktor Hans Tauer in der Firma Brügelmann melden. Das Telegramm, wie sich später herausstellte, lag noch in der Betriebshauspost.

Danach war eins, zwei, drei alles klar, ich wurde von Hans Tauer wie ein alter Bekannter empfangen. Dann trat **Paul Fink** von der Firma Brügelmann in Aktion, dem ich vom ersten Tag an wie einem Freund vertraute, er war übrigens ein gebürtiger Lintorfer. Er fuhr mit mir nach Düsseldorf, damit ich mein Gepäck abholen konnte.

Zunächst wurde für zwei Tage für mich ein Zimmer in einem Gasthaus auf eigene Kosten besorgt.



Nishit als Praktikant bei der Firma Brügelmann in Cromford. Hier überprüft er gerade die Schusspulautomaten, hergestellt von der Firma Schlafhorst in Mönchengladbach

Danach traten Frau Elisabeth Tauer und Frau Wilma Fink in Aktion. Sie hatten für mich ein Zimmer im Cromforder Herrenhaus herrichten lassen. Es kam mir wie ein Traum vor, dass ich sogar im Cromforder Schloss als Gast wohnen durfte.

Nach einer Betriebsführung durch den Firmenchef, Herrn Tauer, wurde mir klar, dass ich als Praktikant im Unternehmen tätig sein würde. Aber ich konnte noch überhaupt kein Deutsch, deswegen war die Verständigung nur in Englisch oft sehr schwierig, aber für mich war

alles „wonderful“. Ich zögerte nicht, als Hans Tauer mir einen Sprachlehrer empfahl, und ging für drei Monate zur Sprachschule. Dort lernte ich intensiv die deutsche Sprache.

Eines Morgens war es eine große Freude für mich, als ich aufstand und sah, dass alles weiß war mit Schnee, aber für mich war es doch etwas zu kalt mit meiner Kleidung. Auf meine Bitte mich zu begleiten, fuhren Tauer und Fink mit mir nach Düsseldorf zu C&A, um etwas wärmere Kleidung zu kaufen. Ich hatte genug Geld, um das selber zu bezahlen. Ich nahm es aber als rheinischen Humor, wenn erzählt wurde, dass man mich eingekleidet hätte.

Arbeiten und Lernen machte mir Riesenspaß, nach dem Motto: „Von allem lerne nur, dich selber zu belehren, so werden andere dich als ihren Lehrer ehren.“ Ich bemühte mich irgendwie, mit meinem Wissen und Können die Aufgaben zu erfüllen. Die Freunde von Cromford (Tauer und Fink) waren meine Wegbegleiter. Übrigens, inzwischen wurden mir wichtige deutsche Worte beigebracht: „Lass Knacken“ und „Hannen Alt“.

Weihnachten musste ich, als Nikolaus verkleidet, eine Rede im Cromforder Gartensaal halten und eine Botschaft aus Indien überbringen. Wilma Fink wirkte auch mit und fertigte für mich eine geeignete Nikolausmaske an. Die aus Indien, Äthiopien und Ägypten



Der erste Schnee! Nishit Bhattacharya vor den Sheddachhallen der Weberei



Zum ersten Mal zu Besuch bei der Familie Fink im Jahre 1960.
Ganz links: **Wilma Fink**. Neben Nishit Bhattacharya **Paul Fink**, damals
Prokurist der Firma Joh. Gottfr. Brügelmann

mitgebrachten Geschenke überreichte ich aus Dankbarkeit den lieben, hilfsbereiten Menschen. Denn für mich war es ein „goldenes Land“. Ich konnte sehen, was die Deutschen nach dem Weltkrieg alles fleißig machten: Wiederaufbau, Handwerk, Putzen, Autos, Häuser und Maschinen bauen. Und überall war Ehrlichkeit zu spüren (was man heute nicht mehr behaupten kann). Kurze Zeit später wurde Deutschland die größte Wirtschaftsmacht Europas und benötigte immer mehr Menschen im Lande. Deshalb waren Arbeitskräfte aus dem Ausland hier willkommen (aber auch das hat sich heute aus vielen Gründen geändert).

Bald fühlte ich mich bei Finks wie zu Hause und bei Tauer wurde ich der große Sohn des Hauses genannt. Im Unternehmen war ich ein Mitarbeiter wie alle anderen.

In Erinnerung an die gute alte Zeit: „Ich hatte sofort das Gefühl, in einer großen Familie zu sein, sonst hätte ich bestimmt großes Heimweh gehabt.“

Im Grunde wollte ich mit dem Besten aus Deutschland und in aller Bescheidenheit einen ansehnlichen Lebensstil aufbauen. An viele unvergessliche Erlebnisse, wie Einladungen, Familienfeste, Weihnachten, Silvester, Karneval, Betriebsausflug usw., denke ich noch heute gern zurück.

Ich durfte Hans Tauer auch auf Reisen begleiten, wie z.B. zur Industriemesse, oder um Maschinen zu besichtigen. Wahrscheinlich

hatte er längst meinen Ehrgeiz und meine Fähigkeiten erkannt und ermöglichte mir daher die Ausbildung zum Meister in der Textilschule von Reutlingen. Danach ging es wieder nach Cromford, wo ich weiter als Mitarbeiter tätig war.

Nach einigen Monaten hatte ich einen Wunsch und teilte Herrn Tauer mit, dass ich gerne eine Ausbildung in einer deutschen Textilmaschinenfabrik machen würde, bevor ich nach Indien zurückginge. Ein Anruf von ihm bei der Firma Schlafhorst in Mönchengladbach genügte: Zu meiner großen Überraschung wurde ich plötzlich ein Schlafhorst-Techniker im Außendienst.

Im September 1962 nahm ich Abschied von meinen lieben Freun-

den in Cromford und von der Firma Joh. Gottfr. Brügelmann mit einer Herzensbotschaft: Ich hatte darum gebeten, dass unsere Freundschaft für alle Zeiten bestehen bliebe.

Dann ab 1. Oktober 1962 trat ich bei der Firma Schlafhorst in Mönchengladbach in den Dienst ein. Mit großem Eifer arbeitete ich mich in das neue Aufgabengebiet ein und lernte in Theorie und Praxis die Schlafhorst-Maschinen kennen, und bald musste ich in Schlafhorst-Mission durch ganz Europa reisen. Dann ging es Anfang Februar 1965 für neun Monate nach Indien, und meine Aufgabe war es dort, die Inbetriebnahme der Schlafhorst-Maschinen durchzuführen und das Personal in der Landessprache auszubilden.

Nun soll das Weitere kurz berichtet werden: Nach der Rückkehr aus Indien heiratete ich im Mai 1966 die Schweizerin Maria Herger aus dem Kanton Glarus, die ich im Dezember 1964 in der Schweiz kennengelernt hatte, und die nun seit 44 Jahren meine Frau ist. Auf meine Einladung kamen Tauer und Finks in die Schweiz, um unsere Hochzeit mitzufeiern. Aus unserer Ehe stammen zwei Töchter, Nisha und Krishna, und wir sind in Mönchengladbach beheimatet. Mittlerweile haben wir auch einen Enkel.

Im Laufe der Zeit bei der Firma Schlafhorst gelang es mir, einige technische Verbesserungen für



Hochzeit mit **Maria Herger** in der Schweiz am 7. Mai 1966.
Die Cromforder Freunde Tauer und Fink waren natürlich mit dabei!

Die Firma W. Schlafhorst wurde im Jahre 1884 von dem Textilindustriellen **Wilhelm Schlafhorst** in Mönchengladbach gegründet. Im Jahre 1890 trat **Oscar Schlafhorst** als Teilhaber ein und leitete die Firma von 1897 bis 1902 allein.

Am 1. Januar 1903 wurde der Ingenieur **Wilhelm Reiners** Mitinhaber der kleinen Textilmaschinenfabrik W. Schlafhorst & Co. und ab 1911 alleiniger Inhaber der Fabrik.

Schon vor dem Ersten Weltkrieg waren Schlafhorst-Textilmaschinen ein Begriff auf dem Weltmarkt.

Im Jahre 1937 trat **Dr.-Ing. Walter Reiners**, Sohn von Dr. Wilhelm Reiners, als Prokurist in die Firma ein. 1940 machte ihn sein Vater zum Teilhaber. Übrigens, Dr. Walter Reiners war mit der Tochter des ersten Bundeskanzlers, Dr. Konrad Adenauer, verheiratet.

Im Dezember 1943 verstarb Dr. Wilhelm Reiners. Danach wurde Dr. Walter Reiners alleiniger persönlich haftender Gesellschafter von Schlafhorst.

1943 und 1944 (Weltkrieg) wurde die Fabrik durch Bomben zerstört. Die Firma stand bis 1947 auf der Demontageliste. Der Firmenchef Walter Reiners aber schaffte es, mit den wenigen Schlafhorst geliebten Mitarbeitern gemeinsam den Wiederaufbau der Fabrik zu verwirklichen.



Die Betriebsanlagen der Firma W. Schlafhorst & Co. im Hauptwerk Mönchengladbach um 1985

1951 kam der große Aufschwung: Schlafhorst lieferte wieder Textilmaschinen für Webereivorbereitung und Spulerei an die Weltmärkte. Die Firma wurde größer und größer.

Durch ununterbrochene Weiterentwicklung brachte Schlafhorst 1962 den Kreuzspulautomaten **AUTOCONER** auf den Markt, der dann weltweit ein Renner wurde.



Aus der Betriebsanleitung für die Autoconer-Spulmaschine der Firma Schlafhorst, die von Nishit Bhattacharya in die Landessprache Hindi übertragen wurde. Er musste dazu alle Schriftzeichen mit Tusche auf DIN A3-Seiten aufmalen, um eine Druckvorlage herstellen zu können. Schlafhorst-Maschinen wurden auch nach Indien exportiert

1963 wurde das Zweigwerk in Übach-Palenberg bei Aachen gebaut.

Schlafhorst produzierte weiterhin jahrelang neu- und hochentwickelte Maschinen-Bauvarianten des Spulautomaten AUTOCONER und 1977 als neues Produkt den Rotor-Spinnspul-Automaten AUTOCORO und wurde weltweit Marktführer.

1977 wurde das neue Schlafhorst-Service-Center in Rheindahlen bei Mönchengladbach gebaut. Als Dr. Walter Reinders am 30. Juni als persönlich haftender Gesellschafter von Schlafhorst zurücktrat, berief er eine neue Geschäftsleitung aus der jüngeren Generation ein, bestehend aus sechs Mitgliedern, die die Führung von Schlafhorst übernahm.

Am 28. Januar 1980 starb Walter Reiners. Sein unternehmerischer Weitblick und sein Gespür für Innovation und die neuen Technologien haben Schlafhorst an die Spitzengruppe des internationalen Textilmaschinenbaus geführt.



8. Mai 1987: Jubilarsfest der Firma Schlafhorst in der Kaiser-Friedrich-Halle in Mönchengladbach. Nishit Bhattacharya wurde für 25-jährige Betriebszugehörigkeit geehrt

Im September 1984 feierte Schlafhorst 100-jähriges Firmenjubiläum.

Am 8. Mai 1987 wurde ich von Schlafhorst zur 25-jährigen Jubilarfeier eingeladen: Ehrung durch die Geschäftsleitung und Überreichung der Urkunde und einer Medaille. Anschließend Jubilarfest und Empfang mit meiner Frau in der Kaiser-Friedrich-Halle in Mönchengladbach.

Bis 1988 hatte die Firma W. Schlafhorst & Co. mit allen Werken zusammen 6.100 Mitarbeiter und war eine florierendes Unternehmen.

Heute heißt die Firma Oerlikon Schlafhorst GmbH & Co. KG und hat insgesamt ca. 1.200 Mitarbeiter. Nach 1990 begann nach und nach die Firmenverkleinerung. Im Stammwerk Mönchengladbach wird nur noch geringfügig produziert, alles andere ist nach Übach-Palenberg verlegt worden.

N.B.

die „Autoconer“-Spulmaschine zu erfinden. Ich durfte dann in der Abteilung der Spezialisten meine Aufgaben erfüllen. Danach reiste ich wieder jahrelang in Schlafhorst-Mission nicht nur durch Europa, sondern als Spezialist auch nach England, Südkorea, Japan, Australien, Philippinen, Israel, Griechenland, Äthiopien und Indien, um die technischen und technologischen Probleme im Kundenbetrieb zu lösen.

Trotz der Reisen, der Termine und der Verantwortung habe ich die Kontakte zu den Cromford-Freunden aufrechterhalten. Sogar an einer Wiedersehensfeier im November 1984 in Ratingen für ehemalige Mitarbeiter von Cromford habe ich mit meiner Familie teilgenommen.

Es vergingen viele Jahre meines Berufslebens bei den Firmen Cromford und Schlafhorst, dann war es so weit, dass ich 1993 meine wohlverdiente Altersrente antreten konnte.

Es tut mir so leid, dass meine beiden Freunde Hans Tauer und Paul Fink mittlerweile etwas zu früh verstorben sind, aber ab und zu erscheinen sie mir in meinen Träumen.

Weiterhin leben wir in Deutschland, ich habe viel gesehen, erlebt und gelernt (d. h. man hat nie ausgelernt).

Nach fast 50 Jahren muss ich leider sagen, dass die Bundesrepublik Deutschland, auf die ich so stolz war, aufgrund vieler Tatsachen heute nicht mehr das Goldene Land von damals ist. Eine Anmerkung möchte ich doch machen: Ältere, ehrliche und mündige Bürger werden durch Banken, Medien, Wirtschaft und Politik für dumm verkauft. Wenn ich auch darüber noch meine Meinung äußern sollte, würde es zu weit führen.

Zurück zu Ratingen-Cromford: Im Jahre 1972 wurden große Teile

des Betriebes Joh. Gott. Brügelmann durch einen Brand zerstört und 1976, wenige Jahre vor dem 200. Jubiläum, erfolgte die endgültige Stilllegung. Danach hat der Landschaftsverband Rheinland mit viel Liebe zum Detail und durch Umgestaltung und Renovierung des gesamten Anwesens das Rheinische Industriemuseum Textilfabrik Cromford geschaffen. Es wurde 1996 als historisches Museum für die Besucher eröffnet. Für heute möchte ich hier Schluss machen und hoffe, dass die Leser zufrieden sind.

Nishit Bhattacharya



Nishit und Maria Bhattacharya in Lintorf am 22. April 2010

Der Streichholzbastler **Bruno Schleuter** hat in diesem Jahr das Herrenhaus Cromford aus 10.000 Streichhölzern und etwa sieben Meter Silvester-Raketenstößen als Modell nachgebaut. In fast 350 Stunden wurden die Streichhölzer bearbeitet und verarbeitet. Die



Bauvorlagen stammen aus alten Ratinger Geschichtsbüchern und aus dem Stadtarchiv. Viele digitale Fotos vom Original wurden gemacht, um alles naturgetreu nachbauen zu können. Auch die an der Rückseite des Hauses angebrachte Auffahrrampe wurde nicht vergessen.

B.S.

www.handwerker-in-ratingen.de



BAUCONCEPT

**Planungs- und
Bauleistungs GmbH**



0163-26 46 100

www.bauconcept-bau.de

40885 Ratingen, Duisburger Str. 21

Cromford in den 1950er- und 1960er-Jahren



Die Joh. Gottfr. Brügelmann GmbH in Cromford im Jahre 1958. Links unter den Sheddächern die Weberei mit dem Wasserturm und dem Schornstein neben dem Turbinenhaus. Im Hintergrund erkennt man die Angertalbahn mit dem auf die Fabrik zulaufenden Werksgleis. In der Mitte das Herrenhaus, hinter den Arbeiterwohnungen die „Hohe Fabrik“, das heutige Museum. Links daneben der Baumwollschuppen



Betriebslok der Firma Joh. Gottfr. Brügelmann. Sie zog die mit Baumwollballen beladenen Güterwagen über das Anschlussgleis zum Lagerschuppen



Der Baumwollschuppen hinter dem Herrenhaus



Altes Logo der Firma Brügelmann. Es symbolisiert Spindel und Weberschiffchen. Entwurf: Dr. Franz-Josef Gemmert



Das Herrenhaus Cromford um 1960, aus ungewöhnlicher Perspektive fotografiert. Die Aufnahme wurde vom Dach des Kühlturmes aus gemacht. Links hinter dem Herrenhaus der Baumwollschuppen. Im Hintergrund die alte Fabrik, heute Museum



Dezember 1960: Nishit, der Nikolaus, überbringt Grüße aus Indien. Die Nikolausfeier für die Belegschaft fand im Gartensaal des Herrenhauses statt



Die Cromforder Allee im Dezember 1960. Links die Arbeiterhäuser, rechts die Gärten der Hausbewohner. In der Mitte: das Pfortnerhaus mit dem Eingang zum Betriebsgelände



Schwungrad der alten Dampfmaschine, die zunächst alle Webstühle antrieb. Sie wurde durch Motoren ersetzt, die für gleichmäßigeren Lauf sorgten



Geselligkeit im Hause des Betriebsleiters **Hans Tauer** im Jahre 1961. Von links: Hans Tauer, Nishit Bhattacharya, Paul Fink, Elisabeth Tauer, davor Sohn Hans-Dieter, Gretel, die Haushälterin, Wilma Fink



1961: kleine Feier im Büro der Firma Brügelmann. Von links: Buchhalter Hermann Müller, Clemens Hauschke (Leiter der Spinnerei), Prokurist Paul Fink, Nishit, Anni Lechleitner, Annemarie Vater, Gisela Beyer, Annemarie Schwarzkopf und Frau Zetniczek

Zeichnungen von Bert Gerresheim in der Barbarakapelle

Der Besucher der Barbarakapelle am Hauser Ring (Hauser Kapelle) muss versuchen, einen Blick durch die Fenster neben der Türe ins Innere zu werfen. Er sieht den barocken Altar im Hintergrund mit der Figur der hl. Barbara, er sieht auch ein großes Standkreuz. Seit einiger Zeit ist aber etwas Neues hinzugekommen. Acht Graphiken erkennt der Beobachter an den Wänden rechts und links (im Format DIN A4). Es sind Darstellungen des Kreuzwegs, den Jesus am Karfreitag gegangen ist. Die Signatur verweist auf den bekannten Künstler **Bert Gerresheim** aus Düsseldorf. Es sind aber nicht 14 Stationen, eine traditionelle Zahl, wie wir sie in den meisten katholischen Kirchen finden, sondern acht Momente aus diesem schmerzlichen und schrecklichen Weg bis zur Verurteilung Christi am Kreuz. Zu sehen ist die erste Station „Jesus wird zum Tode verurteilt“, die dritte „Jesus fällt zum ersten Mal unter dem Kreuz“, die vierte „Jesus begegnet seiner Mutter“, die fünfte „Simon von Zyperne hilft Jesus das Kreuz tragen“, die achte „Jesus begegnet den weinenden Frauen“, die elfte „Jesus wird ans Kreuz genagelt“, die zwölfte „Jesus stirbt am Kreuz“ und schließlich die dreizehnte „Jesus wird vom Kreuz abgenommen.“ Das Besondere an diesen Bildern ist, dass nicht allein das historische Ereignis von vor 2000 Jahren dargestellt ist, sondern das Schreckliche, was damals mit Jesus passierte, ist in unsere Zeit hineingeholt, was man daran erkennt, dass Menschen unserer Zeit als Mitleidende und Begleiter auf dem Kreuzweg zu erkennen sind. Ganz klar zu identifizieren sind z.B. Mutter Teresa aus Kalkutta (4. und 12. Station) noch einmal Mutter Teresa und ihre Mitschwwestern (8. Station), Pater Maximilian Kolbe (11. Station), Papst Johannes Paul II. (13. Station). Jesus, der Verurteilte und Gekreuzigte, ist ein durch und durch leidender Mensch, dessen Gesichts-

züge vom Tod gezeichnet sind oder der sich in seinem Schmerz in den ihn begleitenden Menschen zu verbergen scheint. Die Marterwerkzeuge sind roh und grausam: der Kreuzbalken, die Stricke und Ketten. Die Handlanger sind einerseits kaum zu erkennen oder sie üben ihr „Handwerk“ aus, zeigen dabei eine Regung von „Pflichtbewusstsein“ oder auch „ich kann

nicht anders“. Wichtig sind die Verursacher, erkennbar an hoher Mütze oder Mitra, ohne dass diese Personen, die sie tragen und Verantwortung haben, ihre Gesichter zeigen.

Die Kreuzwegstationen stehen in einem deutlichen Kontrast zu dem einfach gestalteten Raum. Sie passen aber insofern thematisch in diese kleine Barockkapelle, da



Bert Gerresheim (*1935) am Modell für den Bronzeguss seines Friedrich-Spee-Epitaphs. 1991 wurde das Epitaph am nördlichen Seitenchor der Basilika St. Suitbertus in Kaiserswerth eingeweiht, Höhe 250 cm, Breite 120 cm. Das Denkmal zeigt Stationen aus dem Leben und Werk Friedrich Spees (1592 - 1635)
(Foto: RP-Foto Rosemarie Ammelburger)

diese am Ende des Dreißigjährigen Krieges gebaut wurde mit Blick auf die furchtbaren Erfahrungen der Kriegszeit.

Der Künstler und Bildhauer Bert Gerresheim wurde am 8. Oktober 1935 in Düsseldorf geboren. Er studierte an der Düsseldorfer Kunstakademie (1956-1960) u.a. bei **Otto Pankok**. Ab 1960 folgten Studien in Kunstgeschichte, Archäologie und Germanistik an der Universität Köln. 1967 erhielt er ein einjähriges Stipendium der Villa Massimo in Rom. Es folgten häufigere Aufenthalte in der Villa Romana in Florenz. Bis 1990 war Bert Gerresheim Deutsch- und Kunstlehrer am Lessing-Gymnasium in Düsseldorf. Bis 1970 war sein Schwerpunkt die Zeichnung, dann entschied er sich immer mehr zur Bronzeplastik. Auf Grund des Erfolgs in diesem Metier überwiegt seit 1981 die bildhauerische Tätigkeit. Bekannte Werke finden wir in

unserer näheren Umgebung: das Heinrich-Heine-Monument am Schwanenmarkt in Düsseldorf (1981), das Kreuz zum Düsseldorfer Katholikentag – heute am Turm der St. Rochus-Kirche in Derendorf (1982), das Spee-Epitaph in Kaiserswerth (1985), das Stadterhebungsmonument zur 700-Jahrfeier Düsseldorfs in der Altstadt (1988), das Josef-Denkmal in Bilk (1990), das Edith-Stein-Denkmal in Köln (1990). Weitere Arbeiten von ihm lassen sich u. a. in Kevelaer, Münster oder Wuppertal finden.

Ratingen hat auch „seinen“ Bert Gerresheim. Für die Kirche St. Jakobus d. Ä. in Homberg hat er ein Jakobus-Reliquiar geschaffen, den Osterleuchter, Altarleuchter und den Tabernakel, der das Jakobusmotiv variiert. Jetzt sind die Zeichnungen in der Barbarakapelle hinzugekommen. Bert Gerresheim ist gläubiger Christ und seit

1976 Mitglied des weltlichen Franziskanerordens. Darum liegt es nahe, dass er sich intensiv mit christlichen Themen auseinandersetzt, aber immer in unmittelbarer Verbindung mit der modernen Welt.

Den Kontakt zu Bert Gerresheim stellte **Wilhelm Blasberg** her, der den Künstler im Jahre 2007 auch schon einmal zum Vortrag bei den „Ratinger Jonges“ eingeladen hatte, eine Veranstaltung, die das umfassende Werk und das Leben des Düsseldorfer Künstlers vorstellte. Gerade hier liegt auch der Grund, Bilder von Bert Gerresheim in der Barbara-Kapelle zu zeigen, weil diese Kapelle von den „Ratinger Jonges“ vor einigen Jahren restauriert wurde und seitdem von ihnen instand gehalten wird. Beim ökumenischen Gottesdienst im Juli dieses Jahres waren die Teilnehmer beeindruckt von den ausdrucksstarken Bildern.

Weitergehende Informationen:

Die **Barbarakapelle** (Hauser Kapelle) am Hauser Ring gehörte einst zur Wasserburg „Haus zum Haus“ und ist heute noch im Besitz der Grafen von Spee. Die Kapelle stammt aus dem 17. Jahrhundert (1649). Ein Wappen der früheren Besitzer von „Haus zum Haus“, das Allianzwappen der Familien von Zweifel und von Loe, erkennt man im Giebeldreieck. Im Innern steht vor der Rückwand ein Barockaltar mit der Figur der hl. Barbara (eine der 14 Nothelfer). Der Altar stand früher in der Pfarrkirche St. Peter und Paul.

14 Kreuzwegstationen:

Im Mittelalter bildete sich der Brauch heraus, Bilder vom Leiden und Sterben Christi in den Kirchen zu zeigen. Begonnen hat damit der Franziskanerorden. Heute findet sich in fast jeder katholischen Kirche ein Kreuzweg mit 14 Stationen.

Manchmal kommt eine 15. Station hinzu mit dem Thema der „Auferstehung“, um anzudeuten, dass mit dem Tod am Kreuz nicht alles zu Ende ist. Der Wunsch, den Kreuzweg nachzugehen, entstand

auch darum, weil nicht jeder in seinem Leben nach Jerusalem pilgern konnte, um dort die einzelnen Stationen des Kreuzwegs zu meditieren und zu verinnerlichen.



Die Barbarakapelle oder „Hauser Kapelle“ von 1649

Die sieben Fußfälle. Die Barbarakapelle ist eine Station der sogenannten sieben Fußfälle, das sind Kreuze, die um die Stadt herum aufgestellt wurden und an denen man betete, wenn einer aus der Familie oder Nachbarschaft schwer krank war oder im Sterben lag. Es war wie eine Bittprozession, die um die Stadt herumführte. Den Prozessionsweg mit sieben Stationen kann man in Ratingen heute noch nachgehen. Die Zahl sieben deutet auch auf die Wallfahrt nach Rom hin, bei der die sieben Hauptkirchen zu besuchen waren. Da nicht jeder nach Rom kam, hat man die „Wallfahrt“ in die Stadt geholt, in der man wohnte.

Hans Müskens



2. Station:
Jesus wird zum Tode verurteilt



3. Station:
Jesus fällt zum ersten Mal
unter dem Kreuz



4. Station:
Jesus begegnet seiner Mutter



5. Station:
Simon von Zypern hilft Jesus
das Kreuz tragen



8. Station:
Jesus begegnet den weinenden Frauen



11. Station:
Jesus wird ans Kreuz genagelt



12. Station:
Jesus stirbt am Kreuz



13. Station:
Jesus wird vom Kreuz abgenommen

Vor 50 Jahren starb Wolf von Niebelschütz

Vor 50 Jahren, am 22. Juli 1960, starb der in Hösel lebende und wirkende Schriftsteller und Lyriker Wolf von Niebelschütz an den Folgen eines Gehirntumors. In den knapp fünf Jahrzehnten seines Lebens entwickelte er ein umfangreiches Schaffen. Er schrieb als Kunstkritiker über Mörike, Jacob Burckhardt, über Mozart und Meißner Porzellan, als Bibliophiler über Bücher, als Firmenhistoriker über Wirtschaftsunternehmen und Konzernchefs, als Reisender über die Ile de France und über die Provence, als Dichter und Schriftsteller verfasste er Lyrik, mehrere Theaterstücke und vor allem zwei außerordentliche Prosawerke: den in einer galanten Umwelt angesiedelten Roman „Der blaue Kammerherr“ (1949), wofür ihm 1952 von der Stadt Düsseldorf der Immermann-Preis verliehen wurde, und den mittelalterlichen Roman „Die Kinder der Finsternis“. Die beiden Romane fanden zu seiner Zeit in der Öffentlichkeit und in den Pressestimmen große Anerkennung, aber in den Verkaufsziffern schlug sich dies nicht nieder.

Geboren wurde Wolf von Niebelschütz, mit dem vollen Namen Wolf Friedrich Magnus von Niebelschütz, am 24. Januar 1913 in Berlin in einer Familie, die altem schlesisch-böhmischen Adel entstammt. Seine Vorfahren waren vorwiegend hohe Verwaltungsbeamte oder Offiziere, wie auch sein Vater Ernst von Niebelschütz am Ende des Ersten Weltkriegs als königlich-preußischer Major aus dem Dienst ausschied, seine bereits vorher gepflegten kunsthistorischen Studien fortsetzte und in Magdeburg bei der „Magdeburgischen Zeitung“ arbeitete. Seine Mutter, Elisabeth von Niebelschütz, geborene von Dechend, war die Enkelin des ersten Reichsbankpräsidenten und sehr musisch veranlagt. In diesem Umkreis wuchs Wolf von Niebelschütz als drittes von sechs Kindern in Magdeburg auf. Nach den Schilderungen seiner Mutter war Wolf von Niebelschütz ein hübsches und freundliches Kind, das dem Vater bei der Ordnung seiner kunsthistorischen Sammlung be-

hilflich und beim Klavierspiel der Mutter ein aufmerksamer Zuhörer war. Später gestand er, dass er von seiner Mutter die Liebe zu Mozart übernommen habe. Nach den ersten Gymnasialjahren in Magdeburg kam er auf Betreiben seines Vaters, der eine straffere Erziehung für geboten hielt, in das bekannte Internat der Preußischen Landesschule Schulpforta, wo sich bei ihm – wie er später gestand – bei aller Strenge die Sehnsucht nach der Antike und vor allem ein blühender Geschichtssinn entwickelten. Es scheinen trotzdem für ihn schwere Jahre gewesen zu sein, denn er litt unter Heimweh und Melancholie und schrieb erste Gedichte, die er später jedoch verbrannte.

Nach dem 1932 abgelegten Abitur schwebten ihm, wie er später gestand, zunächst die verschiedensten Berufe vor, darunter auch der des Architekten, woran ihn doch mehr oder weniger seine Mathematiknote hinderte. Er entschloss sich zum Studium der Geschichte und Kunstgeschichte, zunächst in Wien und dann in München, musste aber bereits früh wegen zu starker finanzieller Belastung der Familie seine Studien abbrechen und kehrte nach Magdeburg zurück, wo ihm sein Vater eine Volontärstelle in der Feuilletonredaktion der „Magdeburgischen Zeitung“ besorgte. Wolf von Niebelschütz war mit seiner ausgeprägten Urteilskraft und seinem



Als Student zeigte sich Wolf von Niebelschütz noch ohne Brille

hervorragenden Sprachgefühl in seinem Element und wurde schon bald als Kunstkritiker fest angestellt. Er nutzte seine Zeit und studierte daneben fünf Jahre lang Gesang in der Absicht, Oratoriumsänger zu werden, als ihm dann auch schon die politische Entwicklung zu schaffen machte. Ausgerechnet in der Zeit, in der er seine Frau Ilse geheiratet und eine Familie gegründet hatte, es war das Jahr 1937, wurde er – wie übrigens auch sein Vater – von der „Magdeburgischen Zeitung“ wegen politischer Unzuverlässigkeit entlassen. Nach kurzen Zwischenstationen in München und Frankfurt fand er Anstellung bei der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“ in Essen, und zwar als Literaturkritiker. Dazu wurden ihm von der Zeitung immer wieder Sonderaufgaben übertragen, bei denen er viel reisen musste, was ihm offenbar nicht lag und ihn in seiner persönlichen Arbeit störte. Trotzdem entstanden gerade in dieser Zeit Gedichte, die auch vor seiner eigenen strengen Selbstkritik bestehen konnten und 1939 in der „Neuen Rundschau“ veröffentlicht wurden. Im gleichen Jahr erschien im S. Fischer Verlag der Lyrikband „Preis der Gnaden“.

Der mittlerweile ausgebrochene Zweite Weltkrieg brachte auch für Wolf von Niebelschütz entscheidende Veränderungen. Bereits 1938 hatte er an einer Militärübung teilnehmen müssen, deren Erlebnisse die Grundlage für die 1940 erschienene Erzählung „Verschneite Tiefen“ bildeten. Trotz seiner starken Sehbehinderung wurde er im Januar 1940 erneut zur Wehrmacht eingezogen, seine Behinderung ersparte ihm allerdings, dass er jemals zur kämpfenden Truppe versetzt wurde. Er war bei der Luftwaffe ausschließlich mit Verwaltungsaufgaben betraut und kam in dieser Position im Anschluss an den Westfeldzug 1940 nach Westfrankreich, was für ihn eine Fülle von neuen Erlebnissen und Eindrücken brachte. Zuvor hatte er jedoch noch Gelegenheit, seine Familie aus dem durch den einsetzenden Bombenkrieg gefährdeten Essen in das ruhige



In diesem Haus an der Kohlstraße 9 wohnte Wolf von Niebelschütz zunächst, als er während des Krieges von Essen nach Hösel übersiedelte

Hösel übersiedeln zu lassen. Die Waldgemeinde mit dem Sitz der Familie zunächst im Haus Kohlstraße 9 und nach dem Krieg im Haus Waldstraße 6 sollte auch für ihn für die letzten zwei Jahrzehnte Lebensmittelpunkt werden. Aber auch schon während der Kriegszeit waren die wenigen Sonderurlaube, wie etwa zur Geburt der Kinder, in dieser naturverbundenen Umgebung für ihn beglückende Erlebnisse, wie die in diesen Tagen entstandenen Gedichtzyklen zeigen.

Viele neue Erlebnisse brachte ihm der Dienst in Frankreich u. a. auch mit Fahrten nach Paris, Reims, Chartres und Rouen. Die Eindrücke, die die Kathedralen und Schlösser bei ihm hinterließen, kommen in den Gedichten „Bilder aus dem Westen“ zum Ausdruck. Tagsüber tat er seinen Dienst bei der Luftwaffe, die Nächte gehörten seinem anderen Leben, der Dichtung. Die meisten der in den Bänden „Bilder aus dem Westen“, „Die Musik macht Gott allein“ (1942) und „Sternen-Musik“ (1951) enthaltenen Gedichte sind während dieser Monate entstanden. Bereits zu dieser Zeit begann Wolf von Niebelschütz mit dem ersten Entwurf des „Blauen Kammerherrn“. Über 300 Seiten schrieb er in sechs Wochen nieder, um sie dann enttäuscht doch wieder zu verwerfen. Aber schon ein knappes halbes Jahr später hatte er für sich die Idealvorstellung seines Themas gefunden. Unermüdlich ging er an die Arbeit, tat tagsüber seinen Dienst in der Militärverwal-

tung und schrieb dann die Nächte hindurch bis zur physischen Erschöpfung und zu aufkommenden Depressionen. Eine Abkommandierung an die Biskaya warf ihn vorübergehend aus dem Konzept, und er brauchte Wochen, um wieder zu seinem Rhythmus zurückzufinden. Den immer wieder auftretenden Versuchen von wohlmeinenden Vorgesetzten, ihn wegen seiner Vorbildung auf Offizierslehrgänge zu entsenden, was unweigerlich mit einer Abkommandierung an die kämpfende Front verbunden gewesen wäre, konnte er jeweils mit Hinweis auf seine Sehbehinderung entgehen. Den Aufforderungen zu den langen Bridge-Abenden, an denen er als „kleiner Feldwebel“ unter lauter Offizieren im Offizierskasino teilnehmen musste, konnte er sich allerdings nur selten entziehen. Außerdem wurde er von dem Pariser



Wolf von Niebelschütz als Feldwebel der Luftwaffe in Paris

Institut Allemand, das eine deutsch-französische Verständigung anstrebte, für eine Vortragstätigkeit in Anspruch genommen, u. a. mit einem Vortrag über Mörike vor Studenten der Sorbonne und dann noch vor einem größeren Kreis in Bordeaux und an anderen Stellen über „Das Abendland als geistige Erscheinung“. Dazu kamen Lesungen aus eigenen Werken in zahlreichen französischen Städten, u. a. in Chartres, Reims und Etampes. Alle diese Tätigkeiten hinderten ihn im Augenblick an der Arbeit, für die er alle Kraft aufwandte, nämlich am Schreiben seines Romans, sollten sich aber nach Kriegsende noch positiv für ihn auswirken. Für Wolf von Niebelschütz waren es sicher glückliche Erfahrungen, dass es neben seinem harten Kriegsalltag auch noch eine zivile Welt gab, als er noch während des Krieges die ersten literarischen Auszeichnungen erhielt, nämlich 1942 den Lyrikpreis der „Dame“ und 1944 den Schrifttums-Förderungspreis der Stadt Essen für seine ersten schriftstellerischen Arbeiten. Nach dem Rückzug seiner Einheit aus Frankreich und mehreren Zwischenstationen geriet Wolf von Niebelschütz in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er schon im Juni 1945 entlassen wurde.

Für Wolf von Niebelschütz war es die Rückkehr in eine andere Welt, als er über weite Strecken zu Fuß gelaufen an einem herrlichen Junitag wieder nach Hösel kam. Vor dem Haus spielten die Kinder, seine Kinder, in der Sonne. Und als er auf sie zuging, sie ansprach und in die Arme schließen wollte, wichen sie zurück; denn sie erkannten den Vater, den sie in den letzten Jahren kaum einmal ein paar Tage gesehen hatten, in seiner abgerissenen Luftwaffenuniform nicht mehr. Aber bald bedrängten ihn schon andere Sorgen. Es galt in dieser schwierigen Zeit, in der es wirklich nichts gab, seine mittlerweile sechsköpfige Familie zu ernähren. Die Zeitung, an der er bis zu seiner Einberufung in Essen gearbeitet hatte, gab es nicht mehr, außerdem lag es auch gar nicht mehr in seinem Sinn, sich in diese täglich von der Aktualität bedrängte Arbeit einbinden zu lassen. Er wollte die vor mehr als drei Jahren während seiner Militärzeit unter

schwierigen Verhältnissen begonnene Arbeit am „Blauen Kammerherrn“ weiterführen und zu Ende bringen. Als neue Lebensgrundlage bot sich ihm zum Jahresende 1945 die Aufforderung der Goethe-Gesellschaft Essen zu mehreren Vorträgen, die er an die bereits in seiner Militärzeit geübte Vortragstätigkeit anschließen konnte. Für ihn war dies jetzt allerdings meist mit strapaziösen Reisen durch fast ganz Westdeutschland in überfüllten und unbeheizten Zügen und anschließendem Vortrag in ebenso unbeheizten und notdürftig hergerichteten Räumen verbunden. Aber schon nach den ersten Sätzen hatte Wolf von Niebelschütz seine Zuhörerschaft gefangen genommen, wenn er ohne Manuskript und dank seiner Gesangsausbildung auch immer ohne Mikrophon verständlich seine Gedanken ausbreitete. „Die profunde Eleganz der Rede, die Klarheit und Genauigkeit der Formulierungen, die meisterliche Dialektik und die hingebende, dem Gedicht seinen Sinn demütig ablassende Art des Zitierens machten den Vortrag zu einem außerordentlichen Erlebnis.“, wusste die „Braunschweiger Abendpost“ zu seinem Vortrag zu sagen. Und die „Düsseldorfer „Rheinische Post“ schrieb zu einem Vortrag über „Tradition und moderne Kunst“: „Aus dem glänzend formulierten, reiche Kenntnis der abendländischen Kunstentwicklung verratenden Vortrag ging hervor, wie tief und zukunftssträftig Niebelschütz den von ihm verteidigten Begriff lebendiger Tradition fasst.“ Aber schon bald nach der Währungsreform im Sommer 1948 ging seine Vortragstätigkeit zu Ende. Das in der Bevölkerung vorher stark vorhandene Bedürfnis nach literarischen Vorträgen und Dichterlesungen war rasch erloschen und machte anderen Bedürfnissen Platz. Zum Glück konnte Wolf von Niebelschütz in dieser Zeit noch seine Vortragstätigkeit beim Hessischen Rundfunk u. a. mit Themen über Mozart, den Barock und das Rokoko, die er selbst auf Band sprach, fortsetzen.

Während dieser Zeit arbeitete er unermüdlich an dem „Blauen Kammerherrn“ weiter und nahm sogar immer noch Korrekturen und Veränderungen vor, als das

Werk bereits beim Suhrkamp Verlag in Frankfurt gesetzt wurde. Im Frühjahr 1949 erschien „Der Blaue Kammerherr“, ein galanter Roman in zunächst zwei, dann vier Bänden mit 995 Seiten. Der Preis betrug 24 D-Mark. Der Roman spielt im Jahr 1732 in dem erfundenen Inselreich Myrrha im Mittelmeer. Die Handlung ist umfangreich und märchenhaft, umfasst wahre Liebe und edle Abenteuer, Staatshandel und Revolution und ist getragen von einer ganz seltenen Mischung aus Vergangenheitssehnsucht und utopischer Hoffnung. Die Presse nahm den neuen Roman zum großen Teil mit Begeisterung auf, daneben gab es aber auch krasse Ablehnung. Dazu einige der Pressestimmen. „Der Tagesspiegel“ schrieb: „Dieses fast tausend Seiten starke Werk hat die unter Büchern seltene Eigenschaft, dass es auf betörende Weise zuerst einmal zum Lesen, zum ununterbrochenen Auslesen verführt. Es ist ein ebenso schwieriges wie leichtes, ein ebenso ernsthaftes wie heiteres, ein ebenso flüssig und kalligraphisch geschriebenes wie architektonisch und dialektisch durchdachtes Werk.“ Die „Fränkischen Nachrichten“ sagten: „Man kann über gegenwärtige europäische Literatur nicht sprechen, ohne Niebelschütz zu nennen.“ Und der „Rheinische Merkur“ meinte: „Niebelschütz' galanter Roman ist unter anderem ein glänzendes Lehrbuch für politische Erziehung. Er zeigt sich als galanter Erzähler von eu-



Die 1949 erschienene Erstausgabe des Romans „Der Blaue Kammerherr“

ropäischem Rang, der umso lobenswerter ist, als Heiterkeit mit im Spiele bleibt.“ Allerdings wurde das Buch kein Verkaufsschlager. Seine Freunde vertrösteten den Autor mit dem Hinweis, dass die Schicht, die sein Werk verstanden habe, eben gering sei. Es war für den Autor deshalb eine Genugtuung, als er für sein Gesamtwerk und den „Blauen Kammerherrn“ mit dem Immermann-Preis 1952 der Stadt Düsseldorf ausgezeichnet



Wolf von Niebelschütz um 1952

net wurde. Die Laudatio hielt der mit ihm seit Jahren in Kontakt und brieflichem Austausch stehende Rudolf Alexander Schröder. Die Preisverleihung brachte dem Autor viel Anerkennung und viele persönliche Zuwendungen, auf die Verkaufsziffern des Romans wirkte sie sich nicht aus, dafür konnte Wolf von Niebelschütz mit dem mit dem Preis verbundenen Geldbetrag die Geldsorgen der Familie für die nächste Zeit lösen.

In den folgenden Jahren lebte Wolf von Niebelschütz, der mittlerweile eine siebenköpfige Familie zu versorgen hatte, weitgehend von Auftragsarbeiten aus der Wirtschaft, schrieb aber zwischen 1950 und 1953 ein Lustspiel (Auswärtige Angelegenheiten), eine Masken-Tragödie (Das Nichts) und eine Komödie (Eulenspiegel in Mölln), von denen aber nur der „Eulenspiegel“ aufgeführt und überdies mit dem Schauspieler Günther Lüders als Till zu einem überwältigenden Erfolg wurde. Die

13 Aufführungen der Festspielwoche in Mölln waren ausverkauft, aber das Stück wurde von keiner anderen Bühne übernommen. In dieser Situation war es für Wolf von Niebelschütz geradezu ein Glücksfall, dass er, der bis dahin mit Wirtschaft und Versicherungen kaum etwas zu tun hatte, mit der Biographie des Kölner Konzernchefs Robert Gerling beauftragt wurde. Drei Jahre dauerten die Vorarbeiten zu der 1954 bei Rainer Wunderlich in Tübingen erschienenen Biographie „Robert Gerling. Ein dramatisches Kapitel deutscher Versicherungsgeschichte“. Sie fand nicht nur in der Wirtschaft, sondern in einer breiten Leserschaft großes Interesse. Eine der Pressestimmen sagte dazu: „Ein Buch von echtem historischen Gehalt, das zugleich spannend ist wie ein Roman.“ Wolf von Niebelschütz wurde damit zum umworbenen und gefragten Verfasser von Industrie- und Wirtschaftsschriften. Neben anderen Themen folgte bald danach die Geschichte: „50 Jahre Kreissparkasse Düsseldorf im Spiegel der Zeit“. Zur finanziellen Sicherheit und Unabhängigkeit gewann Wolf von Niebelschütz durch die Begegnung mit Robert Gerling einen ihm freundschaftlich gesonnenen Menschen, dessen Verständnis es zu verdanken ist, dass der Roman „Die Kinder der Finsternis“ noch geschrieben werden konnte.

Zwischen seiner Arbeit begann Wolf von Niebelschütz immer wieder einmal zu zeichnen. Er, der in jungen Jahren selbst Architekt werden wollte, fertigte Architekturzeichnungen an und entwarf Baugrundrisse – vielleicht für Häuser, die er nur zu gerne für seine Familie und sich in seiner Waldgemeinde gebaut hätte. Er hielt seine Reisen in aquarellierten Zeichnungen fest mit Routen, bemerkenswerten Bauwerken und stimmungsvollen Landschaften. Er zeichnete in Italien und in Frankreich, auf Korfu oder auch ganz einfach in Bayern. Viele Bilder, meist nicht einmal mit der Örtlichkeit gekennzeichnet, schmückten gerahmt sein Heim in Hösel und gaben immer wieder Anstoß, im Kreis der Freunde von den Erlebnissen zu schwärmen. Besonders eindrucksvoll waren seine letzten Bilder von der Reise durch die Provence, ganz einfache



Der Schreibtisch des Dichters
im Haus Waldstraße 6

romanische Kapitelle mit ihren Höllenvisionen oder Details von romanischen Wandgemälden in Sepia gezeichnet. Unter ihrem Eindruck scheint sich der Stoff zu seinem zweiten großen Roman, für „Die Kinder der Finsternis“, verdichtet zu haben. Die Niederschrift in der gewohnten Nachtarbeit belastete ihn physisch und psychisch offenbar über das bis dahin gewohnte Maß hinaus. Trotzdem gönnte er sich keine Unterbrechung, ignorierte gesundheitliche Störungen und schlug selbst die Warnungen der Ärzte in den Wind. Er wurde verletztlich und ließ es selbst auf einen Bruch mit dem Suhrkamp Verlag ankommen, weshalb der neue Roman 1959 im Eugen Diederichs Verlag erschien. Auch die Arbeiten zu diesem Roman sind in ungewöhnlich guter Form dokumentiert. Die Unterlagen befinden sich mit den von Wolf von Niebelschütz noch selbst gesammelten und gebundenen Materialien, Korrespondenzen, historisch-geographischen Vorarbeiten, Textstudien und Konstruktionskarten im Literaturarchiv Marbach und geben einen informativen Einblick in die Textentstehung.

Der im Mittelalter handelnde Roman „Die Kinder der Finsternis“ mit seinen 546 Seiten spielt in der fiktiven Grenzmark Kelgurien, die Niebelschütz in das Grenzgebiet zwischen die Provence und das maurische Nordspanien verlegt. Der zunächst als Schäfer lebende

Barral, dessen Herkunft von Geheimnissen umwittert ist, wird unversehens zum Regenten erhoben und erweist sich als kompetenter und guter Herrscher. In diesem Rahmen bietet Wolf von Niebelschütz eine beeindruckende Darstellung der mittelalterlich-maurischen Kultur in Spanien. Das heute als Musterbeispiel für das in Deutschland weitgehend vernachlässigte Genre des historischen Romans geltende Buch fand wiederum ein geteiltes Echo. Es gab hämische Bemerkungen, aber die meisten Rezensenten waren voller Anerkennung und voll des Lobes. „Dieser Roman ist zeitlos. Es ist Dichtung, ein Epos: grandios, gewaltig, wild, animalisch, schöpfungshungrig. Eine stille Sensation, eine Melodie vom Leben“, schwärmte die Zeitschrift „Kultur“ in München. Radio Bremen meinte dazu: „Der Roman zeigt die künstlerische Meisterschaft dieses Autors, die geradezu überwältigend Fachkenntnis mit poetischer Substanz zu einer epischen Einheit verschmilzt. Vor allem hat Niebelschütz die Landschaft der Provence so bedrängend nah in sprachlichen Ausdruck gebannt, dass der Leser sich von dem Glanz südlicher Sonne geblendet glaubt.“ Und der „Berliner Tagespiegel“ schrieb: „Ein faszinierendes, ein beglückendes und erfrischendes Erzählwerk. Eminent spannend, eine pausenlose Folge von glänzend erfundenen Fabeln und Figuren in bewegter Szene. Ganz einfach eine wilde Story aus



Grabstätte des Dichters und seiner Frau auf dem Waldfriedhof Linnep

einem wilden Land und wilden Jahrhundert.“ Aber auch dieser Roman brachte nicht mehr die eigentlich zu erwartende Verkaufsziffer. Offenbar war die Zeit doch schon darüber hinausgegangen. Wolf von Niebelschütz unternahm 1959 eine letzte Frankreichreise, bereits gezeichnet von seiner heimtückischen Krankheit, einem Gehirntumor, und starb erst 47-jährig am 22. Juli 1960 in Düsseldorf. Er fand seine letzte Ruhestätte auf dem Waldfriedhof Linnepe, wo neben ihm auch seine 2002 verstorbene Frau Ilse beige-
 setzt wurde.

Nach seinem Tod verwaltete seine Frau seinen Nachlass und gab in dem Band „Gedichte und Dramen“, erschienen 1962 im Eugen Diederichs Verlag, eine Zusammenstellung sämtlicher Gedichte heraus. Vor allem aber steuerte sie die entscheidenden Beiträge zu der 1980 vom Düsseldorfer Heinrich-Heine-Institut zum 20. Todesjahr des Dichters durchgeführten Ausstellung bei. Unter anderem war in dieser vom 6. Juni bis 24. August laufenden Ausstellung die komplette Serie von 25 Reisebildern zu sehen. Im Rahmen der angeschlossenen Veranstaltungsreihe fand Gert Westphal im Palais Wittgenstein mit seiner Lesung aus „Der Blaue Kammerherr“ begeisterten Beifall. Und am 15. Juni erfolgte eine Führung durch die Ausstellung mit einer anschließenden Kammermusik. Am Mozartflügel boten Dozenten und Studenten des Robert-Schumann-Instituts Düsseldorf u. a. Werke von Haydn und Schubert. Die Ausstellung wurde anschließend mit Ergänzungen auch nach Ratingen



übernommen und fand im Ratingener Stadtmuseum einen ungewöhnlich großen Zuspruch.

Eine posthume Ehrung erfuhr der Schriftsteller und Dichter zu seinem 30. Todestag durch seine nunmehrige Heimatgemeinde Ratingen, denn Hösel war mittlerweile mit den meisten ehemaligen Angerlandgemeinden ein Teil Ratingens geworden. Der Hauptausschuss der Stadt Ratingen beschloss, den in seinem früheren Wohnbereich liegenden Verbindungsweg zwischen Kohlstraße und Bismarckstraße „Wolf-von-Niebelschütz-Promenade“ zu benennen. Am 23. Juli 1990 wurde das neue Straßenschild in Anwesenheit der Witwe des Schriftstellers, Ilse von Niebelschütz, und seines Sohnes Gebhard von Niebelschütz enthüllt. An dem feierlichen Akt nahmen neben Bürgermeister Hugo Schlimm, dem Beigeordneten Friedrich Vossen und Dr. Inge Röhnelt von der VHS Ratingen Prof. Eckhard Grunewald, Dieter Graeven, Leiter der Stiftung Haus Oberschlesien, und Nikolaus

Gussone, Leiter des Oberschlesischen Landesmuseums, teil.

„Niebelschütz, der lange Zeit in Ratingen gelebt hat, ist kaum noch jemand bekannt und wird gemeinhin unterschätzt. Wir wollen daran etwas ändern und ihn wieder in Erinnerung bringen.“, sagte nach einem Bericht der „Rheinischen Post“ der selbst auch in Hösel lebende Satiriker Jürgen Preuss im Sommer 2005 im Rahmen einer Vortragsveranstaltung in der Reihe „Klassik neu entdeckt“ im Ratinger Medienzentrum. Zusammen mit dem Privatdozenten Detlef Haberland brachte er mit Katharina Hofmann am Cello einen gelungenen Mix aus Kammerherrn-Ausschnitten, Niebelschütz-Zitaten und wissenschaftlichen Hintergründen. Eine ebenso erfolgreiche Fortsetzung erfolgte im Herbst auf Einladung des Höseler Kulturkreises im Oberschlesischen Landesmuseum in Hösel mit einem Abend über „Die Kinder der Finsternis“. „Atemlos lauschte eine große Zuhörerschaft der Hommage an einen Dichter, der 20



Musikschule Lintorf

Die Dorfmusikschule

Qualifizierter Musikunterricht für Kinder
 Jugendliche und Erwachsene in den Fächern:
 Klavier, Keyboard, Akkordeon, Gitarre, E-Gitarre, E-Bass
 Schlagzeug, Blockflöte, Querflöte, Saxophon, Klarinette, Cello, Violine
 Pop- und Jazzgesang, Klassischer Gesang, Musikalische Früherziehung ...

Telefon 02102 - 73 27 18
www.musikschule-lintorf.de

Jahre seines nur 47-jährigen Lebens Höselaner war.“, schrieb dazu die „Rheinische Post“.

Zumindest in der literarischen Welt zeigt sich, dass Wolf von Niebelschütz bis heute einen Namen hat und Anerkennung findet. Neuere Rezensionen sprechen davon, dass seine Werke trotz ihrer Schwierigkeiten insbesondere durch Mund-zu-Mund-Propaganda wieder eine neue und konstante Leserschaft erhielten und neu gewinnen könnten. Er scheine beständige Interessenten zu locken, ohne je massenhafte Popularität erlangt zu haben. Das „Schwäbische Tagblatt“ schrieb in seiner Überregionalen Kultur zum 50. Todestag: „Die zwei historischen Romane von Wolf von Niebelschütz scheinen so gar nicht in die Literatur der Nachkriegszeit zu passen, die von der Gruppe 47 unter den Schlagworten Kahlschlag und

Auszug aus dem Elfenbeinturm geprägt wurde. In diese Zeit fallen die beiden großen Romane ‚Der Blaue Kammerherr‘ von 1949 und ‚Die Kinder der Finsternis‘ von 1959. Wenn dem Autor auch Flucht aus der Gegenwart vorgeworfen wurde, ein Teil des Publikums nahm und nimmt das Angebot an, sich wegtragen zu lassen von den Ruinenstätten und Nöten des Alltags.“ Und der NDR sagt zu Niebelschütz´ 50. Todestag: „Wolf von Niebelschütz war einer, der gegen den grauen, kalten und elenden Trümmeralltag anschrieb. 1949 kommt in kleiner Auflage ‚Der Blaue Kammerherr‘ in den Buchhandel. Heinrich Böll und Wolfgang Borchert beschreiben zur gleichen Zeit das Elend des Krieges, erzählen von Tod, Hunger und Zerstörung. Wolf von Niebelschütz bewundert dagegen den majestätischen Schimmer von

Porzellan.“ Übrigens: „Der Blaue Kammerherr“ ist soeben in einer gebundenen Ausgabe im Schweizer Verlag Kein & Aber wieder aufgelegt worden.

Kurz vor Ende des 50. Todesjahres erinnerte der Kulturkreis Hösel e.V. an Wolf von Niebelschütz mit der Vorstellung des neuen Buches „Geisterfrühstück in Paris“, in dem Dr. Wolfram Benda, Bayreuth, bisher unveröffentlichte Essays des in Hösel beheimateten Dichters präsentiert. Dazu schuf Professor Rolf Escher in Paris, den Spuren des Dichters folgend, 19 Lithographien. Bei der Vorstellung trug Jürgen Preuss ein Kapitel aus dem neuen Buch vor, musikalisch unterstützt von Natasha Jordanoska. Dazu zeigte Rolf Escher mit Zeichnungen, Aquarellen und Lithographien sowie mit einem Skizzenbuch Impressionen aus Frankreich.

Dr. Richard Baumann

NACHTSTÜCK

*Sprecht ihr dort hinten in euerm Wald
Noch immer von mir, ihr lieben Kinder?
Wie werdet ihr mir so schnelle alt.
Mir aber eilet das Leben geschwinder.*

*In Bildern noch seh ich die schönen Augen,
Die mir nur Liebe, Liebe leuchten.
Was aber solls, daß die meinen sich feuchten?
So kranke Seele muß übel taugen.*

*Als ich euch ließ, da weintet ihr.
Habs nicht vergessen, es war vor Jahren.
Wer aber hieß mich die Tränen bewahren?
Sie steigen wieder, sie sind in mir.*

Wolf von Niebelschütz

Mein Schulweg auf der Eggerscheidter Straße in Hösel zwischen 1934 und 1942

Dieser Aufsatz ist die Fortsetzung meines Berichtes in der „Quecke“ 2009 (Nr. 79) über meine Schulwege.

Im ersten Teil beschrieb ich die Wege bis zur Eggerscheidter Straße und in die Nachbarschaft.

Nun will ich versuchen, die Eggerscheidter Straße mit den damaligen Gebäuden und anderem zu beschreiben. Es hat sich in den Jahren sehr vieles verändert, ich will trotzdem den Versuch wagen, mich in meine Kindheit zurückzusetzen.

In der beschriebenen Zeit standen an der Eggerscheidter Straße viel weniger Häuser als heute. Zwischen den Häusern waren Gärten, Wiesen, Äcker und Ödland. Fast alle Anwohner hatten einen Garten und oft auch Ziegen oder Schafe.



Das Kämpchen

Ich beginne dort, wo die Eggerscheidter Straße begann, am Kämpchen. Wie schon berichtet, wohnte dort die Familie **Horz**. Herr Horz hatte eine kleine Landwirtschaft mit Weideland, Getreideanbau und einigen Kühen.

Sein Sohn Willi war Schreiner, eine Tochter arbeitete im Hause als Schneiderin und die andere Tochter versorgte das Vieh und den Garten. In alten Zeiten war in dem Haus eine Fuhrmannsschenke. Dem Kämpchen gegenüber standen die Häuser der Familien **Gölzenleuchter** und **Niehoff**. Vor dem Haus der Familie Gölzenleuchter befand sich ein Brunnen. Mit dem Sohn Fritz besuchte ich die Schule. Herr Gölzenleuchter war Schlosser oder etwas Ähnliches. Mit im Hause wohnte der Großvater Adam. Dieser arbeitete am Bau.



Gölzenleuchter und Niehoff

Von Niehoffs weiß ich nicht viel. Sie hatten meines Wissens eine Tochter, Bärbel, und einen Sohn. Dieser wurde nur Jüngken Niehoff genannt und war häufig in SA-Uniform zu sehen.

Auf der rechten Straßenseite hinter dem Kämpchen befand sich das Haus der Familie **Schinneburg**. Es wohnten noch andere Leute in diesem Haus, aber daran kann ich mich nicht mehr erinnern.



Schinneburg

Eine Frau Schinneburg fuhr mit dem Brotwagen des Bäckers **Prinz** umher, sie kutschte mit dem Pferd und verkaufte auch Brot und Backwaren. Eine Schwester oder Schwägerin versorgte den Haushalt und den Garten. Sie humpelte etwas. Man nannte sie nur dat Hanneken Schinneburg. Auf dem Bild ist das Haus verputzt, es hatte früher eine Ziegelfassade mit einem Muster aus gelben Ziegeln. Hinter dem Garten der Familie Schinneburg machte die Eggerscheidter Straße einen fast rechtwinkligen Knick nach rechts, um dann nach weniger als 100 Metern wieder einen

Knick nach links zu machen. Dort stieg sie dann am Teckenberg steil an.

Im Winkel am unteren Teckenberg stand das Haus der Familie **Theus**. Das Haus wurde Ende der 1950er-Jahre abgerissen und auf dem Gelände neu gebaut. Die Ecke wurde auch Windfoch genannt, heute ein Name für einen Weg. Die Eggerscheidter Straße in der heutigen Trassenführung entstand durch den Bau der Autobahnbrücke. Ab Theus führt noch heute die Straße unter dem Namen Ernst-Stinshoff-Straße ins Angertal. Diese Straße ist ein Teil der uralten Kalkstraße. Der Teckenberg war für uns als Kinder von großem Interesse. Im Winter benutzten wir ihn als Rodelbahn. Leider war diese Freude nie von langer Dauer, die Nachbarn und Bauern streuten schon nach kurzer Zeit Sand oder Asche auf die Straße. Einen besonderen Reiz hatte der Teckenberg im Sommer. Einige Jungen hatten sich aus alten Kinderwagenrädern und Brettern Rennwagen gebastelt, heute würde man Seifenkisten sagen. Mit diesen Fahrzeugen rasten sie mit großer Geschwindigkeit den Berg hinunter. Unten machte die Straße zu jeder Seite einen scharfen Knick und geradeaus ging es über eine Böschung auf einen Acker. Es kam oft zu Unfällen, die aber immer einigermaßen gut ausgingen. Bekam man die Kurve in Richtung Angertal, konnte man eventuell bis zur Schmiede an der Eule fahren. Über die Familie Theus weiß ich nicht viel, mir ist nur Herr Theus in Erinnerung, er saß oft vor seiner Haustür auf den Steinen, wir sagten dazu Dörpel. Den Teckenberg hinauf wohnte oben an der linken Seite der Bruder des beschriebenen Herrn Theus. Dieser Herr Theus hatte einen Hof mit kleiner Landwirtschaft, außerdem machte er bei den Bauern und Köttern die Haus-schlachtungen. Die Familie Theus hatte einen Sohn, er war als Soldat bei den Gebirgsjägern und ist im Krieg gefallen. Die etwas jüngere Tochter hieß Meta. Der Hof wurde

abgerissen und das gesamte dazu gehörende Land bebaut. Es ist der heute überwiegende Teil der Bebauung zwischen der Straße Im Tal und An der Hasper. Einige Schritte weiter führte ein Weg, Dickhaus, zu einem kleinen Fachwerkhaus mitten im Feld. Hier wohnte bis zu ihrem Umzug zum Allscheidt die Familie **Escher**. Gegenüber von diesem Weg befand sich die Zufahrt zur Villa Zum Bruch. Dieser Weg heißt heute Am Teckenberg. Herr Dr. Zum Bruch war ein erfolgreicher Arzt, ich glaube HNO, welcher sich hier eine feudale Villa mit Park und Chauffeurhaus gebaut hatte. Das Gelände war mit einem festen Zaun umgeben. Für uns Jungen kein Hindernis, wir kletterten darüber, um uns alles anzusehen. Das die Villa umgebene Gelände und große Teile des ehemaligen Parks sind heute bebaut. Weiter auf der rechten Seite der Eggerscheidter Straße befand sich die Bäckerei Prinz. Mein Großvater hat die Bäckerei



Die frühere Bäckerei Prinz

Prinz lange mit Milch beliefert. Der Bäcker, **Wilhelm Prinz**, war ein Bruder von **Minna und Fritz Prinz**, die auf der gegenüberliegenden Straßenseite einen Laden und Kohlenhandel betrieben. (Siehe Quecke 2008) Wie schon beschrieben, war der Laden, Typ Tante Emma, zur damaligen Zeit Versorgungs- und Informationszentrum. Man bekam hier fast alles und erfuhr den neuesten



In diesem Haus befand sich der Laden von Prinz, links war der Kohlenhof



Thüs am Heimsang

Klatsch. Gegenüber beginnt die Straße Heimsang. Hier wohnte die Familie **Thüs**. Herr Thüs war Stellmacher und Mühlenbauer. Er stellte unter anderem Räder für die Bauernwagen her und baute und reparierte auch Mühlen. Ich besuchte gerne die Werkstatt, um dort staunend die Werkstücke und die Maschinen zu betrachten. Eine Tochter betrieb in der Wohnung die Postnebenstelle Heimsang. Sie alarmierte bei Brand auch die in der Nähe wohnenden Feuerwehrleute mit einem Horn.

Weiter in Richtung Ortsmitte begann auf der rechten Seite ein kleines sumpfiges Waldstück. Es war überwiegend mit Schwarzerlen bewachsen. Dieser Wald, heute würde man Biotop sagen, beherbergte viele seltene Pflanzen und war Brutstätte für viele Singvögel. Heute sieht man davon nichts



Das ehemalige Pförtnerhaus

mehr, es wurde alles bebaut. Auf der linken Straßenseite steht das ehemalige Pförtner- und Hausmeisterhaus des Genesungsheimes. In meiner Kindheit wohnte hier zuerst die Familie **Schmitz**. Mit deren Kindern Siegfried und Alwine besuchte ich die katholische Volksschule. Danach zog dort die Familie **Schleef** ein. Herr Schleef und seine beiden Söhne sind aus dem Krieg nicht zurückgekommen. Der jüngste Sohn hieß Klaus.

Auf der rechten Seite einige Schritte weiter wohnte die Familie **Kelzenberg**. In dem etwas von der Straße zurückliegenden Haus wohnten Herr Kelzenberg, seine Frau und deren Mutter. Herr Kelzenberg züchtete Obst, hauptsächlich Äpfel, und betrieb wohl auch einen Handel. Herr Kelzenberg liebte Spitze. Er besaß damals einen großen Wolfsspitz. Heute sucht man das Haus vergeblich, es wurde abgerissen und mit in die neue Bebauung einbezogen. An die Klingel von Kelzenberg kann ich mich noch gut erinnern. Am Gartentor war eine alte Fahrradluftpumpe angebracht, von welcher ein Draht zu einer am Haus aufgehängten Glocke führte. Zog man an dem Luftpumpengriff, betätigte man die Glocke. Wir bösen Buben machten das, wenn wir aus der Schule kamen, sehr gerne und oft. Im nächsten Haus auf der rechten Seite wohnte die Familie **Kopp**. Das Haus ist fast noch im damaligen Zustand erhalten. In dem Haus



Hier wohnte die Familie Kopp

wohnten die alten Eheleute Kopp und ihr Sohn Heini. Dieser war Briefträger bei der Post. Heini Kopp spielte unter anderem Zither. Er trat einige Male gemeinsam mit anderen Höselern auf.

Auf der linken Seite der Straße steht noch heute das ehemalige Haus der Familie **Buchmühlen**. In dem Haus wohnten immer einige Mieter. Herr Buchmühlen trug einen Bart nach Art des letzten



Das Haus Buchmühlen



Hier wohnten Hollenbergs

Kaisers Napoleon. Zeitweise besaß er einen Esel. Das Haus war von einem stark verwilderten Garten umgeben. Heute sind Teile des ehemaligen Gartens bebaut. Weiter auf der rechten Seite steht noch heute ein villenartiges Haus in einem Garten. Hier wohnte damals neben anderen die Familie **Hollenberg** mit ihren Söhnen Hermann und Hans. Herr Hollenberg war Anstreicher. Im nächsten Haus auf der rechten Seite wohnten die Familien **Schriewer** und **Sandweg**. Die Familie Schriewer hatte drei Töchter. Sandwegs waren zwei ältere ledige Damen.



Hier wohnten die Familien Sandweg und Schriewer

Gegenüber auf der linken Straßenseite stand das Haus der Familien **Kirschbaum** und **Paßmann**. Es war ein schönes Bruchsteinhaus. Leider wurde es dem Bauboom geopfert. Die Familie Kirschbaum hatte zwei Söhne, Karl und Helmut. Karl, der ältere, ist im Krieg gefallen. Zwischen dem Haus Buchmühlen und Kirschbaum-Paßmann befanden sich ein Obstgarten des Herrn Kelzenberg, ein Acker und Gärten. Das Haus stand an der Ecke Eggerscheidter Straße/Stolsheide. Die Familien Paßmann und Kirschbaum waren mit-

einander verwandt. Das Haus gehörte einer Familie **Vogelbusch** die im Angertal ein Restaurant, Steinkothen, besaß. Das nächste Haus auf der linken Seite war das Restaurant „Am Anker“ an der Ecke zur Straße Schlipperhaus. Damals wurde es von der Familie **Romberg** bewirtschaftet. In den Nebengebäuden wohnten Mieter. So auch eine Familie **Soumagne**. Dieser Name ist französischen Ursprungs und kommt in Lintorf häufig vor. In der Wirtschaft „Am



„Am Anker“

Anker“ gab es im Sommer Eis. Für uns Kinder eine seltene Leckerei, ein kleines Hörnchen kostete 10 Pfennige und ein Schiffchen 5 Pfennige. Das Problem war, wer gab einem das Geld. Heute ist kein Restaurant mehr in dem Haus, welches mit viel Liebe in seiner alten Form restauriert wurde. Gegenüber an der Ecke zur Straße Nesenhaus wohnte die Familie **Gulatz**. Sie wohnten in einem Ziegelbau. Auch dieses Haus musste der Neubebauung weichen. Die Häuser, in denen die Familien Freitag und Lueg wohnten, stehen noch auf der rechten Straßenseite.



Hier wohnten Freitags



In diesem Haus Luegs

Das Haus der Familie Freitag ist etwas verändert. Hier wohnten damals drei Brüder, zwei waren bei der Post beschäftigt. Hinter dem Haus Lueg beginnt der Friedhof der katholischen Kirche. Die Kirche wurde 1961-65 umgebaut und erweitert.



St. Bartholomäus, Hösel



St. Bartholomäus heute

Der hintere Teil der jetzigen Kirche war früher die alte Kirche. Zu meiner Zeit war das Kirchengelände mit einer Mauer umgeben, und der Zugang von der Eggerscheidter Straße war an beiden Seiten mit großen Rotdornbäumen umsäumt. Eine Pracht zur Blütezeit. In den 1950er-Jahren war die Kirche zu klein geworden. Der starke



Der Rotdorn blüht

Zuzug von Flüchtlingen und Ausgebombten aus den umliegenden Großstädten nach Hösel ließ die Zahl der Katholiken steigen. Eine Kirchnerweiterung wurde notwendig. Damals war St. Bartholomäus noch eine Rektoratskirche der Pfarrei St. Laurentius in Mintard. Zur Zeit meiner Einschulung war Rektor Hartmann zuständig. Später kam Rektor Magon, der erst nach dem Krieg Hösel verließ. Der Kirche gegenüber steht fast unverändert das Haus der Familie **Undorf**. Die Familie Undorf war in drei Generationen als Bauunternehmer in Hösel und Umgebung



Das Haus der Familie Undorf

tätig. Mein Vater hat lange bei Undorf gearbeitet. Mit dem Sohn Günter besuchte ich die Schule. Bei Kriegsende trafen wir uns im Kriegsgefangenenlager Remagen auf den Rheinwiesen.

Einige Schritte weiter nach Überqueren des Weges Neuhaus befand sich das Schlössken, wohl eines der ältesten Häuser in Hösel. Es war ein sehr kleines Haus, in dem damals Fräulein **Wassenberg** wohnte. Sie half im Pfarrhaus und arbeitete in der Kirche und hielt die Gewänder von Priestern und Messdienern in Ordnung. Den



Das Schlössken, die Schreinerei Weber und die alte Kaserne



Vorne Bauer, hinten Weber und das Schlössken mit der Kastanie

Namen Schlössken erhielt das kleine Haus von einer Sage. In diesem Haus sollen die Grafen von Berg, die Landesherren, übernachtet haben, wenn sie sich in Hösel und Umgebung zur Jagd aufhielten. Außerdem soll das Häuschen als Liebesnest für adelige Bedienstete gedient haben. Leider musste das kleine Haus dem Ausbau der Eggerscheidter Straße weichen. In dem nächsten Haus befand sich die Schreinerei **Weber**. Das Haus steht noch. Die auf den Bildern sichtbare große Kastanie musste ebenfalls dem Straßenausbau weichen. An die Schreinerei war ein Haus angebaut. Darin wohnte die Familie **Bauer**.

Nur einige Schritte weiter befand sich das Haus der Familie **Kessel**. Willi Kessel hatte in dem Haus eine Schusterwerkstatt. Dieses Haus verschwand vor einigen Jahren, nachdem die letzte Besitzerin, Frau Emmi Kessel, gestorben war, fast über Nacht. Heute stehen an dieser Stelle einige große Wohnhäuser. Ich habe leider kein Bild von diesem erhaltenswerten Bruchsteinhaus.

Auf der anschließenden Wiese stand etwas von der Straße entfernt das Haus der Familie **Dorgarten**. Es war ein Fachwerkhaus. Hier wurde das erste etwas höhere Haus in Hösel gebaut.

Mit dem Denkmalschutz scheint es in Hösel wohl etwas Besonderes zu sein. Während man in anderen Orten oft Gebäude unter Schutz stellt, deren Wert man kaum erkennen kann, wurden in Hösel zur gleichen Zeit viele wirklich erhaltenswerte Häuser abgerissen.

Dorgartens Haus gegenüber auf der rechten Straßenseite stand dann die katholische Volksschule. Hier war mein Schulweg zu Ende, ich will aber den Weg noch bis zur ehemaligen evangelischen Volksschule fortsetzen.

Das Haus der katholischen Schule steht noch. Es dient heute als Wohnhaus. Damals waren hier die Schule und die Wohnung des Rektors **Dr. Lambert Kleiheeg**.

Das Bild unten zeigt die Umgebung der Schule bis weit nach dem Ende des Krieges. Nur waren hier inzwischen Hecken und Bäume gewachsen. Man betrat die Schule von der Straße her auf der rechten Seite. Zuerst kam man in einen großen Raum, der als Garderobe diente. An den Wänden waren



In diesem Hause war früher die katholische Volksschule



Die katholische Volksschule mit der Kirche im Hintergrund

Kleiderhaken angebracht. Auf der linken Seite dieses Raumes befand sich der Eingang zu dem einen großen Klassenraum. In diesem Raum wurden oft alle acht Schulklassen gleichzeitig unterrichtet. (Ich berichtete darüber in meinem Aufsatz über mein Schulbild in der „Quecke“ Nr. 69 von 1999.)

Auf der linken Seite des Gebäudes und dahinter befand sich der mit Asche bedeckte Schulhof. An der linken Seite das Schulhofes stand ein Toilettengebäude. Hinter dem Schulhof war der Schulgarten.

Der Schule schräg gegenüber steht noch heute die Boltzburg. In meiner Kindheit war die Boltzen-



Die Boltenburg

burg das beliebteste Lokal in Hösel. Man betrat das Lokal durch die auf dem Foto sichtbare Tür neben dem Giebel. Auf der rechten Seite war der Eingang zum Lokal mit Theke. Von dort konnte man dann in das sogenannte Café gelangen. In diesem Raum befindet sich heute das Restaurant. Zu dem Lokal gehörte auch ein großer Saal. In diesem fanden Tanzveranstaltungen, Gesangsvereinskonzerte und Ähnliches statt. Später kam auch in regelmäßigen Abständen ein Wanderkino und führte Filme im Saal auf. Der Turnverein übte in dem Saal und hatte hier auch seine Turngeräte untergebracht. Zur Kirmes war an allen Tagen Tanz im Saal. Zur Boltenburg gehörte auch eine Mühle. Der letzte Müller war **Heinrich Loren**. Neben der linken Seite des Restaurants etwas von der Straße entfernt stand eine große Scheune. An der Boltenburg wurde nicht nur Getreide gemahlen, sondern es wurden auch landwirtschaftliche Produkte und Düngemittel verkauft. Zwischen Vorgarten und der Scheune der Boltenburg befand sich der ehemalige Bahndamm der Kleinbahn Heiligenhaus-Hösel. An dessen rechter Seite besaß die Boltenburg einen Kleinkaliberschießstand. Zur Kirmes stand vor der Scheune immer ein Karussell. Gegenüber der Boltenburg war ein großer Obstgarten und dann folgte das Anwesen der Familie **Meisenkothen**. Die Familie Meisenkothen hatte eine Bä-



In diesem Haus waren früher die Bäckerei und der Laden

ckerei und einen Lebensmittelladen, vergleichbar mit dem der Familie Prinz.

In den nächsten beiden Häusern wohnten die Familie **Kloster** und Familien, deren Namen ich nicht mehr weiß.

Gegenüber, an der Einmündung der Bismarckstraße, standen früher zwei große Häuser. In dem



Klosters und andere Familien



Die beiden Häuser heute

ersten Haus wohnte der Bauunternehmer **Springer**. Mit dem Sohn Willi war ich befreundet. Willi ist im Krieg gestorben. Im nächsten Haus war einige Zeit ein Frisörgeschäft. In beiden Häusern wohnten eine Menge Mieter.



Das frühere Restaurant „Zum Stern“

Nun folgte das Anwesen der Familie **Bergbusch**. Es bestand aus dem Restaurant „Zum Stern“ mit Lokal, Café, Tanzsaal und Kegelhahn. Auch ein großer Biergarten gehörte dazu. An der Eggerscheidter Straße befanden sich unter dem Saal eine Anzahl Räume. In einem hatte Frau Bergbusch einen Textil- und Kurzwarenladen. Vor dem Restaurant be-



Die Ladenzeile unter dem Saal

fand sich damals eine Benzinzapfsäule, die erste und einzige Tankstelle in Hösel. Dem Stern gegenüber stand das Haus der Familie **Mönkemeyer**. Herr Mönkemeyer war Schneider und seine Frau hatte einen Laden für Schulbedarf und Papierwaren. Bei Mönkemeyers kauften die Schülerinnen und Schüler Griffel, Tafeln, Tafelschwämme, Hefte, Federn und



Hier stand das Haus der Familie Mönkemeyer

Tinte und viele andere Dinge, die in der Schule benötigt wurden. Hier kauften wir auch, falls Geld vorhanden, das Papier für die Windvögel (Drachen). Bei unserem permanenten Mangel an Taschengeld musste oft Zeitungspapier herhalten. Mancher wird staunen, weshalb wir Griffel kauften. Bis zum vierten Schuljahr schrieben wir auf der Tafel, nur Arbeiten in der Schule wurden mit Tinte in Hefte geschrieben. Diese Hefte wurden in der Schule aufbewahrt. In der Schule war an jedem Platz ein Tintentopf.

Hier endet der Weg über die Eggerscheidter Straße, da aber die evangelischen Kinder noch einige Schritte weiter gehen mussten, hier das Ende ihres Schulweges. Die evangelische Volksschule befand sich einige Schritte nach links an der damaligen Adolf-Hitler-Straße (Bahnhofstraße) auf der rechten Seite. Am Eingang des Schulhofes, links, stand das Lehrerhaus. Hier wohnte damals Herr **Suter**, Leiter der Schule. In dem großen Haus wohnten noch weite-

re Familien. Das Schulgebäude, ein flacher Bau, war schon etwas auffällig. Es stand dem Eingang gegenüber. Links neben der Schule stand das Spritzenhaus der Freiwilligen Feuerwehr Hösel. Mitten auf dem Schulhof stand ein Ehrenmal mit Gedenktafeln der Gefallenen aus dem Krieg 1870-71, dem Deutsch-Dänischen Krieg und wie ich meine, eine Gedenktafel für die Gefallenen aus unserer Umgebung für Teilnehmer an dem Russlandfeldzug Napoleons. Bis



Hier war schon früher der Eingang zur Schule, damals war kein Tor vorhanden



Hier war früher die evangelische Volksschule

1815 war das Großherzogtum Berg mit Frankreich verbündet. Nachdem die Nationalsozialisten 1933 an die Regierung gekommen waren, wurde 1936 für beide Konfessionen zwischen der Bismarckstraße und der Adolf-Hitler-Straße eine neue Schule gebaut. Mein

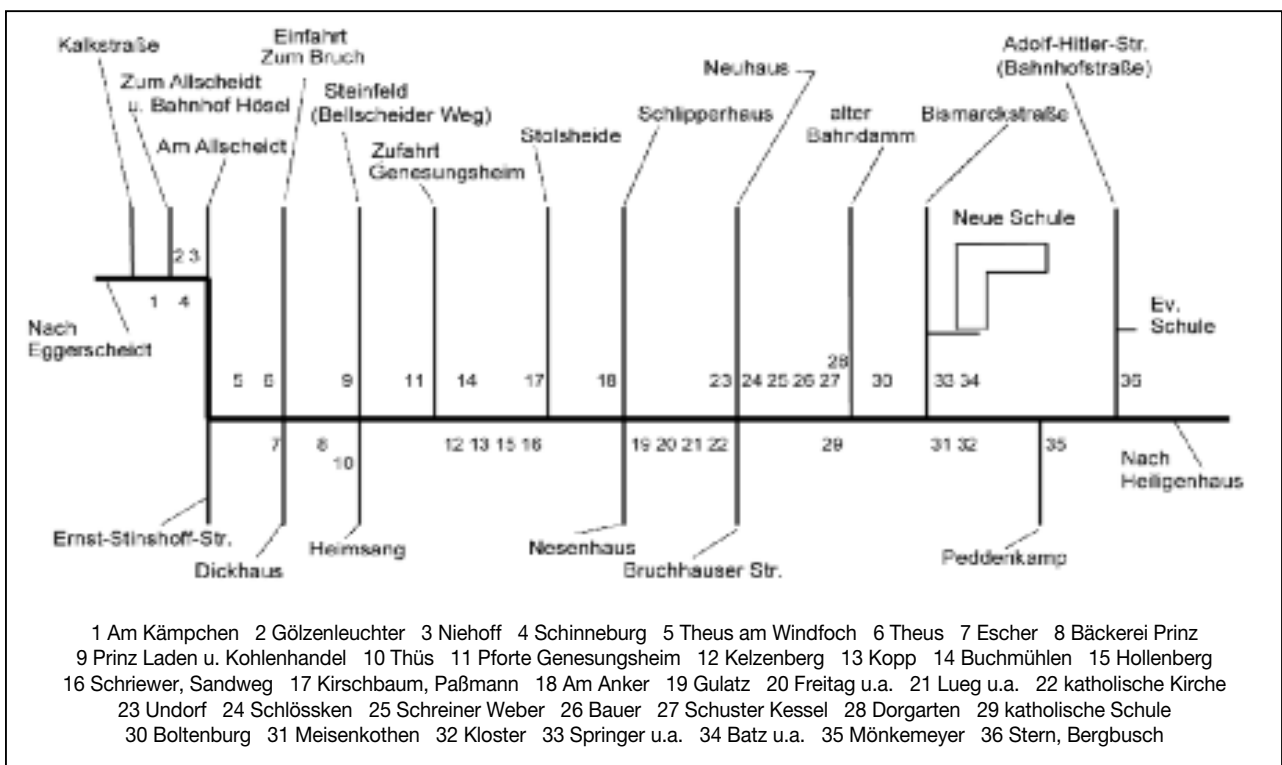
Schulweg wurde etwas länger. Hinter der Boltenburg ging es links in die Bismarckstraße bis zum Eingang der Schule auf der rechten Seite. Die Schulgebäude waren in einem rechten Winkel angeordnet. Zur Bismarckstraße standen die Klassenräume. Unten waren zwei Räume der evangelischen Schule und darüber zwei Räume der katholischen Schule. Schon nach kurzer Zeit wurden die Konfessionen gemischt. Der Schulhof reichte bis zur Adolf-Hitler-Straße, die man über eine Treppe erreichen konnte. In dem anderen Bereich des Gebäudes befanden sich die Wohnung des Hausmeisters, die Toiletten, Duschen und andere Einrichtungen. Über eine Treppe an der rechten Seite des Schulhofes kam man zu dem noch heute vorhandenen Kriegerdenkmal von Ewald Mataré für die Gefallenen

des Ersten Weltkrieges von 1914 bis 1918. Das kurze Stück Weg von der Boltenburg bis zum Eingang der Schule hat sich gegenüber früher gewaltig verändert.

Damals war hinter der Boltenburg auf der linken Seite eine Abfallgrube, wir sagten Pröttelskull. Für uns Kinder war dieser Abfallhaufen von riesigem Interesse, hier lagen oft Spiegelreste aus der nahen Spiegelglasfabrik herum. Es war für uns ein besonderes Vergnügen, bei Sonnenschein mit diesen Spiegelstücken in die umliegenden Wohnungen zu leuchten. Hinter der Abfallgrube standen drei Fachwerkhäuser. In diesen wohnten die Familien **Warias**, **Zimmermann** und **Pieper**. An der rechten Seite der Bismarckstraße befanden sich der Lagerplatz der Bau-firma Springer, ein kleiner mit grünem Belag bedeckter Teich und der Obstgarten der Familie Springer.

Hier endet mein Bericht über meinen Schulweg über die Eggerscheidter Straße. Bei meinen Besuchen in Hösel fiel es mir oft schwer bei der enormen Veränderung der Umgebung, mich noch an den Zustand vor mehr als 70 Jahren zu erinnern. Ich hoffe, nicht zu viele Fehler gemacht zu haben.

Edi Tinschus



Die Eggerscheidter Straße.

Die Skizze ist nicht maßstäblich und die Hausnummern entsprechen nicht der Wirklichkeit.

Kriegsende vor 65 Jahren

Einige Erinnerungen an die Jahre 1944/45 in Breitscheid

1944, im letzten Kriegsjahr, war ich zehn Jahre alt. An diese Zeit und an das Kriegsende habe ich noch einige Erinnerungen.

Wir Kinder aus Breitscheid gingen in die zweiklassige Volksschule an der jetzigen „Alten Kölner Straße“. Sie war jetzt eine Gemeinschaftsschule und wurde „Deutsche Schule“ genannt. Sie war vor dem Krieg als katholische Schule neu erbaut worden und sollte die alte einklassige Bruchsteinschule, die an der gleichen Straße lag, ersetzen. Zusätzlich gab es noch die Linneper Schule, die aber gleich in den ersten Kriegsjahren geschlossen wurde, weil der Lehrer **von den Eichen** zur Wehrmacht eingezogen wurde. An meiner Schule unterrichteten damals **Herr Körfer** und **Fräulein Thomas**. Im Herbst 1944 wuchs die Schülerzahl kräftig an. Viele Schulen in den Nachbarstädten waren zerstört, die älteren Schüler waren von dort im Zuge der Kinderlandverschickung in sichere Gebiete gebracht worden. Die jüngeren Schüler, vor allem aus Saarn, kamen zu uns in die Breitscheider Schule. Aber auch hier musste der Schulbetrieb eingestellt werden. Die Luftangriffe der Alliierten wurden immer heftiger, die deutschen



Der Wirthsnovender Hof der Familie Hesselmann am Baumschulenweg im Jahre 2005

Städte wurden auch tagsüber angegriffen – fast täglich mussten die Kinder während des Unterrichts bei Sirenenalarm in den notdürftig eingerichteten Bunker auf dem Schulhof. Somit war ein geregelter Unterricht kaum noch möglich. Dazu kam die Gefahr durch die tieffliegenden Jagdbomber auf dem Schulweg. Die Bevölkerung war aufgerufen, entlang der Straßen und Wege „Ein-Mann-Löcher“ zu graben. Sie sollten Schutz vor den „Jabos“ bieten.

Anfang Januar 1945 wurde die Belastung durch den Krieg immer spürbarer. Weil Kraftwerke und Leitungen zerstört waren, gab es keinen Strom mehr. Einige Nachbarn, die bei der Eisenbahn oder der Hütte beschäftigt waren, hatten uns mit selbst hergestellten Karbid-Lampen versorgt.

Mit der zurückweichenden deutschen Westfront bekamen wir Einquartierung auf unserem Hof. Eine Sanitätskompanie hatte ihre Versorgungsstelle bei uns aufgeschlagen. Ihre Fahrzeuge waren als Sanitätsfahrzeuge gekennzeichnet und wurden zu unserem Glück von den Tieffliegern nie angegriffen. Zu dieser Zeit waren die Soldaten noch gut versorgt, sie hatten zum Beispiel noch Kaffee und Getränke, von denen sie uns manchmal etwas zukommen ließen.

Als die Sanitäter nach einigen Wochen abzogen, kam eine Flak-Batterie auf den Hof. Auf unserem Feld am Baumschulenweg bauten sie ihre Stellungen auf. Sie hatten keine Zugmaschinen mehr und bewegten ihre Geschütze nur mit Muskelkraft. Die Geschütze wurden mit Baumstämmen und Erdaufschüttungen gesichert. Dazwischen wurden Schützengräben ausgehoben. Die Munition lager-



Die 1935 erbaute neue katholische Schule war während des Krieges die einzige Breitscheider Schule. Sie wurde 1939 zur „Deutschen Schule“ für evangelische und katholische Schüler



Auch auf dem Hof Baurnoven kam es zu Diebstählen und Plünderungen durch marodierende ehemalige Zwangsarbeiter aus dem Lintorfer Lager. Bei einer bewaffneten Auseinandersetzung wurde der Bauer Kockerscheidt schwer verletzt

ten sie ohne besondere Schutzvorkehrungen in unserem Hofraum. Ihre Aufgabe war es, die Flieger und anrückenden Alliierten zu bekämpfen. So beschossen sie von hier aus zum Beispiel die Amerikaner, die bereits in Krefeld und Uerdingen einzogen. Die Folge war, dass deren Artillerie und Jagdbomber das Feuer erwiderten. Aber unsere Gebäude blieben weitgehend verschont, in der Nachbarschaft gab es jedoch erhebliche Schäden. Im Gegensatz zu den Sanitätern hauste die Flak-Kompanie in Haus und Hof wie die Banausen, ohne Rücksicht auf die Bewohner. Sie hinterließen bei ihrem Abzug ein total verwüstetes Feld. Trotz aller Kampfhandlungen setzte sich aber langsam die Meinung durch, dass der Krieg verloren sei und zu Ende gehen musste. Selbst die Sanitäter auf unserem Hof sangen manchmal in abendlicher Runde: „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, auch Adolf Hitler mit seiner Partei.“ Als die deutschen Truppen immer mehr zurückweichen mussten, sprengten sie in Breitscheid alle Brücken, um den Vormarsch der Westmächte zu behindern.

Ich erinnere mich genau an den 17. April 1945, als die Amerikaner von Mülheim kommend über die Kölner Straße einmarschierten. Von unserem Giebelfenster konnten wir den Vormarsch mit Panzern, Geschützen, LKWs, Jeeps, Tank- und Mannschaftswagen beobachten. Wir sahen, dass sie an

der Einmündung Alte Kölner Straße/Kölner Straße nach Lintorf abbogen, denn die direkte Straße zum Krummenweg war von den Trümmern der gesprengten Autobahnbrücke blockiert. Nach ihrem Durchzug errichteten die Amerikaner an der jetzigen Kreuzung B1/K 19 eine Wachpostenstelle. Hier wurden alle Passanten kontrolliert, zivilen Autoverkehr gab es nicht. Diese Stelle war Tag und Nacht besetzt. Die wachhabenden Soldaten hausten in einem Zelt mit einer großen Feuerstelle davor. Zudem wurden unser Hof und auch die anderen Höfe mehrmals nach Waffen durchsucht. Die Besatzung erließ eine Verfügung, dass sich ab einer bestimmten Stunde am Abend niemand mehr auf den Straßen aufhalten durfte.



Der 1945 vorläufig eingesetzte Bürgermeister **Koenen** war Pächter auf dem Hof Bocksmaul. Der Hof gehört zum Besitz der Grafen von Spee auf Linnepe

Die nächsten Monate nach Kriegsende waren für uns noch einmal sehr unruhig. Das Lager in Lintorf, in dem Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter vor allem aus dem Osten lebten, war ohne Leitung. Weil die Menschen nicht ausreichend mit Lebensmitteln versorgt waren, versuchten sie, sich das Nötigste bei den Bauern zu verschaffen. Es kam zu Plünderungen, sogar mit Waffengewalt. Ich weiß noch, dass ich monatelang mit meiner Mutter abends nach Selbeck zu Bekannten zum Schlafen ging. Aus Sorge vor nächtlichen Überfällen konnten Frauen und Kinder nicht auf den Höfen bleiben. Die Männer übernachteten gut versteckt in Scheunen und Schuppen.

Mit dem Einzug der Amerikaner hörten die Tiefflieger- und Bombenangriffe auf. Die Bauern konnten mit Verspätung ihre Felder bestellen. Auch mein Vater konnte in der Baumschule wieder mit den Kulturarbeiten beginnen.

Die Besatzungsmacht nahm sofort Einfluss auf die Verwaltung der Gemeinde Breitscheid. Der langjährige Bürgermeister **Karl Doerenkamp** und die Mitglieder des Gemeinderates wurden abgesetzt, weil sie im Dritten Reich der Partei angehörten. Zum neuen Bürgermeister wurde der Bauer **Koenen** vom Hof Bocksmaul bestimmt, der in der Gemeinde als Hitlergegner bekannt war. Als sich die alten bürgerlichen Parteien wieder formiert hatten, kam es 1946 zu ersten Gemeinderatswahlen, und der Bauer **Heinrich Neuvians** vom Pannenbergr wurde zum Bürgermeister gewählt.

Im Sommer 1945 wurde der Schulbetrieb wieder aufgenommen. Zunächst ging ich einige Wochen in die alte Bruchsteinschule zu Lehrer Körfer. Dann zogen wir in die zweiklassige Breitscheider Volksschule um. Im Herbst mussten wir selbst für Heizmaterial sorgen, weil es noch keinen Koks gab. Wir bekamen die Erlaubnis, auf dem Gelände des späteren „Minidomm“ Holz zu sammeln. Es gab auch keine Lernmittel, aus den alten Kriegsbüchern wurden Seiten herausgetrennt, deren Inhalt man verwenden konnte und der nichts mit der Politik des Dritten Reiches zu tun hatte. Weil die allgemeine Versorgung der Kinder schlecht war, führte die Besatzung eine Schulspeisung ein. In riesigen Kannen wurde die Suppe in der benachbarten Gaststätte Bruchhaus aufbereitet. Wir größeren Jungen mussten dann die Kannen vor der großen Pause zur Schule transportieren.



Ausgabe der Schulspeisung in einer deutschen Schule im Jahre 1947

Auf Betreiben der Breitscheider Elternschaft wurden in Breitscheid wieder die Konfessionsschulen eingeführt, so wie sie schon bis

1933 bestanden hatten. Die Breitscheider Schule an der Alten Kölner Straße wurde wieder katholische Volksschule.

Ab Ostern 1947 gingen die evangelischen Schüler in die Linneper Schule. Erst zu diesem Zeitpunkt konnte man die Lehrerstelle neu

besetzen. Denn Lehrer von den Eichen war nach seiner Heimkehr aus dem Krieg als Rektor in Hösel eingesetzt worden.

Mein letztes Schuljahr absolvierte ich bei Lehrer **Binzer** in der ein-klassigen Linneper Volksschule.

Friedhelm Hesselmann

Schöne Gärten zu jeder Jahreszeit ...

... besondere Bäume und Sträucher, Stauden und traumhaft schöne Rosen aus unserer Baumschule.

Kompetente Beratung in allen „grünen“ Fragen.

Öffnungszeiten: Mo - Fr 9.00 – 18.00 Uhr
Sa 9.00 – 13.00 Uhr
Im Winter eingeschränkte Geschäftszeiten

Hesselmann Baumschulen

Baumschulenweg 2 (Stadtgrenze Mülheim)
40885 Ratingen
Tel.: 0 21 02 1 73 20 · Fax: 0 21 02 18 51 42
www.hesselmann-baumschulen.de

Im Dienste der Grafen von Spee

Die Försterfamilie Buse aus Eggerscheidt

Wie schon vor Jahrhunderten sind Ratingen und das Angerland auch heute noch von großen Wäldern umgeben. Sie sind allerdings nicht mehr so dicht und umfangreich wie zur Zeit der fränkischen Besiedlung unserer Heimat, im Mittelalter oder noch bis zur Aufhebung der Lehnshoheit durch die Franzosen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Heute wie damals lebten viele Menschen vom Wald. Vom Landesherrn über die adligen Großgrundbesitzer und die freien Bauern bis zum armseligsten Kleinbauern, dem Kötter, alle Menschen hatten Rechte an den Wäldern, die noch aus uralter Zeit stammten. So durften die armen Kötter Taub- und Fallholz sowie Baumstümpfe aus dem Wald holen, die Schweine durften zur Mast in den Wald getrieben werden, Streu und Laub konnten für die Viehställe im Wald gesammelt, Sand, Lehm und Ton durften aus dem Wald abgefahren werden, und es bestanden Ansprüche auf das jährlich beim Schlagen der Buchen und Erlen anfallende Reiserholz. Dafür musste allerdings auch gelegentlich Buschdienst durch die Waldberechtigten geleistet werden. Das Jagdrecht aber war stets ein Vorrecht der adligen Waldbesitzer.

Erst nach der Teilung der Waldgemarken von 1820 bis 1850 gab es eine grundlegende Änderung. Die großen Waldbesitzer konnten die uralten Rechte der Walderben durch einmalige Entschädigungszahlungen ablösen, und die Kleinbauern mussten für alle Produkte des Waldes, die sie zum Leben benötigten, an die Waldbesitzer bezahlen, selbst für das trockene Abfallholz, das sie als Brennholz benötigten, oder für das Laub, das sie als Streu für ihre Ställe brauchten.

Schon im Mittelalter gab es eine Waldordnung, die die Nutzung des Waldes durch alle Berechtigten genau regelte. So konnte nicht jeder sein Vieh zur Mast in den Wald treiben, wann er wollte. Die Zeiten,

die Zahl der Tiere und die Berechtigung der Schweinebesitzer wurden beim jährlichen „Schweineaufbrand“ festgelegt, über den der sogenannte Holzgraf, meist ein adliger Waldbesitzer, wachte.

Die größten Waldbesitzer in unserer Gegend waren nach der Teilung der Waldgemarken der Graf von Spee auf Heltorf, der Fürst Hatzfeld auf Schloss Kalkum, die Freiherren von Fürstenberg auf Hugenpoet, die Aufsitzer auf Schloss Linnep und natürlich der Fiskus, also der Staat. Gehörten vor 1806 große Teile der heimischen Wälder dem Herzog bzw. Kurfürsten, so war nach 1816 das Königreich Preußen Eigentümer des Staatswaldes. Als Rechtsnachfolger Preußens ist es heute das Land Nordrhein-Westfalen.

Nach der Gemarkenteilung sorgten die Waldbesitzer selbst für Ordnung in ihren Wäldern. Dafür zuständig waren die Förster, die von den Waldeignern beschäftigt

wurden. Sie halfen bei der Waldbewirtschaftung mit und zeichneten die Bäume, die geschlagen werden konnten, sie waren verantwortlich für die Wiederaufforstung in Schonungen und sie kümmerten sich um die Hege und Pflege des Wildes. Am Ende des 19. Jahrhunderts und auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Wilderei noch ein großes Problem und weit verbreitet. Die Förster hatten es nicht einfach, ihr Revier vor Wilddieben zu schützen. Dass es in unserer Gegend staatliche Waldreviere mit staatlichen Förstern gab und Reviere des Grafen von Spee, die von seinen Förstern überwacht wurden, nutzten die Wildschützen schamlos aus, da der staatliche Förster nicht einfach ins Privatrevier des Grafen von Spee eindringen durfte und umgekehrt. So überlieferte uns der Lintorfer **Theodor Sibrichhausen** folgende Anekdote in Lintorfer Mundart, die sich mit diesem Thema befasst:



Forsthaus Gratenpoet in Tiefenbroich. Eine mächtige Eiche wurde gefällt und wird nun vermessen. Auf dem Foto aus den 1930er-Jahren erkennt man von links nach rechts: Förster **Hubert Wissmann** vom Forsthaus Windfoch in Eggerscheidt (1943 tödlich verunglückt), Förster **König** vom Forsthaus Gratenpoet, ein Forstlehrling, der Waldarbeiter **Lammertz** vom Frielingsrath, der „Heiliger Vater“ genannt wurde, Förster **Adolf Buse** vom Forsthaus Hülsdieken, Waldarbeiter **Wilhelm Kohnen** vom Klosterweg und der Käufer des Baumes

Die lang Tong vom Föschter Rasch

Der aule Föschter Rasch wor staatliche Föschter, dröm hat he em Bosch vom Graf von Spee nix te bestelle. Dat hat sech ne Lengtörper Welddieb dorch dr Kopp jonn lohte, on he-i leiden Schlenge tom Kaninkesfange mår en et Revier vom Föschter Rasch. Wenn nou die Loft nit kloor wor, trokk he sech trükk en dr gräfleche Bosch, he-i wor he secher, denn dr Föschter Rasch kohm öm dohenn nit noh.

Äwwer op nem juhde Daach üwerraschten öm dr Föschter Rasch. De Welderer wollt jrad ne fette Haas ut dr Schlang trekke. Off och de Föschter „Halt!“ riep, de Lengtörper stührden sech nit dran on sprong mit sinnem Haas flökk üwer de Grenz. Als he op dr ange-re Sitt on domit en Secherhe-it wohr, riep de onüesele Keel däm Rasch tou: „Du kanns mech mol...“



Der staatliche Revierförster Rasch

Dat wor däm Rasch doch e beske tevöll. Nit fuhl riet he de Flent an de Back on schoot däm Welderer en Schrottladung op dr Röckstrank. De lieht de Haas falle on gri-ep sech mett bettse Häng nom Hengerviehdel. Häste-nit-jesenn sprong he üwer dr Jrave on dr Föschter Rasch riep öm noch tou: „Dat hättse nit gedeiht, dat esch sonn lang Tong hädden!“

(Aus „Die Quecke“ Nr. 13 vom Mai 1953)

Noch in den 1950er-Jahren gab es in Ratingen und im Angertal viele Forsthäuser, die den Förstern der Grafen von Spee als Wohn- und Amtssitz dienten. Spontan fallen



Das Forsthaus Wüstekamp an der Kalkumer Straße im Jahre 1968. Es lag damals noch direkt an der Straße

mir Namen wie Gratenpoet, Hülsdieken (an der Mülheimer Straße), Wüstekamp (an der Straße von Lintorf nach Angermund), Fredenberg (an der Grenze von Breitscheid und Selbeck), Großbaum, Heitberg in Huckingen, Helrtorf, Windfoch (am Hölender in Eggerscheidt) oder Junkersbusch ein. Einige dieser Häuser werden heute anderweitig genutzt, denn die Zahl der von der Spee'schen Forstverwaltung beschäftigten Förster hat in den letzten Jahren ständig abgenommen. Das ist die Folge einer intensiveren Nutzung aller Hilfsmittel in der Forstwirtschaft.

Früher blieben Förster ein Leben lang im Dienste eines Waldbesitzers, manchmal wurden Amt und Beruf sogar in der Familie weitergegeben. So war es mit der Försterfamilie **Buse** aus Eggerscheidt, bei der gleich drei Mitglieder im Dienste der Grafen von Spee standen.

Franz Buse wurde am 12. Dezember 1853 in Altenmellrich bei Anröchte im Kreis Lippstadt (Westfalen) geboren. Über seine schulische Ausbildung ist weiter nichts bekannt. Nach seiner Forstlehre leistete er vom 3. Dezember 1873 bis zum 21. September 1876, wie es in der Kaiserzeit für angehende Förster traditionell Brauch war, seinen Militärdienst beim Königlich-Westfälischen Jäger-Bataillon Nr. 7 in Bückeburg. Er hat sich während seiner Dienstzeit bei den „Bückeburger Jägern“

vorzüglich geführt, das bescheinigt ihm Hauptmann **Freiherr von Bolshausen**, sein Kompaniechef, dem er nach der Grundausbildung zwei Jahre als Bursche gedient hat. Über seine Tätigkeit als Offiziersbursche stellt ihm der Chef der 2. „Compagnie“ ein gesondertes Zeugnis aus:

Attest

Franz Buse ist bei mir 2 Jahre lang als Bursche gewesen, und kann ich demselben, was Treue, Solidität, Fleiß und Ehrlichkeit anbetrifft, das allerbeste Zeugnis geben.

Im Servieren sowie in allen Eigenschaften, die man von einem guten Bedienten verlangt, ist er geschickt und sehr gewandt.

Bückeburg 11/12 76

Freiherr von Bolshausen
Hauptmann

Vom 1. bis 12. Juni 1880 nimmt Franz Buse bei seiner alten Einheit in Bückeburg noch einmal an einer Übung teil, bei der er sich wiederum „gut geführt“ hat.

Im Jahre 1878 tritt er in die Dienste des Grafen **Franz von Spee**, (1842 - 1921) auf Schloss Helrtorf. Als Forstaufseher betreut er die Försterei Gräfenstein und hat seinen Wohn- und Amtssitz im Forsthaus Windfoch am Hölender in Eggerscheidt, direkt neben der Bahnlinie Düsseldorf-Essen.

Am 27. Juni 1884 heiratet er in Sinzig im Kreis Ahrweiler **Henriette** („Jettchen“) **Gregorius**, deren



Das Forsthaus Windfoch am Hölender in Eggerscheidt

Vater dort Revierförster ist. Die Familie Gregorius lebt im Forsthaus Dachsbach, das zum Waldbesitz der Grafen von Spee auf Schloss Ahrental in der Nähe von Sinzig gehört. Franz Buses Schwiegervater ist also auch ein Spee'scher Förster! Doch damit nicht genug: sein Sohn ist Förster im Forsthaus Junkersbusch der Heltorfer Grafen von Spee. Vermutlich hat Franz Buse dort seine Braut als Schwester seines Kollegen kennengelernt.

Im Jahre 1886, zwei Jahre nach seiner Heirat, bescheinigt ihm sein Dienstherr Franz von Spee in einem Dienstzeugnis, dass er „seine Dienstobliegenheiten mit Eifer und Fleiß erfülle“ und dass er stets bestrebt sei, „seine Kenntnisse zu erweitern und Erfahrungen zu sammeln“. Franz Buse darf sich nun, nach achteinhalbjähriger Dienstzeit, „Förster“ nennen. Sein Gehalt wird von 720 auf 840 Mark Jahresgehalt erhöht und ist ihm in vierteljährlichen Raten von der Rentei Heltorf auszuzahlen. Außerdem bezieht Franz Buse ein Viertel des Schlaggeldes von den Holzverkäufen aus der ihm übertragenen Försterei Gräfenstein. Zur eigenen Nutzung im Forsthaus Windfoch stehen ihm zusätzlich sieben Raummeter Buchen-Knüppelholz und 300 Schanzen (Holzstapel) zu. Am 24. Oktober 1886 überbringt **Oberförster Joly** aus

Rahm die freudige Nachricht und übergibt ihm eine „Abschrift nachstehender Verfügung des Herrn Grafen“.

Oberförster Joly gelingt es im Jahre 1897, den Grafen zu einer Neuordnung der Förstergehälter zu bewegen. Zum Normalgehalt von 840 Mark im Jahr kommen jetzt ein Festbetrag von 160 Mark als Ersatz für das frühere Schlaggeld, dessen Höhe bis dahin schwankend war, und Zulagen von je 100 Mark für dreijährige, sechsjährige, neunjährige und zwölfjährige Dienstzeit als Förster. Vom 12. Juli 1897 an beträgt Franz Buses Jahresgehalt nun 1.300 Mark. Oberförster Joly freut sich, ihm diese Mitteilung machen zu können, erwartet aber von ihm, dass er auch fernerhin bestrebt sein werde, sich „durch Fleiß und Pflichttreue die Zufriedenheit des Herrn Grafen zu erhalten und mich in meinen Bestrebungen für unsere hohe Herrschaft soweit dieses in Ihren Kräften steht, zu unterstützen“.

Am 7. April 1903 feiert Franz Buse sein 25-jähriges Förster-Dienstjubiläum. In einem Brief teilt ihm sein Schwiegervater Gregorius aus Sinzig mit, dass er zu seinem Ehrentage aus dienstlichen Gründen nicht kommen könne, er ihm aber wünsche, dass er sein 50-jähriges Jubiläum feiern könne, allerdings bei besserer Gesundheit als zurzeit. Franz Buse leidet an Rheuma, sicherlich eine Folge seines Beru-

fes. Der häufige Aufenthalt in seinem Revier, auch bei feuchtem und kaltem Wetter, fordert seinen Tribut. Schließlich muss er seinen Beruf aufgeben und das Forsthaus Windfoch verlassen. Sein Nachfolger wird Förster **Hubert Wissmann**. Im Mai 1908 kauft Franz Buse von dem früheren Dachdecker und jetzigen Polizeiergeanten **Heinrich Schlösser** ein Haus mit Hofraum und Stallanbau in Eggerscheidt, in der Nähe des Gasthauses „Kessel am Pött“, das er nach seiner Pensionierung mit seiner Familie bezieht. Am 26. August 1915 stirbt Franz Buse im Alter von 62 Jahren.

Henriette und Franz Buse hatten sechs Kinder, von denen eins, **Heribert**, schon sehr früh an einer Kinderkrankheit verstarb. Der älteste Sohn, **Franz Leopold**, wurde am 15. Juni 1885 geboren. Er wollte Priester werden und besuchte bereits das Priesterseminar, starb aber kurz vor der Priesterweihe. Seine Schwester **Rosalie** („Rosalchen“) wurde am 29. September 1886 geboren. Es war ausgemacht, dass sie ihrem geistlichen Bruder den Haushalt führen sollte, wenn dieser Kaplan oder Pfarrer war. Der Tod des Bruders machte den Plan zunichte. So trat sie mit 34 Jahren als Nonne in das Benediktinerinnen-Kloster Kreitz in Neuss-Löveling zwischen den Ortsteilen Holzheim und Grefrath ein und wurde Schwester Andrea Rosalia. Eine Quittung des Klos-



In diesem Haus in Eggerscheidt, direkt neben der Gaststätte „Kessel am Pött“, wohnte die Familie Franz Buse ab 1908



Rosalie Buse
(1886 - 1965)

ters belegt, dass die Witwe Henriette Buse am 7. November 1920 für ihre Tochter 1.000 Mark als Teil ihres Vermögens einzahlen musste, um ihr den Eintritt ins Kloster zu ermöglichen. Schwester Andrea Rosalia starb am 12. November 1965.

Am 11. April 1890 wurde **Maria**, die zweite Tochter des Ehepaares Buse, geboren. Sie heiratete am 31. August 1911 in Ratingen den Spee'schen Förster **Mathias Gaeb**, der zunächst im Forsthaus Fredenberg, später im Forsthaus Großenbaum seinen Wohn- und Amtssitz hatte. Maria starb bereits 1956.

Sieben Jahre nach seiner Schwester Maria kam **Adolf** am 29. Januar 1897 zur Welt. Er sollte in die Fußstapfen seines Vaters treten



Henriette Buse, geborene Gregorius



Förster Matthias Gaeb

Für die Lintorfer Heimatfreunde war er ein wertvoller Helfer bei der Erforschung der Flurnamen in und um Lintorf.

Er war verheiratet mit **Wilhelmine Clemens**. Sie war ebenfalls eine Försterstochter. Ihr Vater war Förster des **Barons von Heister**



Maria Gaeb, geborene Buse (1890 - 1956),
mit einem ihrer Kinder

und Förster werden. Dazu besuchte er die Forstschule in Müns-tereifel. Die Ausbildung war ziemlich teuer, und seine Mutter befürchtete stets, ihre anderen Kinder durch die hohen Ausgaben zu benachteiligen. Schließlich war sie bereits Witwe und bezog sicherlich nur eine geringe Rente. Nach abgeschlossener Ausbildung trat Adolf Buse in die Dienste des **Grafen Wilhelm von Spee** (1855-1934) und wurde Revierförster im Forsthaus Hülstdieken an der Mülheimer Straße.



Adolf Buse (1897 - 1981)
als junger Revierförster



Revierförster Adolf Buse bespricht mit Angerländer Lehrern Flurnamen in und um Lintorf. Von links: Erich Krumme (Wittlaer), Theo Volmert und Hein Schwarz. Adolf Buse sitzt auf seiner AWD-Maschine, hergestellt bei August Wurring in Breitscheid. Die Aufnahme entstand 1954

auf „Haus Anger“. Das Paar hatte zwei Söhne, **Alfred** und **Franz**. Alfred hatte bereits die Forstlehre erfolgreich absolviert und wollte als Vertreter der 3. Generation seiner Familie ebenfalls in die Dienste der Grafen von Spee eintreten, als er im Zweiten Weltkrieg Soldat werden musste. Er fiel in der Schlacht um Stalingrad.

Sein jüngerer Bruder Franz wurde kurz nach dem Abitur ebenfalls zum Kriegsdienst eingezogen und fiel als Leutnant am Ende des Krieges im Hürtgenwald.

Adolf Buse wohnte auch nach seiner Pensionierung bis zu seinem Tod im Forsthaus Hülstdieken.

Für seine langjährige Treue im Dienste der Spee'schen Forstver-

waltung wurde ihm das Bundesverdienstkreuz verliehen. Er starb am 25. November 1981 und wurde auf dem Lintorfer Friedhof begeben.

Am 3. September 1901 wurde der Jüngste, **Johannes (Hans) Buse**, geboren. Er erlernte den Beruf des Gärtners. Viele Jahre war er als Landschaftsgärtner bei der Papierfabrik Wilderich Graf Spee im Angertal beschäftigt, zuletzt war er Friedhofsgärtner auf dem Waldfriedhof in Ratingen Ost. Im Nebenberuf war er auch noch für die Gutsverwaltung von Haus Karp („Hahnerhof“) tätig. Er wohnte mit seiner Frau **Klara**, einer Schwester des bekannten Ratingers und späteren Angermunders **Gustav**

Esser, und seinen beiden Kindern Hans und Kläre im Haus Berg 9 in der Nähe der Berger Schule.

Neben dem Haus eröffnete die Familie Buse im Jahre 1953 eine Trinkhalle, die sicher noch vielen Ratingern bekannt sein dürfte. Sie war ein beliebter Anlaufpunkt für Ausflügler und sonntägliche Spaziergänger. Ende der 1960-Jahre wurde sie aufgegeben.

Hans Buse starb am 2. März 1976.

Manfred Buer

Ich danke Kläre Kall, geborene Buse, und ihrem Bruder Hans für ihre Auskünfte und für die Überlassung der Bilder und Dokumente.

Besonderer Dank gilt Förster i.R. Alfred Fink für weitere wertvolle Hinweise.



Johannes Buse (1901 - 1976)



Das Forsthaus Hülstdieken an der Mülheimer Straße im Jahre 2009



Die Trinkhalle der Familie Buse an der Berger Schule im Jahre 1954

Rosenmontag in Eggerscheidt

Nur wenige Ratinger wissen, dass in den Jahren 1928 und 1930 in dem kleinen Dörfchen Eggerscheidt Rosenmontagszüge veranstaltet wurden. In einem Jahrzehnt der politischen Unruhen, der Besetzung des Rheinlandes und des Ruhrgebietes durch französische und belgische Truppen, der Inflation und der Weltwirtschaftskrise ließen sich einige Eggerscheidter nicht entmutigen und entmündigen und organisierten für

ihr Dorf kleine, aber feine Umzüge. Solche Veranstaltungen bedurften nämlich zu dieser Zeit der Sondergenehmigung des Regierungspräsidenten und wurden nur zugelassen, wenn sie gänzlich unpolitisch waren. In der Stadt Ratingen gab es in diesen Jahren keine Rosenmontagszüge.

Eggerscheidt, heute ein Stadtteil Ratingens, gehörte 1928 noch zur alten Bürgermeisterei Eckamp, 1930 war es nach der großen Ge-

bietsreform bereits eine Gemeinde im neu gebildeten Amt Ratingen-Land.

Maßgeblich beteiligt an der Organisation der Eggerscheidter Rosenmontagszüge war **Hans Buse**, jüngster Sohn des Revierförsters Franz Buse vom Forsthaus Windfoch. Hans Buse wohnte mit seiner Familie im Haus Berg 9 in der Nähe der Berger Schule.

M.B.



Vor dem Pferdegespann links: Hans Buse



Hochtied fiere wie et fröher wor

Hierode wollt fröher jedes We-it. Die wennichste We-iter op em Lank hannt wat jeliert, awwer och die, die wat jeliert hannt, wollten hierode. Als Kenger nohmen wir die Margariteblume on hannt die witte Blättches affjezuppt on do-be-i jeseit: Verliebt, verlobt, verheiratet, geschieden. Wehe, mer trock jeschieden.



En user Nohberschaft wohnden e We-it, dat wor vier Jahr äuler als ech, dat kiek op die Arme von min Schwester on seit: „Du häss völl Hoore op de Arme, du kress ne rieke Mann.“ Dann seit et för mech: „Du häss wennich Hoore op de Arme, du kress ne arme Mann.“ Dat hätt mech jetroffe, dat ech et bes hütt nit verjeete hann. Awwer ne Mann wollten wir all hann.

För jonge We-iter wor et üblich, för de Uutstür te spare. Se fingen schon met sestien Jahr domet an. Be-i jieder Jelejenhe-it, off Namensdaach, Jebortsdaach oder Weihnachten, immer lieten se sech wat för de Uutstür schenke, Wäsch, Posseling oder Besteck. Die Wäsch wud met rosa Bändches ömweckelt, kohmen Verwandte oder Freundinne to Besüek, wud alles stolz jezeecht. För die Brautschuhn wud en Spardues oppjestellt, do hannt se johrelang Een- on Tweipenningstöcke jesammelt, dann hannt se sech davon die Brautschuhn jekoppt.

Die Tant hätt et mech vertellt, et es schon lang her: Et wor Lengtörper Kermes. Die Tant on et Nohberweit, et Drütsche, woren jonge We-iter on durften alleen tom danze jonn. De Kermesdanz fing schon öm vier Uhr nommedeis an. Die We-iter hannt sech fein jemackt, se hadden witte Kleeder an. Die Setta, die Motter vom Drütsche, hätt den We-iter rosa on hellblaue siedene Bänder öm de Taille je-bonge on henge ne dicke Schlopp (Schleife) jemackt. Dann seit se: „No joht on amüsiert öch, awwer öm 11 Uhr mösst ihr widder te Huus sin.“ Et woren brave We-iter, on öm 11 Uhr woren se widder te Huus. Die Setta stong schon vör de Dür, dat leschte wat se seit: „Hadder öch eene opjedonn?“ (Habt ihr einen Jungen kennengelernt?) Die We-iter seiten „Näh“. Drop die Setta: „Nöttere Blare, dat verstöng ech besser.“ (Dumme Kinder, das verstehe ich besser.) Ja, die Setta hätt et och verstange, sie wor mähr ne Meterfönfonföffzich jru-et on hatt lenks e kleen Pükelche, awwer se hätt jehierod on sieve prächtije, jru-ete Kenger jekritt, der Wellm, et Drütsche, der Jupp, et Ann, et Jüske, et Marie on et Kenke.

Wenn e We-it hierode diet, hadden die Lütt widder wat te kalle. Anne Kerk hing butte e Käske, do wud schon Weeke vörher bekannt jemackt, we met wem on wann jehierod wud. E paar neujuerije Wiewer wossten emmer ju-et Bescheid. Be-i us em Lade wuden son Nöichkete och emmer vertellt. Manchmol hielen se sech de Häng vör de Mull on seiten leise: „Et mott hierode.“ Wat domet gemennt wor, wosst ech als Kenk nit.

E paar Daach vör de Hochtied kohmen die Jonges on We-iter ut de Nohberschaft tesame on hannt jekränzt. Die Jonges fuhren en der Bosch on hannt Dannejrüns (Tannenzweige) jeholt. Dann satten se sech, wenn et lang hell wor, butte hen oder söss en der Schobbe on hant ne lange Kranz jemackt. Sonne Kranzovend wor emmer löstich, dan wud och schon mol e Schnäpske jedronke on jerohde,



we wohl die nächste Braut uut de Nohberschaft wor. Die We-iter hannt dann uut bonkt Krepppapier Ruse jedrieht on en der Kranz jesto-eke. Hüttzudaach weden ken Kränz miehe selver jemackt, hütt wüd alles be-im Järtner fedich jekoppt. Hängt mer hütt noch ne Kranz be-i de Braut über de Dür? Ech weet et nit. Am angere Daach, wenn dat jonge Paar enne Kerk wor, wud de Kranz opjehange. Medde über de Huusdür kohm e Scheld, dat wor met jrüne Bläder ümrahmt, weil et die jrüne Hochtied wohr. Op dem Scheld stong: „Hoch lebe das Brautpaar.“

Aver te-iesch kohm noch de Polterovend. Weekelang wud schon aul Jescherr on Konservebüchse jesammelt. Wenn et dann anfang donkel te wede, trock die ganze Nohberschaft, Freunde on Bekannte noh em Huus vonne Braut. Do wud met lautem Krach alles vör de Huusdür jeschmiete, do wud jesonge, Sprüch opjeseit on jelacht. Dann jingen e paar We-iter on Jonges met de Schnapsfläsch ronk. Dat wor de Abschied vonne Jugendtied. Die Braut entführe, wie se dat hütt maken, kannte mer nit, awwer et kuhmen immer nö-ie Mude op.

Dann kohm dor Hochtiedsdaach. Do jing mer, wenn et Weeder schü-en wohr, te Fu-et, oder mer fuhr met em Kutschware nah de Kerk. Op usem Beld süht mer als

Brautpaar et **Sophie Molitor** von Hölle Kroth (Hülchrath) on der **Johann Dohrenbusch** ut Breitsched (Breitscheid). Die Hochtied wor am 14. April 1920 en der Rektoratskerk in Selbeck. Hölle Kroth jehud to Breitsched. Op Hölle Kroth hadden se ne „Sandschneider“¹⁾, domet es et Brautpaar nach de Kerk jefahre. Die Dohrenbuschs hadden och ne Kutschware, on uut de Famillich, de Franz Gronau vom Steen (Niedersteinshof in Selbeck), hatt och e Jefährt. Su konnt die ganze Hochtiedsjesellschaft jefahre wede.

Trock die Hochtiedsjesellschaft te Fu-et nah de Kerk, dann wor dat ne festliche Zoch, dat mosst mer jesenn hann, dat wor wat Besongisch em Dörp. Die Braut em Festkleid, tou der Tied wor dat noch uut schwatte Sied (Seide). Et Myrtekränzke enne Hoore on de witte Schleier hing lang över der Rögge, de fein jebongene Blumestru-ek durft nit fehle. De Bräutigam em schwatte Gehrock, de Zylinder op em Kopp, de Glacé-Heische (Handschuhe) enne Häng on et Myrtestrückske am Revers. Fröher jo-ef et noch ken Gärtner-e i en Lengtörp, do hant völl Mötter e Myrtebömke jeheecht on jefleecht, öm en blühende Myrte te hann, wenn die Dauter hierode di-et.

Vör dem Brautpaar jingen zwei Engelches em witte Kleed, e Kränzke op em Kopp on e Blumekörfke enne Häng. Dann kohm die ganze Hochtiedsjesellschaft, vörop die Eldere on Jeschwister. Die Patentant on de Pattühm durften och nit



Sophie Molitor von Gut Hülchrath und Johann Dohrenbusch vom gleichnamigen Hof in Breitscheid heirateten am 14. April 1920



Der Hof „Dohrenbusch“ in Breitscheid in den 1920er-Jahren. Er liegt heute zwischen der A 52 und dem Kahlenbergsweg

fehle. Wenn dann die Sonn schien on die Jlocke wohren am lüdde, dann lohnd et sech, sonne Hochtiedszoeh aantesenn.

Manche Fraue on We-iter jingen tou jieder Hochtied, öm jo alles met-tekrieje, wat de Pastur jeseit, wat se all för feine Kleeder an hadden, wie völl Lütt do wohren on wie schü-en die Kerk jeschmöckt wor. Die wossten emmer alles. Wor nu die Trou-ung vorbe-i, stongen die Kenger uut de Nohberschaft schon vör de Kerkedür on hant Seelche jespannt. Dat Brautpaar kohm nit uut de Kerk eruut, bes de Bräutigam e paar

1) Kleine Kutsche



Bis 1957 gehörten die Breitscheider Katholiken zur Pfarre St. Theresia in Selbeck. Die neugotische Kirche wurde 1892 geweiht

Ech jlöv, do wor de Kriech 1914 - 1918 dran schold, do woren die passende Männer all jefalle. Aw- wer die Tant wor tefriede met öh- rem Los, sie hatt jo die jru-ete Fa- millich.

Kohm die janze Jesellschaft uut de Kerk, dann jov et e festlich Eete. Et wud extra fein on völl jekockt. We et sech erlaube konnt, de nohm sech en Ko-ekfrau. En bekannte on ju-ede Ko-ekfrau wor die Frau vom Musiker **Karl Mentzen**. Et wohren awwer och oft Fraue on We-iter uut de Nohberschaft, die jeholpe hannt.

Die Ko-ekfrau kohm schon en Week vörher, dann wud alles bespro- eke on sie kiek, off jenoch Pött on Panne do woren. Dann kohm se ne Daach vör de Hoch- tied on hätt de Renkfleeschzupp anjekockt on de Markbällches jemackt, et Fleesch anjebro-ede on de Weincrem jemackt. Die Kukes wuden all selver jebacke. Wenn die Tied do wor, jo-ev et Appel- on Prumetaat, och en Bottercrem- taat. Oft wuden e paar Zemmer ut-

jerümt, öm jenoch Platz för all de Besü-ek te hann. Et wud Bier on Wing bestellt on ju-ede Zijarre jekoppt, et durft an nix fehle.

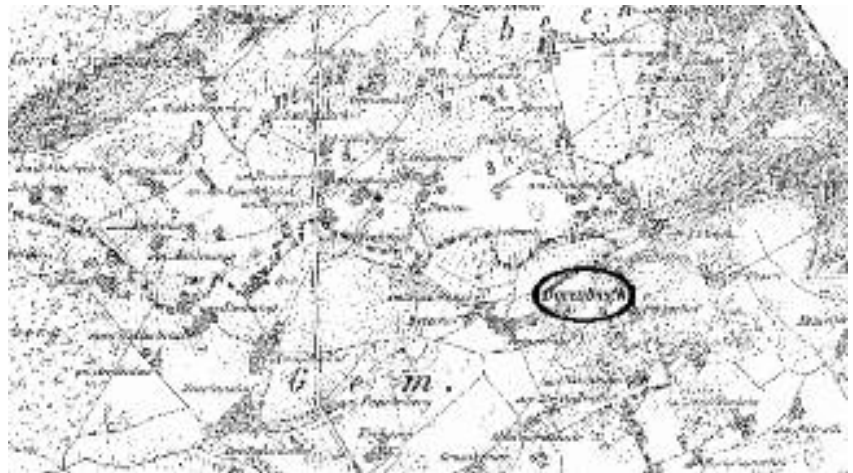
Öm die Jesellschaft te ongerhau- le, wud ne Komiker bestellt, dat woher de **Heinrich Buschmann** uut em Dörp. De hätt dann aller- hand Mäukes jemackt. Et wud je- songe on jeschunkelt, on wenn Platz do woher, och jedantz.

Kohm dat Brautpaar dann en et nö-ie Heim, dann hadden die Ver- wandte oder Fründe allerhand Schabernack jemackt, dann loh- ren Eeze em Bett oder sie hannt de Bettstell uutjehange. Die aule Lengtörper jingen fröher nit op Hochtiedsrees, die fierden de Brautneit enne egene vier Wäng. We hatt tou der Tied schon e Au- to? On met em Zoch fahre woher te lästich on et kostet och noch Jeld. Wor alles vorbeie, dann fing „der Ernst des Lebens“ an, awwer se deiten, se köhmen en et Paradies.

Maria Molitor

Häng voll Jeld vör de Kerkedür jeschmieta hätt. Wenn jenoch Jeld op de Eed lohch, lieten se de Streck falle on et Brautpaar konnt der Weech ennet Jlöck antradede. Wenn e We-it fröher bes viezich Johr kenne Mann hatt, dann wor et en aule Jongfer on ne Mann över fönfonviezich wor ne aule Jongje- sell. Dem We-it bliev dann nix an- gisch över, als ne Wetmann met Kenger oder ne aule Jongjesell te nehme.

Die Tant seit: „Bes twentich kann mer se sech uutsü-eke, dann **wüd** mer uutjesöckt.“ Die mosst et jo wiete, sie wor och en aule Jongfer.



Der „Döhrenbusch“-Hof auf einer alten Karte von 1880


Haus für Einrichtungen



Originale zum Anfassen!
www.molitors.de
Hans-Böckler-Str. 8 40878 Ratingen

Fritz Reuter

* 24. November 1810

Stavenhagen (Mecklenburg)

† 12. Juli 1874

Eisenach



De Hülp

„Wi krig'n doch nich dat Heu taurecht,“
Seggt Bur Fischer tau Kammin.¹⁾ –
„Jehann! – Jehann!“ röppt hei den Knecht.
„Wo Deuwel mag de Bengel sin?“
Na, endlich krüppt²⁾ Jehann heruter ut dat Stroh:
„Wat will hei denn! Hir bün ik jo!“ –
„Hürst du denn nich, dat ik hier rohr?
Wat kümmt du nich, wat makst du dor?“
„O, nicks nich, Herr! ik leg en beten.
Hüt middag heww'k so dick mi freten,
Un wull en lüttes Spirken slapen.“
„Wo is denn Krischan?“ – „Ik bün ok tau Hannen,“³⁾
Seggt de un kümmt nu ok heruter schaben.⁴⁾
„Na, segg! wat makst den du dor baben?“
„O, nicks nich, Herr! Ik hülp Jehannen.“



¹⁾ Stadt in Pommern

²⁾ kriecht

³⁾ auch zur Hand

⁴⁾ geschoben



Liebe Pflegekunden und Angehörige,

als einer der größten ambulanten Pflegedienste in Ratingen und Düsseldorf hat sich die OPTIMAL PflegeMobil GmbH im Juni 2010 dem Qualitätsverbund der Deutschen Pflegeunion angeschlossen. Wir bleiben weiterhin Ihr unabhängiger ambulanter Pflegedienst mit dem bekannten Team von Schwester Sandra, vergrößern jedoch unser Serviceangebot und vertiefen unsere internen Schulungsprogramme.



Sechs gute Gründe sprechen für die Pflegeunion Ratingen

1. **Sicherheit:** Wir verfolgen ein qualitätsgeprüftes Konzept der umfassenden Pflegesicherheit, damit Pflegekunden immer optimal versorgt werden.
2. **Zertifiziert:** Wir sind für alle Kranken- und Pflegekassen zugelassen und wurden vom Medizinischen Dienst der Krankenkassen erfolgreich qualitätsgeprüft.
3. **Beratungsservice:** Wir beraten Sie ausführlich, unverbindlich und kostenlos auch bei Ihnen zu Hause oder bereits im Krankenhaus.
4. **Pflegekräfte:** Herzliche und hervorragend ausgebildete Pflegekräfte mit langjähriger Berufserfahrung stehen für Sie bereit.
5. **Feste Zuordnung:** Sie erhalten ein fest zugeordnetes Mitarbeiterteam mit gleichbleibenden Ansprechpartnern.
6. **Fairness:** Weil wir keine Kündigungsfristen für Pflegekunden verlangen, haben Sie jederzeit die Sicherheit einer unabhängigen Entscheidung.



Wir sind 24h für Sie da!

**Mit der Pflegeunion Ratingen
sind Sie und Ihre Angehörigen
ambulant sicher versorgt.**

Ihr

Bernd Kantelberg,
Diplom-Pflegemanager (FH)

Pflegeunion Ratingen

OPTIMAL PflegeMobil GmbH
Speestraße 28, 40885 Ratingen
Tel. 02102 / 101 62 95





Reparaturen aller Fabrikate
Beseitigung von Unfallschäden
Reifendienst • Achsvermessung



PFEIF KFZ-SERVICE GMBH

Zechenweg 33
40885 Ratingen

Telefon (0 21 02) 3 42 35
Telefax (0 21 02) 3 15 13

Bau- und Kunstschlosserei Kolbe

Inh. Dieter Linke · Schlossermeister

Gegr. 1949

Fenstergitter · Geländer
Türen · Tore

Wir fertigen nach Ihren und
unseren Vorlagen

Siemensstraße 13 · 40885 Ratingen
Telefon 0 21 02 - 3 58 78 · Fax 3 91 78



Wagner GmbH · Schreinerei

Wohn-Schlaf-Badezimmer · Türen · Schrankwände ·
Wand- und Deckenverkleidungen · Dachausbauten ·
Trennwände · Büroeinrichtungen · Verspiegelungen ·
Schrankergänzungen

Instandsetzung und Restauration antiker Möbel

Rufen Sie uns an!

Wir beraten Sie gerne und unverbindlich!

Zechenweg 29 · 40885 Ratingen-Lintorf
Tel. 0 21 02 / 3 60 32 · Telefax 0 21 02 / 3 47 49

WEGA REISEN

Moderne Reisebusse in allen Größen
für In- und Auslandsfahrten

Siemensstr. 23 - 25 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 93 44-0
Telefax 0 21 02 / 93 44 22

Steingen

Franz und Rainer

GmbH

Duisburger Str. 39 · 40885 Ratingen-Lintorf

Telefon (0 21 02) 3 56 79

Telefax (0 21 02) 3 74 55

Mobil (0172) 2114502

E-Mail info@sanitaer-steingen.de

Altbausanierung

Exklusive Bäder -
auch barrierefrei

Sanitär und Heizung
(Gas-Öl-Solar-
Brennwerttechnik)

Kundendienst

Frank Nitsche Malermeister

Fachbetrieb für:

Maler- und Lackierarbeiten
aller Art

Bodenbeläge

Fassadengestaltung

Treppenhaussanierung

Thunesweg 14
40885 Ratingen

Telefon
0 21 02 / 39 91 77

Telefax

0 21 02 / 89 35 21

LUST auf FRISUR

ANGELIKA WATERKAMP
Damen & Herren

Am Potekamp 49 · 40885 Ratingen
Tel. 0 21 02 / 3 55 20

Vom Namen zum Ort

Lintorf im frühen und hohen Mittelalter

I. Einleitung: Ortsgeschichte als Teil der mittelalterlichen Geschichte

Das Mittelalter umfasst das Jahrtausend zwischen 500 und 1500, wobei die Zeitgrenzen nur als ungefähr, die Übergänge von der Antike und Vorgeschichte bzw. hin zur Neuzeit als fließend zu verstehen sind; es wird traditionell unterteilt in ein frühes, hohes und spätes Mittelalter. Das frühe Mittelalter (ca.500-1050) ist dabei die Epoche des fränkischen Großreichs der Merowinger und Karolinger, des Reichsverfalls im 9. und der Bildung u.a. des deutschen Reiches im 10. und 11. Jahrhundert. Das hohe Mittelalter (ca. 1050-1250) schließt die Umbruchszeit des 11./12. Jahrhunderts mit ein; es ist die Zeit des Investiturstreits und der Entstehung der mittelalterlichen Stadt. Eine andere Zeiteinteilung orientiert sich an den ostfränkisch-deutschen Königsdynastien der Karolinger (751/843-911), Ottonen (919-1024), Salier (1024-1125) und Staufer (1138-1254). Das Ende des staufischen Königtums und das daran anschließende Interregnum (1256-1273) stehen am Beginn des späten Mittelalters (ca.1250-1500), der Zeit der Territorien, Städte und der wirtschaftlichen Intensivierung. Früheres Mittelalter ist die Zeit bis ins 12. Jahrhundert, späteres die ab dem 12. Jahrhundert. Mag auch diese Unterteilung nach Epochen dem Verlauf regionaler Geschichte nicht direkt entsprechen, so findet dieses dennoch brauchbare Instrument der Periodisierung auch für die nachfolgende Lintorfer Geschichte seine Verwendung. (BUHLMANN, Südwestdeutschland, S.7).

Im Rahmen der mittelalterlichen Geschichte kommt dann der Ortsgeschichte eine besondere Bedeutung zu. Dies hängt zum einen damit zusammen, dass der Großteil der heute bestehenden Dörfer und Städte im Mittelalter entstanden ist. Wir fragen also mit der Ortsgeschichte nach den Ursprüngen des jeweiligen Ortes.

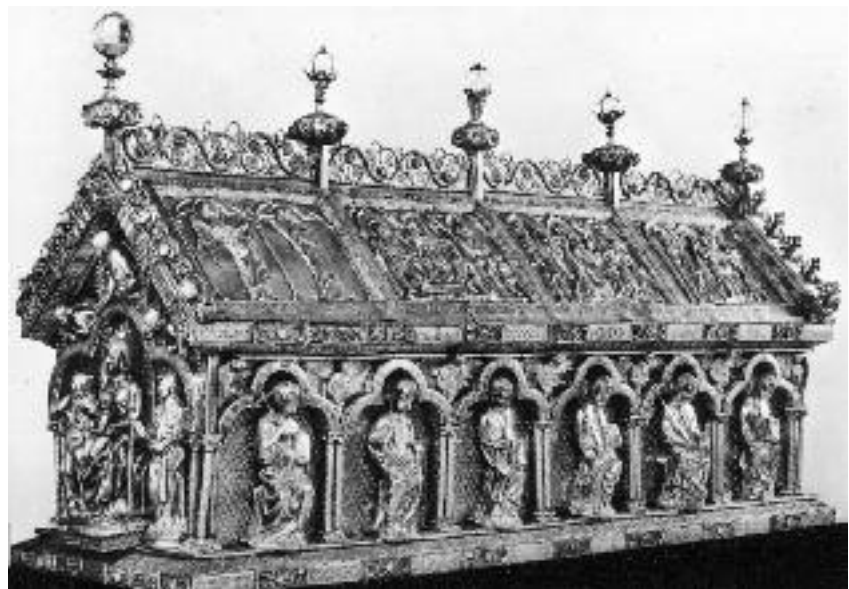
Zum anderen ist aufgrund der wenigen auf uns gekommenen archäologischen und schriftlich-historischen Quellen, die es zum frühen und hohen Mittelalter gibt, die Kombination aller Quellenarten sehr wichtig. Das bedeutet bezogen auf die Ortsgeschichte ein Zusammenspiel von Archäologie, Ortsnamenkunde und mittelalterlicher Geschichte. Sachüberreste, der Name des Ortes und die schriftliche Überlieferung bilden dazu die Grundlage, und wir tun gut daran, diese Vorgehensweise bei der nachstehenden Ermittlung früh- und hochmittelalterlicher Lintorfer Geschichte zu beachten. Es gilt also, die Entwicklung vom Namen zum Ort darzustellen (Abschnitte II.-V.).

II. Annäherung an einen Ort: Der Raum zwischen Rhein, Ruhr und Wupper im früheren Mittelalter

Wir ordnen als Erstes die Lintorfer Geschichte des frühen und hohen Mittelalters in die allgemeinen historisch-politischen Zusammenhänge dieser Zeit ein. Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist die Umbruchszeit des 5. Jahrhunderts, die nur unzureichend mit dem politischen Ende des römischen Reiches am Niederrhein,

der „Völkerwanderungszeit“ oder der fränkischen „Landnahme“ umschrieben werden kann. Für das Niederbergische und die angrenzenden Gebiete an Rhein und Ruhr bedeutete diese Zeit insofern eine Zäsur, als germanische Siedlungen der römischen Kaiserzeit im 3./4. Jahrhundert aufhörten zu bestehen und die fränkische Reihengräberzivilisation an der unteren Ruhr und entlang des Rheins erst seit dem 6./7. Jahrhundert für uns fassbar wird. Ob die zu den Reihengräberfriedhöfen gehörenden Siedlungen eine Siedlungskontinuität bis in das Mittelalter zeigen, bleibt dabei zweifelhaft (BUHLMANN, Stadterhebung, S.19ff).

Die im 8. Jahrhundert einsetzende schriftliche Überlieferung lässt mehr erkennen. Von einer christlichen Durchdringung des Raums an Rhein und Ruhr ist nun die Rede. Die Klostergründungen in (Düsseldorf-) Kaiserswerth und (Essen-) Werden gegen Ende des 7. Jahrhunderts bzw. um 800 gehören hierher, ebenso die Missionierung der fränkischen Boruktuarier durch den Angelsachsen Suitbert († 713) und die der Westsachsen durch den Friesen Liudger († 809). Gerade die christlichen Missionierungen machen

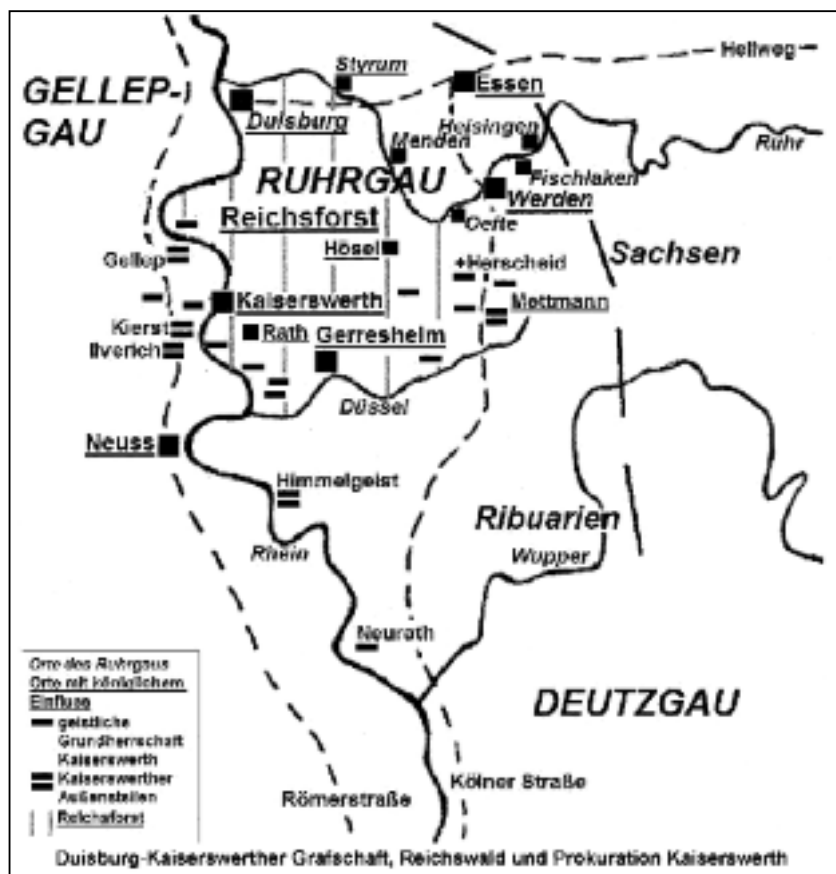


Suitbertus-Schrein aus dem 14. Jahrhundert
St. Suitbertus-Basilika, Düsseldorf-Kaiserswerth

deutlich, dass sich das Land rechts des Rheins zwischen Ruhr und Wupper als Teil der **Francia antiqua**, des alten fränkischen Siedlungsraums, in einer Randlage des merowingisch-frühkarolingischen Frankenreichs befand. Im 7. und 8. Jahrhundert werden dann im östlich-austrasischen Reichsteil bzw. Teilreich des Frankenreichs politische Strukturen erkennbar, etwa das „Land“ Hattuarien u.a. an der unteren Ruhr oder das „Herzogtum“ Ribuarien als austrasisches Kernland links- und rechtsrheinisch um Köln. Zur Zeit Kaiser Karls des Großen (768-814) erscheint zudem der Ruhrgau an der unteren Ruhr zwischen Duisburg und Werden als eine den (vordringenden) Sachsen benachbarte (fränkische) Siedlungskammer mit einer (überwiegend) christlichen Bevölkerung.

Die landschaftlich-politische Raumgliederung der östlichen Randzone des Frankenreichs, die nach den Sachsenkriegen Karls des Großen (772-804) keine Randzone mehr war, ergänzte sich mit der Einführung der karolingischen Grafschaftsverfassung in den rechtsrheinischen und neu eroberten sächsischen Gebieten. Ein Diplom des ostfränkischen Königs Ludwig des Kindes (900-911) vom 3. August 904 für die geistliche Gemeinschaft in Kaiserswerth erwähnt mit dem **pagus Diuspurch** erstmals die (in der historischen Forschung nach ihren Vororten so benannte) Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft. Letztere reicht indes bis in die 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts zurück und sollte mit dem Grafen als stellvertretendem Amtsträger des Königs die politische Einflussnahme des Herrschers im Raum zwischen Rhein, Ruhr und Wupper sicherstellen. Jedenfalls sind noch bis nach der Mitte des 12. Jahrhunderts Grafen der Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft bezeugt (BUHLMANN, Stadterhebung, S.8-13; LORENZ, Kaiserswerth, S.23-51; MGH DLK35).

Die karolingische Grafschaft überstand damit die politischen Transformationen des 9. und 10. Jahrhunderts: den Zerfall des karolingischen Frankenreichs, die Reichsteilungen, die Ausformung des deutschen Reiches unter den ottonischen Königen. Die ostfränkisch-deutschen Herrscher ver-



fügten an Rhein und unterer Ruhr zudem über weitere Stützpunkte. Da ist zunächst einmal der bis ins 8. Jahrhundert zurückreichende Duisburger Königshof, umkämpft beim Normanneneinfall von 883/84, mit einer friesischen Kaufleutesiedlung (893), spätestens im 10. Jahrhundert Pfalzort und ausgezeichnet durch eine Vielzahl von Herrscheraufenthalten. Zusammen mit Kaiserswerth wurde Duisburg und das umliegende umfangreiche Reichsgut nach 1016 an den rheinischen Pfalzgrafen Ezzo (996-1034) verschenkt; um 1045 gelangte diese Schenkung wieder an das Königtum zurück, doch Duisburg verlor seine Vorortfunktion an Kaiserswerth, das unter den salischen und staufischen Herrschern zum Mittelpunkt der Königsmacht an Rhein und unterer Ruhr wurde (BUHLMANN, Quellen II; BUHLMANN, Quellen IX; BUHLMANN, Pfalzgrafen, S. 19ff, 28).

In Kaiserswerth wurde die durch den Angelsachsen Suitbert gegründete geistliche Kommunität nach 1045 als Kanonikerstift einer entstehenden Pfalz organisiert, die wiederum 1062 zum Schauplatz der Entführung des noch unmündigen Königs Heinrich IV. (1056-

1106) wurde. Die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts sah die staufische Pfalzanlage Kaiser Friedrichs I. (1152-1190), die auch Zollstelle war, sah Kaiserswerth als Zentrum der sogenannten staufischen Prokuration, die nach dem Untergang der Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft das noch bestehende Reichs- und Reichskirchengut zusammenfasste. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts, nach dem deutschen Thronstreit zwischen Staufern und Welfen (1198-1208/15), stellte sich Kaiserswerth als Ort mit städtischen Strukturen, Pfalzstift und Pfalz (Burg) dar. Die Burggrafen Gernand I. (v.1221-1245/49) und Gernand II. (1245/49-1271) an der Spitze von Burg und Prokuration behaupteten sich erfolgreich in den Kämpfen zwischen den Stauferherrschern und dem Gegenkönig Wilhelm von Holland (1247-1256). Mit der Verpfändungspolitik Wilhelms und in der Zeit des Interregnums (1245/56-1273) ging für das deutsche Königtum fast jeglicher Einfluss auf das Geschehen an Rhein und unterer Ruhr verloren (LORENZ, Kaiserswerth, S.61-99).

Die Mönchsgemeinschaft Werden wurde nach ihrer Zeit als liudgeri-

disches Eigenkloster dem ostfränkischen Königtum unterstellt (877) und entwickelte sich zu einer königsunmittelbaren Reichsabtei, reichlich versehen mit Gütern, auch kulturell und politisch bedeutsam, wie die Beteiligung der Werdener Äbte an der Reichspolitik des 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts zeigt. Die enge Bindung an das Königtum war eine Voraussetzung für die Ausbildung eines kleinen Werdener Territoriums und für die reichsfürstliche Stellung der Äbte seit dem 13. Jahrhundert (BUHLMANN, Immunitätsurkunde; BUHLMANN, Umlandbeziehungen; STÜWER, Werdener).

Die Frauengemeinschaft in (Düsseldorf-) Gerresheim war eine Gründung des Adligen Gerrichs (9. Jahrhundert, 3. Drittel). Nach ihrer weitgehenden Zerstörung durch die Ungarn (919) wurde die Kommunität Eigenkloster des Kölner Erzbischofs, im späteren Mittelalter treten die Grafen von Berg als Vögte des Frauenstifts in Erscheinung (WEIDENHAUPT, Kanonisenstift).

Die Grafen von Berg schließlich, deren Anfänge ins 11. Jahrhundert zurückreichen, können als Gewinner des allgemeinen Territorialisierungsprozesses an Rhein, Ruhr und Wupper gelten. Ihnen gelang es, nach dem Ende der Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft große Teile des nach ihnen benannten Bergischen Landes, u.a. den Ratinger Raum, ihrem Territorium einzugliedern. Die Grafschaft Berg wurde zu einer bedeutenden Landesherrschaft am Niederrhein (BUHLMANN, Stadtentwicklung, S.26ff; SCHMALE, Grafen von Berg).

III. Zeugnisse am Ort: Die archäologischen Quellen

Die Besiedlungszäsur des 5. Jahrhunderts rechts des Niederrheins spiegelt sich auch in den archäologischen Zeugnissen aus Lintorf wider. Die germanische Siedlung am Dickelsbach geht in der 1. Hälfte des 3. Jahrhunderts ein, ob Funde des 4. Jahrhunderts auf eine Besiedlung des Lintorfer Raums hinweisen, erscheint zweifelhaft. Erst Reste karolingerzeitlicher Wölbwandtöpfe und Scherben Badorfer Art, die ins endende 8. bzw. beginnende 9. Jahrhun-

dert datiert werden können, zeigen im Bereich des Beeker Hofes und in der Flur „Im kleinen Feld“, also nördlich und südlich des Dickelsbachs wieder Siedlungsaktivitäten an (BUHLMANN, Quellen III; LOHUIZEN, Siedlungsgeschichte, S.107, 111; LOHUIZEN, Hofesstelle).

Auch für die folgenden Jahrhunderte sind Keramikfragmente aus Lintorf überliefert. Im Lintorfer Westen finden sich (importierte) Scherben Badorfer und Pingsdorfer Ware aus dem 10. bis 13. Jahrhundert, Reste brauner und blaugrauer Kugeltöpfe, von Deckeln, Pfannen und Kannen sind für das 11./12. Jahrhundert am Fliegelskamp bezeugt, eine Töpferei am Dickelsbach ist an Hand von Scherben in das 11./13. Jahrhundert datierbar, Töpferwerkstätten bei Lintorf (und hauptsächlich) (Ratingen-) Breitscheid haben vom 12. Jahrhundert an die Breitscheider Keramik produziert (LOHUIZEN, Siedlungsgeschichte, S.111; LOHUIZEN, Bemerkenswerte Funde, S.212).

Gedacht werden muss auch der 1876/77 abgerissenen alten Lintorfer Pfarrkirche, einer kleinen romanischen Saalkirche, die bis ins 12. (Westturm) bzw. in die 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts (Chorgerie mit halbrunder Apsis) zurückreichte (KUBACH, VERBEEK, Baukunst, Bd.2, S.673; VOLMERT, Lintorf, S.18ff, 63, 327).

IV. Der Name des Ortes: „Lintorf“

Wir konzentrieren uns zunächst auf die Ersterwähnung des Ortes Lintorf. In einer Schenkungsurkunde an das Kloster Werden, die in die Zeit von dessen Abt Gerold (1031-1050) zu setzen ist, wird erstmals „eine [Manse] in Lintorf“ (in Lindthorpa vnum [mansum]) genannt. Den Ortsnamen „Lintorf“ überliefern auch andere Werdener Quellen des hohen Mittelalters ziemlich einheitlich als **Lindthorpe** (1052; 12. Jahrhundert, Mitte), **Lintdorpe** oder **Lintorp** (13. Jahrhundert). Grundwort des Ortsnamens ist **-dorf, -thorpe**, das eine menschliche Ansiedlung bezeichnet. Dabei wird man wohl **-dorf** im Sinne von etwas „Umgrenzten, Umzäunten“ verstehen können. Das Bestimmungswort **lind-** entzieht sich dagegen einer (einheitlichen) Interpretation. Einmal soll der Lindenbaum namengebend gewesen sein, dann wieder der Bach Linnep (Hummelsbach), der im frühen Mittelalter auch dem Dickelsbach der Lintorfer Umgebung seinen Namen gab und an dessen Lauf wahrscheinlich die Siedlung, die sich Lintorf nannte, entstanden ist (BUHLMANN, Quellen III; CRECELIUS 91; VOLMERT, Lintorf, S.9ff).

Immerhin lässt das Grundwort **-dorf** auf ein hohes Alter schließen. Lintorf wird um einiges älter sein als das Datum seiner ersten schriftlich-historischen Erwähnung. Archäologische Funde am



Urkunde aus dem Jahr 1052.

Der Edelherr Franko und seine Gemahlin Werinhild schenken ihre Besitzungen in der Laupendahler und in der Lintorfer Mark dem Kloster Werden

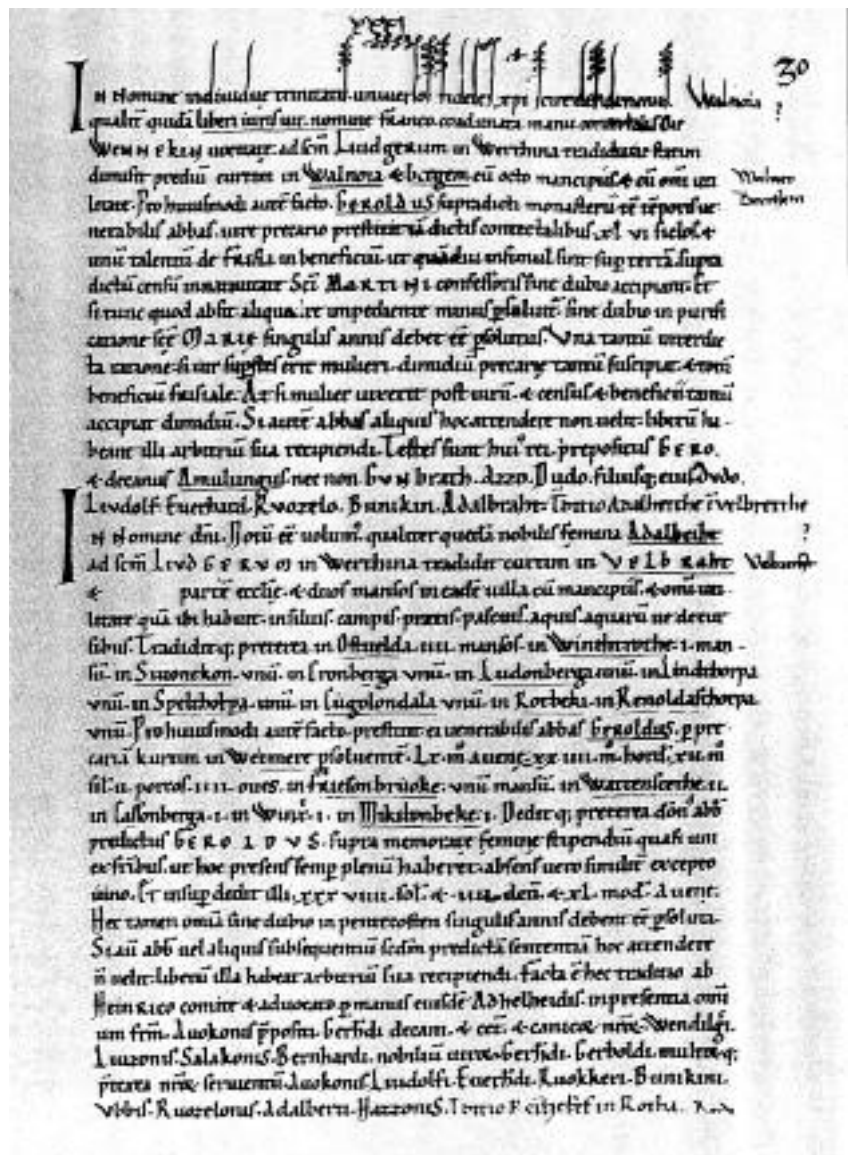
Becker Hof in Lintorf reichen – wie wir eben gesehen haben - bis in das 8./9. Jahrhundert zurück. Und auch der Besiedlungsprozess im Ratinger Raum, der vom Rhein aus das Niederbergische erschloss, also von Westen nach Osten verlief, stützt das Alter des **dorf**-Namens, da die von der Ortsnamenkunde als älter angesehenen Toponyme auf **-heim**, **-ingen** oder **-dorf** in der Nähe des Rheins liegen, während sie im Niederbergischen östlich von Ratingen und Lintorf nicht mehr auftreten und hier jüngere Rodungsnamen das Bild bestimmen (BUHLMANN, Stadterhebung, S.19-24; BUHLMANN, Quellen IV).

Später zu diskutierende Quellen machen es wahrscheinlich, dass vor und neben der Werdener Mönchsgemeinschaft das Kaiserswerther Kloster bzw. Stift in Lintorf Besitz und Einfluss hatte. Auch die Existenz einer frühen Lintorfer Kirche lässt sich nicht ganz ausschließen, zumal, wenn man Ratingen als Parallele nimmt. Ähnlich wie Ratingen um diese Zeit können wir uns daher das frühmittelalterliche Lintorf vorstellen als eine weilerartige Streusiedlung vielleicht mit einer Kirche als Mittelpunkt (BUHLMANN, Quellen III; LOHUIZEN, Siedlungsgeschichte, S.111f).

V. Grundherrschaften am Ort: Lintorf im frühen und hohen Mittelalter

Die Geschichte Lintorfs im frühen und hohen Mittelalter wird nur von wenigen schriftlichen Quellen erhellt, die zudem einseitig – in einer agrarisch geprägten Welt - den Grundbesitz von zumeist geistlichen Gemeinschaften beleuchten. So finden sich Urkunden des Stifts Kaiserswerth neben den Urkunden und Urbaren des Klosters Werden und der Frauengemeinschaft Gerresheim. Daneben sind drei Diplome ostfränkisch-deutscher Herrscher zu nennen, die den Raum zwischen Rhein, Ruhr und Wupper als Wirkzone des Königtums erhellen.

Im Einzelnen ist zuerst von der bereits erwähnten Schenkungsurkunde der Adligen Adelheid an das Kloster Werden zu berichten. Das in einer Abschrift des 12. Jahrhunderts überlieferte Textstück unterrichtet uns, wie eine **nobilis femina**, eine „adlige Frau“,



Lateinische Urkunde (Abschrift) aus dem Großen Werdener Privilegienbuch, Mitte 12. Jahrhundert. Die Adlige Adelheid schenkt dem Kloster umfangreichen Besitz, unter anderem eine Bauerhufe in Lintorf. Erste Erwähnung des Ortes Lintorf

wahrscheinlich eine Witwe, zur Zeit des Werdener Abtes Gerold (1031-1050) der Mönchsgemeinschaft an der Ruhr zahlreiche Güter und Besitztümer - darunter „eine Manse in Lintorf“ - vermittelte einer **traditio** („Übertragung“) aushändigte und dafür Klostergüter in Landleihe (**per precariam**) sowie Leistungen des Klosters bekam. Die Frage des Seelenheils, die Versorgung und der Schutz durch das Kloster standen wohl für Adelheid bei der Übergabe ihrer Güter im Vordergrund, während für das Werdener Kloster diese Schenkung ebenfalls vorteilhaft gewesen sein muss. Die Zahlungen und Abgaben an Adelheid erloschen ja mit deren Tod, ebenso konnte dann über die in Landleihe ausgegebenen Güter wieder verfügt

werden, der von Adelheid geschenkte Besitz ergänzte den Großgrundbesitz des Werdener Klosters, die Werdener Grundherrschaft, also das Wirtschaftssystem zur Versorgung des Klosters. Was zudem Adelheid dem Ruhrkloster übergab, war Besitz in der näheren Werdener Umgebung, dort, wo das Kloster schon erheblichen Einfluss besaß (CRECELIUS/91).

Die Schenkungsurkunde der Adelheid lässt weiter den regional begrenzten Besitz einer adligen Kleingrundherrschaft erkennen. Im Mittelpunkt dieser Grundherrschaft stand wohl der eigenbewirtschaftete Hof (**curtis**) in Velbert, zu dem Hörige (**mancipia**) und Rechte „an den Wäldern, Feldern, Weiden, Wiesen, Gewässern

und Wasserläufen“ sowie ein Anteil an der (Eigen-) Kirche gehörten. An Bauern zur Bewirtschaftung ausgegebene Landstücke, sogenannte Mansen (**mansi**, Hufen) in der Größe von bis zu 10 Hektar, erbrachten darüber hinaus Abgaben und Frondienste. Die Streuung des Grundbesitzes und die Tatsache, dass in der Urkunde nur ein Teil der Eigenkirche als Eigentum Adelheids erscheint, machen ererbten Besitz und Erbteilungen wahrscheinlich (BUHLMANN, Quellen III).

Die zweite hier vorzustellende Werdener Urkunde ist ein durch den Werdener Abt Gero (1050-1063) besiegeltes Original vom Jahr 1052. Auch diese Urkunde hat die Schenkung von Gütern an das Ruhrkloster zum Inhalt. Tradenten sind hier ein „gewisser Adliger namens Franko und dessen Ehefrau Werinhild“. Verschenkt wurden Güter in der (Essen-) Laupendahler und Lintorfer Gemarkung (**in Lindtorpero markero**) mit Ausnahme einer Manse in Lintorf. Vermehrt um einige abteiliche Güter, wurde der übertragene Besitz vom Werdener Abt in Landleihe wieder an die Tradenten ausgegeben (BUHLMANN, Quellen V; NrHUB/188; VOLMERT; Lintorf, S. 13f).

Schenkungen und andere Formen des Besitzererbs wie Kauf oder Tausch mündeten in der Verwertung von Besitz und Rechten durch das Werdener Kloster. Dabei geschah die Nutzung des eigenbewirtschafteten bzw. ausgegebenen Grundbesitzes (Sal- und Leiheland) über Abgaben und Frondienste abhängiger Bauern (Hörige, Zensuale, Freie), die Erträge und Dienste wurden in Urbaren und Heberegister aufgezzeichnet. Aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammt solch ein Heberegister des Werdener Fronhofs Kalkofen (bei Velbert). Es führt die Hofstellen der Villikation (Einern-) Kalkofen an, also eines Hofverbands mit dem Fronhof als Verwaltungsmittelpunkt, nennt die abhängigen Bauern und die zu erbringenden Leistungen, verpflichtet den Meier (Vorsteher) der Villikation zu bestimmten Abgaben an bestimmten Terminen. Auch Lintorf wird erwähnt, der Werdener Besitz in Lintorf gehört zur Villikation Kalkofen, ein gewisser Liudolf

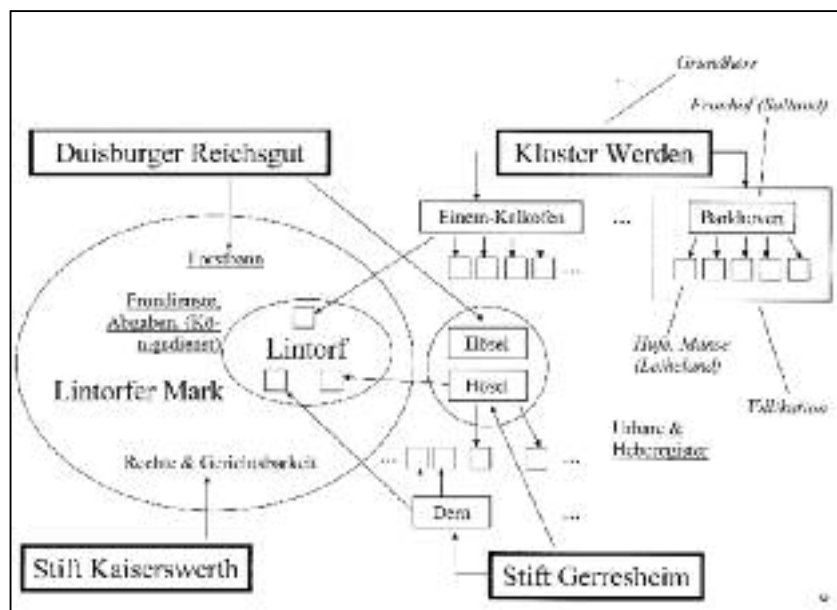
hat hier Abgaben in Höhe von 16 Pfennigen und einem Silberling (Obolus) zu leisten, u.a. für das Wochenwerk und für den Königsdienst (**servitium regis**) des Klosters. Ein Heberegister desselben Fronhofs aus dem 13. Jahrhundert lässt in Lintorf vier Hofstellen in Werdener Besitz vermuten, u.a. die Hofstelle Liudolfs mit denselben Abgaben wie im 12. Jahrhundert (URBARE WERDEN A, S. 195-198, 312f).

In die Zeit um 1220 gehört dann das Heberegister des Frauenstifts Gerresheim. Es führt Besitz, Rechte, Abgaben und Leistungen auf, weiß von zwölf Fronhöfen des Stifts zu berichten und ordnet den Gerresheimer Besitz in Lintorf den Villikationen des Oberhofs Dern (bei Gerresheim) bzw. dem Fronhof Ratingen-Hösel zu. Drei Männer aus Lintorf stellten Gurte für Fässer her. Zudem werden kurmedepflichtige Güter eines Heinrich Stuombel wohl zum 14. Jahrhundert erwähnt. Ins Umfeld der Gerresheimer Frauengemeinschaft gehört dann noch der Geistliche Heribert von Lintorf, der 1217 als Zeuge in einer Urkunde des Stifts erscheint (HARLESS, Heberegister Gerresheim, S.114f; VOLMERT, Lintorf, S.34f).

Auch das Kaiserswerther Pfalzstift war in Lintorf begütert. Zumindest aus einer um das Jahr 1145 zu datierenden Urkunde geht hervor, dass ein **magister** Werembold für das Seelenheil seiner Nachkommen Joel und Beatrix der Kanoni-

kergemeinschaft Ackerland in Lintorf überließ. Der Zins dieser zehn Joch Land diente der alljährlichen Ausstattung der Kaiserswerther Suitbertuskirche mit Teppichen. Dabei sollten diese Matten, zwei kleine und vier große, bis zum Vorabend von Allerheiligen (1. November) beschafft und am Abend vor dem Festtag ausgelegt werden, sicher um die Kanoniker und den Vorsänger vor der Kälte des Winters zu schützen, aber auch zum Schmuck der Kirche. Für die Lintorfer Verhältnisse um die Mitte des 12. Jahrhunderts besagt diese Urkunde noch, dass die Familie von Werembold und dessen Bruder Rutger in Lintorf begütert gewesen war (BUHLMANN, Quellen XIV; UB Kw13).

Im Zusammenhang mit dem Immunitätsdiplom Kaiser Heinrichs VI. (1190-1197) für das Stift Kaiserswerth vom 25. November 1193 werden neben anderem nicht näher bezeichnete Rechte der Kanonikergemeinschaft im Lintorfer Forst (**in forestis Lintorp** ..) erwähnt. Die Urkunde spannt dabei den Bogen von der Klostergründung Suitberts bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Dreh- und Angelpunkt der Kaiserswerther Grundherrschaft im rechtsrheinischen Vorfeld des Pfalzortes war offensichtlich der (heute abgegangene) Hauptfronhof **Rinhusen (Rinthusen)**, der - von dem Hausmeier Pippin dem Mittleren (687-714) an den Klostergründer Suitbert verschenkt - zur Ausstattung



Hochmittelalterliche Grundherrschaften im Lintorfer Raum

des Klosters bei dessen Gründung gehörte. Die ausgedehnten grundherrlichen Gefälle und Rechte **Rinhusens** an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert resultierten indes aus dem engen Zusammenhang zwischen Kaiserswerther Reichs- und Reichskirchengut in der staufischen Prokuration Kaiserswerth (LORENZ, Kaiserswerth, S.17, 165; BUHLMANN, Quellen XX; UB Kw 18).

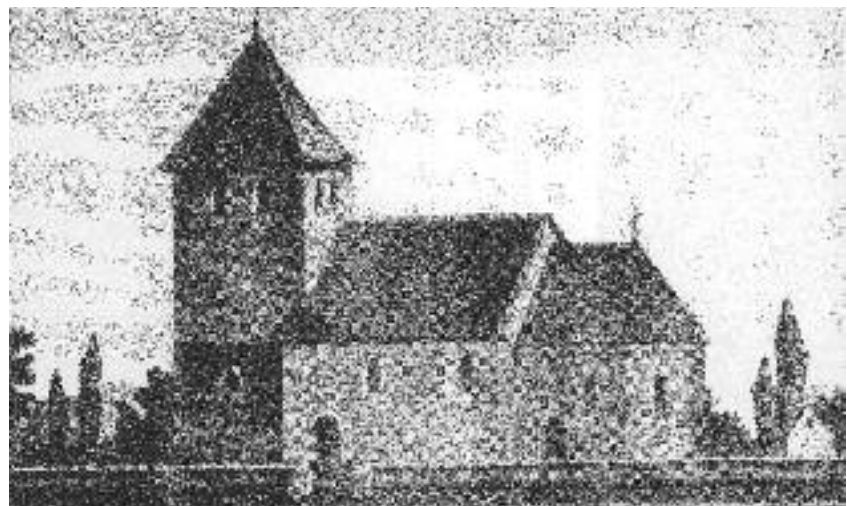
Wir sind damit bei der letzten hier zu besprechenden Urkunde angelangt. Im Diplom König Heinrichs IV. (1056-1106) vom 16. Oktober 1065 übertrug der Herrscher seinem Freund und Berater, dem Erzbischof Adalbert von Bremen-Hamburg (1043-1072), ausgedehntes Reichsgut an Rhein und Ruhr, und zwar den Königshof Duisburg sowie einen Forst mit königlichem Bann zwischen Rhein, Ruhr, Düssel und der „Kölner Straße“. Hof und Forst sind übrigens nicht lange der Kirche von Bremen-Hamburg verblieben, das Reichsgut unterstand danach wieder dem Grafen der Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft, der es im Rahmen einer sogenannten Reichsgutvogtei verwaltete (BUHLMANN, Quellen VI; MGH DHIV 172).

Der Hof (**curtis**) Duisburg und der angrenzende Reichsforst (**forestis**) sollen uns noch etwas beschäftigen. Der Königshof in Duisburg war, wie wir unschwer aus seinem in der Urkunde mitgeteilten Zubehör erkennen können, Zentrum einer (königlichen) Grundherrschaft mit abhängigen Leuten, den Ländereien aus eigenbewirtschaftetem und Leiheland, den Sonderbereichen wie Mühlen, Forsten, Weingärten und Fischteichen sowie diversen Rechten und Einnahmen. Einen wesentlichen Bestandteil königlicher Rechte und Güter im Gebiet zwischen Ruhr und Wupper bildete aber auch der Duisburg umgebende Reichswald. Vielleicht war die unmittelbar rechts des Rheins gelegene Waldzone ursprünglich als vorgelagertes Glacis des römischen Limes römisches Staatsland gewesen, bevor es in die Hand der fränkischen Merowingerkönige kam und von dort über die Karolinger als Reichsgut an die ostfränkisch-deutschen Herrscher gelangte. Der Reichsforst, soweit Heinrich

IV. ihn verschenkte, lag nach unserer Urkunde zwischen Rhein, Ruhr, Düssel und „Kölner Straße“, war mithin Teil des südlich der Ruhr gelegenen **Wenaswaldes**, in dem übrigens um die Mitte des 9. Jahrhunderts auch Ratingen lag. Forst bedeutet dabei ein durch königliche Einrichtung und Abgrenzung, durch „Einforstung“, entstandenes Gebiet aus Wald und Ödland, in dem Jagd und Fischfang dem König vorbehalten, Rodung, Holzgewinnung und Eichelmast eingeschränkt waren. Diese Rechte waren zusammengefasst im sogenannten Forst- und Wildbann; Aufseher (**forestarii**, „Förster“) überwachten dessen Einhaltung. Aufgrund des nord-südlichen Verlaufs der „Kölner Straße“ (**strata Coloniensis**) und ihres Übergangs über die Ruhr bei Werden muss diese Verkehrsverbindung weit östlich von Ratingen und Lintorf verlaufen sein. Mithin gehörte der Lintorfer Raum zum Reichsforst und war damit eingebunden in ein Gebiet, in dem der Besitz des Königtums (Reichsgut und Kaiserswerther Reichskirchengut) wohl beträchtlich gewesen sein muss. Erinnerung sei an die nur abschriftlich überlieferte Duisburger Mauerbauinschrift von 1111/25, die die Bewohner Hösel zur Befestigung Duisburgs verpflichtete und damit die Höfe und Hofstellen in Hösel der Duisburger Grundherrschaft des deutschen Königs zuordnete (BUHLMANN, Stadterhebung, S.15-18; BUHLMANN, Quellen I, VI, XIII; LORENZ, Kaiserswerth, S.29ff).

VI. Zusammenfassung: Zur mittelalterlichen Geschichte Lintorfs

Lintorf hat, soweit die archäologischen Zeugnisse und der „frühe“ Ortsname auf **-dorf** dies beweisen können, seinen Ursprung im 8. oder 9. Jahrhundert. Die Urkunde Kaiser Heinrichs VI. von 1193 verweist mit ihrer Bezugnahme auf den Lintorfer Forst vielleicht sogar auf die Zeit von Suitbert und dessen Klostergründung in Kaiserswerth (um 700). Lintorf war eine agrarische Ansiedlung, zunächst vermutlich ein Weiler, eine lose Ansammlung von Höfen und Gehöften, dann, im hohen Mittelalter, eine zunehmend sich verdichtende Siedlung, resultierend aus Landesausbau (Rodungen) und Bevölkerungswachstum. Im Lintorf des hohen Mittelalters hatten verschiedene Grundherrn Besitz und Rechte, die seit dem 11. Jahrhundert sehr zerstreut auftretenden urkundlichen und urbariellen Belege geben uns einen oberflächlichen Einblick in die Grundherrschaften von Adligen sowie in die der geistlichen Gemeinschaften in Kaiserswerth, Werden und Geresheim und in die Welt der von ihrem jeweiligen Grundherrn abhängigen Bauern. Neben Ackerbau und Viehzucht, mit dem spätestens im hohen Mittelalter vollzogenen Übergang zu einer Dreifelderwirtschaft, muss es Handwerk in Lintorf gegeben haben. Töpfereien in Lintorf und Breitscheid, die sogenannte Breitscheider Keramik herstellten, bezeugen dies (Abschnitte III-V.).



Die kleine romanische Kirche in Lintorf wurde 1877 niedergegerissen. Sie stammte aus dem 12. und 13. Jahrhundert

Lintorf hatte für sein Umland eine Art Mittelpunktfunktion. Mehrere Indizien sprechen dafür. Da ist zum einen in den schriftlichen Quellen – erstmals zum Jahr 1052 – die Rede von der doch wohl umfangreichen Lintorfer Mark, also von jenen abgegrenzten Gebieten um das Dorf, die das besiedelte, kultivierte und unkultivierte Land ausmachten; zu 1193 erscheint der Ort zudem als Mittelpunkt eines Forstbezirks, des Lintorfer Forsts. Zum anderen besaß zumindest das hochmittelalterliche Lintorf eine Kirche, deren Ursprung wenigstens bis ins 12. Jahrhundert zurückreichte. Die kleine romanische Saalkirche mit Turm, Chorgeviert und Rundapsis war aber keine Pfarrkirche, sondern eine Kapelle im Ratinger Pfarrbezirk und wurde erst im 14. oder 15. Jahrhundert zur Pfarrkirche erhoben, als die Honschaft Lintorf aus der Ratinger Pfarrei ausgegliedert wurde. Schließlich soll der vorgeschichtliche Mauspfad, der Verbindungsweg zwischen Duisburg und Ratingen, den Dickelsbach bei Lintorf überquert haben, sodass Lintorf auch ver-

kehrstechnisch Gewicht hatte (Lintorf, in: Handbuch der historischen Stätten; VOLMERT, Lintorf, S.21f).

Damit sind wir bei der spätmittelalterlichen Entwicklung Lintorfs angelangt. Für das 14. und 15. Jahrhundert können wir von einem Dorf im Amt Angermund der Grafenschaft bzw. des Herzogtums Berg ausgehen, eine Anzahl von Höfen zog sich u.a. den Dickelsbach entlang, die Landgemeinde soll 1494 von einer Dorfumfriedung umgeben gewesen sein. Selbst eine Kontinuität von einzelnen frühneuzeitlichen Lintorfer Hofstellen bis ins 15. Jahrhundert herab ist zu belegen. Die Überlieferung des Klosters Werden nennt z.B. zu den Jahren 1474/77 das nicht näher lokalisierbare **Duven gude in Lintorpe**, mit dem noch 1589/90 ein Arndt Schell to Aldendorp behandelt wurde. Gieroth, Kornsgut, Ritterskamp, Beeker Hof und Bürgershof, alle gelegen am Dickelsbach, reichen bis zu 1470 zurück, Gut Termühlen gar bis 1439. Eine Urkunde Graf Wilhelms I. von Berg (1296-1308) vom 20. Mai 1301 nennt noch den „Viehweg“ von Ra-

tingen nach Lintorf über die Angerbrücke (REDLICH, Quellen, Nr.6; VOLMERT, Lintorf, S.32, 45ff).

Unser Augenmerk soll nun den durch Rente und Pacht bestimmten spätmittelalterlichen Grundherrschaften gelten. In den Werdener Urbaren werden zu 1361/62 die Frauen **Bela** und **Nella de Lintorpe**, dann ein **Philippus to Lintorpe** erwähnt, weiter die Ausgaben von 21 Schilling für die Bewachung der in den Lintorfer Wald zur Mast eingetriebenen Schweine. Zum Jahr 1434 werden die Rechte des Werdener Abtes in der Lintorfer Mark aufgezählt, der Abt erhält danach seinen Anteil an den Brüchten und den Einnahmen aus der Schweinemast. Das Stift Kaiserswerth hatte, wie wir gesehen haben, in der Lintorfer Mark Rechte und Gerichtsbarkeit. 1399 wurden Streitigkeiten zwischen den Lintorfer Markgenossen und dem Stift entschieden, 1597/1604 trat das Stift die Rechte an den Herzog von Jülich-Kleve-Berg ab (UB Kw 305, 654; VOLMERT, Lintorf, S.24-47).

Blumberg
Systempapiere

AUF DEM WEG ZUM STONES-KONZERT

Ob Konzert-, Kino- oder Parktickets, ob Haftetiketten, Thermo- oder Diagrammpapiere, ob Papiere für EKG, Ultraschall oder CTG, ob Tachoscheiben, Kassen-, Journal- oder Kreditkartenrollen, ob Apotheken- oder Tankstellenrollen – seit 1885 produzieren wir maßgeschneiderte Systempapiere für Handel und Industrie, Forschung und Entwicklung, Verkehrs- und Medizintechnik, Einrichtungen der Ver- und Entsorgung, Banken-, Kassen- und Wiegetechnik sowie Logistik und Behörden.

Alles geht. Sprechen Sie mit uns, wenn unser Papier erfolgreich für Sie arbeiten soll. Bei 270.000 verschiedenen Referenzartikeln findet sich auch für Ihr Papierproblem die richtige Lösung.

● Blumberg GmbH & Co KG, Kalkumer Straße 46, 40885 Ratingen
Telefon 02102-3803-0, www.blumberg.de

Lintorfer Pfarrei, St. Anna-Kirche und Pfarrer sind uns seit der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts bekannt, ebenso das Buch der St. Sebastianus-Bruderschaft von 1470 oder die Tatsache, dass der Lintorfer Pfarrer vom Ratinger investiert wurde. Erinnert sei schließlich an den berühmten Kölner Stadtschreiber und Notar Heinrich von Lintorf († nach 1387) (UB Rat 168; VOLMERT, Lintorf, S.18-23, 52-73).

VII. Anhang

Archäologische Zeugnisse

Auf vormittelalterliche Funde und Sachüberreste aus Lintorf sei noch hingewiesen. Es finden sich: mesolithische, neolithische, jung-neolithisch-metallzeitliche Artefakte, Scherben der Hallstatt- und Frühlatènezeit, eine hallstattzeitliche Urne, das Bruchstück eines spätlatènezeitlichen Glasarmrings, über 2000 kaiserzeitlich-germanische Scherben, ein Bronzemedallion des römischen Kaisers Mark Aurel (161-180), ein Folis des Kaisers Konstantin I. (306-337), ein Aureus des Kaisers Valens (364-378) (BJbb 168, S.469; 178, S.703; 195, S.476f, 483; 195, S.501; 196, S.580; 197, S.279, 286f, 290f; 198, S.398; 199, S.424f; LOHUIZEN, Siedlungsgeschichte; LOHUIZEN, Report 2001, S.227f). Ein germanischer Siedlungsplatz vom endenden 1. bis zur 1. Hälfte des 3. Jahrhunderts (bzw. bis ins 4. Jahrhundert?) ist am Dickelsbach nachzuweisen (BJbb 198, S.418f; LOHUIZEN, Siedlungsgeschichte, S.107f). Die mittelalterlichen Funde aus Lintorf setzen dann mit dem endenden 8. Jahrhundert ein:

8.-9. Jahrhundert: Keramikfragmente von Wölbwandtöpfen (Beecker Hof) (LOHUIZEN, Siedlungsgeschichte, S.111; Abb. 9);

8./9.Jahrhundert: Keramikfragmente Badorfer Art (Flur „Im kleinen Feld“) (LOHUIZEN, Hofesstelle, S.81-84; Abb. 3);

10./12. Jahrhundert: Keramikreste Pingsdorfer und Badorfer Art (Lintorfer Westen) (LOHUIZEN, Siedlungsgeschichte, S. 112);

11./12. Jahrhundert: Reste brauner und blaugrauer Kugeltöpfe, von Deckeln, Pfannen, Kannen (Tongrube am Fliegelskamp) (BJbb 169, S.520; LOHUIZEN, Siedlungsgeschichte, S. 112);

11./13. Jahrhundert: Keramikreste Pingsdorfer und Badorfer Art als Abfälle einer Töpferei (Schwemmkegel des Dickelsbach) (LOHUIZEN, Siedlungsgeschichte, S. 112);

12. Jahrhundert: Saalkirche (Alte Pfarrkirche): Kleine Kirche mit Chorgeviert und Apsis sowie vorgelagertem Westturm (KUBACH, VERBEEK, Baukunst, Bd. 2, S. 673);

13. Jahrhundert, 1.Hälfte: Erweiterung der Saalkirche (Alte Pfarrkirche): Spättaufischer Chor mit Chorgeviert und Halbkreisapsis (KUBACH, VERBEEK, Baukunst, Bd.2, S.673).

Schriftliche Quellen

Duisburg-Kaiserswerther Grafenschaft und Kaiserswerther Besitz zwischen Rhein, Ruhr und Wupper (904 August 3)

Lateinische Nachzeichnung des 10. Jahrhunderts; BUHLMANN, Quellen II; DLK 35; NrhUB I 83; RhUB II 187; UB Du I 1; UB Kw 4;

Abb.1. - Mit Datum vom 3. August 904 bestätigt König Ludwig das Kind (900-911) der geistlichen Gemeinschaft in (Düsseldorfer-) Kaiserswerth dessen Güter, u.a. im „Duisburger Bezirk“, der Duisburg-Kaiserswerther Grafenschaft des früheren Mittelalters zwischen Rhein, Ruhr und Wupper.

Schenkungen der Adligen Adelheid an das Kloster Werden u.a. in Lintorf (1031-1050)

Lateinische Urkunde als Abschrift aus der Mitte des 12. Jahrhunderts im Großen Werdener Privilegienbuch; BUHLMANN, Quellen III; CRECELIUS I 91; UB Rat 3; Abb.4. – Schenkungen und Besitzübertragungen u.a. von Laien, Frauen und Männern sind eine wesentliche Grundlage für die Existenz geistlicher Gemeinschaften und für die Ausbildung von geistlichen Großgrundherrschaften wie die des Klosters Werden. Hier schenkt zur Zeit des Werdener Abtes Gerold (1031-1050) die Adlige Adelheid umfangreichen Besitz an die Mönchsgemeinschaft, u.a. in und um Velbert sowie eine Bauernhufe (Manse) in Lintorf. Solange Adelheid lebt, hat das Kloster dafür jährliche Leistungen zu erbringen. Es gibt der Adligen gewisse, in der Urkunde genannte Güter in Landleihe aus. Der Ort Lintorf wird hier erstmals genannt.

Schenkungen des Franko und der Werinhild an das Kloster Werden (1052)

Lateinische Originalurkunde mit dem Siegel des Werdener Abtes; BUHLMANN, Quellen V; NrhUB I 188; VOLMERT, Lintorf, S.13f; Abb.5, 10. – Im Jahr 1052 verschenken Franko und Werinhild,



hilgenstock
bauelemente
GmbH

Lieber gleich zum Fachmann!

Fenster - Türen - Haustüren - **Wir beraten - Wir montieren**

Kalkumer Straße 36 · 40885 Ratingen-Lintorf · ☎ (02102) 934 20
Fax: 021 02 / 93 42 42 · Internet: www.hilgenstock.de · www.fenstersicherheit.de

eine adliges Ehepaar, dem Kloster Werden ihren Besitz in der Lau- pendahler und Lintorfer Mark mit Ausnahme einer Manse in Lintorf. Sie erhalten ihren Besitz und weitere Güter, u.a. in Lintorf, in Landleihe zurück.

Schenkung Duisburgs und des Reichsforstes an Erzbischof Adalbert von Bremen (1065 Oktober 15)

Abschrift der lateinischen Urkunde aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts; BUHLMANN, Quellen VI; DHIV 172; NrhUB I 205; UB Du I 7. - Einen Hinweis auf das ausgedehnte Königsgut im Dreieck zwischen unterer Ruhr und Rhein gibt die nachstehende Urkunde. König Heinrich IV. (1056-1106) schenkt darin seinem Freund und Berater, dem Erzbischof Adalbert von Bremen-Hamburg (1043-1072), den Hof Duisburg sowie den Forst mit königlichem Bann im Dreieck zwischen Rhein, Ruhr und Düssel. Hof und Forst sind wohl nicht lange der Kirche von Bremen-Hamburg verblieben. Das Reichsgut unterstand danach wieder dem Grafen der Duisburg-Kaiserswerther Grafschaft.

Schenkung von Ackerland in Lintorf durch den magister Werembold an das Kaiserswerther Stift (um 1145)

Undatierte lateinische Urkunde; BUHLMANN, Quellen XIV; UB Kw 13. - Der Kaiserswerther Propst Anselm beurkundet um das Jahr 1145 die Schenkung von 10 Morgen Ackerland in Lintorf an das Kanonikerstift durch den magister Werembold. Die Erträge des Ackerlandes kommen jährlich der Ausstattung der Kaiserswerther Kirche zu Allerheiligen zugute.

Heberegister des Fronhofs Kalkofen des Klosters Werden (um 1150)

Lateinisches Heberegister im Großen Privilegienbuch des Klosters Werden aus der Mitte des 12. Jahrhunderts; Urb.Werd.A, S.195-198. - Das hier vorliegende Urbar ist ein Verzeichnis des Werdener Abtsgutes. Wir beschränken uns auf die Villikation des Fronhofs (Einern-) Kalkofen, zu der auch der Werdener Besitz in Lintorf gehörte.

Immunitätsurkunde Kaiser Heinrichs VI. für das Stift Kaiserswerth (1193 November 25)

Lateinische Originalurkunde; NrhUB I 540; UB Kw 18; UB Rat 8. - Die nachfolgende Urkunde Kaiser Heinrichs VI. (1190-1197) vom 25. November 1193 ist eine Bestätigung von Königsschutz und Immunität für das Stift Kaiserswerth. Bestätigt werden ferner das Recht, Holz im nahegelegenen Aaper Wald zu schlagen, weiter die Schenkung von Schweinen und eine Leinenabgabe sowie Rechte und Gerichtsbarkeit in den Wäldern der Umgebung von Kaiserswerth und im Hof Rinthusen. Der heute abgegangene Ort Rinthusen war der Hauptfronhof des Kaiserswerther Stifts.

Heberegister des Frauenstifts Gerresheim (um 1220)

Abschrift aus der Mitte des 14. Jahrhunderts in der Pergamenthandschrift Liber virginum; hauptsächlich in Latein; HARLESS, Heberegister Gerresheim, S.116-137, Abschnitt A. - Ein umfangreiches, in die Amtszeit der Äbtissin Guda (1212-1232) zurückreichendes, auf die Zeit um 1220 zu datierendes Heberegister gibt Aus-

kunft über Besitz und Einkünfte der Gerresheimer Grundherrschaft im hohen Mittelalter. Danach besaß das Frauenstift zwölf Fronhöfe, wobei drei der Äbtissin, die restlichen neun dem Konvent (als Gemeinschaft der Stiftsfrauen) zugeordnet waren. Gerresheimer Besitz und Rechte in Lintorf gehören zum einen zum Derner Oberhof, zum anderen zum Höseler Fronhof.

Heberegister der Fronhöfe Kalkofen und Einern des Klosters Werden (13. Jahrhundert)

Lateinisches Heberegister des 13. Jahrhunderts, betreffend die abteilichen Fronhöfe Kalkofen und Einern; Urb.Werd.A, S.321f. - Auch im 13. Jahrhundert ist der Werdener Besitz in Lintorf, mehrere Hofstellen, ein Teil der Villikation um die Fronhöfe Kalkofen und Einern der Mönchsgemeinschaft an der Ruhr.

Ratinger Messbuchcodex (um 1200 bzw. 13. Jahrhundert)

Lateinischer Eintrag in den Ratinger Messbuchcodex aus der Zeit um 1200; DRESEN, Ratinger Messbuchcodex, S.17. - Über Umfang und Ertrag der Pfarrei Ratingen im 13. Jahrhundert gibt der Ratinger Messbuchcodex in einem Einkünfteverzeichnis Auskunft. Allein 26 Güter in Lintorf und damit in der Ratinger Pfarrei zahlen Sendgerichtsgebühren und andere Abgaben, an „Herbstbede“ zahlt das Dorf Lintorf 31½ Pfennige.

Zeugnisse zum Ortsnamen

Aus den schriftlichen Quellen ergibt sich das Ortsnamenmaterial des früh- und hochmittelalterlichen Lintorf gemäß der folgenden Tabelle:

Tabelle: Der Ortsname „Lintorf“

Datum	Ortsnamenbeleg (Nachweis)
(1031-1050)	in Lindthorpa (Abschrift Mitte 12.Jh., CRECELIUS I, S.53)
1052	in ... Lindtorpero markero; mansum in Linthorpe; mansus ... scilicet in Lindthorpe (NrhUB I 188; CRECELIUS II, S.2)
(1145)	in Lintorp (UB Kw 13)
12.Jh., Mitte	in Linthorpe (Urb.Werd.A, S.195)
1193 November 25	in forestis Lintorp, ... (UB Kw 18)
1217	de Lintorpe (VOLMERT, Lintorf, S.34)
ca.1220	Lintorp; Lintorp; de Lintorp (HARLESS, Heberegister des Stiftes Gerresheim, S.119, 125,
13.Jh.	In Lintorp (Urb.Werd.A, S.321)

VIII. Quellen- und Literaturverzeichnis

BGKw MA = Beiträge zur Geschichte Kaiserswerths, Reihe Mittelalter; B.Jbb = Bonner Jahrbücher; BÖTEFÜR, MARKUS, BUCHHOLZ, GEREON, BUHLMANN, MICHAEL, Bildchronik 1200 Jahre Werden, Essen 1999; BUHLMANN, MICHAEL, Ratingen bis zur Stadterhebung (1276). Zur früh- und hochmittelalterlichen Geschichte Ratingens und des Ratinger Raumes, in: Ratinger Forum 5 (1997), S.5-33; BUHLMANN, MICHAEL, Frauen in der mittelalterlichen Werdener Grundherrschaft, in: MaH 51 (1998), S.35-52; BUHLMANN, MICHAEL, Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: I. Eine Werdener Urbaraufzeichnung (9. Jahrhundert, 1. Hälfte). II. Eine Königsurkunde Ludwigs des Kindes (3. August 904), in: Die Quecke 69 (1999), S.90-94; BUHLMANN, MICHAEL, Die älteste Immunitätsurkunde für das Kloster Werden a.d. Ruhr. Untersuchungen zu den Beziehungen zwischen Kloster und Königtum im früheren Mittelalter, in: MaH 52 (1999), S.55-74; BUHLMANN, MICHAEL, Das Kloster Werden in den karolingischen Reichsteilungen, in: MaH 52 (1999), S.75-91; BUHLMANN, MICHAEL, Die Abtei Werden und ihre Umlandbeziehungen im Mittelalter, in: MaH 53 (2000), S.15-54; BUHLMANN, MICHAEL, Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: III. Schenkungen der Adelheid in Lintorf und Veltbert (1031-1050). IV. Vermächtnis des Werdener Abts Gerold (1047). V. Die Schenkungsurkunde des Franko und der Werinild (1052), in: Die Quecke 70 (2000), S.74-79; BUHLMANN, MICHAEL, Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: VI. Eine Königsurkunde Heinrichs IV. zu Duisburg und zum angrenzenden Reichsforst (16. Oktober 1065). VII. Eine Königsurkunde Heinrichs IV. für die Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft (29. Dezember 1071). VIII. Eine Grafengerichtsurkunde über den Erwerb des Hofes Dahl durch das Werdener Kloster (1093), in: Die Quecke 71 (2001), S.36-42; BUHLMANN, MICHAEL, St. Georgen und Südwestdeutschland bis zum Mittelalter (= Quellen zur mittelalterlichen Geschichte St. Georgens, Teil I), St. Georgen 2002; BUHLMANN, MICHAEL, Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: IX. Nachrichten aus der Werdener Grundherrschaft (10./11. Jahrhundert). X. Ein Werdener Stiftungsverzeichnis (10./11./12. Jahrhundert). XI. Vermehrung der Brotrationen für die Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft (um 1100), in: Die Quecke 72 (2002), S.86-92; BUHLMANN, MICHAEL, Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und

seiner Stadtteile: XII. Besitz des Kölner Georgstifts in Homburg (1067?; kurz vor 1148). XIII. Die sog. Duisburger Mauerbauinschrift (1111/25). XIV. Schenkungen von Ackerland in Lintorf (um 1145), in: Die Quecke 73 (2003), S.21-26; BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: XVIII. Inkorporierung der Ratinger Pfarrkirche (11. Dezember 1165). XIX. Die Güterlisten des Kölner Erzbischofs Philipp von Heinsberg (1167-91). XX. Immunitätsprivileg Kaiser Heinrichs VI. für das Kaiserswerther Kanonikerstift (25. November 1193), in: Die Quecke 75 (2005), S.194-201; Buhlmann, M., Kaiserswerth in staufischer Zeit – Stadtentwicklung und Topografie (= BGKw MA 4), Düsseldorf-Kaiserswerth 2006; BUHLMANN, M., Duisburg, Kaiserswerth und die ezzonischen Pfalzgrafen (in der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts) (BGKw MA 5), Düsseldorf-Kaiserswerth 2008; BUHLMANN, M., Quellen zu mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: XXII. Ratinger Messbuchcodex (13. Jahrhundert, Anfang und später), in: Die Quecke 78 (2008), S. 456-55; CRECELIUS I, II = CRECELIUS, Traditiones Werdinensis, TI.I, TI.II; CRECELIUS, WILHELM, Traditiones Werdinensis, TI.I, in: ZBGV 6 (1869), S.1-68; TI.II, in: ZBGV 7 (1871), S.1-60; DHIV = MGH. Urkunden Heinrichs IV.; DjB = Düsseldorfer Jahrbuch; DRESEN, A., Ein Ratinger Meßbuchcodex aus dem 12.-13. Jahrhundert (Cod. lat. 10075 der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München), in: DjB 26 (1913/14), S.1-34; FERRES, H., Das Dekanat Ratingen, [Ratingen:] Hösel 1954; HARLESS, WOLDEMAR, Heberegister des Stiftes Gerresheim, in: Lacomblet, T., Archiv für die Geschichte des Niederrheins, Bd. 6, hg v. W. Harless, 1868, Ndr Osnabrück 1968, S. 111-114; HEID, LUDGER, KRAUME, HANS-GEORG, LERCH, KARL W. u.a., Kleine Geschichte der Stadt Duisburg, Duisburg 1983; KUBACH, HANS ERICH, VERBEEK, ALBERT, Romanische Baukunst an Rhein und Maas. Katalog der vorromanischen und romanischen Denkmäler, Bd.2: L-Z, Berlin 1976; Lintorf, bearb. v. HERIBERT HOUBEN, in: Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Bd.III: Nordrhein-Westfalen, hg. v. FRANZ PETRI (= Kröner Taschenausgabe 273), Stuttgart 1970, S.472; Lintorf, bearb. v.K. Wesoly, in: Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Bd. III: Nordrhein-Westfalen, hg. v.M. Groten, P. Johaneck, W. Reininghaus u. M. Wensky (=Kröner Tb 273), Stuttgart 2006, S.874; LOHUIZEN, THOMAS VON, Archäologischer Beitrag zur Siedlungsgeschichte Lintorfs, in: Die Quecke 66 (1996), S.103-115; LOHUIZEN, THOMAS VON, Eine Lintorfer Hofesstelle aus der Zeit Karls des Großen, in: Die Quecke 70 (2000), S.80-86; LOHUIZEN, THOMAS VON,

Archäologischer Report 2001, in: Die Quecke 71 (2001), S.219-230; LOHUIZEN, THOMAS VON, Bemerkenswerte archäologische Funde der Jahre 2002/2003, in: Die Quecke 73 (2003), S.209-212, LORENZ, SÖNKE, Kaiserswerth im Mittelalter. Genese, Struktur und Organisation königlicher Herrschaft am Niederrhein (= Studia humaniora, Bd.23), Düsseldorf 1993; MaH = Das Münster am Hellweg; MGH = Monumenta Germaniae Historica; Monumenta Germaniae Historica. Diplomata: MGH DLK = Die Urkunden Zwentibolds und Ludwigs des Kindes, hg. v. THEODOR SCHIEFFER (= Die Urkunden der deutschen Karolinger, Bd.4), 1960, Ndr München 1982, MGH DHIV = Die Urkunden Heinrichs IV., hg. v. DIETRICH VON GLADISS und ALFRED GAWLIK (= Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Bd.6), 1941-1952, Ndr Hannover 1959-1978; Ndr = Nachdruck; NrHUB I = LACOMBLET, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Bd.1, 1840, Ndr Aalen 1960; PublGesRhGkde = Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde; REDLICH, OTTO R. (Bearb.), Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte. Bergische Städte III: Ratingen (= PublGesRhGkde XXIX), Bonn 1928; REDLICH, O.R., DRESEN, A., PETRY, J., Geschichte der Stadt Ratingen (von den Anfängen bis 1815), hg. v.d. Stadt Ratingen zum 650jährigen Stadtjubiläum, Ratingen 1926; Rheinisches Urkundenbuch. Ältere Urkunden bis 1100, bearb. v. ERICH WISPLINGHOFF, Bd.2: Elten - Köln. St. Ursula, Düsseldorf 1994; SCHMALE, FRANZ-JOSEF, Die Anfänge der Grafen von Berg, in: PRINZ, FRIEDRICH (Hg.), Geschichte und Gesellschaft. Festschrift für Karl Bosl, Stuttgart 1974, S.370-394; STÜWER, WILHELM (Bearb.), Die Reichsabtei Werden an der Ruhr (= Germania Sacra NF 12, Erzbistum Köln 3), Berlin-New York 1980; UB Du I = Urkundenbuch der Stadt Duisburg, Bd.1; UB Kw = KELLETER, Urkundenbuch des Stiftes Kaiserswerth; UB Rat = KESSEL, Geschichte der Stadt Ratingen, Bd.2; Urb.Werd.A = KÖTZSCHKE, Urbare der Abtei Werden, Bd.2; Urkundenbuch der Stadt Duisburg, Bd.1 (904-1350), bearb. v. WERNER BERGMANN, HANS BUDE u. GÜNTER SPITZBART (= Duisburger Geschichtsquellen 8 = PublGesRheinGkde LXVII), Duisburg 1989; VOLMERT, THEO, Hösel. Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner tausendjährigen Geschichte, Ratingen 1980; VOLMERT, THEO, Lintorf. Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte von den Anfängen bis 1815, Ratingen 1982; WEIDENHAUPT, HUGO, Das Kanonissenstift Gerresheim 870-1400, in: DjB 46 (1954), S.1-120; ZBGV = Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins

Michael Buhlmann

ÜBER  30 JAHRE

HERZLICH WILLKOMMEN IM ANGERLAND

IHR HOTEL IN LINTORF.

RUHIGE LAGE UND HOHER SCHLAFKOMFORT.

GOURMET-FRÜHSTÜCKSBÜFFET.

FAMILIENFREUNDLICHE WOCHENENDTARIFE.

HOTEL ANGERLAND GARNI
IHR PERSÖNLICHES HOTEL
INH. MARIANNE BJELIC
LINTORFER MARKT 10
40885 RATINGEN-LINTORF
TEL. (02102) 3 02 40
FAX (02102) 3 64 15

Hotel Angerland

Bürgermeisterei Angermund, Amt Angermund oder Amt Ratingen-Land:

Wozu gehörten Ratingen und das Angerland im Laufe der Jahrhunderte?

Nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches setzten im 4. und 5. Jahrhundert große fränkische Wanderungsbewegungen nach Westen, ins ehemalige römische Reichsgebiet, ein. Die Besiedelung des Niederrheins wurde dadurch ausgedünnt, das Bergland im Osten unserer Region war so gut wie unbesiedelt. Das änderte sich erst zur Zeit der Karolinger (etwa 700 bis 900), als Franken aus der niederrheinischen Ebene in die Waldgebiete des Bergischen Landes vorstießen und durch Ro-

dungen befestigte Plätze und Siedlungen anlegten. Im 6. oder 7. Jahrhundert dürfte Ratingen gegründet worden sein, als fränkische Siedler auch in unsere Gegend kamen. Karl der Große (747-814) schuf nach der Auflösung der Stammeshertzogtümer schließlich eine einheitliche Verwaltung. Er teilte das Land in Gaue ein und setzte Grafen als Verwaltungsbeamte an deren Spitze.

Unsere engere Heimat gehörte zum **Keldachgau**, der im Norden

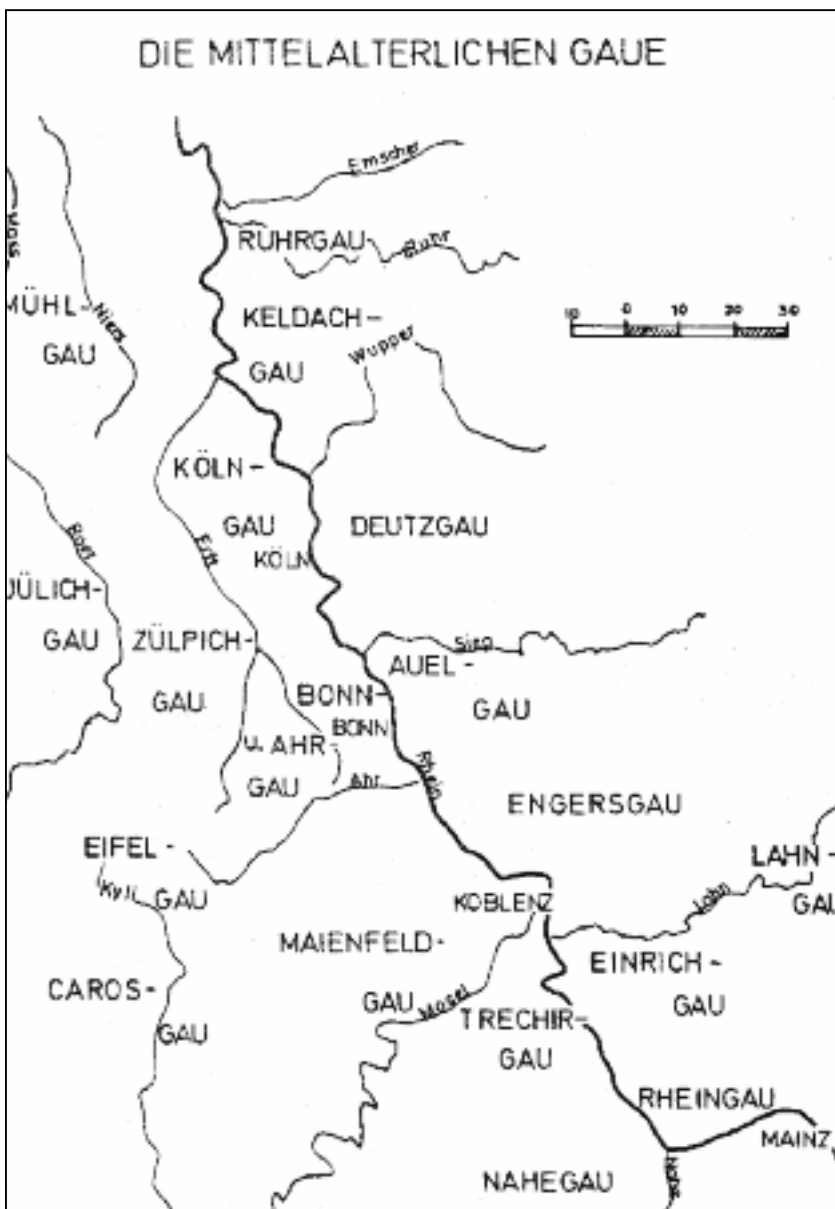
an den Ruhrgau grenzte und dessen südliche Grenze die Wupper war. Bis zum 12./13. Jahrhundert war die siedlungsmäßige Erschließung des Bergischen Landes beendet.

Nach der Auflösung der Gauverfassung bildeten sich vom 12. bis zum 14. Jahrhundert überall erbliche Territorien. Der Keldachgau geriet mehr und mehr in den Herrschaftsbereich der **Grafen von Berg**. Nach einer Verwaltungsreform wird die Grafschaft Berg in acht Ämter aufgeteilt: Angermund, Bensberg, Bornefeld, Mieselohé, Mettmann, Monheim, Solingen und Steinbach. Auf dem Reichstag zu Aachen werden die Grafen von Berg am 24. Mai 1380 in den Herzogstand erhoben. Berg wird Herzogtum (ducatus montensis).

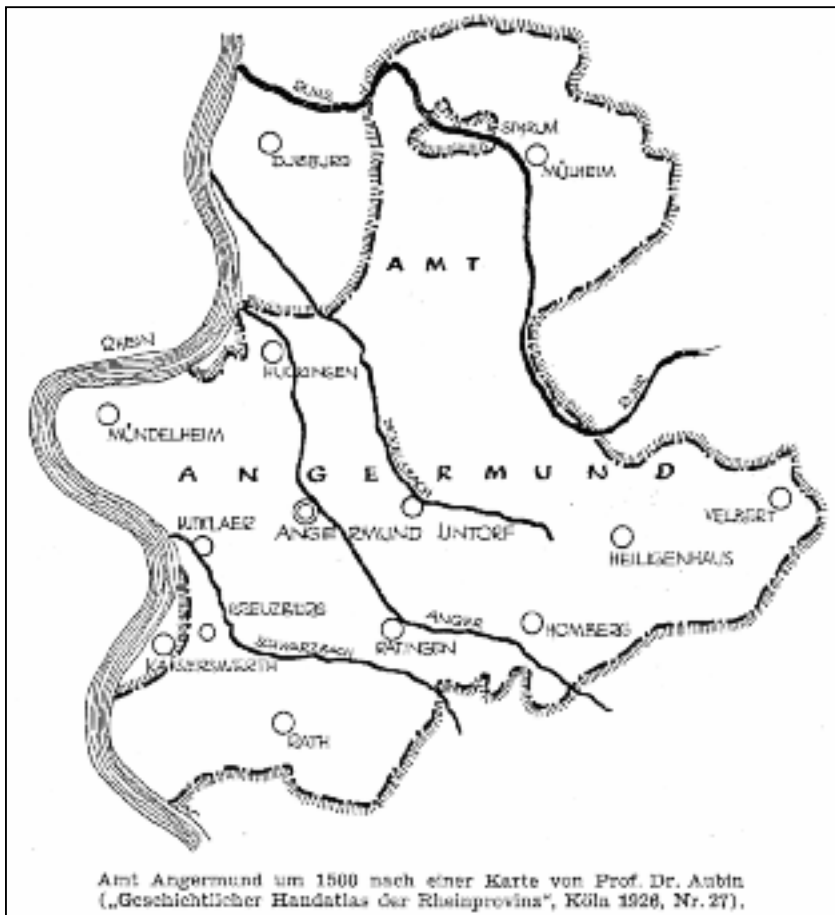
Von etwa 1360 bis zum Jahre 1806 gehörten Ratingen, Mülheim, die „Stadt und Freiheit“ Angermund sowie die Gemeinden Lintorf, Rath, Kreuzberg, Wittlaer, Kalkum, Mündelheim, Huckingen, Homberg, Heiligenhaus und Velbert zum **Amt Angermund** in der Grafschaft bzw. dem **Herzogtum Berg**.

In der Folge seiner Eroberungskriege löste der französische Kaiser Napoleon 1806 das Herzogtum Berg und seine Ämter auf. Aus den rechtsrheinischen Gebieten des Herzogtums Kleve, einigen früheren geistlichen Territorien (Essen, Werden, Münster) und dem Herzogtum Berg wurde das neue **Großherzogtum Berg** mit der Hauptstadt Düsseldorf gebildet. Joachim Murat, Reitergeneral und Schwager Napoleons, wurde Großherzog von Berg. Er führte die französische Munizipal-Verfassung ein.

Die „**Munizipalität**“ **Angermund** mit den Orten Angermund, Lintorf, Huckingen, Serm, Mündelheim, Rahm, Ehingen, Großenbaum, Wanheim und Angerhausen gehörte von 1806 bis 1808 zum Arrondissement (Kreis) Düsseldorf, ebenso die Munizipalität Ratingen.



Die frühmittelalterliche Gaeinteilung Karls des Großen im Rheingebiet



Mit Dekret vom 14. November 1808 wurde die neue Verwaltungsordnung des Großherzogtums noch einmal korrigiert. Das Land wurde in vier Départements (Regierungsbezirke) aufgeteilt: Rhein, Ruhr, Ems und Sieg. Das **Rhein-Département** umfasste die drei Arrondissements (Kreise) Düsseldorf, Essen und Elberfeld. An der Spitze eines Départements stand ein Präfekt, ein Arrondissement wurde von einem Unterpräfekten geleitet. Präfekt des Rhein-Départements war Franz Josef Anton Graf von Spee auf Heltorf. Zum Arrondissement Düsseldorf gehörten sechs Kantone (Ortsbezirke), darunter die Stadt Düsseldorf selbst und Ratingen.

Im Kanton Ratingen lagen fünf Mairien (Bürgermeistereien): Ratingen, Eckamp, Mintard, Kaiserswerth und Angermund.

Mairie Angermund: Angermund, Rahm, Huckingen, Mündelheim, Serm, Ehingen, Wanheim, Angerhausen und Lintorf.

Mairie Eckamp: Eggerscheidt, Hösel, Rath, Homberg, Bracht, Bellscheidt.

Mairie Kaiserswerth: Kalkum, Wittlaer, Einbrungen, Bockum, Lohausen.

Mairie Mintard: Breitscheid, Selbeck, Laupendahl, Mintard.

An dieser Verwaltungsaufteilung änderte sich auch nichts, nachdem Joachim Murat König von Neapel geworden war und Napoleon selbst in Vertretung für seinen minderjährigen Neffen **Napoleon Ludwig**, den älteren Bruder des späteren Kaisers Napoleon III., die Herrschaft über das Großherzogtum übernommen hatte.

Nach der Niederlage Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig verließen die Franzosen Berg und flohen über den Rhein. Die nachrückenden Russen bildeten 1813 ein **Generalgouvernement Berg** und setzten den aus Osnabrück stammenden russischen Staatsrat Justus Gruner als provisorischen Generalgouverneur ein. Dieser schaffte die französischen Bezeichnungen und Einrichtungen in der Verwaltung ab. Das Land wurde in vier Kreise aufgeteilt: Düsseldorf, Elberfeld, Mülheim am Rhein (heute: Köln-Mülheim) und Wipperfürth. An der Spitze eines Krei-

ses stand ein Landesdirektor. Unsere Heimat gehörte zum Kreis Düsseldorf. Landesdirektor dieses Kreises war wiederum Franz Josef Anton Graf von Spee.

Im April 1815 wurden die Rheinlande preußisch. Ratingen und das Angerland gehörten zur neuen preußischen **Provinz Cleve-Berg**, welche die Regierung 1822 mit anderen Teilen des Rheinlandes zur **Rheinprovinz** vereinigte. Aus der französischen Mairie Angermund wurde nun die **Bürgermeisterei Angermund**. Sie gehörte zunächst wie Ratingen zum Kreis Düsseldorf-Land, der 1820 mit dem Stadtkreis Düsseldorf zum Kreis Düsseldorf zusammengeschlossen wurde.

1872 beschloss man dann, die kreisfreie Stadt Düsseldorf wieder vom Landkreis Düsseldorf zu trennen.

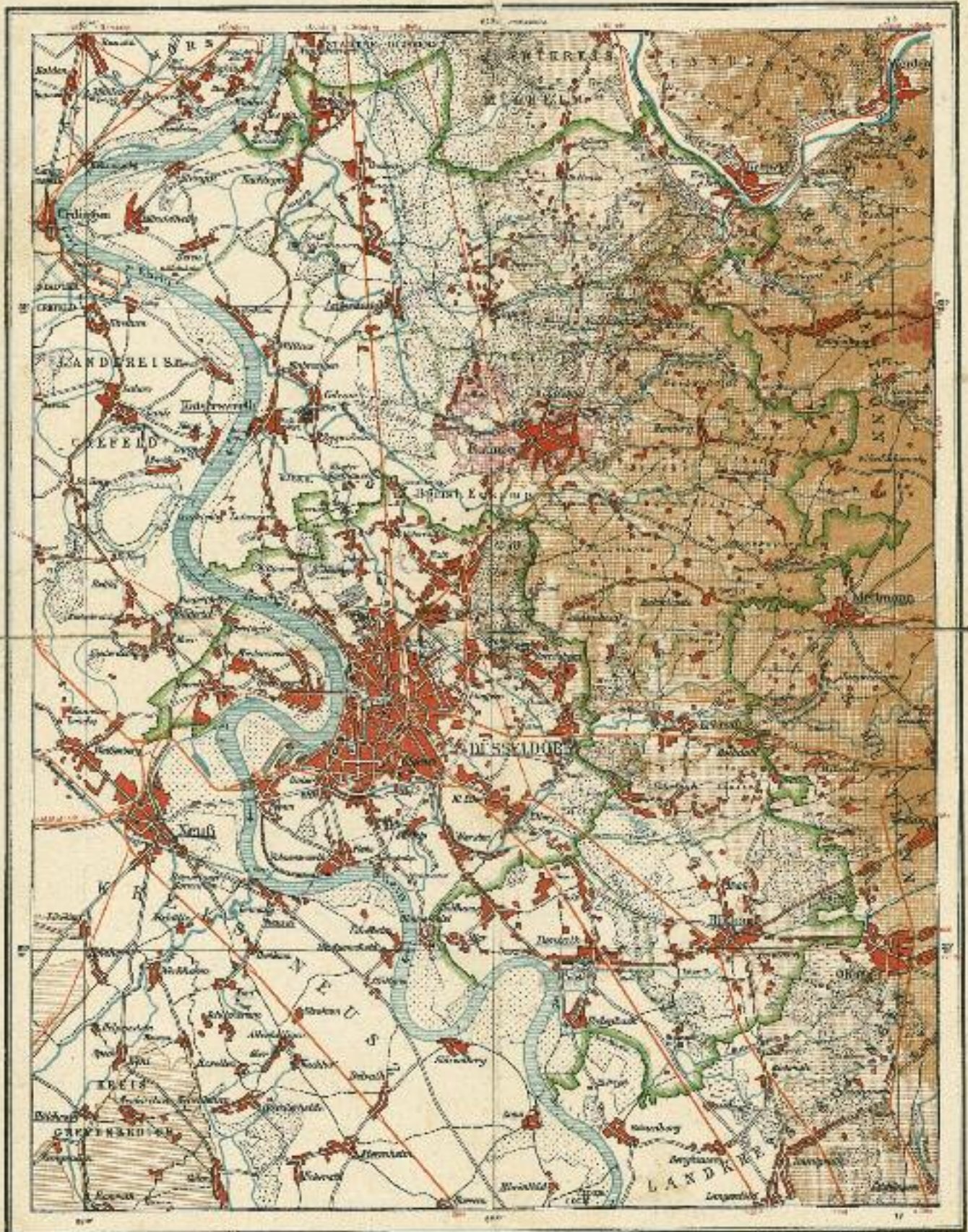
Um die Jahrhundertwende 1899/1900 umfasste die Bürgermeisterei Angermund: Angermund mit Rahm, Lintorf, Huckingen mit Buchholz, Großenbaum, Wedau und Bissigheim, Mündelheim mit Serm, Ehingen und Hüttenheim.

Die Verwaltung des Landkreises Düsseldorf, der ein Teil des bereits 1816 gebildeten **Regierungsbezirks Düsseldorf** war, befand sich im Kreishaus am Schwanenmarkt in Düsseldorf, das bei einem Bombenangriff am 1. August 1942 völlig zerstört wurde.

Der Landkreis Düsseldorf umfasste die Bürgermeistereien: Ratingen, Eckamp, Kaiserswerth, Mintard, Angermund, Gerresheim, Hubbelrath, Benrath und Hilden.

Bei der großen Verwaltungsreform und Umgemeindung des Jahres 1929 wurden bis auf Angermund und Lintorf alle Gemeinden der Bürgermeisterei Angermund der Stadt Duisburg zugeschlagen. Angermund und Lintorf bildeten nun mit Kalkum (+ Zeppenheim) und Wittlaer (+ Bockum und Einbrungen) aus der früheren Bürgermeisterei Kaiserswerth, mit Breitscheid aus der früheren Bürgermeisterei Mintard sowie Eggerscheidt und Hösel aus der früheren Bürgermeisterei Eckamp das neue **Amt Ratingen-Land**, dessen Amtssitz sich in Ratingen an der Mülheimer Straße befand, und zwar im Gebäude der früheren Bürgermeisterei Eckamp.

Stadt- und Landkreis Düsseldorf.



Verlag v. Neumann, Neudamm

Verlag v. Neumann, Neudamm

Erklärung

<p> Städte Städte Städte Städte </p>	<p> Städte Städte Städte Städte </p>	<p> Städte Städte Städte Städte </p>	<p> Städte Städte Städte Städte </p>	<p> Städte Städte Städte Städte </p>	<p> Städte Städte Städte Städte </p>	<p> Städte Städte Städte Städte </p>	<p> Städte Städte Städte Städte </p>
--	---	---	---	---	---	---	---

Verlag v. Neumann, Neudamm

Der Stadtkreis und der Landkreis Düsseldorf mit den Grenzen der alten Bürgermeistereien



Das Großherzogtum Berg mit seinen vier Départements

Das Amt Ratingen-Land gehörte mit den Städten Ratingen, Kettwig, Heiligenhaus, Velbert, Langenberg, Neviges, Wülfrath, Mettmann, Haan und Hilden sowie den Ämtern Gruiten und Hubbelrath dem neu gebildeten **Landkreis Düsseldorf-Mettmann** an. Nach der Zerstörung des Kreishauses in Düsseldorf wurde der Verwaltungssitz in die Stadt Mettmann verlegt.

Im Jahre 1936 versuchte die NSDAP für den Landkreis eine Namensänderung durchzusetzen. Aus „Düsseldorf-Mettmann“ sollte „Niederbergischer Kreis“ werden. Zu einer endgültigen Entscheidung kam es jedoch aufgrund von Meinungsverschiedenheiten nicht.

Das Amt Ratingen-Land wurde 1950 umbenannt in **Amt Angerland** und der Sitz der Verwaltung von Ratingen nach Lintorf verlegt. Seit 1969 hieß der Landkreis Düsseldorf-Mettmann nur noch **Kreis Düsseldorf-Mettmann**.

Bei der Gebietsreform von 1975 wurde ein neuer **Kreis Mettmann**

gebildet. Er umfasst die Städte Ratingen, Heiligenhaus, Velbert (mit Langenberg), Wülfrath, Mettmann, Erkrath, Haan, Hilden, Langenfeld und Monheim.

Die Ämter Angerland und Hubbelrath wurden aufgelöst. Angermund, Wittlaer und Kalkum aus dem Amt Angerland wurden Stadtteile von Düsseldorf, Lintorf, Hösel, Eggerscheidt und Breitscheid kamen zu Ratingen, ebenso Homberg und Bracht aus dem früheren Amt Hubbelrath.



Der Landkreis Düsseldorf-Mettmann nach der Neugliederung von 1929



Der heutige Kreis Mettmann mit seinen zehn Städten

Quellen:

- 1) Hansjörg Laute „Die Herren von Berg“ Auf den Spuren der Geschichte des Bergischen Landes Solingen, 1988
- 2) „Die Geschichte des Kreises Mettmann“ Herausgeber: Kreis Mettmann; Der Landrat Mettmann, 2001
- 3) Jakob Germes „Ratingen im Wandel der Zeiten“ Henn-Verlag, Ratingen 5. Auflage 1985

Manfred Buer

Rhein-Ruhr-Amt oder Waldamt

Ein Streit um Namen und Sitz des Amtes Ratingen-Land aus dem Jahr 1931

„Der durch die Umgemeindung 1930 zwischen den Großstädten Düsseldorf und Duisburg entstandene Korridor hat den vorläufigen Namen „Amt Ratingen-Land“ erhalten. Diese geradezu irreführende Bezeichnung hat die Unzufriedenheit der Einwohner hervorgeufen, die eine Reihe von neuen, die Eigenart und das Eigenleben des neuen Amtsgebietes berücksichtigenden Namen vorgeschlagen haben, wie „Rhein-Ruhr-Amt“, „Waldamt“, „Angerwald“ u.a. Neuerdings scheint der Name „Anger-Amt“ die meiste Aussicht auf Annahme zu haben. Zu dieser Frage wird voraussichtlich die nächste Amtsvertretung Stellung nehmen.“

Dies meldet der „Düsseldorfer Stadtanzeiger“ am 10. März 1931 aus der Sitzung des Angermunder Gemeinderates. Bereits am 12. Februar 1931 hatte dieselbe Zeitung von einer Sitzung der Gemeindevertretung Wittlaer berichtet. Die Gemeindevertretung war einstimmig der Meinung, dass der Amtssitz in eine Mitgliedsgemeinde und nicht nach Ratingen gehöre. Allerdings glauben die Gemeindevertreter, dass eine Verlegung zum damaligen Zeitpunkt nicht in Frage komme. Der Beschluss gibt dafür keine Begründung. Vermut-

lich sind die Kosten für die Verlegung während der Weltwirtschaftskrise einfach zu hoch. Außerdem wünscht der Wittlaerer Gemeinderat, dass der Name in „Amt Rhein-Ruhr“ umgeändert werden solle.

Schon Ende des Jahres 1930 hatte die Zeitung einen Artikel mit der Überschrift „Der Kampf um den Amtssitz“ gebracht. Der Wittlaerer Gemeinderat hatte bereits damals das Thema diskutiert. Es heißt in dem Bericht, dass der Amtssitz und die Höhe der Vergütung für das Amtsgebäude in Ratingen strittig seien. Außerdem hätten Lintorf und Angermund Anspruch auf den Amtssitz erhoben. Allerdings wollte sich der Rat endültig erst mit dem Thema befassen, wenn der Streit mit der Stadt Ratingen über die genauen Kosten beendet sei.

Auch die Amtssparkasse sollte nach Meinung der Wittlaerer verlegt werden. Allerdings waren nach dem Zeitungsbericht sowohl Wittlaer als auch Hösel gegen eine sofortige Verlegung des Amtssitzes. Sie forderten für sich auch ein entscheidendes Mitspracherecht, da die beiden Gemeinden die Hauptlast der Amtsverwaltung trügen.

Auch der Breitscheider Gemeinderat äußert sich Anfang 1931 zum Streit um den Amtssitz. Grundlage für den Beschluss der Gemeindevertreter war ein vorangegangener Beschluss der Amtsvertretung. Die hatte die zum Amt gehörigen Gemeinden aufgefordert, sich mit der Frage der Verlegung des Amtssitzes zu befassen.

Einstimmig waren die Breitscheider für den Amtssitz Ratingen. Dieser sei wesentlich besser zu erreichen als Angermund. Eine Verlegung dorthin wurde grundsätzlich abgelehnt. Auch die finanziellen Verhältnisse ließen eine Verlagerung der Verwaltung nicht zu.

Entschiedene Befürworter für die Verlegung des Amtssitzes von Ratingen ins Amtsgebiet fanden sich im Angermunder Gemeinderat. In einer Sitzung des Rates Ende Januar 1931 stellte der Gemeindevorsteher Bieke eine Wirtschaftlichkeitsrechnung auf. Laut dem „Düsseldorfer Tageblatt“ zahlte das Amt den Beamten und Angestellten ohne die Polizeibeamten jährlich 82.456 Mark Gehalt. Blicke der Amtssitz in Ratingen, so würden auf Dauer die Mitarbeiter der Verwaltung auch dort wohnen wollen. Die Zeit, die die Bürger für



Bürgermeister Carl Beck (sitzend, in der Mitte) mit allen Beamten, Amtsvertretern und Bediensteten der Bürgermeisterei Angermund im Jahre 1928, kurz vor der Auflösung

die Anreisen zur Verwaltung benötigten, müsse mit jährlich etwa 20.000 Mark berechnet werden. Außerdem müssten über 3.000 Mark jährlich mehr Ortszulage gezahlt werden. Wenn der Amtssitz im Amtsgebiet läge, so seine Argumentation, würde sich das „Wirtschaftsleben ... um 60.000 Mark heben ... Dieser Betrag entspricht einer Kapitalsumme von

750.000 bis 1.000.000 Mark je nach Zinssatz.“

Der Amtssitz des Amtes Ratingen-Land blieb schließlich zunächst an der Mülheimer Straße in Ratingen, im Amtsgebäude der ehemaligen Bürgermeisterei Eckamp. Auch der Name wurde nicht geändert. Zum 1929 gegründeten Amt Ratingen-Land gehörten die Gemeinden Angermund, Bockum, Kalkum, Lintorf

und Wittlaer. Im März 1930 wurde es um die Gemeinden Breitscheid, Eggerscheid und Hösel erweitert. Die Gemeinden Bissingheim, Buchholz, Ehingen, Großenbaum, Huckingen, Mündelheim, Serm und Wedau der alten Bürgermeisterei Angermund wurden bei der Gebietsreform 1929 nach Duisburg eingemeindet.

Dr. Andreas Preuß

DÜSSELDORFER STADTPOST
Rheinische Post 29. August 1979

„Ratingen-Land“ – Aprilscherz 1930

Die Eingemeindungen von 1929 sind jetzt 50 Jahre her

Von unserem Mitarbeiter Klaus Probst

„Seit Dezember vergangenen Jahres ist der Regierungspräsident angewiesen, die Neugliederung des Regierungsbezirks Düsseldorf vorzubereiten. Jetzt müssen sich immer wieder Protestversammlungen, Presse-Kampagnen, Ratsbeschlüsse ansammeln. Bis zu den Wahlen im November wird die Stimmungsmache anstehen. Denn soeben hat sich in Angermund als Abspaltung vom Zentrum eine Christliche Bürgerpartei gebildet. Der Kirchenratler Heinrich Nölting, er war Kreisvertreter von 1905 bis 1919, wird ab seiner Schürke heftig angegriffen, nachdem er öffentlich die Eingemeindung nach Düsseldorf vorschlug.“

Es scheint aktuell, aber es liegt 50 Jahre zurück. Die Situation, von der die Rede ist, war vor der Eingemeindung 1929. Am 1. August damals hatte der Regierungspräsident die Auflösung der Bürgermeisterei Angermund verfügt. Seit der Einführung der bayerischen Kreisverfassung war sie 600 Jahre lang der Verwaltungssitz zwischen Dickelsbach und Kitzelsbach gewesen. Nun hätte die Industriean siedlung des Siedlungs-schwerpunkts verschoben und die alte Freiheit in eine Randlage gebracht. Auch die unter preußischer Verwaltung entstandenen Bürgermeistereibezirke Kaiserswerth, Eckamp und Mintard standen vor der Auflösung.

Schon im November 1927 war der Bürgermeisterrat der Idee der Eingemeindung nach Duisburg entgegengekommen. Dann folgten die Wahlen 1928 und der neue Rat hatte eine Kommission eingesetzt. Nach der Anhörung hatte er die Schaffung einer Gesamtgemeinde gefordert, deren Bereich sich mit den Grenzen der alten Bürgermeisterei Angermund decken sollten (dies wurde unter dem Begriff der Großgemeinde Angerland 1924 dann methodisch wiederholt). Trotzdem

ging die Auflösungsverfügung. Amtsbürgermeister Karl Beck, er war auch Landtagsabgeordneter, war gestorben. Ehrenbürgermeister Reuber wurde zum Nachfolger kommissarisch bestimmt. Abermals waren Neuwahlen ausgeschlossen. Der Vorschlag des Regierungspräsidenten sah nun die Bildung eines Amtes Ratingen vor, das die Reste der Bürgermeistereibezirke aufsummierte. Es waren die Orte Bockum, Kalkum, Wittlaer (vormals Kaiserswerth), Eckamp, Breitscheid, Eggerscheid und Hösel (Mintard).

Die Bürgerpartei hatte mit drei Sitzen einen Achtungserfolg geschafft (was den Nachhaltungen Gesez Entwicklung, der Wählergemeinschaft in Angermund 1946 und der Bürgerwählergemeinschaft Angermund 1969 ebenso gelang). Das Amt aus den Restländern, inzwischen Ratingen-Land genannt, war noch nicht zur endgültigen Lösung deklariert. Am 1. April 1930 nahm der neu gebildete Kreistag des Kreises Mülheim den Regierungsvorschlag an.

1945, als es an die Wiederherstellung der Demokratie ging, standen, soweit sie noch lebten, die Kommunalpolitiker des alten Amtes Angermund wieder bereit. Verstorben war Franz Güll (erste Wahl 1929), der 1933 von den Nationalsozialisten die Bestätigung des Landrats trotz seiner Wahl zum Bürgermeister nicht erhalten hatte. Sein Neffe Hans Güll wurde 1948 Bürgermeister in Angermund. Peter Dieregsweller (1923) wurde nach einem Wortwechsel wegen der Regulierung des letzten Pferdes noch wenige Tage vor der Beendigung des Krieges mit 77 Jahren abgeführt. In der Leichenhalle in Ratingen-Land man ihn dann einordnen.

Hermann Bettinghausen (1922) kam aus der alten Garde der Demokratie und war 1948, noch einmal Bürgermeisterstellvertre-

ter. Mehrfach traten auch die Söhne des Erbes der Väter an. Der Sohn Heinrich Nölting, er trägt denselben Namen, gehörte dem Angermunder Rat von 1948 bis zur Auflösung sowie der Amtsverwaltung an. Peter Monheims (1928) Sohn Heinrich war von 1952 an Stadt-, später Amtsvertreter und Bürgermeisterstellvertreter bis 1968.

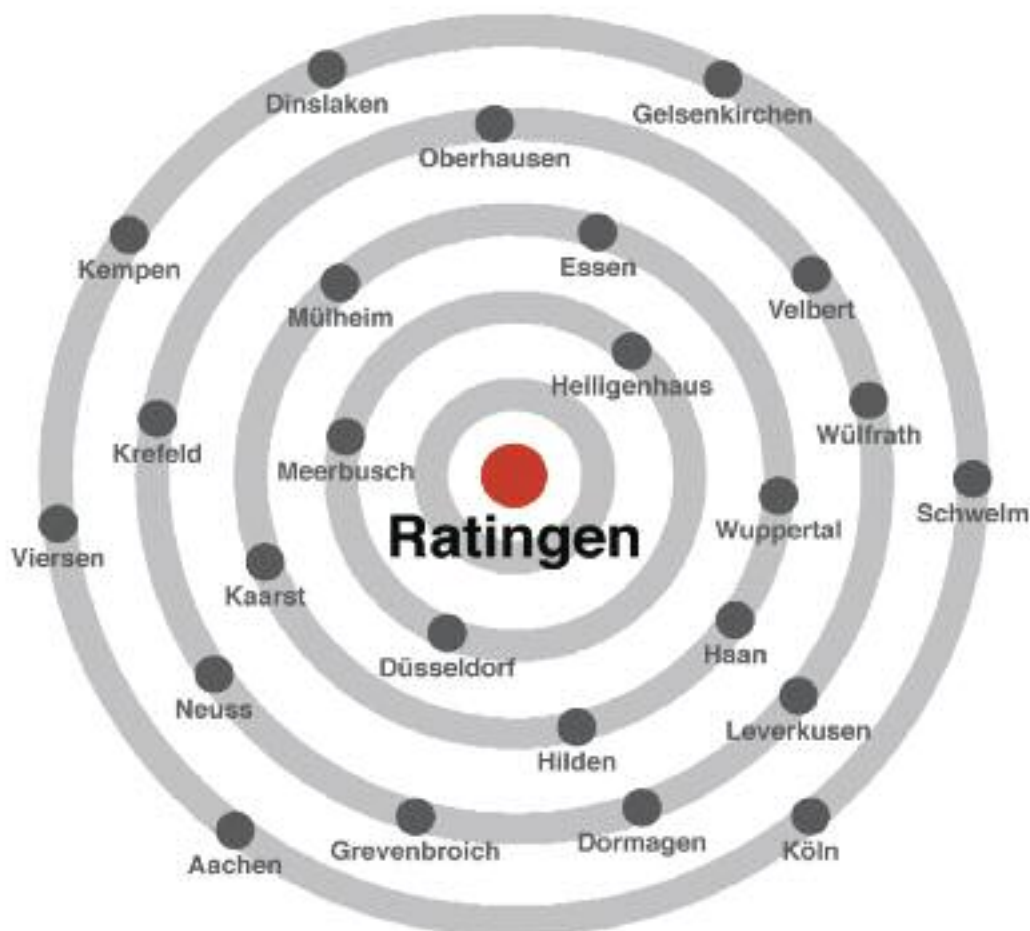
Der letzte Bürgermeisterstellvertreter des Angermunder Rats, Dr. Gustav Dötting, war der Sohn Philipp Döttings (1923). Hatte der Vater Ludwig Overmans (1915) noch im Jahre 1928 gegen die Eingemeindungen gekämpft, mußte der Sohn Johannes Overmans 1974 als Amtsdirektor der Amtsverwaltung Angeland die Behörde verlassen. Ludwig Loose (1929), den im Juli 1933 die NSDAP-Praktiken in Angermund aus der Sitzung wart übernahm nach dem Krieg einen Kreisstadtdirektor, war seit 1932 Rats- und Amtsvertreter, 1963–69 Bürgermeister und erlebte die Auflösung der Stadt Angermund 1974 als ihr Altbürgermeister. Endlich war der letzte Kreisstadtdirektor in Angermund, Graf Clemens von Spee, der Sohn des früheren Amtsvertreters Graf Spee.

1974 kam es dann zur Trennung des Amtes Angerland in den Ostteil und den Westteil. Angerland ist eine erhaltene Bezeichnung für das alte Amt Ratingen-Land aus dem Jahre 1956, als man mit der Verlegung des Amtssitzes nach Lintorf den Aprilscherz des Kreistages von 1930 reparierte.

Auswärts machte die Auflösung der Bürgermeisterei Angermund 1929 und das Gerangel und das Amt Ratingen-Land bis 1930 wenig Aufsehen. Ein noch einschneidender Eingriff in die Selbstverwaltungskörperschaften hatte alles in den Schatten gestellt. Die Auflösung des Landkreises Düsseldorf, der Zuwachs der Stadt von Barmen bis Kaiserswerth, das war das politische Thema der Zeit. Heute, im Sommer 1978, ist das ebenfalls fast 50 Jahre her ...

G · F · U

Immobilien



www.g-f-u.de
Telefon 02102-36000

Rickys Barbierstube

Friseursalon
Ursula Peters

Am Löken 46 · 40885 Ratingen-Lintorf
☎ 0 21 02/ 3 42 83

Zigarrenhaus Hamacher

Tabakwaren - Zeitschriften - Lotto

 Rheinbahn-Tickets



40885 Ratingen-Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 14

Telefon 0 21 02/3 33 12

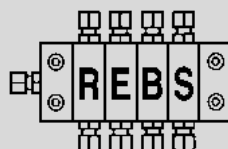
Franz Jüntgen GmbH

- HEIZUNG ● SANITÄR ● EXCLUSIVE BÄDER
- Fertigbäder – alles aus einer Hand



Franz Jüntgen

40885 Ratingen-Lintorf · Konrad-Adenauer-Platz 35 · Telefon 021 02/3 1794 · Fax 021 02/3 5204



Zentralschmiertechnik GmbH

Lieferprogramm:

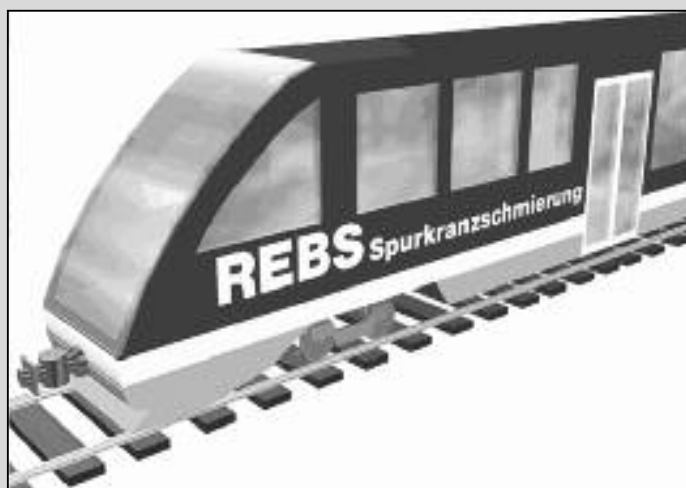
Zentralschmierung mit
Progressiv-Verteiler

Spurkranzschmierung
für Schienenfahrzeuge

Öl-Luft Schmierung
Turbolub System

Automatische
Kettenschmierung

Rolltreppen-
Schmierung



**Wir beraten,
projektieren, liefern
und montieren.**

www.rebs.de

Duisburger Straße 115 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 93 06 0 · Telefax 0 21 02 / 93 06 40

Die Gemeinde Lintorf in statistischen Jahrbüchern der Jahre 1928, 1930 und 1936

Bereits kurz nach der Übertragung der Rheinlande an das Königreich Preußen (1815) und die damit verbundene Gründung des Regierungsbezirks Düsseldorf (1816) legte die preußische Regierung zu Düsseldorf mehrfach großen Wert auf die statistische Erfassung der Städte, Landkreise und kleineren Landgemeinden in ihrem Bezirk¹⁾. Diese Feststellung gilt auch für die übrigen Regierungsbezirke der 1822 gegründeten „Rheinprovinz“, nämlich neben Düsseldorf noch Aachen, Koblenz, Köln und Trier, und es ist hierbei unbestritten auf den sprichwörtlichen preußischen Statistiker hinzuweisen. Die herausstechenden statistischen Großprojekte dieser frühen Jahre sind sicherlich die umfassenden und veröffentlichten Arbeiten von Friedrich von Restorff (1828/30) und Johann Gregor von Viebahn (1836), mit denen erstmals ein nahezu exakter statistischer Überblick über die neue westliche Provinz Preußens, über deren Bevölkerung und demografische Entwicklung, über Wirtschafts- und Steuerwesen, Verwaltung, Justiz und Infrastruktur ermöglicht wurde²⁾. Ähnliche Bemühungen wurden in den Folgejahrzehnten fortgeführt, so etwa durch Otto von Mülmann³⁾ oder Wilhelm Hackmann.⁴⁾

Rund einhundert Jahre später, als die groß angelegte kommunale Gebietsreform von 1929/30 zahlreiche Land- und Stadtkreise verändern sollte, schien es wiederum geboten, durch neue statistische Handbücher die Zustände der Bezirke und die Veränderungen durch die Umstrukturierungen der Reform genau in den Blick zu nehmen – und zwar möglichst vor und nach der kommunalen Neugliederung. So entschied sich der Düsseldorfer Regierungspräsident **Karl Bergemann** (1924-1933)⁵⁾ dazu, ein „Handbuch für den Regierungsbezirk Düsseldorf“ erarbeiten zu lassen. Im Jahre 1928 erschien der erste Band, 1930 dann der zweite, 1936 schließlich

noch eine dritte und letzte Ausgabe, die wohl aufgrund der folgenden Kriegereignisse keinen Nachfolger mehr fand.

1928:

Das erste „Handbuch für den Regierungsbezirk Düsseldorf“ von 1928 wurde von der Bezirksregierung Düsseldorf herausgegeben und von dem Düsseldorfer Regierungsobersekretär Hahne bearbeitet. Es erschien im Verlag Schmitz & Olbertz Düsseldorf. Hier ist die Gemeinde Lintorf⁶⁾ wie folgt beschrieben:

c) Landgemeinde **Lintorf**
(Ortsklasse: B.)

Einwohnerzahl: nach dem Stande vom 1. Dezember 1910: 2.504, nach der letzten Volkszählung vom 16. Juni 1925: 2.813; hiervon sind evangelisch: 657, röm.-kath.: 2.116, andersgläubig: 4, Dissidenten: 36.

Größe nach Flächeninhalt: 1.696 ha; davon bebaut: 68 ha, unbebaut: 1.628 ha. Länge des Wegenetzes: 9,1 km.

Haupterwerbszweige: Landwirtschaft, Industrie.

Realsteuerbelastung:

1926: 150% zur staatlichen Grundvermögenssteuer,

500% von den Steuergrundbeträgen der Gewerbesteuer nach dem Ertrage,

1.500% von den Steuergrundbeträgen der Gewerbesteuer nach der Lohnsumme.

1927: 150% zur staatlichen Grundvermögenssteuer,

500% von den Steuergrundbeträgen der Gewerbesteuer nach dem Ertrage,

1.500% von den Steuergrundbeträgen der Gewerbesteuer nach der Lohnsumme.

Allgemeine Verwaltung.

Gemeindevorsteher: Zurlo⁷⁾ (F. 617, Amt Ratingen).

Gemeinderat: 12 Mitglieder; hiervon entfallen auf die Zentrumspar-
tei 5, Freie Arbeitsgemeinschaft 3,
Bund der Kinderreichen 3, Kom-
munistische Partei 1.

Einzelne Verwaltungszweige.

Unterrichtswesen.

Schulen und Kirchen.

Volksschulen: 3 Knaben- und Mädchenschulen mit 366 Schülern und Schülerinnen (1913: 542 Schüler und Schülerinnen).

Fach- und Fortbildungsschulen: 2 mit 76 Schülern und 47 Schülerinnen.

Kirchen: 1 evangelische, 1 katholische.

1) Grundlegend: Walther Hubatsch (Hg.): Grundriß zur deutschen Verwaltungsgeschichte, 1815-1945. Reihe A: Preußen. Band 7: Rheinland (Rheinprovinz), bearbeitet von Rüdiger Schütz, Marburg 1978, S. 176ff.; MAX BÄR: Die Behördenverfassung der Rheinprovinz seit 1815 (= Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, Bd. 35), Bonn 1919; Horst Romeyk: Verwaltungs- und Behörden-geschichte der Rheinprovinz 1914 – 1945, Düsseldorf 1985.

2) FRIEDRICH VON RESTORFF: Topographisch-Statistische Beschreibung der königlich preußischen Rheinprovinzen, Düsseldorf/Berlin/Stettin 1828/1830; JOHANN GREGOR VON VIEBAHN (Hg.): Statistik und Topographie des Regierungsbezirks Düsseldorf, 2 Bde., Düsseldorf 1836.

3) Statistik des Regierungsbezirks Düsseldorf, Bde. I; II, 1; II, 2, Iserlohn 1864-1867.

4) Beschreibung des Regierungsbezirks Düsseldorf, 3. Aufl., Düsseldorf 1905.

5) Karl Bergemann (1878-1949) war von 1919-1922 Landrat in Calbe, von 1922-1924 Regierungspräsident in Merseburg und von 1924-1933 Regierungspräsident in Düsseldorf.

6) S. 97.

7) Karl Zurlo (Zentrum), geboren am 13. Februar 1881 in Marienheide, wohnte in Lintorf auf der Angermunder Straße 2. Seit 1922 war der selbstständige Lebensmittel- und Kolonialwaren-Händler Ortsvorsteher der Gemeinde Lintorf. Vgl. NRW-HSTAD, NW-1003-769.

Wohlfahrtswesen.

Besondere Wohlfahrtseinrichtungen:

1 Kinderbewahrschule, 1 Fürsorgestelle für Lungenkranke, 1 Mütterberatungsstelle.

1930:

Das zweite „Handbuch für den Regierungsbezirk Düsseldorf“ von 1930 wurde ebenfalls von Regierungsobersekretär Hahne bearbeitet. Auch dieser Band erschien im Verlag Schmitz & Olbertz Düsseldorf. Hier ist die Gemeinde Lintorf wie folgt beschrieben:

c) Landgemeinde **Lintorf**
(Ortsklasse: B.)

Durch Gesetz vom 29. Juli 1929 (Ges.-S. S. 91ff.) sind Teile der Gemeinde Lintorf der Stadtgemeinde Duisburg-Hamborn zugeteilt worden.

Einwohnerzahl: nach der letzten Volkszählung vom 16. Juni 1925: 2.813, nach der Personenstandsaufnahme vom 10. Oktober 1929: 2.865; hiervon sind evangelisch 677, röm.-kath.: 2.168, Dissidenten: 20.

Haupterwerbszweige: Landwirtschaft, Industrie.

Realsteuerbelastung:

1929: 200% zur staatlichen Grundvermögenssteuer,

500% von den Steuergrundbeträgen der Gewerbesteuer nach dem Ertrage,

2.000% von den Steuergrundbeträgen der Gewerbesteuer nach der Lohnsumme.

1930: Zuschläge stehen noch nicht fest.

Allgemeine Verwaltung.

Bürgermeister: Zurlo (F. 617, Amt Ratingen).

Gemeinderat: 12 Mitglieder; hiervon entfallen auf die Zentrumspartei 7, Vereinigte deutschnationale und evangelische Liste 3, Sozialdemokratische Partei 2.

Einzelne Verwaltungszweige.

Unterrichtswesen.

Schulen und Kirchen.

Volksschulen: 3 gemischte Schulen mit 164 Schülern und 180 Schülerinnen (1913: 542 Schüler und Schülerinnen).

Ländliche Fortbildungsschulen: 1 mit 2 Schülern.

Kirchen: 1 evangelische, 1 katholische.

Wohlfahrtswesen.

Besondere Wohlfahrtseinrichtungen:

Kindergarten der katholischen Kirchengemeinde, Trinkerheilstätten „Bethesda“ und „Siloah“ der Diakonissenanstalt Duisburg.

1936:

Das dritte „Handbuch für den Regierungsbezirk Düsseldorf“ aus dem Jahre 1936 erschien im Bagel-Verlag Düsseldorf und wurde von dem Beamten Hahne erarbeitet, der inzwischen zum Regierungsinspektor avanciert war. Hier ist die Gemeinde Lintorf⁹⁾ wie folgt beschrieben:

e) Landgemeinde **Lintorf**
(Ortsklasse: B.)

Einwohnerzahl: nach der letzten Volkszählung vom 16. Juni 1933: 2.974, nach der Personenstandsaufnahme vom 10. Oktober 1935: 3.227; hiervon evangelisch 859, katholisch: 2.218, andersgläubig: 55, Dissidenten: 95.¹⁰⁾

Größe und Flächeninhalt: 1.593 ha; davon bebaut: 73 ha, unbebaut: 1.520 ha. Länge des Wegenetzes: 45,690 km.

Haupterwerbszweige: Landwirtschaft, Industrie.

Realsteuerbelastung:

1935: 290% zur staatlichen Grundvermögenssteuer I,

269% zur staatlichen Grundvermögenssteuer II,

540% von den Steuergrundbeträgen der Gewerbesteuer nach dem Ertrage,

2.160% von den Steuergrundbeträgen der Gewerbesteuer nach der Lohnsumme.

Für 1936 werden die gleichen Realsteuerzuschläge erhoben wie für das Rechnungsjahr 1935.

Allgemeine Verwaltung.

Bürgermeister: Peter Holtschneider¹¹⁾ (F. Ratingen 2462).

Beigeordnete: Direktor Richard Kluge, Kaufmann Adam Gössel.

8 Gemeinderäte: Werkmeister August Breuer, Viehwärter Johann Funk, Angestellter Anton Hattenkofer, Landwirt Hermann Kockerscheidt, Förster Paul Mentzen, Angestellter Karl Nußholz, Hausvater Erich Schürhoff, Friseurmeister Franz Schwarz.¹²⁾

Einzelne Verwaltungszweige.

Unterrichtswesen.

Schulen und Kirchen.

Volksschulen: 3 gemischte.

Kirchen: 1 evangelische, 1 katholische.

Wohlfahrtswesen.

Besondere Wohlfahrtseinrichtungen:

Trinkerheilstätten „Bethesda“, „Asyl“ und „Siloah“ der Diakonienanstalt Duisburg, Kindergärten der evangelischen und katholischen Kirchengemeinde.

Dr. Bastian Fleermann



8) S. 119f.

9) S. 79.

10) Auffallend ist die von 36 (1928), 20 (1930) auf 95 (1936) angestiegene Anzahl der Dissidenten, die während der ersten Jahre der NS-Zeit eine der beiden christlichen Kirchen verlassen hatten.

11) Der Wirt Peter Holtschneider, geboren am 20. Februar 1885 in Lintorf, hatte 1912 die Gastwirtschaft seiner Eltern, Marktplatz 2-3 (Franzengut), übernommen. Zwischen 1933 und 1945 war er ehrenamtlicher Ortsbürgermeister der Gemeinde Lintorf. Vgl. NRW-HStAD, NW-1003-730.

12) Alle Gemeinderäte gehörten der gleichen Partei an, der einzigen, die zu dieser Zeit noch zugelassen war.

Auf dem Weg zur neuen Pfarrgemeinde St. Anna in Ratingen

Als ich Ende des Jahres 1972 mit meiner Familie nach Lintorf zog, gab es in den damals noch eigenständigen Gemeinden Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel und Lintorf des Amtes Angerland vier katholische Kirchengemeinden mit drei Kirchen, einer Notkirche und fünf katholischen Kindergärten. Mit der Kommunalreform des Jahres 1975 wurden das Amt Angerland aufgelöst und die Gemeinden Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel und Lintorf in die Stadt Ratingen eingegliedert. Nach zahlreichen organisatorischen Änderungen im kirchlichen Bereich dieser Ortsteile seit der zweiten Hälfte der Neunzigerjahre schlossen sich zum 1. Januar 2009 die drei noch bestehenden Kirchengemeinden St. Anna und St. Johannes, Pfarrer von Ars, in Lintorf, St. Bartholomäus in Hösel und St. Christophorus in Breitscheid zu einer neuen Kirchengemeinde mit dem Namen St. Anna, Ratingen, zusammen. Diese Entwicklung konnte ich mitverfolgen und musste sie zum Teil schweren Herzens mitgestalten als Mitglied des Pfarrgemeinderates der Kirchengemeinde St. Johannes, Pfarrer von Ars, und ab 2001 als Mitglied des Kirchenvorstandes der Kirchengemeinde St. Anna und St. Johannes, Pfarrer von Ars, und heute als Mitglied des Kirchenvorstandes der Kirchengemeinde St. Anna.

Der folgende Beitrag befasst sich zunächst mit der Geschichte der Kirchengemeinden und Kirchen in den Ortsteilen Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel und Lintorf, die teils im Mittelalter begann, weitaus überwiegend aber im 20. Jahrhundert und vor allem in dessen zweiter Hälfte ablief. Die Geschichte ist ausführlich dargestellt in dem Buch „Das Dekanat Ratingen“ von Hans Ferres, erschienen 1954 im Anger-Verlag in Hösel, und in dem Buch „Das Dekanat Ratingen II 1945 - 1997“ von Richard Baumann, herausgegeben 1997 vom Dekanat Ratingen. Die Entwick-

lung im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts überstürzte sich. Sie ist hoffentlich mit dem Zusammenschluss der Pfarrgemeinden zum 1. Januar 2009 abgeschlossen und lässt der neuen Kirchengemeinde St. Anna Zeit und Raum für die Gestaltung ihrer Zukunft.

Geschichte der Kirchengemeinden im Seelsorgebereich Angerland

Pfarrgemeinde St. Anna in Lintorf

Der heutige Ortsteil Lintorf, in früheren Urkunden als Gemarkung Lintorf bezeichnet, war schon im frühen Mittelalter als Waldgemarkung mit eingestreuten Höfen Gegenstand grundherrlicher und kirchlicher Rechte des Stiftes Kaiserswerth und der Abtei Werden. Letztere hatte bereits in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts umfangreichen Grundbesitz in Lintorf¹⁾. Die ehemalige romanische Kirche in Lintorf wurde schon lan-



Die „Madonna mit der Traube“ vom Anfang des 16. Jahrhunderts stammt noch aus der alten romanischen St. Anna-Kirche, die 1877 wegen Baufälligkeit niedrigerissen wurde

ge vor der Pfarrerhebung errichtet, wahrscheinlich gegen Ende des 11. Jahrhunderts. Leider musste sie wegen Baufälligkeit abgebrochen und 1878 durch den heutigen neuromanischen Bau ersetzt werden.

Im 14. und 15. Jahrhundert gehörte Lintorf zum Kirchspiel Ratingen. Wahrscheinlich wurde Lintorf in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Pfarre²⁾. So stammt eine heute noch vorhandene Glocke aus dem Jahre 1484. Auch einige Madonnenstatuen in der St. Anna-Kirche sind in damaliger Zeit entstanden. Ferner wurde im Jahre 1464 in Lintorf die St. Sebastianus-Bruderschaft gegründet, die noch heute das Lintorfer Brauchtum mitträgt. Für den wahrscheinlichen Zeitpunkt der Gründung der Pfarrgemeinde im 15. Jahrhundert spricht auch ihr Name. In dieser Zeit begann die Verehrung der hl. Anna, von der Reliquien in Düren und Wesel aufbewahrt und Ziel von Wallfahrten wurden. Kirchenbücher der Pfarre existieren erst ab 1659, als nach dem Ende des 30-jährigen Krieges wieder ruhige und sichere Verhältnisse in unserer Heimat eintraten³⁾.

Seit dem Jahre 1917 betreuten die Armen Dienstmägde Jesu Christi einen Kindergarten in der Pfarrei. Nach dem Weggang der Nonnen aus Lintorf wurde dieser durch die Pfarrei in einem Neubau aus den 1950er-Jahren an der Krummeweger Straße fortgeführt. Aus dieser Zeit stammte auch das große Pfarrzentrum St. Anna, das lange Zeit Mittelpunkt des kirchlichen und örtlichen Lebens in Lintorf war. Es musste wegen nicht bezahlbarer Sanierungskosten Ende

- 1) Ferres, Das Dekanat Ratingen, Angerland-Verlag 1954, S. 116-122
- 2) Ferres, S. 130
- 3) Volmert, Eine Bergische Pfarrgemeinde vor 250 Jahren, Katholische Pfarrgemeinde St. Anna, 1980



Die St. Anna-Kirche in Ratingen-Lintorf wurde 1878 benediziert, konnte aber wegen des Kulturkampfes in Preußen erst 1893 geweiht werden

nach dem hl. Bartholomäus geweiht war⁴⁾. Eine eigenständige Pfarrgemeinde gab es aber nicht. Hösel gehörte zu der bereits im Jahre 874 urkundlich genannten Pfarrgemeinde St. Laurentius in Mintard. Diese umfasste ein weites Gebiet mit den Ortsteilen Mintard, Selbeck, Breitscheid, Hösel, Laupendahl und Kettwig vor der Brücke.

Die Bevölkerungsentwicklung in Hösel machte zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Bau einer Kirche im Ort erforderlich. Am 17. November 1911 wurde die heutige Kirche geweiht; Namenspatron wurde der hl. Bartholomäus. Am 1. April 1913 wurde die junge Gemeinde Pfarrrektorat und erst am 1. Januar 1953 zur selbstständigen Rektoratspfarre erhoben⁵⁾ und damit unabhängig von der Mutterpfarre St. Laurentius. Das Gebiet der Pfarre wurde aus der Pfarrgemeinde St. Laurentius in Mintard

4) Ferres, S. 84

der 1990er-Jahre geschlossen werden und wurde dann 2002 abgebrochen.

Eine Veränderung der Pfarrei trat erst im Jahre 1965 ein. Wegen der Bevölkerungsentwicklung in Lintorf wurde die Gemeinde geteilt. Am 19. Dezember 1965 wurde die Filialkirche im Lintorfer Norden benediziert und am 7. Juni 1969 auf den Namen des Hl. Pfarrers von Ars, Johannes Maria Vianney, geweiht. Am 14. Januar 1971 wurde die neue Pfarrgemeinde selbstständig und erhielt den Lintorfer Norden, im Volksmund „Busch“ genannt, aus dem Gemeindegebiet der St. Anna-Pfarre zugewiesen.

Katholische Kirchengemeinde St. Bartholomäus in Hösel

Auch der Ortsteil Hösel weist eine lange Geschichte auf. Das Stift Gerresheim und die Abtei Werden hatten Besitzungen in Hösel, u. a. die Abtei Werden mit dem Haus Anger. Hierüber gibt es Urkunden aus dem 12. Jahrhundert⁴⁾. Über das kirchliche Leben in Hösel in damaliger Zeit ist wenig bekannt. Um 1218 soll in Hösel eine Kapelle bestanden haben, die der Sage



Die Pfarrkirche St. Bartholomäus in Ratingen-Hösel wurde in ihrer heutigen Form nach der Erweiterung von 1959 bis 1964 im September 1965 konsekriert

herausgelöst. Noch heute reicht die Mintarder Pfarre bis zum Sondert. Zum Weihnachtsfest 1963 fand der erste Gottesdienst in der erweiterten Kirche statt, die allerdings erst am 29. September 1965 geweiht wurde. Am 2. Juni 1980 erfolgte die Erhebung zur kanonischen Pfarrei.

1959 wurde ein katholischer Kindergarten hinter der Kirche eröffnet. An der Eggerscheidter Straße entstand zur gleichen Zeit ein Jugend- und Pfarrheim⁶⁾.

Der heutige Ortsteil Eggerscheidt gehörte ursprünglich zur Pfarrei St. Peter und Paul in Ratingen. Im 16. Jahrhundert soll in Eggerscheidt eine eigene Kirche oder Kapelle bestanden haben, von der jedoch keine Reste erhalten sind. Als am 9. Juni 1929 die Herz-Jesu-Kirche in Ratingen-Ost geweiht wurde, kamen die Katholiken aus Eggerscheidt zu der Gemeinde Herz Jesu. Wegen der engen Beziehungen zu Hösel wurde Eggerscheidt zum 1. Januar 1984 in die Pfarrei St. Bartholomäus in Hösel umgepfarrt⁷⁾.

Ab 1949 gab es in Eggerscheidt eigene Gottesdienste, die zunächst auf der Kegelbahn im „Kessel“ und später in der katholischen Schule gefeiert wurden. 1979 mussten die Gottesdienste eingestellt werden. Als Rest katholischer Dienste besteht in Eggerscheidt der Kindergarten.

Katholische Kirchengemeinde St. Christophorus in Breitscheid

Der heute zu Ratingen gehörende Ortsteil Breitscheid war früher Teil der Zivilgemeinde Selbeck-Breitscheid. Im Jahre 1927 wurden der Ortsteil Selbeck in die Stadt Mülheim eingegliedert und Breitscheid eine selbstständige Gemeinde. Das Gebiet der Gemeinde Breitscheid gehörte ebenso wie früher Selbeck und Hösel zur Pfarrei St. Laurentius in Mintard. Am 30. Mai 1927 wurde das Gebiet der damaligen Zivilgemeinde Selbeck-Breitscheid aus der Pfarrei St. Laurentius gelöst und zu einer selbstständigen Rektoratspfarrei St. Theresia in Selbeck erhoben. Mit der Gründung des Ruhrbistums Essen im Jahre 1957 wurde die Bistumsgrenze zwischen Selbeck und Breitscheid festgelegt;



Die Kirche St. Christophorus in Ratingen-Breitscheid ist der jüngste Kirchenbau in der neuen Pfarre St. Anna, Ratingen. Das allgemein „Roter Turm“ genannte Gotteshaus wurde 1979 konsekriert

die Kirchengemeinde Selbeck-Breitscheid wurde geteilt. Selbeck fiel an das Ruhrbistum und Breitscheid blieb im Erzbistum Köln. Am 1. Januar 1958 wurde deshalb die selbstständige Kirchengemeinde Breitscheid errichtet⁸⁾.

In der Folge gab es langwierige Streitigkeiten mit der Kirchengemeinde St. Laurentius in Mintard über die nördliche Gemeindegrenze, die nicht exakt festgelegt worden war. Gegenstand war das damals schon bebaute Gebiet zwischen Autobahn, Kahlenbergsweg und Stooter Straße, das schließlich nach einer Befragung der Gemeindeglieder der Breitscheider Gemeinde zugeschlagen wurde. Anlässlich des Zusammenschlusses der Gemeinden des Seelsorgebereichs Angerland war dies anscheinend im Generalvikariat vergessen und deshalb dieses Gebiet nicht zum Gemeindegebiet der neuen Kirchengemeinde St. Anna bestimmt worden. Dies musste erst auf eine Eingabe der Kirchengemeinde St. Anna hin geändert werden.

Zum Jahresende 1960 wurde in Breitscheid an der Alten Kölner

Straße eine Pavillonkirche aufgestellt. Patres des Kreuzherrenordens übernahmen ab April 1961 die Seelsorge in der Gemeinde, zu deren Namenspatron der hl. Christophorus gewählt wurde. Bis Ende 1976 dauerte es, dass die Gemeinde in ihrer neuen Kirche Gottesdienste feiern konnte. Heute ist der Rote Turm ein markantes Wahrzeichen auch in der Landschaft. Neben dem Kirchengebäude entstand das großzügige Pfarrzentrum mit Versammlungsräumen, Jugendräumen und der Pfarrbücherei. Ferner errichtete die junge Gemeinde auf einem Grundstück der Gemeinde Breitscheid an der Mintarder Straße einen viergruppigen Kindergarten, der am 1. April 1972 den Betrieb aufnahm⁹⁾.

5) Baumann, St. Bartholomäus in Hösel, Katholische Kirchengemeinde St. Bartholomäus, 2000, S. 107

6) Baumann, S. 110

7) Baumann, S. 89

8) Baumann, Das Dekanat Ratingen II 1945 – 1997, S. 326 ff.

9) Baumann, Das Dekanat Ratingen, S. 326 ff.

Katholische Kirchengemeinde St. Johannes, Pfarrer von Ars, in Lintorf

Infolge der Bevölkerungsentwicklung in Lintorf nach dem Zweiten Weltkrieg reichte die St. Anna-Kirche nicht mehr für die Gottesdienste aus. Am Löken, im sogenannten Busch, sollte eine neue Kirche errichtet werden. Es dauerte bis zur Fertigstellung und Benedizierung der Kirche am vierten Adventssonntag 1965 noch eine lange Zeit. Am 7. Juni 1969 wurde schließlich die Kirche geweiht; der hl. Joannis Maria Vianney wurde der Namenspatron. Den Gottesdienst und die Seelsorge betreuten ab 23. März 1966 die Kreuzherren, die neben der Kirche ein eigenes Kloster errichteten. Damit wurde die Seelsorge in den Nachbargemeinden St. Johannes, Pfarrer von Ars, und St. Christophorus durch Patres der Kreuzherren für lange Jahre wahrgenommen¹⁰⁾.

Neben der Kirche wurden auf demselben Grundstück ein Kloster für die Kreuzherren und eine Küsterwohnung gebaut. Bereits 1966 wurde der Kindergarten St. Johannes, der für drei Gruppen bestimmt ist, eingeweiht. Im Anschluss an die Kirche wurde zunächst ein Gebäude für Sakristei, Pfarrbüro und eine kleine Versammlungsfläche errichtet. Wegen des großen Raumbedarfs für die Gruppen, Einrichtungen und Vereine in der Gemeinde wurde später noch das große Pfarrzentrum errichtet, das im Februar 1976 in Betrieb genommen werden konnte¹⁰⁾.

Zunächst war die neue Kirche eine Filialkirche der St. Anna-Gemeinde. Am 14. Januar 1971 wurde die Pfarrgemeinde St. Joannis Maria Vianney selbstständige Pfarre und löste sich damit von ihrer bisherigen Mutterkirche St. Anna. Ab 1979 nannte sich die Gemeinde St. Johannes, Pfarrer von Ars¹⁰⁾.

Der Weg zum Zusammenschluss der Gemeinden in Breitscheid, Hösel und Lintorf

In den Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts begann zunächst langsam und nur vor Ort in den einzelnen Gemeinden ein Weg der Zusammenarbeit, der dann aus der Sicht der Beteiligten immer schneller durchschritten wurde, bis er mit dem Zusammenschluss der drei Kirchengemeinden zum 1. Januar 2009 sein Ende fand. Über diese Zeit gibt es noch keine zusammenfassende Darstellung. Ich werde deshalb versuchen, den Ablauf aus eigenen Erinnerungen, schriftlichen Unterlagen und Urkunden aus dem Archiv der Kirchengemeinde St. Anna wiederzugeben.

Kooperation der Gemeinden in Breitscheid und Hösel und Zusammenschluss in Lintorf

Bereits ab 1982 wurde die gemeinsame Leitung der Gemeinden St. Christophorus und St. Johannes, Pfarrer von Ars, auf Pater Dürlich OSC übertragen. Schon nach kurzer Zeit endete die Kooperation, als Pater Dürlich aus gesundheitlichen Gründen seine Ämter am 1. Mai 1984 niederlegen musste. Ab August 1985 übernahmen Pfarrer Goethe die Leitung der Gemeinde St. Christophorus und Pater van Rijn die Leitung der Gemeinde St. Johannes, Pfarrer von Ars. Als Ende 1992 Pfarrer Goethe in Breitscheid aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand trat, begann die Verbindung mit der Kirchengemeinde St. Bartholomäus in Hösel. Dechant Kreuzberg aus Hösel übernahm die Betreuung der Pfarrgemeinde St. Christophorus zunächst als Pfarrverweser und ab November 1993 als Rektoratspfarrer. Seit dieser Zeit wurden die weiterhin rechtlich selbstständigen Pfarrgemeinden St. Bartholomäus und St. Christophorus in Personalunion durch Dechant Kreuzberg geleitet. Eine eigenständige Leitung der Pfarre St. Christophorus war wegen des



Die Pfarrkirche St. Johannes, Pfarrer von Ars, im Lintorfer Norden wurde im Dezember 1965 benediziert und im Juni 1969 konsekriert

10) Baumann, Das Dekanat Ratingen, S. 265 ff. ; Theo Volmert in „Katholische Kirchengemeinde St. Johannes (Pfr. von Ars)“, Ratingen-Lintorf 1965 - 1990

einsetzenden Priestermangels im Erzbistum Köln nicht mehr möglich.

Wegen einer Erkrankung von Pfarrer Mezen, dem Pfarrer von St. Anna, musste im Jahre 1996 Pater Aarts, der Pfarrer von St. Johannes, Pfarrer von Ars, auch den Dienst in St. Anna übernehmen. Da abzusehen war, dass ein neuer Pfarrer für St. Anna nicht bereitstand, wurde der Zusammenschluss beider Pfarrgemeinden durch Pater Aarts, die beiden Kirchenvorstände und die beiden Pfarrgemeinderäte zielstrebig betrieben. Bereits Ende 1996 wurde für beide Gemeinden gegen den anfänglichen Widerstand aus dem Generalvikariat ein gemeinsamer Pfarrgemeinderat gewählt. Die Seelsorge, die gemeindliche Arbeit und auch die Verwaltung beider Gemeinden wuchsen trotz ihrer rechtlichen Selbstständigkeit schnell zusammen. Das war vor allem dem Einsatz von Pater Aarts und des Pfarrgemeinderates zu verdanken. Hinzu kam, dass beide Gemeinden personell eng durch wechselseitige Mitgliedschaften im Pfarrgemeinderat und den kirchlichen Vereinen verbunden waren. Nach der Schließung des Pfarrzentrums St. Anna stand nur noch das Pfarrzentrum St. Johannes für ganz Lintorf zur Verfügung, das auch die Gemeinde St. Anna mitnutzte. Schon bald erkannten Verantwortliche in beiden Gemeinden, dass die Zukunft für die Kirche in Lintorf in dem rechtlichen Zusammenschluss liegen würde. So konnten die beiden Gemeinden einvernehmlich die Fusion zum 1. Januar 2001 erreichen. Die neue Gemeinde erhielt den Namen St. Anna und St. Johannes, Pfarrer von Ars. Damit endete die kurze Geschichte der zwei Kirchengemeinden in Lintorf.

Bildung des Seelsorgebereichs Angerland

Im Jahr 2000 begann das Erzbistum Köln wegen des zu erwartenden Priestermangels mit organisatorischen Maßnahmen in allen Gemeinden. Dazu gehörte in einem ersten Schritt die Zusammenfassung von jeweils mehreren Gemeinden im Nahbereich zu einem Seelsorgebereich. Für die Ortsteile Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel und Lintorf mit ihren damals



Pater Chris Aarts OSC war fast 22 Jahre Pfarrer in Lintorf: von 1985 bis 2000 in der Pfarrgemeinde St. Johannes, von 1996 bis 2000 zusätzlich auch in der Pfarre St. Anna. Unter seiner Leitung wurden die beiden Lintorfer Gemeinden zur neuen Pfarrgemeinde St. Anna und St. Johannes, Pfarrer von Ars, vereint, der er von 2001 bis zu seinem Weggang von Lintorf im Jahre 2006 als Pfarrer vorstand

noch vier Pfarrgemeinden wurde der Seelsorgebereich B im Dekanat Ratingen, der später in Seelsorgebereich Angerland umbenannt wurde, eingerichtet¹¹⁾. In diesem Seelsorgebereich sollten die geistlichen Kräfte ihre Arbeit aufeinander abstimmen. Dazu sollte ein leitender Pfarrer für alle Gemeinden bestellt werden. Eine rechtliche Organisation der Seelsorgebereiche war noch nicht vorgesehen.

Das sollte sich ab 2000 aufgrund dreier sich zeitlich überlappender Programme des Erzbistums Köln zur organisatorischen Ausrichtung, zur wirtschaftlichen Konsolidierung und zum rechtlichen Zusammenschluss von Kirchengemeinden grundlegend ändern und

zur Neugründung der Katholischen Kirchengemeinde St. Anna zum 1. Januar 2009 führen.

Schritte auf dem Weg der Umwandlung des Seelsorgebereichs Angerland zur Katholischen Kirchengemeinde St. Anna in Ratingen

Am 15. Juni 2000 verfügte der Erzbischof von Köln eine Strukturreform der Seelsorgebereiche bis zum 31. Dezember 2003¹²⁾. Danach sollten die Pfarrer, Pastoralen Dienste, Pfarrgemeinderäte und Kirchenvorstände aus drei vorgegebenen Strukturmodellen eines für ihren Seelsorgebereich auswählen. Möglich war die Bildung **einer** Pfarrei, also der rechtliche Zusammenschluss der bisherigen selbstständigen Gemeinden zu einer einzigen neuen Gemeinde, die Pfarreien-Gemeinschaft, in der die selbstständig bleibenden Pfarreien einen gemeinsamen Pfarrgemeinderat und einen rechtlich selbstständigen, die Pfarreien übergreifenden Kirchengemeindeverband bilden, und der Pfarreien-Verbund, in dem die selbstständig bleibenden Pfarreien einen Pfarrverband und fakultativ einen Kirchengemeindeverband bilden. In allen drei Modellen sollte jeweils ein leitender Pfarrer vorstehen.

Nach langen Erörterungen in den drei betroffenen Gemeinden – in Lintorf hatte ja schon ein Zusammenschluss zum 1. Januar 2001 stattgefunden – stimmten Ende des Jahres 2002 die Pfarreien ab, wobei die Gemeinde St. Anna und St. Johannes für die Pfarreien-Gemeinschaft und die Gemeinden St. Bartholomäus und St. Christophorus für den Pfarreien-Verbund votierten. Nach Abwägung dieser Voten hat der Erzbischof mit Datum vom 30. April 2003 einen Pfarrverband für die drei Kirchengemeinden des Seelsorgebereichs B im Dekanat Ratingen errichtet¹³⁾. Der Pfarrverband wurde geleitet von Pater Aarts als Pfarrer.

11) Baumann, Das Dekanat Ratingen, S. 33

12) Rundschreiben des Erzbischofs von Köln vom 15. Juni 2000

13) Urkunde des Erzbischofs von Köln zur Errichtung des Pfarrverbandes im Seelsorgebereich B im Dekanat Ratingen vom 30. 4. 2003

In der Folge wurde im Jahr 2005 ein Pfarrgemeinderat anstelle der bisherigen drei Pfarrgemeinderäte gewählt.

Am 9. November 2004 beantragten die Gemeinden als nächsten Schritt die Errichtung des Kirchengemeindeverbandes Angerland. Zum 1. Januar 2005 gründete der Erzbischof von Köln für den Seelsorgebereich einen Kirchengemeindeverband als Körperschaft des öffentlichen Rechts. Dieser erhielt den Namen Kirchengemeindeverband Angerland. Die rechtliche Vertretung des Kirchengemeindeverbandes oblag dem leitenden Pfarrer und der Pfarrverbandskonferenz, gebildet aus dem Pfarrer und je zwei Mitgliedern der fortbestehenden Kirchenvorstände. Von den drei beteiligten Gemeinden wurden die Anstellungsträgerschaft und die Arbeitsverhältnisse der Folgedienste (Pfarrsekretärinnen, Kirchenmusiker und Küster) auf den Kirchengemeindeverband übertragen. Ferner übernahm der Kirchengemeindeverband die ohnehin schon bestehenden gemeinsamen pastoralen Dienste und die Vorbereitung und Durchführung der örtlichen Aufgaben für den bevorstehenden Weltjugendtag. Die übrigen Verwaltungsaufgaben blieben bei den Kirchenvorständen der drei Gemeinden.

Projekt „Zukunft heute“

Mitten in diese organisatorischen Änderungen und noch vor der Gründung des Kirchengemeindeverbandes, der Einrichtung der Kirchengemeindeverbandsvertretung und der Wahl des gemeinsamen Pfarrgemeinderates setzte der Erzbischof von Köln am 1. Oktober 2004 das Projekt „Zukunft heute“ in Kraft. Damit sollten innerhalb kurzer Zeit erhebliche Einsparungen des Erzbistums bei der territorialen Seelsorge erreicht werden. Für die Gemeinden wurden die Zuweisungen für Kirchen, Pfarrheime, Büchereien und andere Gebäude wesentlich gekürzt. Für die Folgedienste wurde eine bestimmte auf die Größe des Seelsorgebereichs abgestellte Stundenzahl festgelegt. Schließlich wurde für die Zahl der Kindergärten und der einzelnen Gruppen für die Seelsorgebereiche eine Obergrenze bestimmt, bis zu der künf-

tig die Zuweisungen gegeben werden sollten.

Für unseren mitten im Umbruch befindlichen Seelsorgebereich bedeutete dies als Erstes die Einrichtung einer gemeinsamen Arbeitsgruppe, die die Einsparziele für den Seelsorgebereich und die einzelnen Gemeinden feststellen und vor allem mit den Gemeinden abstimmen sollte. Diese in kurzer Zeit zu erledigenden Arbeiten führten schnell zu einer vertrauensvollen und wirksamen Zusammenarbeit unter den Gemeinden. Teils noch im Laufe des Jahres 2004 und bis Ende Juni 2005 konnten wir die Umsetzung der Planungen für das Projekt in den Kirchenvorständen unter Beteiligung des Pfarrgemeinderates beschließen. Wir wurden dabei intensiv durch das Erzbistum Köln beraten und unterstützt. Die einzelnen von den Gemeinden zu treffenden Beschlüsse bedurften der Zustimmung durch das Erzbistum. Es dauerte dann natürlich etwas länger, bis wir den gesamten Aufgabenbereich abgearbeitet, gemeinsame Beschlüsse gefasst und letztlich die vollständige Genehmigung erhalten hatten. Bis zum vorgesehenen Schlusstermin am 31. 7. 2005 konnten wir das Projekt vollständig abschließen. Die Umsetzung sollte dann allerdings noch länger dauern und ist in einzelnen Teilbereichen noch nicht beendet.

Für den Bereich der Folgedienste, also der Kirchenmusiker, Küster und Gemeindegemeinderinnen, wurde die zur Verfügung stehende Stundenzahl auf die drei vorgenannten Dienste verteilt und anschließend innerhalb der einzelnen Dienstgruppen auf Personen und Gemeinden festgelegt. Diese Aufgabe war recht schwierig, weil die Gemeinden in bestehende Arbeitsverhältnisse eingreifen mussten, weil Dienstorte innerhalb des Seelsorgebereichs neu zugewiesen werden mussten und weil insgesamt die Stundenzahl und damit die Gehälter der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gekürzt werden mussten. Nur durch Einsatz von Eigenmitteln konnten Härten vermieden werden. Erfreulich war, dass es unter den Gemeinden hierbei keine Streitigkeiten gab.

Für die Pfarrzentren ging es darum, die künftig wesentlich gerin-

gere, von Köln bezuschusste Fläche von 700 m² auf die drei Gemeinden zu verteilen. Dabei ergaben sich überall Überhänge, die durch Umbau und Vermietung eines Teiles des Pfarrzentrums in Breitscheid, durch Schließung von bisher genutzten Flächen in Hösel und durch Finanzierung für das Pfarrzentrum St. Johannes in Lintorf aus Eigenmitteln abgebaut oder überbrückt wurden. In Lintorf war schon vorher das Pfarrzentrum St. Anna geschlossen und von dem bereits genehmigten Neubau eines Pfarrzentrums an der Krummenweger Straße Abstand genommen worden, obwohl schon ein Architektenwettbewerb stattgefunden hatte und die Gemeinde kurz vor der Bauplanung stand. Ebenso wurden auch Zuweisungen für die Flächen für die Pfarrbüros und Arbeitszimmer der Seelsorger wesentlich gekürzt. So musste das eigenständige Pfarrbüro in St. Anna geschlossen werden und das Pfarrbüro in St. Christophorus in das verbleibende Pfarrzentrum umgesetzt werden. Durch Umbaumaßnahmen in St. Johannes wurden andere Nutzungen in das bisherige Pfarrbüro aufgenommen. Die nach den Vorgaben aus dem Erzbistum vorgesehene Schließung der Pfarrbücherei in Hösel konnte abgewendet, musste aber aus eigenen Mitteln finanziert werden. Auch bei diesen recht schwierigen Aufgaben, die das Gemeindeleben unmittelbar betrafen, konnte in der kurzen Zeit, die bis zur Entscheidung zur Verfügung stand, Einvernehmen unter den Gemeinden erzielt werden, wobei die gegenseitige Unterstützung wesentlich war.

Eine besondere Härte bedeutete die vom Erzbistum verlangte Schließung von sieben der bisher fünfzehn Kindergartengruppen. Dies war nicht durch Verringerung der Gruppen in den einzelnen Kindergärten möglich, sondern nur durch Aufgabe von mehreren Kindergärten. Die Wahl fiel auf den gerade neu gebauten Kindergarten St. Anna mit drei Gruppen und den Kindergarten in Breitscheid mit vier Gruppen. Dieselben Personen, die gerade von 2001 bis 2003 unter erheblichem Einsatz den Neubau des modernen und sehr schönen Kindergartens St. Anna durchgeführt hatten, muss-

ten nun schweren Herzens über die Aufgabe dieses Kindergartens beschließen. Dabei war ausschlaggebend, dass die Stadt Ratingen diesen Kindergarten übernehmen konnte, während der Kindergarten St. Johannes aus der Lage auf einem Grundstück mit der Kirche und dem Pfarrzentrum St. Johannes und dem Verbund dieser Einrichtungen nicht herauszulösen war. Auch in Breitscheid, wo der Kindergarten einen Schwerpunkt der gemeindlichen Arbeit darstellte, konnte der notwendige Aufgabebeschluss nur gegen innere Widerstände gefasst werden. Hier konnte die Stadt Ratingen geltend machen, dass der Kindergarten auf einem städtischen Grundstück betrieben wurde. Für beide Kindergärten war es ausschlaggebend, dass künftig eine Finanzierung aus Kirchensteuermitteln nicht mehr gewährleistet war. Der Seelsorgebereich konnte erreichen, dass beide Kindergärten von der Stadt Ratingen übernommen und fortgeführt wurden. Die Erzieherinnen wurden alle von der Stadt Ratingen übernommen. In anderen Städten mussten Kindergärten sogar geschlossen und das Personal entlassen werden. Das wenigstens konnte verhindert werden. Die Beschlüsse über die Abgabe der Kindergärten, die von der gemeinsamen Arbeitsgruppe in Zusammenarbeit mit dem Caritasverband und der Stadt Ratingen erarbeitet wurden, mussten von den Gemeinden St. Anna und St. Johannes, Pfarrer von Ars, und St. Christophorus noch beschlossen werden. Hierbei kam es zu langen Debatten, Resignation, Tränen und auch Verbitterung in den Kirchenvorständen und dem Pfarrgemeinderat, doch dem Zwang zur Änderung konnten die Gemeinden sich nicht verschließen. Es bedurfte anschließend langer Verhandlungen mit der Stadt Ratingen, bis die erforderlichen Verträge wegen der Übernahme der Trägerschaft der Kindergärten und des Personals geschlossen werden konnten. Ich kann mich noch daran erinnern, dass wir zwei Wochen vor der Übernahme des Kindergartens St. Anna eine Ablehnung durch das Erzbistum wegen einer neuen Vertragsklausel erhielten und damit die Abgabe durch die Gemeinde in Frage gestellt wurde. Ein Hinweis

an das Erzbistum, dass es dann weiterhin für die Finanzierung aufkommen müsse, sorgte für eine Zustimmung. Dank der guten Zusammenarbeit mit der Stadt Ratingen konnten diese Übernahmevereinbarungen später als Muster für das ganze Erzbistum dienen.

In diese schwierige Zeit fiel auch der fast gleichzeitige Eintritt in den Ruhestand von Dechant Kreuzberg und Pater Aarts, deren Fortgang in den Gemeinden sehr bedauert wurde. Sie hatten in den langen Jahren ihres Dienstes in den Gemeinden und im Seelsorgebereich die Gemeinden und Gläubigen in herzlicher Zuneigung um sich geschart und wären sicher auch prädestiniert gewesen, die weiteren Reformen mitzugestalten. Für den neuen Pfarrer Zervosen bedeutete es neben der Übernahme der Pflichten als Seelsorger auch eine intensive Beschäftigung mit ihm bisher weitgehend unbekanntem Organisations- und Verwaltungsaufgaben, zu denen er sich der Beratung und Hilfe durch die Gremien in den Gemeinden bedienen konnte.

Wandel gestalten – Glauben entfalten

Der Kirchengemeindeverband Angerland und die drei Kirchengemeinden waren noch intensiv mit der Umsetzung der beiden bisherigen Programme beschäftigt, als der Erzbischof von Köln am 24. Oktober 2007 mit dem Programm „Wandel gestalten – Glauben entfalten“ eine Neuordnung der Seelsorgebereiche anordnete¹⁴⁾. Den Seelsorgebereichen wurde die Entscheidung überlassen, ob sie in einer Pfarreiengemeinschaft kooperieren oder zu einer Gemeinde fusionieren wollten. Bis zum 31. Juli 2008 sollten sich die Seelsorgebereiche entscheiden.

Das Modell der Kooperation in einer Pfarreiengemeinschaft war gerade zum 1. Januar 2005 mit der Errichtung des Kirchengemeindeverbandes Angerland eingeführt worden. Nach knapp drei Jahren hatten der Kirchengemeindeverband und die Gemeinden Erfahrungen gesammelt und auch die große Zahl von Schnittstellen bei der organisatorischen und finanziellen Verwaltung zwischen dem Kirchengemeindeverband und



Nachfolger von Pater Chris Aarts auch als Pfarrer von Lintorf wurde Benedikt Zervosen, der vorher schon Pfarrer von Hösel und Breitscheid war. Ihm oblag es, die Bildung der neuen Pfarre St. Anna, Ratingen, zu leiten

den drei Kirchengemeinden festgestellt. Bei einer möglichen Fortführung des Seelsorgebereiches als Kirchengemeindeverband sollten nach den Vorgaben des Erzbischofs weitere Aufgaben von den Gemeinden auf den Kirchengemeindeverband verlagert werden. Dazu gehörten die Trägerschaft der verbliebenen drei Kindergärten, die Verwaltung der Kirchengebäude, Pfarr- und Jugendheime, Pfarrsekretariate, Pfarrbüchereien und Dienstwohnungen sowie der laufende Betrieb in diesen Gebäuden und Einrichtungen. Die Zuweisungen der Kirchensteuermittel sollten künftig an den Kirchengemeindeverband gehen. Für die Gemeinden blieb danach nur noch die Eigentümertätigkeit und Vermögensverwaltung als eigenständige Aufgabe. Dafür sollten aber die Kirchenvorstände in der bisherigen Größe bestehen bleiben und der Kirchengemeindeverband trotz der Aufgabenfülle lediglich mit sechs Kirchenvorstandsmitgliedern besetzt bleiben.

Die Fusion zu einer Gemeinde würde die Trennung der Aufga-

14) Rundschreiben des Erzbischofs von Köln vom 24.10.2007; Fastenhirtenbrief des Erzbischofs von Köln 2008

benverteilung zwischen den drei Gemeinden und dem Kirchengemeindeverband beseitigen, die Zusammenarbeit der Gemeinden, die sich in den letzten Jahren ständig verstärkt hatte, intensivieren und die Durchführung größerer Maßnahmen wesentlich erleichtern. Ein einziger personell vergrößerter Kirchenvorstand wäre angesichts der vielfältigen Aufgaben wesentlich schlagkräftiger als die bestehenden Gremien. Auch Verwaltungsgründe sprachen für eine Fusion, da damit anstelle von vier Haushalten künftig nur noch einer erforderlich würde. Wenn schon ein Seelsorgeteam und ein Pfarrgemeinderat für den gesamten Seelsorgebereich bestellt und gewählt war, wäre die weitere Selbstständigkeit der Gemeinden mit insgesamt vier öffentlich-rechtlichen Körperschaften nicht mehr sinnvoll gewesen.

Mit einer intensiven Vorbereitung innerhalb des Seelsorgeteams, des Pfarrgemeinderates, der drei Kirchenvorstände und des Kirchengemeindeverbandes, Informationsveranstaltungen, Beratungen unter den Gremien und einer Pfarrversammlung wurden die beiden Varianten nach allen Seiten beleuchtet und ihre Vor- und Nachteile erörtert. Dabei wurden auch Erfahrungen von Nachbargemeinden wie St. Peter und Paul in Ratingen und Heilig Geist in Ratingen West herangezogen. Im Pfarrbrief „Angerland aktuell“ des Winters 2007 wurden die Angehörigen des Seelsorgebereichs über die beiden Modelle informiert. Bei den Beratungen wurden die Gremien in dieser Zeit auch intensiv durch Handreichungen und Newsletter (hier wurde sogar Englisch anstelle des kirchenüblichen Lateins verwendet) des Erzbistums unterstützt.

Für alle Beteiligten bedeutete dieses Projekt eine weitgehende Neuorientierung in der Kirche. Trotz der inzwischen intensiven Zusammenarbeit unter den Gemeinden und mit dem gemeindeübergreifenden Pfarrgemeinderat und Kirchengemeindeverband ging es hier um eine neue Sicht der Kirche und Gemeinde. Das Modell der bekannten Kirche oder besser gesagt Gemeinde vor Ort konnte wegen der wenigen Seel-

sorger, aber auch aus finanziellen Gründen nicht mehr beibehalten werden. Kirchturmpolitik für Lintorf, Hösel und Breitscheid war nicht mehr angesagt. Die Beteiligten mussten sich ein Bild einer Kirche der Zukunft in unseren Ortsteilen vorstellen, das die vorhandenen personellen, organisatorischen und wirtschaftlichen Grundlagen berücksichtigt, vor allem aber das kirchliche Leben und die Verbindung zu den Gemeindemitgliedern aufrechterhält. Für die Lintorfer waren derartige Erfahrungen bereits durch den örtlichen Zusammenschluss der beiden Gemeinden zum 1. Januar 2001 gemacht worden. Bei diesem neuen Projekt ging es um Pfarrgemeinden in Ortsteilen, die jeweils mehrere Kilometer voneinander entfernt sind. Das bedeutet, dass gemeinsame Veranstaltungen für viele Gemeindemitglieder auch künftig nicht erreichbar sind. Auf der anderen Seite muss sichergestellt sein, dass die Dienste der neuen Gemeinde in allen Ortsteilen angeboten werden.

Das Seelsorgeteam, der Pfarrgemeinderat, der Kirchengemeindeverband und die drei Kirchenvorstände beschlossen dann im Frühjahr 2008 die Auflösung der Gemeinden und des Kirchengemeindeverbandes zum frühestmöglichen Termin, dem 31. Dezember 2008, und die Vereinigung zu einer neuen Gemeinde zum 1. Januar 2009. Die neue Kirchengemeinde sollte St. Anna, den Namen der ältesten Kirchengemeinde innerhalb des neuen Gemeindegebietes, erhalten.

Mit Urkunde vom 7. November 2008 erklärte der Erzbischof von Köln¹⁵⁾:

„Nach Anhörung der unmittelbar Beteiligten und des Priesterrates gemäß can. 515,2 CIC werden hiermit die Kirchengemeinden St. Christophorus, Ratingen-Breitscheid, St. Bartholomäus, Ratingen-Hösel, und St. Anna und St. Johannes, Pfarrer von Ars, Ratingen-Lintorf, zum 31. 12. 2008 aufgelöst und zum 1. 1. 2009 zu einer neuen Kirchengemeinde vereinigt. Die Rechtsnachfolgerin, auf die alle Rechte und Pflichten der vorgenannten Kirchengemeinden übergehen, ist die neue Kirchengemeinde St. Anna, Ratingen. Die neue Kirchengemeinde ist auch Rechtsnachfolgerin des Kirchengemeindeverbandes Angerland, der hiermit ebenfalls zum 31. 12. 2008 aufgelöst wird.“

meinde St. Anna, Ratingen. Die neue Kirchengemeinde ist auch Rechtsnachfolgerin des Kirchengemeindeverbandes Angerland, der hiermit ebenfalls zum 31. 12. 2008 aufgelöst wird.“

Bis es zu dieser Erklärung kam, waren noch umfangreiche Arbeiten zu erledigen. Dazu gehörte die Vorbereitung des Vermögensübergangs auf die neue Gemeinde mit dem gesamten Rechnungswesen, die Feststellung der Grenzen des neuen Gemeindegebietes, die Zusammenstellung des gesamten Grundbesitzes der bisherigen Gemeinden, die Sicherung der fortbestehenden Fonds mit jeweils eigenem Grundeigentum, von denen es in der neuen Gemeinde acht gibt. Gleichzeitig wurde die Rendantur Ratingen mit den anderen Rendanturen im Kreis Mettmann zusammengeschlossen und nach Mettmann verlegt. Dabei wurde die bisherige Organisation von der Orientierung an den Gemeinden auf Verteilung nach Sachgebieten verändert. Es gab daher in der Übergangszeit intensive Arbeit für die Kirchenvorstände, die auch fortgesetzt wurde, nachdem die Amtszeit der Kirchenvorstände zum 31. Dezember 2008 endete, bis Ende März 2009 ein Kirchenvorstand der neuen Gemeinde St. Anna gewählt wurde.

Katholische Kirchengemeinde St. Anna, Ratingen

Der Start der neuen Kirchengemeinde St. Anna erfolgte zügig. Dank der jahrelangen Zusammenarbeit innerhalb des Seelsorgebereichs standen der Gemeinde neben dem unveränderten Seelsorgeteam und dem unveränderten Pfarrgemeinderat viele erfahrene ehemalige Kirchenvorstandsmitglieder zur Verfügung, die die umfangreiche Verwaltungsarbeit fortführen konnten. In der Kirchenvorstandswahl im März 2009 wurden viele Kirchenvorstandsmitglieder wiedergewählt, die dann die bereits vorher begonnenen Projekte weiterführen konnten.

Das erste sichtbare Zeichen, das die neue Gemeinde setzen konnte, war im Jahr 2009 der Anstrich des

15) Amtsblatt des Erzbistums Köln 2009, S. 20

Angerland aktuell



Roten Turms, der im Laufe der Jahre unansehnlich geworden war. Damit zeigte die Gemeinde, dass auch die kleinste ehemalige Gemeinde in der neuen Kirchengemeinde ihren Stellenwert hat. Weitere Aufgaben hat der Kirchenvorstand tatkräftig aufgenommen. Das sind zunächst der Ausbau und die Erweiterung des Kindergartens St. Johannes, die bereits vor der Fusion begonnen wurden und im Jahre 2010 abgeschlossen werden sollen. Für 2011 ist der Neubau einer viergruppigen Kindertagesstätte in Hösel und eines Pfarrheims auf dem Grundstück des bisherigen Pfarrheims beabsichtigt. Das alte Pfarrheim ist bereits abgebrochen, die Bauarbeiten werden in Kürze begonnen. Leider muss nun auch die Kindertagesstätte in Eggerscheid zum 31. Juli 2012 an die Stadt Ratingen übertragen werden, weil das Erzbistum keine Zuweisungen mehr geben wird.

Als Fazit dieser ein Jahrzehnt anhaltenden Umstrukturierungen, Neuorganisationen, finanziellen

Einschränkungen, aber auch der Verringerung der Seelsorgekräfte um mehr als die Hälfte ist zu ziehen, dass jetzt für die Gemeindeteile Breitscheid, Eggerscheid, Hösel und Lintorf mit der Errichtung der neuen Kirchengemeinde St. Anna eine Lösung gefunden worden ist, die den personellen und finanziellen Ressourcen entspricht. Die neue Gemeinde kann verwaltungsmäßig auf eigenen Füßen stehen. Kirchenvorstand und der im Herbst 2009 neugewählte Pfarrgemeinderat sind eingespielte Teams, die die örtlichen Verhältnisse bestens kennen und sich auch für alle Gemeindeteile verantwortlich fühlen.

Der neue Pfarrgemeinderat hat damit begonnen, den zweiten Teil des Projektes „Wandel gestalten – Glauben entfalten“ umzusetzen und für die gesamte Gemeinde unter Berücksichtigung der Ortsteile ein Pastorkonzept zu entwickeln. Nach den alle Beteiligten stark belastenden Strukturreformen des letzten Jahrzehnts wollen

wir nicht müde sein, sondern mit neuem Schwung die Wirklichkeiten und die Veränderungen innerhalb der Kirche und in der Öffentlichkeit aufgreifen und erreichen, auch in Zukunft für die Gemeindemitglieder aller Altersgruppen und aller Ortsteile eine lebendige Kirche zu bleiben und Gehör zu finden. Wie dieses Konzept aussehen wird, lässt sich noch nicht erkennen.

Wir hoffen, dass die neue Kirchengemeinde St. Anna recht lange bestehen bleiben kann und zu einer wirklichen Heimat für alle Gläubigen wird, auch für diejenigen, die die ständigen Änderungen nicht mehr mitvollziehen wollten oder konnten. Wir wissen aber auch, dass der Zusammenhalt und Fortbestand unserer Gemeinde nur mit Hilfe vieler ehrenamtlich tätiger Gemeindemitglieder und der persönlichen Zuwendung aller Menschen in den zur Gemeinde gehörenden Ortsteilen gesichert sein wird.

Gerhard Heix



Unsere Öffnungszeiten:

Mo. – Sa. 17.00 – 1.00 Uhr
Küche von 18.00 – 22.30 Uhr

An Sonn- und Feiertagen
sind wir ab 11.00 Uhr
durchgehend für Sie da.

Dienstag Ruhetag

Besuchen Sie unseren Wintergarten!

– Gesellschaften bis 60 Personen –

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
Telefon 02102/93 40 80
www.gutporz.de

Hubert Köllen, Pfarrer im „Unruhestand“

Hubert Köllen – ein Priester in Lintorf, der nicht nur bei der damaligen Katholischen Jugend bis heute bleibende Erinnerungen wachgehalten hat

Zum 50-jährigen Priesterjubiläum von Hubert Köllen

Hubert Köllen war als Kaplan von 1960 bis 1964 in der Pfarrgemeinde St. Anna in Lintorf tätig.

Nun feierte er am 21. Februar 2010 sein 50-jähriges Priesterjubiläum. Obwohl seine Lintorfer Zeit auch schon fast 50 Jahre her ist, haben ihn noch viele in guter Erinnerung, und bei einigen hat sich der Kontakt bis heute gehalten. So schreibt er denn auch in seiner Einladung zum Jubiläum: Nachdem wir „in meiner Heimatgemeinde ‚St. Rochus‘ in Kerpen-Balkenhausen-Türnich“ die Hl. Messe gefeiert haben, da „wo ich auch am 14. Februar 1960 meine Primiz begehen konnte“, treffen wir uns anschließend „im Pfarrheim bei der Kirche zum Empfang mit Imbiss, Umtrunk und mit Wiedersehen: mit Verwandten, Freunden und Bekannten aus den Pfarreien und Wirkstätten, in denen ich seither tätig war.“ Das Goldene Priesterjubiläum fiel auf den 11. Februar 2010. Da aber an diesem Tag Weiberfastnacht im Rheinland gefeiert wurde, hatte Hubert Köllen zur Feier seines Jubiläums am 1. Fastensonntag, dem 21. Februar 2010, eingeladen. Anlässlich des Jubiläums wurde ein Film gedreht, der das Leben und Wirken



Pfarrer Hubert Köllen bei seiner Jubelfeier am 21. Februar 2010

von Hubert Köllen wiedergab.

Hubert Köllen wurde als ältestes von sieben Geschwistern 1932 in Balkhausen (Kerpen) im Erft-Kreis geboren. Nach dem Krieg besuchte Köllen das neusprachliche Bergheimer Erftgymnasium, bevor er sein Theologiestudium in Bonn, München, Bensberg und Köln absolvierte. In München studierte er an der Hochschule, an der wenige Jahre zuvor Joseph Ratzinger, der heutige Papst Benedikt, sein Examen abgelegt hatte. Es war Kardinal Frings, der Hubert Köllen am 11. Februar 1960 im Kölner Dom zusammen mit 28 Glaubensbrüdern zum Priester weihte.

Seine erste Stelle als Priester trat Köllen als Kaplan in Lintorf an. Hier war er vier Jahre, bevor er fünf Jahre als Religionslehrer an der Arbeiterinnen-Berufsschule in Köln und danach von 1969 bis 1975 als Spiritual am Priesterseminar „Collegium Albertinum“ in Bonn tätig war.

Hubert Köllen aber wollte Pastor werden und bat um Versetzung in eine Pfarrei. Vor 25 Jahren, am 5. September 1975, wurde er zum Pfarrer von St. Remigius in Bergheim ernannt. Dies war eine sehr arbeitsintensive Pfarrstelle, da es auch noch das kirchliche Maria-Hilf-Krankenhaus zu leiten galt. Darum wechselte er nach knapp 14 Jahren 1989 als Pfarrer an die kleineren Pfarreien von Sankt Cornelius in Geyen und Sankt Martinus in Sinthern. 1996 trat er auf Anraten seiner Ärzte in den Ruhestand. Nach dreijähriger Tätigkeit als Subsidiar in Rheinbach-Hiberrath, Todenfeld und Kalenborn wurde er zum Hausgeistlichen des Seniorenzentrums St. Elisabeth in Frechen-Königsdorf ernannt. Seit 1999 betreut er dort als Pfarrer und Seelsorger 110 Heimbewohner, 140 Angestellte und viele Angehörige, somit eine fast 500-Seelen-Gemeinde.

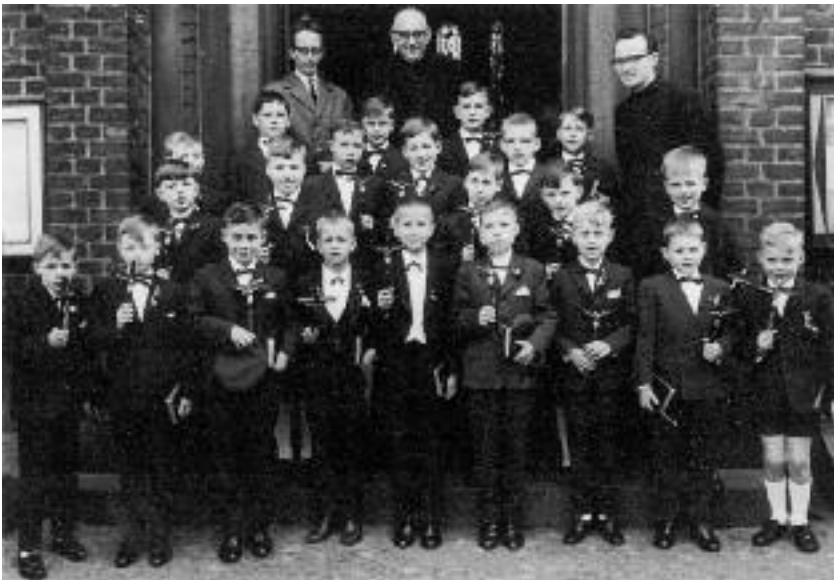


Für die Pfarrei St. Anna war Hubert Köllen ein Glücksfall, als er 1960 nach Lintorf kam. Ein besonderes Anliegen war ihm dabei die Kinder- und Jugendseelsorge, für die er stets Zeit hatte. Er hat es verstanden, besonders bei der Jugend das Gefühl der Geborgenheit und des „Dabeiseins“ zu vermitteln und die ehrenamtliche Arbeit der Jugendlichen in der Pfarrei zu fördern.

Dechant Wilhelm Veiders, eine Institution im damaligen Lintorf, hatte eher administrative Interessen und trat als Bauherr in Erscheinung. Man denke da nur an das Ketteler-Heim, den Kindergarten, das Haus Anna oder die St. Johannes-Kirche. Somit blieb „Kaplan Köllen“ das Gebiet der Jugendarbeit allein überlassen. Nach Aussage vieler damaliger Jugendlicher „hat er sich für die Jugend eingesetzt“ und konnte dabei „die Interessen der Jugend immer richtig vertreten und sie auch weitgehend durchsetzen“.

Ich selbst wurde in der „Büscher“ Schule von ihm auf die Erstkommunion vorbereitet, die dann am „Weißen Sonntag“ 1962 stattfand.

Anschließend wurde ich in die Ministrantenschar aufgenommen,



Erstkommunion am Weißen Sonntag 1962. Organist Wolfgang Kannengießer, Dechant Wilhelm Veiders und Kaplan Hubert Köllen (von links). In der ersten Reihe Zweiter von rechts: Michael Lumer

die er als Ministrantenseelsorger leitete. Jeden Freitagnachmittag fand im Haus Anna die Messdienststunde statt, die von ihm mit einer Klampfe begleitet, als Gesangsreihe abschloss. Er organisierte die „Sternsinger“ am 6. Januar eines jeden Jahres und auch eine Fahrt zum Kölner Dom zu einer Priesterweihe ist mir noch gut in Erinnerung.

Ein erstes gemeinsames Zeltlager mit der gesamten Katholischen Jugend (KJG und Pfadfinder) von Lintorf unter der Leitung von „Kaplan Köllen“ führte im Sommer 1962 nach Kopp bei Birres-

born/Eifel in der Nähe von Gerolstein, bei der er auch mit der Jugend die Lagermesse feierte.

1962 erbrachte eine von der gesamten Katholischen Jugend unter der Leitung von Hubert Köllen organisierte Altmaterialsammlung in Lintorf einen Erlös von 1600,- DM, der für einen Tropen-Messkoffer in Afrika bestimmt war. Unter dem Motto „Wir kommen und befreien Euch“ wurden Papier, Flaschen etc. zunächst beim Bauern Großhanten in der Scheune an der früheren Krümmenweger Straße (heute Ulenbroich) gelagert, um dann z.B. das Altpapier mit Hilfe



Lintorfs katholische Geistlichkeit beim Auszug aus der St. Anna-Kirche: Kaplan Hubert Köllen, Dechant Wilhelm Veiders und Pater Kos Kok vom Kreuzherrenorden (von links). Vorne als Messdiener: Wilfried Schlüter und Horst-Werner Altena

von Treckern zum Lintorfer Bahnhof zu bringen und es dort in Waggons zu verladen. Dabei fuhr „Kaplan Köllen“ einen dieser Trecker selbst. Für mich war es als achtjähriger Junge unvorstellbar, dass ein Priester einen Traktor fährt. Erst viel später habe ich erfahren, dass Hubert Köllen auf einem Bauernhof aufgewachsen war, eigentlich den elterlichen Bauernhof übernehmen sollte und so mit der täglichen Arbeit in der Landwirtschaft vertraut war.

1962 kam mit Pater Kos Kok von den Kreuzherren ein weiterer Priester nach Lintorf, um die neu geplante St. Johannes-Kirche im Lintorfer Norden als erster Pfarr-Rektor dieser Gemeinde zu betreuen. Kok verließ Lintorf allerdings im Oktober 1964 nach 2 ½ Jahren Tätigkeit, um sich auf Anordnung des Ordens einem weiteren Studium zu widmen. Er schildert die damalige Situation in seiner Biographie von 2003 folgendermaßen:

„Mit dem dortigen Kaplan arbeitete ich gerne zusammen und zog am gleichen Strang, wenn es darum ging, der Kirche einen mehr menschlichen Anblick zu verschaffen. Oft standen wir zusammen in Opposition zu den Ansichten des Dechanten.“¹⁾

Bei der Grundsteinlegung der St. Johannes-Kirche im offenen Rohbau am 12. Juli 1964 waren neben Dechant Veiders sowohl Kaplan Köllen als auch Pater Kok noch zugegen, bevor sie dann im gleichen Jahr Lintorf verließen. Dass beide ihren Dienst in der Kirche ernst nahmen und nicht nur zu religiösen Gesprächskreisen in die Familien gingen, sondern auch feiern konnten, zeigt das Foto einer Karnevalsfeier bei der Lehrerfamilie Schaefer.

Pfarrer Hubert Köllen hat nach seiner Zeit in Lintorf immer den Kontakt zur Gemeinde behalten. Im September 1991 schrieb er zum 40-jährigen Bestehen der Lintorfer Pfadfinder (DPSG) als Pfarrer aus Pulheim-Sinthern: „Herzl. Dank für

1) Martin Jilissen, Heinz van Berlo, 50 Jahre Kreuzherren in Deutschland, Bonn 2004, S. 123



Karnevalsfeier 1964 im Hause von Lehrer Karl Schaefer. Von links: Wilhelm Roggel, Margret Mendorf, Ruth Lumer, Pater Kos Kok, Kaplan Hubert Köllen und Gisela Schaefer

die Einladung. Bin zur gleichen Zeit in unserer Patengemeinde i. d. alten DDR, Eisenhüttenstadt. Viel Erfolg und Grüße an alle Bekannte, der ehemalige Kurat Kaplan Köllen.“²⁾

Doch zum 50-jährigen Bestehen der Lintorfer Pfadfinder am 9. März 2002 war Pfarrer Hubert Köllen neben dem ehemaligen Lintorfer Kaplan Werner Koch bei der Feier. Mit Pater Aarts in Konzelebration feierten sie die hl. Messe gemeinsam mit den Pfadfindern und der Gemeinde.

Michael Lumer

2) Kurat = Pfadfinderseelsorger



Ein vertrauter Anblick für viele Jugendliche in Lintorf



Tavernaki

GRIECHISCHE SPEZIALITÄTEN

TANNENSTRASSE 19 · 40476 DÜSSELDORF
TELEFON 02 11 - 45 37 77

ÖFFNUNGSZEITEN:
MO. - FR. 11.30 - 14.30 UND 17.30 - 24.00 UHR
SA. 17.00 - 24.00 UHR · SONNTAG RUHETAG

TISCHRESERVIERUNG ERFORDERLICH

Gerhard Gruska

Nach längerer Krankheit starb am 30. Juli 2010 Pastor Gerhard Gruska im Alter von 76 Jahren. Mehr als 20 Jahre wirkte er als Seelsorger der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund im Lintorfer Norden.

Bis zum Jahre 1974 betreute ein einziger Pfarrer die gesamte Kirchengemeinde. Durch den Zuzug vieler evangelischer Christen nach Lintorf und Angermund war die Gemeinde stark angewachsen. So wurde 1974 eine zweite Pfarrstelle eingerichtet, die aber erst im Jahre 1976 besetzt werden konnte.

Gerhard Gruska trat seinen Dienst als Pastor in Lintorf am 1. Oktober 1976 an. Er sollte für den Pfarrbezirk II im Norden Lintorfs zuständig sein, während sein Amtsbruder **Pfarrer Wilfried Bever** den Pfarrbezirk I mit der alten evangelischen Kirche und dem alten Pfarrhaus betreute.

Pastor Gerhard Gruska war in der DDR aufgewachsen und zur Schule gegangen. In Witten machte er später eine Diakonenausbildung und wurde dann Leiter der „Kirche un-

terwegs“ im Rheinland, die sich der Urlauberseelsorge u.a. auf Campingplätzen widmete. Beschritt er schon bei dieser Tätigkeit ganz neue Wege der Glaubensvermittlung, so führte er, nachdem er sein Amt als Pastor in Lintorf angetreten hatte, auch hier viele Neuerungen ein. Er gründete einen Meditationskreis, rief einen Gottesdienstvorbereitungskreis und einen Kreis für Bibelstudium ins Leben, veranstaltete Seniorenfreizeiten, die sich bald großer Beliebtheit erfreuten, führte Gemeindefeste durch und intensivierte den Kontakt zu Partnergemeinden in der DDR. Besonders am Herzen lag ihm die ökumenische Zusammenarbeit mit den katholischen Kirchengemeinden in Lintorf und Angermund. Mit **Pater Chris Aarts** aus Lintorf fühlte er sich in „tiefster geistlicher Einheit“ verbunden, wie er einmal sagte.

Am 21. September 1997 wurde Gerhard Gruska mit einem feierlichen Gottesdienst in der evangelischen Kirche und einer anschließenden Feier im Gemeindezentrum am Bleibergweg, dessen Fertigstel-

lung in den Beginn seiner Amtszeit in Lintorf fiel, in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet.

Mit seiner Frau Anneliese verließ er das Rheinland, um nun „das Leben für sich zu gestalten, nicht nur für andere“. In Haren-Wesuwe im Emsland hatte er sich ein Haus gebaut, in dem er mit seiner Frau den Lebensabend verbringen wollte. Kontakt zu vielen seiner früheren Gemeindemitglieder und Freunde in Lintorf hielt er durch regelmäßige Rundbriefe. Viele besuchten ihn aber auch in seinem neuen Heim.

Auch in den letzten, von Krankheit gezeichneten Jahren, pflegte er diese Kontakte.

Durch Gottes Fügung war es ihm vergönnt, noch kurz vor seinem Tod mit seiner Frau das Fest der Goldenen Hochzeit feiern zu können.

Vor allem die älteren Lintorfer, die ihn noch selbst gekannt haben, werden sich sicher gern an Gerhard Gruska erinnern.

Manfred Buer

Rat und Hilfe



Bestattungen Kleinrahm



... dem Leben einen würdigen Abschluss geben

Am Heck 2

3 64 62
Tag und Nacht

Ratingen-Lintorf

Alle Bestattungsarten
Erledigung aller Formalitäten

ob einfach oder repräsentativ
individuell nach Ihren Wünschen

1950 – 2010

60 Jahre Hubertus-Kompanie

Die Gründung der Hubertus-Kompanie war kein Zufall des Jahres 1950.

Der Wunsch, in der Bruderschaft eine zusätzliche Kompanie zu gründen neben Stamm- und Tell-Kompanie, stammt schon aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, und da wieder aus den zur damaligen Zeit noch besonders geprägten Gegensätzen zwischen „Böschern und Dörfern“ (Busch und Dorf).

Die Böscher wollten eine eigene Kompanie. So war es kein Wunder, dass der Ehrevorsitzende der wieder gegründeten Bruderschaft, **August Breuer** (der „Bürgermeister vom Bosch“), Mitinitiator der Neugründung der Hubertus-Kompanie war.

August Breuer stellte den Antrag auf der Versammlung, die Kompanie nach dem Vornamen seines ehemaligen Freundes **Hubert Kröll** zu benennen, also Hubertus-Kompanie.

Diesem Antrag wurde selbstverständlich entsprochen.

August Breuer stiftete die Vereinstafel für die Kompanie, die heute noch existiert.

Am Gründungstag, Sonntag, 15. Oktober 1950, wurde ein Arbeitsvorstand gewählt, dem folgende Schützenbrüder angehörten: **Josef Becker, Ferdinand Fitzen, Sebastian Jacobs** und **August Laufs**.

Dieser Vorstand hatte die Aufgabe übernommen, weitere Vorbereitungen auszuarbeiten.

Auf der ersten Hauptversammlung am Sonntag, dem 28. Oktober 1950, wurde dann der neue Vorstand gewählt, dem folgende Schützenbrüder angehörten:

1. Vorsitzender: Ferdinand Fitzen
2. Vorsitzender: Fritz Büschken
1. Schriftführer: Herbert von Wickern
2. Schriftführer: Sebastian Jacobs
1. Kassierer: August Laufs
2. Kassierer: Andreas Gronau

Mit **Ferdinand Fitzen**, dem damaligen Bürgermeister der Gemeinde Lintorf, wurde eine markante und volkstümliche Persönlichkeit Vorsitzender.

Wohl nicht ohne Grund hatten die Schützen der Hubertus-Kompanie ihren Ferdinand gewählt, wohl wissend um seine Originalität, dem zu dieser Zeit so manche Tür und manches Tor offen stand.

An dieser Stelle muss auch festgehalten werden, dass fast zu gleicher Zeit und nicht ohne Grund der **Bürgerschützenverein** gegründet wurde. Deren 1. Vorsitzender wurde bezeichnenderweise ein Schwiegersohn des Namensgebers der Hubertus-Kompanie, Hubert Kröll.

Auch das muss klar festgestellt werden, diese Gründung war ein ganz klarer Gegenpol zur Hubertus-Kompanie und der Bruderschaft.

Aus den Bürgerschützen wurde später das Bürger-Corps in der Bruderschaft, das von 1976 bis 2009 existierte.

Das Bürger-Corps löste sich Ende 2009 auf.

Zurück zur Hubertus-Kompanie.

Bereits auf der Versammlung am 3. Dezember 1950 konnte der Vorsitzende Ferdinand Fitzen der Versammlung mitteilen, dass zum Schützenfest 1951 die Hubertus-Kompanie mit einer eigenen Fahne mitmarschieren könne.

Am Ostermontag, 26. März 1951, fand dann in der St. Anna-Kirche und im Saale Mentzen die Fahnenweihe statt. Bereits um 7:30 Uhr war Antreten am Vereinslokal.

Die Fahnenweihe am Morgen in der St. Anna-Kirche und am Abend im Saale Mentzen war ein ganz besonderes Ereignis, wie der Niederschrift zur Fahnenweihe zu entnehmen ist.

Fahnenbeschriftung 1. Seite: „Für Ordnung und Bürgersinn“ und 2. Seite: „Für Glaube, Sitte, Heimat“.

Ganz bezeichnend für unsere Fahne ist, dass sie handgestickt ist!

Die Arbeit wurde von **Frieda Holtschneider** und **Tochter Renate** (Frau Wieners), Frau und Tochter unseres Schützenbruders Fritz Holtschneider, übernommen.

So gut vorbereitet, konnte am Sonntag, 8. Juli 1951, das erste Kompanie-Königsschießen und -Fest in den Gartenanlagen unseres Vereinslokales A. Doppstadt „Zum Grunewald“ starten.



Ferdinand Fitzen (rechts), Gründungsvorsitzender der Hubertus-Kompanie, war auch Bürgermeister in Lintorf. Das Amt des Vorsitzenden der Kompanie übte er von der Gründungsversammlung am 28. Oktober 1950 bis zu seinem Tod am 10. Juli 1955 aus. Josef Frohnhoff (links) war lange Jahre 2. Vorsitzender und Kassierer der Kompanie und Mitglied des Hauptvorstandes der Bruderschaft. Er starb am 12. Oktober 1984



Kompanie-Fahne von 1950

Der erste König wurde, wie konnte es anders sein, Fritz Kröll, Sohn des Namensgebers Hubert Kröll. Fritz Kröll war schon in den Jahren 1920 bis 1922 Bruderschaftskönig.

Am Abend fand dann in den Gartenanlagen des Vereinslokales (man erinnere sich der wunderbaren Kastanienbäume) die Krönung des ersten Kompanie-Königs statt.

Was auch schon selbstverständlich war, der König erhielt auch eine Königskette und die Königin ein Krönchen, die der Vorsitzende Ferdinand Fitzen wieder zusammengebettelt hatte.

Auch in den folgenden Jahren wurde das Königsfest im Anschluss an das Schießen in den Anlagen des Vereinslokales gefeiert.

Zu dieser Zeit wurde, zur Erinnerung an die Gründung der Kompanie, der Hubertusmarsch von Professor Ernst Tittel komponiert, bekannt als Kirchenmusiker aus Wien, mit Lintorf familiär verbunden.

Leider sind die Noten trotz intensiver Bemühungen weder in Wien noch in Lintorf zu finden.

Im Jahre 1952 hatte das Schützenfest einen besonderen Höhepunkt. Die Hubertus-Kompanie stellte mit Sebastian Jacobs den ersten Bruderschaftskönig.

Eine besondere Aufgabe für die Kompanie, die von ihrem Ehrenmitglied und späteren Ehrenvorsitzenden **Hermann Thiele**, zu dieser Zeit Amtsbürgermeister des Angerlandes, besonders unterstützt wurde.

Sebastian Jacobs war von 1961 bis 1981 Schriftführer des Hauptvorstandes.

Wie immer liegen Freud und Leid sehr nahe zusammen.

So war es im Jahre 1954, als am Schützenfest Lintorf vom Hochwasser heimgesucht wurde. Der Vorsitzende Ferdinand Fitzen, ob seines Sitzfleisches bekannt, wollte den großen Regen abwarten.

Doch in den Morgenstunden war das Hochwasser so gestiegen, dass der schwergewichtige Ferdinand mit dem Kahn nach Hause gerudert werden musste.

Ein besonders trauriges Jahr für die Kompanie wurde 1955. Am 10. Juli 1955 verstarb nach schwerer Krankheit der 1. Vorsitzende Ferdinand Fitzen im Alter von nur 57 Jahren.

Im Nachruf schrieb Schützenchef Emil Harte u.a.: „Anständig, korrekt, von eisernem Willen und unbestechlichem Charakter widmete sich der Verstorbene unseren Bestrebungen.“



Sebastian Jacobs war Mitbegründer sowie 1. Schriftführer der Kompanie bis 1960 und von 1960 bis 1975 Schriftführer des Hauptvorstandes
Traditionskönigspaar 1976/1977



Fritz Rosendahl war 1. Vorsitzender von 1956 bis zu seinem Tod am 7. Mai 1958. Mitbegründer der Hubertus-Kompanie

Sein Nachfolger, der nicht weniger bekannte **Fritz Rosendahl**, wurde auf der Generalversammlung am 14. Januar 1956 zum 1. Vorsitzenden gewählt.

Leider war es auch Fritz Rosendahl nicht vergönnt, länger der Hubertus-Kompanie vorzustehen. Er starb, auch erst 57-jährig, am 7. Mai 1958.

Für die Hubertus-Kompanie ein schwerer Schlag, dass in so kurzer

Zeit zwei so bekannte Lintorfer Persönlichkeiten zu Grabe getragen wurden.

Dabei sollte das Schützenjahr 1957/1958 etwas Besonderes für die Hubertus-Kompanie werden.

In diesem Jahr stellte die Hubertus-Kompanie mit Hauptmann **Peter Hermanns** den Bruderschaftskönig und mit **Heinz Fink** den Kronprinzen.

Leider bestand in diesem Jahr keine Möglichkeit des gemeinsamen Feierns, da es keine Lokalität gab, in der die Bruderschaft eine gemeinsame Feier veranstalten konnte.

Den Saal Mentzen („Zum Kothen“) gab es nicht mehr, und Haus Anna wurde erst im Dezember 1960 eingeweiht.

Für die Hubertus-Kompanie galt es im Jahre 1958, einen neuen Vorsitzenden zu wählen. Den dritten in nur acht Jahren seit der Gründung.

Daher ist es auch aus heutiger Sicht ein besonderes Ereignis, dass ein Neubürger Lintorfs das Amt des 1. Vorsitzenden der Hubertus-Kompanie übernahm.

Hauptmann Peter Hermanns wurde auf der Versammlung am 29. September 1958 zum 1. Vorsitzenden gewählt. Peter Hermanns zog 1946 nach Lintorf, wurde 1951 Mitglied der Kompanie und 1952

bereits Hauptmann. Es war ein schweres Erbe für einen „Beutebösch“ (so wurden die Neubürger genannt), die Nachfolge von Ferdinand Fitzen und Fritz Rosendahl anzutreten.

Bis 1959 wurden die Königsfeste der Kompanie in den Anlagen des Vereinslokals gefeiert.

Das letzte Königspaar, das in den Anlagen nach dem Königsschießen gekrönt wurde, waren **Josef und Luise Frohnhoff**.

Das Hubertusfest 1959 wurde bereits auswärts im Hause Chargé in Rahm gefeiert.

Im Jahre 1960 wurde das Vereinslokal A. Doppstadt renoviert, so dass keine Feste veranstaltet werden konnten, und wir Bösch „in et Dörf“ (ins Dorf) ausweichen mussten.

Im Bürgershof wurde 1960 das Königsfest gefeiert und das Hubertusfest wieder in Rahm.

Auf der Jahreshauptversammlung 1965/1966 wurde über die Anschaffung der Tracht entschieden, so dass sich im Schützenzug 1966 die Hubertus-Kompanie in neuer Tracht im Schützenzug präsentieren konnte.

Bei dieser Gelegenheit darf darauf hingewiesen werden, dass, getreu unserem Gründervorbild, sich auch drei Mitglieder der Hubertus-Kompanie bis 1975 im Rat der Gemeinde Lintorf engagierten, ebenso drei Mitglieder dem Kirchenvorstand der Pfarre St. Johannes angehörten.

Aber zum Vereinsleben gehört nun auch das Festefeiern. Und das wurde groß geschrieben in der Kompanie.

Im Jahre 1971/1972 stellte die Kompanie zum dritten Male den Bruderschaftskönig mit **Ewald Fink**, der, bekannt ob seiner Schießkunst, dann auch noch Bezirkskönig des Bezirks Düsseldorf-Nord/Angerland wurde.

Zum Ausklang des Jahres 1978 wurde das Vereinslokal A. Doppstadt geschlossen.

Für die dort gastierenden Vereine und Vereinigungen ein schwerer Schlag, denn nicht nur die Hubertus-Kompanie und das Bürger-Corps, auch der seit der Eröffnung



Peter und Sophie Hermanns (links), das Bruderschafts-Königspaar 1957/1958 sowie Brigitte Altenbeck (jetzt Frau Kronemann) und Heinz Fink, das Kronprinzenpaar 1957/1958. Peter und Sophie Hermanns waren Traditionskönigspaar 1977/1978. Peter Hermanns war von 1952 bis 1988 Hauptmann und zugleich von 1958 bis 1983 Vorsitzender der Kompanie



Ewald und Anne Fink, Bruderschafts-Königspaar 1971/1972
Ewald Fink wurde 1972/1973 auch Bezirkskönig des Bezirks Düsseldorf-Nord/Angerland

der Gaststätte im Jahre 1902 im Haus beheimatete MGV-Eintracht mussten sich eine neue Heimat suchen.

Sehr erleichtert war die Kompanie, dass sie schon nach einigen Wochen, dank guter Vorbereitung, im neuen Vereinslokal „Lindenhof“ gastieren konnte.

Eine besondere Kontinuität von mehr als 20 Jahren bestimmte die Vereinsführung mit Peter Hermanns als 1. Vorsitzenden und Hauptmann, Josef Frohnhoff als 2. Vorsitzenden und als Kassierer, Lorenz Herdt als 1. Schriftführer und Mitglied des Festausschusses der Bruderschaft.

Leider verstarb Josef Frohnhoff am 12. Oktober 1984.

Im Jahre 1983 erfolgte ein Generationswechsel in der Vereinsführung der Kompanie. Der 1. Vorsitzende Peter Hermanns legte nach 25 Jahren das Amt als Vorsitzender nieder.

Für seine Verdienste um die St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf, deren 2. Vorsitzen-

der er auch mehrere Jahre war, wurde Peter Hermanns mit dem St. Sebastianus-Ehrenkreuz des Bundes der „Historischen deutschen Schützenbruderschaften“ ausgezeichnet.

Die Hubertus-Kompanie ernannte ihn zum Ehrenvorsitzenden.

Zum neuen Vorsitzenden wurde **Hans Holtschneider** gewählt.

Zu einem festen Programm der Hubertus-Kompanie zählte vom Gründungsjahr an der Auf- und Abbau des Schießstandes. Erst auf dem Schulhof (Schule I), dann am Klosterweg (Gelände Haus Anna) und dann auf dem heutigen Konrad-Adenauer-Platz.

Dass 1971 die jährlichen Provisorien des Schießandaufbaues zu Ende gingen, war allen Helfern beim Auf- und Abbau eine Genugtuung.

Mit dem neuen Kirmesplatz konnte nun auch ein fest installierter Schießstand errichtet werden, an dessen Auf- und Ausbau die Hubertus-Kompanie maßgeblich beteiligt war.

Nach 18 Jahren, 1989, zum 525-jährigen Jubiläum der Bruderschaft, war es der Beitrag der Hubertus-Kompanie, den Schießstand zu überholen.

Durch die Initiative der Schießmeister **Heinz Blumenraht** und **Walter Nollen** wurde der Stand nicht nur auf die neuen Sicherheitsvorschriften gebracht, sondern auch handhabungsmäßig so umgestaltet, dass ein Knopfdruck genügt, um den Stand einzurichten.

Eine sehr positive Entwicklung in den letzten Jahren war die Mitgliedersituation in der Kompanie.

Sehr erfreulich, dass 15 Schüler- und Jungschützen in die Hubertus-Kompanie aufgenommen werden konnten, meist Söhne, deren Väter Mitglieder der Bruderschaft sind oder waren.

27 Jahre Schriftführer der Hubertus-Kompanie, diese Aufgabe hatte Schützenbruder **Lorenz Herdt** neben seiner Tätigkeit im Festausschuss der Bruderschaft ausgeübt. Auf der Jahres-Hauptversammlung 1989 legte er die Verantwortung in die Hände seines Nachfolgers Klaus Spiertz. Lorenz Herdt wurde zum 2. Vorsitzenden gewählt.

Auf der JH-Versammlung/Titularfest der Bruderschaft wurde im Jahre 1994 **Theo Kienen** zum Hauptkassierer der Bruderschaft gewählt. Theo Kienen ist seit 1969 Mitglied und war von 1980 bis 1995 1. Kassierer der Kompanie.

Ende 1997 legte der 1. Vorsitzende Hans Holtschneider nach 14 Jahren sein Amt nieder. 1995 hatte er das Sebastianus-Ehrenkreuz erhalten und wurde 1999 zum Ehrenvorsitzenden der Hubertus-Kompanie ernannt.

Zu seinem Nachfolger wurde Lorenz Herdt und zum 2. Vorsitzenden Hauptmann Walter Nollen gewählt.

Im Oktober 2000 feierte die Hubertus-Kompanie das 50-jährige Bestehen.

Am Sonntag, dem 29. Oktober 2000, begann die Feier mit einem Gottesdienst in der St. Johannes-Kirche, unter Mitwirkung des Jagdhornbläser-Corps „Waidmannsheil“ Düsseldorf-Zeppenheim.



Hans Holtschneider, Mitglied seit 1954.
2. Vorsitzender von 1977 bis 1983 und
1. Vorsitzender von 1984 bis 1997.
Ehrevorsitzender der
Hubertus-Kompanie seit 1998.

Nach dem Gottesdienst fand im Pfarrsaal von St. Johannes eine Matinee statt mit musikalischem Rahmen und Dia-Vortrag.

Vielen der Gäste war der Personenkreis im Dia-Vortrag leider nicht mehr bekannt.

Anschließend war gemütliches Beisammensein mit Umtrunk und Imbiss.

Nach 50 Jahren endete eine Tradition. Es wurden bisher immer zwei Kompaniefeste gefeiert, das Königsfest im Mai/Juni und das Hubertusfest Anfang November.

Da die Bruderschaftsmajestäten und Hauptvorstandsmitglieder zu den Veranstaltungen der einzelnen Formationen eingeladen wurden, waren zwei Einladungen bzw. Besuche zu einer Formation nicht mehr erwünscht. Aus diesem Grunde wurde in der Hubertus-Kompanie beschlossen, das Königsschießen und Königsfest zusammenzulegen, verbunden mit einem Familientag.

Das Hubertusfest wurde weiter gefeiert mit Bruderschaftsmajestäten und Gästen.

Seit über 30 Jahren werden das Königsschießen und das Familientag im Garten des Schützenbruders Lorenz Herdt veranstaltet.

Mit zwei Busfahrten wurde außerhalb der Reihe ein Familientag veranstaltet. Eine Fahrt führte ins Sauerland und eine an die Mosel und in den Hunsrück.

Ein erfolgreiches Schützenjahr war 2005/2006. Mit **Siegfried** und **Regine Brings** stellte die Hubertus-Kompanie die Bruderschaftsmajestäten.

Beim Schützenfest 2006 war der Thron des Festzeltes mit einem Buntfoto des Sebastianfensters der St. Anna-Kirche in der Größe 1:1 geschmückt.

In den 60 Jahren des Bestehens stellte die Hubertus-Kompanie vier Bruderschaftsmajestäten:

Sebastian Jacobs	1952/1953
Peter Hermanns	1957/1958
Ewald Fink	1971/1972
Siegfried Brings	2005/2006

Kronprinzen:

Armin Schnitzer	1951/1952
Paul Fink	1956/1957
Heinz Fink	1957/1958
Peter Laufs	1962/1963
Hans-Hermann Jacobs	1964/1965
Thomas Busch	1989/1990
Volker Nollen	1992/1993
Markus Busch	1994/1995
Matthias Melchert	1996/1997

Das letzte noch lebende, aktive Gründungsmitglied ist Schützenbruder Walter Backhaus, Ehrenmitglied der Hubertus-Kompanie und der Bruderschaft. Walter Backhaus war als einziger Hubertusschütze vier mal Kompaniekönig: 1961, 1979, 1990 und 2000.

Es sind in den letzten Jahren aus den Reihen der jüngeren Mitglieder einige ausgetreten, so dass sich die Mitgliederzahl leider stark reduziert hat.

Nach 30 Jahren, Ende 2008, verlor die Hubertus-Kompanie ihr Vereinslokal „Lindenhof“.

In der Jahreshauptversammlung Anfang 2010 fand wieder ein Generationswechsel in der Kompanieführung statt.



Lorenz Herdt, Mitglied seit 1958.
50 Jahre im Vorstand der
Hubertus-Kompanie als Schriftführer,
2. Vorsitzender und von 1997 bis 2010
1. Vorsitzender. Festausschuss-Mitglied
der Bruderschaft seit 1969.
Schriftführer des FAS von 1980 bis 1998.
FAS-Vorsitzender ab 1997.

Nach zwölf Jahren als Vorsitzender und 50 Jahren Vorstandsmitglied in der Hubertus-Kompanie gab Lorenz Herdt das Amt ab.

Zum 1. Vorsitzenden wurde **Michael Grüber**, **Frank Holtschneider** zum 1. Kassierer und **Thomas Nollen** zum 1. Schriftführer gewählt. Damit hat die Hubertus-Kompanie den jüngsten Vorstand in den 60 Jahren des Bestehens.

In einer Zeit, in dem das Vereinsleben wenig Zuspruch findet, ist es zu wünschen, dass in zehn Jahren das 70-jährige Bestehen der Hubertus-Kompanie gefeiert werden kann.

Lorenz Herdt
FAS-Vorsitzender der
St. Sebastianus Schützenbruderschaft Lintorf 1464 e.V.



Metzgerei Bensberg

in 40885 Ratingen-Lintorf, Speestraße 5
Telefon 0 21 02 - 3 21 48

- **Wurst aus eigener Herstellung** · ● **Partyservice**
- **Grillspezialitäten** · ● **Mittagstisch**

Öffnungszeiten:

Montag bis Freitag 6:30 - 18:30 Uhr
und Samstag von 6:30 - 13:00 Uhr



GARTENGERÄTE-SERVICE STRACK GMBH

Verkauf, Vermietung und
Instandsetzung von Gartengeräten

Speestraße 61
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (02102) 931 40

Geschäftszeiten:
Mo., Di., Do., Fr.
9 - 13 und 14 bis 18 Uhr
Mi., Sa. 9 bis 13 Uhr

R. FRIEDRICH

vormals D. Liere

Hausgeräte · Ersatzteile
Einbaugeräte · Kleingeräte

Speestraße 26
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 - 3 56 55
Telefax 0 21 02 - 3 56 53

Mobil: 0173 - 190 98 44



Möbel
Innenausbau
Einbauschränke



Meisterbetrieb

Schreinerei
Kleinrahm

Tel.: 02102-3 64 62

40885 Ratingen-Lintorf, Am Heck 2

Nähert sich die Weihnachtszeit, liegt auch die „Quecke“ schon bereit, die man mit Fleiß und Liebe macht.

Sie wird unter das Volk gebracht, das sie schon seit Jahrzehnten liebt, weil es so ein Heft nur einmal gibt.

Nähert sich die Morgenstunde, ist unser Brot in aller Munde.

Das backten wir, als alles schlief, mit Fleiß und Liebe exklusiv, aus Steinmetzmehl gesund und rein, noch besser kann ein Brot nicht sein!

Dorfbäckerei
• Lintorf •
GÜNTER VOGEL 

Duisburger Straße 25 · Telefon 3 21 98
Speestraße 19 · Telefon 10 19 160



In der Duisburger Straße jeden Sonntag von 8 bis 12 Uhr rund 20 Sorten Sonntagsbrötchen



Aktiv genießen.

Wir wissen wie

Bei uns bekommen Sie die richtigen Tipps, damit Sie fit bleiben. Vertrauen Sie dem Fachmann zum Thema Gesundheit.

Wir sind für Sie da.

Herz-Apotheke 

Duisburger Str. 23 · 40 885 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 3 55 12



Fenster Kalde Bauelemente

Inh. Maria Kalde
Reparatur Service
Fenster-Haustüren-Rollläden-Markisen-Vordächer

Breitscheider Weg 17 - 40885 Ratingen
Tel: (02102)3097483
Fax: (02102)8949170

info@kalde-bauelemente.de



ZEITSCHRIFTENVERTRIEB COENEN

zuverlässig • großes Sortiment • alt bewährt



seit 85 Jahren für Sie da!

Benno Coenen • Zeitschriftenvertrieb • Wedauer Straße 8 • 40885 Ratingen • Telefon 0 21 02 - 3 19 24

Lengtörper Kall

Äschepüster	Menschen, die den ganzen Tag hinter dem Ofen sitzen und die Wohnung nicht verlassen
Bautz	Kalb
Bessem	Besen
bott	derb
Bottkar	größere und schwerere Schubkarre
Bukwete	Buchweizen (Knöterichgewächs)
Bukwetemehl	Buchweizenmehl
Bukwetepannekuke	Buchweizenpfannekuchen mit Schinken, Bratwurst und Speck gebraten Buchweizenmehl wird auch zur Herstellung von Pannas gebraucht
Diek	Teich (z. B. „An den Dieken“)
Donnerkiel	ungezogenes Kind
dubbel	doppelt
Henkelmann-Jespann	Henkelmann zum Transport mehrteiliger Speisen
immer op em Lööp	ständig unterwegs
Jrawe	Graben
klöngelich	unordentlich
Klotsche	Holzschuhe
Köschke	Brotkruste, Brotreste
Konsele	Tannenzapfen
lädde	leiten, hinführen
Lüschhönnner	Blesshühner
mär de frühe Vurel fritt dor Wurm	nur der frühe Vogel frisst den Wurm, nur die Ersten haben das Glück, etwas mitzubekommen
Marklow	Eichelhäher
Mehl	Schwarzdrossel Vor über 100 Jahren wurden in Lintorf „Krammetsvögel“ gefangen. Sie galten als Delikatesse. Krammetsvögel sind eigentlich Wacholderdrosseln (Krammet = Wacholder). Man fing aber auch Weindrosseln, Graudrosseln und Schwarzdrosseln (Amseln).
miehne	mähen
nickelich	ungezogen, stur, eigensinnig
Opsbonget	Obstgarten



Henkelmann-Jespann



Wilhelm Kohnen, der letzte Lintorfer Vogelfänger, mit seiner Vogelhütte an der Rehhecke. Die Aufnahme stammt aus dem Jahre 1895

Plack	Putzlappen oder auch Ausschlag (Krankheit)
pöngele	tragen, schleppen
Pomp met Schwengel	Wasserpumpe mit Schwengel
Schennohs	sehr aktive Person
schmuke	rauchen
Schnüsel	Jugendlicher
schrooh	mager
Schuffel	Gerät zum Beseitigen von Unkraut auf Wegen
Senkel	Ofenschlacke
sprock	dürr
Sprol	Star
Stroot	Straße
Täsch	Tasche, Handtasche, Aktentasche
Täscheduk	Taschentuch
Tiet	Zeit
Üll	Kaffeekanne
uutdöppe	auslösen, z.B. Bohnen auslösen
verkiet	übellaunig
verschängeliere	verunstalten
Viskesmiere	alberne Bewegungen, albernes Verhalten
Wante	Fausthandschuhe



Pomp met Schwengel



Schuffel

Dor Schenkeknook

Et es Samsdagmorje, jetz hol ech flott
de jrute schwatte Zuppepott,
dann hol ech flenk
de dicke Knook vonne Schenk.
Jett Waater drop jedonn,
lot ech de Pott op em Heed dann stonn.
Jetz kökelt schön dat Schenkewaater,
ech kann ongertösche de Bedder make.
Die jeele Eeze hann ech über Nait
twelf Stond en Waater enjehiht.
Öm tien Uhr donn ech de Eeze dotou,
dann han ech vorläufig widder Rouh.
Kann röhisch nach em Maat dann jonn,
be-im Metzger on be-im Jemüsekeel stonn.
Komm ech dann vom Maat jejange,

schnibbel ech Sellerie on Porreestange,
och Erpel, en Würfelches, janz kleen
kumen en de Zupp eren.
Peffer on Maggikrut jeven Jeschmack,
doch met em Sault, do ben ech knapp.
E paar Mettwü-esch ovedrupp,
dann hant mer en leckere Eezezupp.
Dat es en Zupp,
die kost wennich Tied on wennich Jeld,
die aver de janze Famillich jefällt.
On steht öm twelf der Pott op dem Dösch,
dann jeht ne leckere Jeroch dorch de Kösch,
all saren se dann met fruhem Mu-et:
„Motter, watt schmeckt et widder ju-et.“

Maria Molitor

Picknick op em Stenkesberch

De Lehrer Schmitz vonne Büscher Scholl hätt us oft vonne aule Germane vertellt. Dann wud e jru-et Beld opjehange, do stongen die Männer met rötliche Hoore on Baat, sie hadden e Bärefell ömhange, die Fraue hatten lange blonde Hoore on e lang Kleed an, drömeröm spelden Kenger. Dann vertelden he us, dat em Ratinger Bosch, ove op em Stenkesberch, noch en aule Thingstätte vonne Germane wöhr.

Enes Daachs em Mai mieken wir ne Ausflug narm Stenkesberch. Mett de ganze Oberklass trocken wir des Morjens los. Wir hadden ne kleene Rucksack op em Rögge, dren wor en Botteramm, e Fläschke met verdönnde Himbeersaft on e Döske met Veilche- oder Salmiakpastille. Su marschierten wir dann en Tweierrehe dörch et Dörp. Dabee mossten wir Wanderlieder senge, alle Stroofo. Dann jingen wir der Hülsenberchwech hu-ech, anne Kämp vorbe. Nu kohen wir en der Bosch, he wud us erklärt, wat vör Bööm all en user Heimat wahsen on wöröm de Hülseberchwech su heeßt. Moose, Farn, alles wud besichtigt on erklärt. Langweilig wor dat nitt. Dann



„Opferstein“ auf dem Stenkesberg

jing et immer berchan op der Stenkesberch tou. Wir woren schon kott vör Ratingen, do sohren wir lenker Hank der Stenkesberch vör us lieje. Nu kletterten wir töschen Jestrüpp on Dänneböm der Berch hu-ech. Ove wor e Platou met Jras bewasse, on do lohren die jru-ete Opfersteen vör uns. „Und hier seht ihr“, su seint de Lehrer Schmitz,

„die Blutrinne. Auf diesem Opferstein wurde in der Mitsommernacht ein weißes Pferd geschlachtet und dem Gott Wodan dargebracht, hier ist noch das Loch zu sehen, in welchem das Messer steckte.“

Dat wöhr för us Kenger interessanter wie hütt dor spannenste Krimi. De Wissenschaft hätt dat hütt all widerleit, avver för us wor dat en jlaubhafte Jeschichte.

Dann hant wir us op de Opfersteen jesatt, de Rucksack ope jemackt on jefuttert, wat de Motter enjepackt hätt.

Nu kohm minne 66. Jebortsdaach. De Udo Jürgens song to der Tied: „Mit sechsundsechzig Jahren, da fängt das Leben an.“ On ech wollt op minnem Jebortsdaach mol wat angisch make wie besher. Ech hann se all för 11 Uhr op der Stenkesberch töm Picknick enjelade. Dat wöhr för die Enkelkenger och interessant, ech könnt denne die Opfersteen zeeje on alles von fröher vertelle. Min Schwiegersöhn woren och noch nit op em Stenkesberch, also wöhr et för all wat Nö-ies. Te-iesch hannt wir de Föschter jefrocht, off wir met em Auto dorch der Bosch fahre dörfen, öm de ganze Eeteskrom te transportiere. Die Erlaubnis hannt



Maria Molitor an ihrem 66. Geburtstag



Picknick der Familie Molitor auf dem Stinkesberg im Mai 1978

wir jekritt, avver wir mössten de Stenkesberch widder sauber ver-lote, nix dörft liejeblieve.

Die Freud wor be allen jru-et, als se vom Picknick op em Stenkesberch huden. Et wor Samsdaach, die Kenger hadden schollfree, nu mieken se sech all op de Söck, entweder te Fu-et oder met em Rad. Et wor ne herrliche Maidaach. Watt jöft et Schönderes, als an nem Maimorje dorch der Bosch te loupe oder met em Rad te fahre? Ech hann twei Wildschweinkeule on twei Rehkeule je-brode, e jru-et Wännche voll Schlo-et uut em Jade, ne Korf voll Brütches on jenoch Wing, Water on Limo enjepackt. Su fuhr ech met minnem Mann narm Stenkesberch. All woren se öm elf Uhr do. De herrliche Frühlingsdaach, dat fresche Jrün, de Vureljesang, et wor eenmolich, sonne Jebortsdaach hat ech noch nit erlebt. För die Enkelkenger wor dat alles nö-i. Ech hann denne von de aule Germane vertellt, dann wued de Opfersteen bekieke, wo en der Mittsommerneit dat witte Peed jeschlacht on dem Jott Wodan jepopfert wud, do sohr mer noch die Bluttrenn on dat Lo-ek, wo dat scharpe Metz dren sto-ek. Suwatt hatten se all noch nit jesenn on jehuht. Dann wud die Deck utjebrett on all dat leckere Eete drop jestellt. Nu konnt dat jru-ete Schmause bejinne, en der fresche Loft on nach dem lange Wech schmeckten et och mol su ju-et.

Dann kom för mech die Überraschung.

Die Kenger stellten sech op on songen:

*Mit 66 Jahren,
da fängt das Leben an.
Mit 66 Jahren,
da hat Om Spass daran.
Mit 66 Jahren,
da lädt die Om uns ein.
Ein Wildschwein wird gebraten,
Dazu gibt's guten Wein.
Mit 66 Jahren,
da ist die Om noch fit,
Mit 66 Jahren,
da macht sie alles mit.
Mit 66 Jahren,
da geht es hier noch rund,
Denn Om, die macht die Feten
so richtig kunterbunt.
Die fährt noch in den Taunus
Und das nicht ganz allein,
Sie fährt gern mit dem Opa
Und schaut noch fröhlich drein.*

*Mit 66 Jahren,
da fängt das Leben an.
Mit 66 Jahren,
das lacht die Om uns an.
Mit 66 Jahren,
saust sie noch richtig rum,
Mit 66 Jahren,
da hat sie noch viel Schwung.
Sie fährt noch mit dem Fahrrad
Und hat 'nen Zacken drauf
Sie fährt nach Kaisers' Kaffee
Und räumt dort richtig aus.
Mit 66 Jahren,
da kegelt Om noch gut,
Mit 66 Jahren,
da hat sie noch viel Mut.
Mit 66 Jahren,
da ruft Marie „Hurra“,
Mit 66 Jahren ist die Om voll da.*

Jo, met Enkelkenger ben ech ju-et jesechnet, dovon hann ech nüng Stöck on achtien Urenkel, die hannt mech all fit jehaule.

Ja, su sohren die Kenger die Oma, en Oma, die alles metmiek, rad-fahre, wandere, die lecker koke konnt, die Kuke backe konnt, die immer Tied för se hat.

Als alles vorbeewor, wud opjerümt, nix durft liejeblieve, alles kohm en die blaue Säck, ennet Auto jepackt on dann op Huus ahn. Do wor alles tipp topp, e paar leckere Kukes on en jude Tass Kaffee warten schon op us.

Dat wor minne 66-te Jebortsdaach, de ech nit verjete kann on an de ech mech noch jeen errenner.

Maria Molitor



Oktoberlied

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, –
Stoß an, und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an;
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Theodor Storm



KRUPPENWEG

Gourmet-Restaurant und Bistro im romantischen Ambiente.



Restaurant KRUPPENWEG - Am Kruppenweg 1 - 40865 Ratingen - Fon: 021 02 / 7005 70 - www.kruppenweg.de - info@hotel-kruppenweg.de

VIII.

Ratingen und Angermünd.

Ehe ich dem freundlichen Leser das Bild der interessanten Rhein- und Ruhrstadt Duisburg vorführe, muß ich, um keinen bedeutenderen Ort des niederrheinischen Gebietes ganz ungenannt zu lassen, zuvor auch der seitwärts von Kaiserswerth gelegenen Städtchen Ratingen und Angermünd wenigstens mit einigen Worten gedenken.

Ehemals eine Villa der Grafen vom Berg und zwölf Jahre früher (11. Dezember 1276) als die Villa Düsseldorf (14. August 1288) durch den Grafen Adolph zur Stadt erhoben und mit Steuer- und Zollfreiheit, sowie mit einem Schöffengericht versehen, dessen Rechtsgutachten die Düsseldorfer Schöffen für ihre Weisthümer einholen mußten, erstreckte sich zwar Ratingen nicht der Blüthe, zu welcher sich seine Schwesterstadt Düsseldorf emporchwang; es ist jedoch ein hübsch am Abhange eines Berges an der Anger hingestrecktes Städtchen, welches über 4000 Einwohner, ein Minoritenkloster, Töpfereien und Put- und Baumwollensfabriken besitzt. — Eine große Baumwollenspinnerei befindet sich in dem nahen Dorfe Cromford. — Auf den Kalkbrennereien des Grafen von Spee bei Ratingen wirkte ein Mann als Faktor derselben, der sich um die Landwirthschaft ein großes Verdienst erworben hat, Friedrich Kropp, der Erfinder des Knochenmehls als Düngmittel. In den ersten Jahren unseres Jahrhunderts Steiger des Bleibergwerkes bei Solingen, machte er auf einem Pochwerk, welches er dort bei der Schmelzhütte zum Zerstampfen des Erzes angelegt hatte, den ersten Versuch, Knochen zu zerstampfen, und ließ das gewonnene Mehl auf eine Wiese streuen. Schon im ersten Jahre entschädigte ihn der üppigere Graswuchs reichlich für die angewandten Kosten und Mühe; im zweiten aber brachte ihm sein neues Düngmittel schon eine ganze Ernte mehr ein, als früher. Weitere Versuche erprobten seine wichtige Erfindung. Sie fand Nachahmung in der Umgegend und so in immer weiteren Kreisen, bis nach und nach der Gebrauch des Knochenmehls Gemeingut der Landwirthschaft wurde und allenthalben Knochenmühlen entstanden.

Der freundliche Flecken Angermünd bildet gegenwärtig mit Rahm ein Städtchen, welches etwa 3000 Einwohner zählt und viel Eisenfabrikation treibt. — An die mit dem Ufer verbundene Rheininsel unterhalb Kaiserswerth pflügt der Strom die Leichen Ertrunkener auszuspülen, weshalb der Volksglaube meint, dieselben würden durch die Reliquien des hl. Suitbertus angezogen, von dem die Legende erzählt, daß er viele Todten wieder zum Leben erweckt habe.

Faszination Kalk – Begegnung mit einem unbekanntem Gestein

Auch im Lintorfer und Ratinger Raum gab es Jahrhunderte lang ein Kalkgewerbe (3. Teil)

Das Gebiet der alten bergischen Stadt Ratingen wurde nicht zuletzt durch seine reichen Kalklagerstätten bekannt. Bereits im 15. Jahrhundert bestanden in der benachbarten Gemarkung Lintorf zahlreiche Steinbrüche und Kalköfen, die zu den ältesten Abbaugebieten des alten Amtes Angermund zählen.¹⁾ Aber auch bei Eggerscheidt und Ratingen gab es Kalksteinbrüche, und die Kalklagerstätten im oberen Angertal bei der Hofermühle und bei Homberg wurden genutzt. In unserer Heimat wurde Kalkstein nicht nur für den Eigenbedarf gebrochen und gebrannt, sondern auch an den Rhein zur Verschiffung gebracht, worüber in der vorletzten Ausgabe der „Quecke“ berichtet worden ist.

Nun wird in dieser Ausgabe über die Angermunder Kalkgilde und die Kalkförderung im alten Ratinger Gebiet berichtet. Dabei soll auf das „Blaue Loch“ – heute Blauer See genannt – besonders eingegangen werden, während der „Marmorbruch“ (schwarzes Loch) in der nächsten Queckeaussgabe näher besprochen wird und damit die Serie „Faszination Kalk – Begegnung mit einem unbekanntem Gestein“ abschließt.

Die Angermunder Kalkgilde und die Abgaben der Kalkbrenner

Da nur bergische Verladeplätze zur Verschiffung von Kalk zugelassen waren, endete die Kalkstraße im früheren Amt Angermund in Wittlaer am Rhein, obwohl für manche Kalkofenbesitzer Fahrten zur Ruhr oder zu anderen Plätzen am Rhein günstiger gewesen wären. In Wittlaer war das „Kalkblech“, über welches die gebrannten Steine in die Lastkähne rutschten. Eine Notiz aus dem Jahre 1685 enthält Nachrichten über die „Kalchmeß“ (Gilde) zu Wittlaer.²⁾

Um den Transport und das Verladen des Kalks genau zu regeln,

hatten die Kalkbrenner sich zu einer Genossenschaft zusammengeschlossen. Diese Vereinigung, auch „Bruderschaft“ oder „Gilde“ genannt, regelte in genauer Weise den Transport und das Verladen des Kalkes.³⁾ In einem umfassenden Vertrag – Gildeordnung genannt – vom 12. März 1635 waren die Regeln festgelegt, die zwischen den „Hauptleuthen und Schiffsleuthen und Kalckmeistern der Kalcköffen Amtß Angermundts“ zu gelten hatten.⁴⁾ Wer der Bruderschaft angehörte, musste sich streng an die aufgestellten Abmachungen halten. Tat man das, so hatte man keinen Schaden.⁵⁾ Zunächst mussten die Schiffsleute, die am Stapel festmachten, mit den Kaufleuten wegen des Kalckkaufs verhandeln. Wussten die Kaufleute die Menge, dann gingen sie zu dem Gildemeister. Der nahm die Bestellung auf und verteilte sie auf die einzelnen Öfen. Erst dann wurden die Öfen „angestochen“. So kam es niemals vor, dass Öfen vergeblich angezündet wurden und der Kalk durch langes Liegen verdarb. Die Ordnung sah vor, dass diejenigen Schiffsleute, welche in diesem Jahr zuerst einluden, im kommenden Jahr an letzter Stelle standen. Somit war der Verdienst gleichmäßig verteilt.⁶⁾ Darüber hinaus wurde unter anderem der Zugang zur Bruderschaft ebenso verbindlich festgeschrieben wie die Aufgaben der Gildemeister und die „Börd“.⁷⁾

Seit 1635 existierte im Amt Angermund die Kalkgilde. Sie wurde 1722 als „Renovierte Kalckgildenordnung der Nieder-Rheinisch und Angermundischen Kalck-, Kauff- und Schiffeleuthen“ erneuert. Die Gilde hatte aber auch den Zweck, die mit der Weiterbeförderung der Kalkfracht betrauten Schiffe in Wittlaer vor „wildem Fuhrleuten“ zu schützen und den Schiffen, die sich mit Kalkfahrten abgaben „...jedes Mal Fracht zu verschaffen“.⁸⁾

Am ersten Sonntag nach Neujahr fand der Gildetag statt; es wurden die zwei Gildemeister gewählt, welche an bestimmten Tagen Rechnung ablegen mussten. Die Aufnahme in die Gilde kostete 40 Reichstaler. Man unterschied zwischen einer großen und kleinen Gilde. Während letztere den Kalk mehr zu den nahegelegenen Rheinorten beförderte, kamen für die große Gilde unter anderem Rheinberg, Geldern, Kamp sowie Fahrten über die Grenze nach Holland zu dort gelegenen Orten in Betracht.⁹⁾

Lud ein Schiffer am Kalkblech in Wittlaer über 300 Malter Kalk ein, so musste er für jeden zuviel geladenen Malter vier Goldgulden Strafe zahlen. Der Kalk wurde damals noch nicht gewogen, sondern in einem Hohlmaß gemessen. Das gebräuchlichste Hohlmaß für größere Mengen war das

- 1) Hellmut Grabert, Aus der Erdgeschichte von Ratingen, in: Beiträge zur Geschichte Ratingens, Band 5, Ratingens älteste Geschichte, hrsg. vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V., Wuppertal, Ratingen 1968, S. 39.
- 2) Heinrich Schmitz, Zur Geschichte von Angermund und Umgebung, Lintorf 1920, S. 84
- 3) Heinrich Schmitz, Angermunder Land und Leute, Duisburg 1926, S. 194.
- 4) zitiert nach: Klaus Thelen, Vom Kalkabbau zu Winnetou, Anmerkungen zur Geschichte des Oberbuscher Steinbruchs, in: Manfred Fiene, Wilfried Rosendahl, Klaus Thelen, Der Blaue See in Ratingen, Natur, Kultur, Mythos, Gelsenkirchen/Schwelm 1996, S.27.
- 5) Hubert Gronauer, Als man in Lintorf noch Kalk brach, Lesebogen für den Landkreis Düsseldorf-Mettmann, Ratingen 1950er-Jahre, S.30.
- 6) Heinrich Schmitz, 1926, S. 194.
- 7) Börd: Bord, Schiffsrand, Belieferung der Schiffe mit Kalk.
- 8) Theo Volmert, Lintorf, Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte, von den Anfängen bis 1815, hrsg. vom Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Ratingen 1982, S.276.
- 9) Ebd.

Malter. Nach unseren heutigen Gewichtseinheiten fasste es etwa 25 Kilogramm. Der Gildemeister hatte die Pflicht, das Schiff solange festzulegen, bis die erhobene Strafe bezahlt war. Eine schwere Buße traf aber den Kalkbrenner, der hinter dem Rücken der Gilde heimlich ein Geschäft auf eigene Faust machen wollte. Lieferte ein Kalkbrenner den Schiffen direkt auf die „Börd“, so verfielen diese in eine Strafe von 125 Goldgulden. Hiervon erhielten der Landesfürst 50, der Amtmann von Angermund 25, die Armen 20 und die Gilde 30 Goldgulden.¹⁰⁾

Über den Empfang an Geld von Kalköfen und Ziegelöfen (Pannschoppen) steht im Kellnerei-Lagerbuch des Amtes Angermund verzeichnet, dass sämtliche Kalkofenbesitzer eine jährliche Abgabe an den Landesfürsten zu entrichten hatten.¹¹⁾

Das Kalkbrennen wurde sicherlich in unserer Region schon früher betrieben, aber spätestens seit dem Jahre 1463 ist die gewerbliche Kalkproduktion im Amt Angermund bekannt. Denn zu diesem Zeitpunkt besteuerte Herzog Gerhard II. von Berg „in dem amte van Angermont icklich Kalckoeven“ mit zwei Mark brabantischer Währung, die an die Kellnerei zu Angermund abzuführen waren. Das Wörtchen „icklich“ = „jeden“ muss aber dahingehend eingeschränkt werden, dass nur jeder gewerblich betriebene Ofen mit dem Kalkzins belegt wurde, während jene Öfen, in denen für den eigenen Bedarf eines Hofes gebrannt wurde, „von alters her“ abgabefrei waren. 1529 brachte der im Amt Angermund verpachtete Kalkzehnt 11 Mark ein, woraus zu schließen ist, dass wenigstens fünf Öfen vorhanden waren, eine Zahl, die wir 1618, als der Dreißigjährige Krieg begann, mit den Namen der Besitzer oder Pächter dieser Öfen wiederum bestätigt finden.¹²⁾

Auch 1634 verzeichnet das Angermunder Lagerbuch die steuerlichen Einnahmen aus Kalkbrennereien: „Item ein jeglicher kalckoven im ampte Angermont pflegt vermoegh des Rentbuches in die Kellnerey zu zahlen jährlichs 2 mark brab“ (brabantisch).¹³⁾

Ebenfalls ist dem Rentbuch des Amtes Angermund von 1634 zu

entnehmen, dass es bereits 1618 einen Kalkofen in „Eggerscheidt“ (Eggerstein) gab, für den sich 1618 Johann in der Boxmüllen und 1634 Tonis Bonten verpflichteten, jährlich sechs Reichstaler zu entrichten, letzterer war 1635 Gildemeister. Es kann vermutet werden, dass dieser Ofen zum Rittersitz Gräfenstein in der Honschaft Eggerscheidt gehörte.¹⁴⁾

Mit jedem Kalkbrenner wurde wegen der Abgabe besonders verhandelt. So musste der oben genannte Johann in der Boxmüllen wegen des Kalkofens Eggerscheidt sechs Reichstaler zahlen, während Johann in der Loppen wegen des Ofens in Loppen Mühle vier Reichstaler und der Kalkbrenner Heinrich zu Diekershausen wegen des Kalkofens in der Oferkaulen nur zwei Reichstaler zu entrichten hatte. Wurde in einem Jahr nichts gebrannt, so war diese Abgabe erlassen.¹⁵⁾

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren es fast durchweg vier bis sechs Öfen, von denen Kalk zum Stapel nach Wittlaer geschafft wurde, und gegen Ende des Jahrhunderts stieg deren Zahl auf acht.¹⁶⁾

1809 hob dann Napoleon im Großherzogtum Berg sämtliche Gilden und Zünfte auf. Auch zu Beginn der preußischen Zeit im 19. Jahrhundert blieb der Stapelplatz „Wittlaer Kalchblech“ aufgehoben und wurde von der Regierung an zwei Kalksteinbetriebe aus dem Niederbergischen verkauft.

Die Abbaugelände und die Verarbeitung des Kalks im Umfeld der alten bergischen Stadt Ratingen

In einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1874 werden Kalk, Steine, Marmor, Ton, Lehm, Sand, Kies, Torf und Raseneisenstein als Ratinger Bodenschätze genannt. Nicht erkannt war der wohl wichtigste Bodenschatz, das Wasser, der heute allein noch gefördert wird.¹⁷⁾

Durch die rege Abbautätigkeit der vergangenen Jahrhunderte sind noch einige im Ratinger Stadtgebiet gelegene „Kuhlen“ erhalten geblieben und deuten auf den ehemaligen Kalk- bzw. Tonabbau hin. Da das Grund- und Regen-

wasser nicht mehr abgepumpt wird, sind sie heute teilweise mit Wasser gefüllt. Von all diesen Abbaugeländen sind die im „Oberbusch“ entstandenen Spee'schen Kalksteinbrüche am bekanntesten. Dieser ehemalige Steinbruch bestand ursprünglich aus zwei Steinbrüchen, die durch Abbau zu einem zusammengewachsen waren. Der nördliche ist kleiner und liegt höher. Auf seinem Grund hatte man ein etwa 30 Ar großes Becken ausgesprengt und als Fischteich genutzt. Dies ist das sogenannte „Graue Loch“, die heutige Freilichtbühne, wobei sich hier im tieferen Teil Grundwasser bildete. Der südliche, größere und tiefere Steinbruch bleibt klar und leuchtet bei klarem Wetter in einem dunklen Blaugrün. So entstand mit Recht der Name „Blauer See“. In diesem Steinbruchteil stieg das Grundwasser auf etwa 12 Meter an.¹⁸⁾

Neben den Spee'schen Kalksteinbrüchen im Oberbusch gab es südlich von der Stadt in der Nähe des Schwarzbachtales ebenfalls große Kalklager. Auch hier lagen im Bereich von Neander- und Fornerstraße, am Voismweg an der Voismühle und der Straße „Marmorbruch“ zwei Steinbrüche, das „Griese Loch“ und das „Schwarze

10) Heinrich Schmitz, 1926, S. 194.

11) Heinrich Schmitz, 1920, S. 84.

12) Walter Heikaus, Auf den Spuren der Kalkstraße, Uraltes Kalkgewerbe im ehemaligen Amt Angermund, in: Angerland Jahrbuch, Bd.1, Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde von Angermund, Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel, Lintorf, Wittlaer, Lintorf 1968, S. 42f.

13) Theo Volmert, 1982, S.276.

14) Walter Heikaus, 1968, S.48.

15) Heinz Schmitz, Angermunder Land und Leute, Band I, Zur Geschichte des Amtes Angermund und der Bürgermeisterei Angermund, Düsseldorf 1979, S. 44.

16) Walter Heikaus, 1968, S.43.

17) Jakob Germes, Von alten Bodenschätzen. Auch Torfbrüche früher in Tiefenbroich, RP, 1974

18) Nach Wilfried Rosendahl beträgt die Wassertiefe des „Blauen Sees“ 12 m und nicht wie manchmal fälschlich angenommen 30 m. Siehe hierzu: Wilfried Rosendahl, Die allgemeine Geologie und Paläontologie des Blauen Sees bei Ratingen, in: Manfred Fiene, Wilfried Rosendahl, Klaus Thelen, Der blaue See in Ratingen, Natur, Kultur, Mythos, Gelsenkirchen/Schwelm 1996, S. 5.

Loch“. Am bedeutendsten war hier das „Schwarze Loch“, auch „Marmorbruch“ genannt. Gewonnen wurde neben Branntkalk ein blauschwarzer Kalkstein, der geschliffen und zu „Ratinger Marmor“ verarbeitet wurde. Das auch noch zu Abbauezeiten wesentlich kleinere „Griese Loch“ ist heute im Vergleich zum „Schwarzen Loch“ kaum noch zu erkennen, da es mehrere Jahrzehnte lang von einer ehemaligen Eisengießerei mit Abfällen aufgefüllt wurde.¹⁹⁾

Das „Schwarze Loch“ ist heute weniger bekannt als der „Blaue See“. Das liegt daran, dass es versteckt an der Neanderstraße liegt und die Ufer mit Bäumen und Sträuchern bewachsen sind. Außerdem handelt es sich hier um Privatbesitz und ist somit nicht frei zugänglich.

Eine weitere Grube ist der mit Grundwasser angefüllte See „In der Höll“ im Ratinger Osten, neben der Firma „Balcke-Dürr“ an der Straße „Am Brüll“. Bevor die Dürr-Werke hier ihren Standort hatten, war hier die Firma „Ratinger Tonindustrie Gustav Linden & Cie.“. Diese Grube wurde hauptsächlich für den Tonabbau genutzt. Dort wurde oligozäner Septarienton abgebaut. Im hinteren Teil dieses Bruches Richtung Osten fand man auch Massenkalk, der von fossilreichen Flinzschiefern mit eingeschachtelten Kalkbänken überlagert war.

Die Kalklager bei Ratingen haben südlich der Stadt, am Schwarzbach, devonischen Massenkalk und nördlich davon, im Oberbusch bei Cromford, karbonischen „Kohlenkalk“ und karbonischen Dolomit.²⁰⁾

Das Kalkgestein bei den „Cromforder Kalksteinbrüchen“ – dem heutigen „Blauen See –, wird etwas irreführend als Kohlenkalk bezeichnet, hat aber nicht einen möglichen Kohlengehalt im Gestein, sondern verdankt seinen Namen durch sein Auftreten in der Steinkohlenzeit, dem Karbon. Die Cromforder Steinbrüche sind das einzige rechtsrheinische Kohlenkalk-Vorkommen. Sie erinnern daran, dass unsere Heimat bis in die Steinkohlenzeit vom Meer bedeckt war, auf dessen Grund Tiere Kalkschicht auf Kalkschicht bildeten, die dann zu Kalkgestein wurden.²¹⁾

Am „Blauen See“ ist gegen Ende des 19. Jahrhunderts aber auch ein Bleiglanz-Gang durch den Steinbruch angeschnitten worden, den die Gewerkschaft „Amalie“ näher untersuchte. Zu einem Abbau kam es jedoch nicht. Man wird wohl nicht fehlgehen, dass es sich hierbei um die südliche Verlängerung der Lintorfer Bleigangspalten handelt.

In Ratingen wurden auch die sogenannten Massenkalk abgebaut. Dieser Massenkalk findet sich nicht nur in Wülfrath oder im Neandertal, sondern in den beiden südlichen Ratinger Steinbrüchen, dem „Griesen Loch“ und dem „Schwarzen Loch“.²²⁾

Die Hauptmenge der gewonnenen Kalk wurde vor Ort in großen Ring- oder Schachtöfen zu einem vorzüglichen Weiß- oder Fettkalk gebrannt. Doch ist sowohl der Massenkalk als auch der Flinzplattenkalk gelegentlich zu Marmor verschliffen worden. Vor allem die dunklen Varietäten des Schwelmer Kalks im „Schwarzen Loch“ eignen sich gut dafür.²³⁾

Nach Rosendahl hat der „Ratinger Marmor“ mit dem klar wissenschaftlich definierten Marmor wenig gemeinsam und ist somit kein echter Marmor. Es handelt sich zwar um einen Kalkstein mit der für ihn typischen Zusammensetzung CaCO_3 und ist auch von blaugrauer bis schwärzlicher Farbe, doch das reicht leider nicht aus. Es handelt sich vielmehr um einen für das Bergische Land typischen und ganz normalen Kalkstein aus dem Mittel- und Ober-Devon.²⁴⁾

Doch der „Ratinger Marmor“ wurde als edler Verblend- und Schmuckstein eingesetzt. Das Treppenhaus im Schloss Hugenpoet bei Kettwig gehört mit zu den repräsentativsten Werken aus „Ratinger Marmor“. In der katholischen Kirche St. Peter und Paul in Ratingens Innenstadt steht ein Taufstein ebenfalls aus blauschwarzem geschliffenen Kalk, der, wie eine Inschrift an der Vorderseite zeigt, aus dem Jahre 1631 stammt. Er ist 111 cm hoch und hat einen oberen Durchmesser von 87 cm. Ebenfalls aus „Ratinger Marmor“ sind die vier Weihwasserbecken von St. Peter und Paul am Südportal, am Nordportal

und die zwei am Westportal. Laut Inschrift wurden die beiden am Westportal 1710 und 1767 gefertigt, während das südliche im Jahre 1768 und das nördliche 1767 entstanden.²⁵⁾ Somit wurde der „Ratinger Marmor“ über einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren in der Pfarrkirche St. Peter und Paul für die Ausgestaltung und Ausstattung eingesetzt. Eines der letzten aus „Ratinger Marmor“ gefertigten Stücke dürfte der Kamin im Anbau von Schloss Linnep sein, der aus dem Jahr 1873 datiert.²⁶⁾

Zur allgemeinen Geschichte des Ratinger Kalkabbaus

Bereits im 15. Jahrhundert bestanden im Gebiet von Ratingen zahlreiche Steinbrüche und Kalköfen. Die beiden bekanntesten Steinbrüche in Ratingen, das „Schwarze“ und das „Blaue Loch“, werden schon seit dem 16. Jahrhundert genutzt.²⁷⁾ Doch auch in der näheren Umgebung Ratingens waren Kalköfen vorhanden. So war nach **Ploennies** 1715 in der Honschaft Bracht – heute zu Ratingen gehörend – ein Kalkofen vorhanden. In den Angermunder Amtsrechnungen ist ein Kalkofen aber erst 1764 auf dem Hahnerhof zu Bracht erwähnt.²⁸⁾

19) Siehe hierzu: Hermann Tapken, Im Vorfeld der Industrialisierung: Kalkproduktion, Wegebau und Dachziegelherstellung im Ratinger Süden vor 1885, in: Ratinger Forum, Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Heft 10, Ratingen 2007, S. 90.

20) Walter Heikaus, 1968, S.51.

21) Jakob Germes, Ratingen im Wandel der Zeiten, Ratingen 1985, 5. Aufl., S.11.

22) Wilfried Rosendahl, Die allgemeine Geologie und Paläontologie des Blauen Sees bei Ratingen, 1996, S.7.

23) Hellmut Grabert, 1968, S. 39.

24) Wilfried Rosendahl, „Ratinger Marmor“, was er ist, wo er ist und was aus ihm gemacht wurde, in: Journal 16, Jahrbuch des Kreises Mettmann, 1996/97, Neustadt a.d.Aisch, S. 76.

25) Heinz Peters, St. Peter und Paul Ratingen, in: Beiträge zur Geschichte Ratingens, Band 1, hrsg. vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V., 2te wesentlich erweiterte Auflage, S.165.

26) Wilfried Rosendahl, 1996/97, S.80.

27) Ebd., S.77, siehe hierzu auch: Hellmut Grabert, 1968, S. 39.

28) Walter Heikaus, 1968, S. 46.

Die Verbindungen zur Kalkgilde waren ebenfalls vorhanden. So lieferten 1807 die Angermunder Kalkgilde und ein Ratinger Kaufmann Kalk zum Festungsbau nach Wesel und Büderich. Die Verschiffung erfolgte über den Rhein.²⁹⁾ Kurz darauf erfolgte allerdings die Auflösung der Kalkgilden durch Napoleon, und er führte 1809 die Gewerbefreiheit ein. Das war insgesamt gesehen auch für das Kalkgewerbe von Vorteil, da hierdurch neben den wirtschaftlichen auch die technischen Möglichkeiten besser genutzt werden konnten.

Die Gemeinde Eckamp konnte 1832 nur die bedeutende Baumwollspinnerei Cromford als nicht handwerkliches Gewerbe anführen, während die „innere und äussere“ Stadt Ratingen folgende Gewerbe hatte: „2 bedeutende Kalksteinbrüche und Kalköfen, 1 Eisenhammer, 1 Salmiakfabrik, 1 Papiermühle und 50 Ziegeleien.“³⁰⁾ Ziegeleien und das Kalkbrennen traten damit als gewerbliche Schwerpunkte Ratingens bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts deutlich hervor. Während der Kalkbrand im Ratinger Raum und der Kalkexport auf eine lange Tradition zurückblicken konnten, war der starke Ausbau der Ziegeleien auf die beginnende Industrialisie-

rung zurückzuführen.³¹⁾ Das Geschäft mit der Dachziegelfabrikation blühte auf, „die bald als Hauptnahrungszweig Ratingens galt“.³²⁾

Die Kalkbrennerei entwickelte sich um 1850 ebenfalls gut. Zehn Kalköfen waren vorhanden, welche jährlich 600.000 Zentner Kalk lieferten. Genannt werden hier die Kalköfen des Grafen von Spee, von denen sich drei Öfen oberhalb von Cromford befanden, und die des Gustav Linden, der 1839 sieben Öfen am Voisweg besaß und später noch einen Ofen an der jetzigen Sandstraße, auf dem ehemaligen Gelände der Firma Keramag, hatte.³³⁾

Die Steinbrüche im Oberbusch

Von den im Ratinger Stadtgebiet gelegenen Steinbrüchen haben die im „Oberbusch“ entstandenen Spee'schen Kalkbrüche die größte Bedeutung gehabt. Hier wurde seit Jahrhunderten Kalk und Dolomit abgebaut. Erst 1932 ist der Steinbruchbetrieb stillgelegt worden, der unter dem Namen „Cromforder Kalksteinbrüche“ bekannt war.³⁴⁾

Der Abbau im Oberbusch lag nicht nur auf dem Gebiet des heutigen „Blauen Sees“, sondern auch westlich der Straße Ratingen-Krummenweg. Auch auf dieser

Seite der Straße war ein Kalkofen in unmittelbarer Nähe der heutigen Kalkbahn vorhanden.

Bereits 1573 ließen die Stadtväter von Ratingen mit Erlaubnis des damaligen Erbgrundherrn, des

29) Elfi Pracht-Jörns, Rheinischer Städteatlas – Ratingen, Lieferung XVII Nr. 89, hrsg. v. Landschaftsverband Rheinland, Köln 2008, S. 27. (HSTAD Großhzt Berg 5589).

30) Johann Georg von Viebahn, Statistik und Topographie des Regierungsbezirks Düsseldorf, Düsseldorf 1836, S. 182.

31) Eckhard Bolenz, Vom Ende des Ancien régime bis zum Ende des Deutschen Bundes, in: Ratingen, Geschichte 1780 bis 1975, hrsg. v. Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V., Essen 2000, S. 54.

32) Ingrid Höltgen, Das Leben einer Eckamper Familie in zwei Jahrhunderten, in: Beiträge zur Geschichte Ratingens, Band 10, hrsg. v. Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V., Ratingen 1982, S. 23. Siehe auch Jakob Germes, Ratingen im Wandel der Zeiten, Ratingen 1965, S.101: Auf der Bürgermeisterversammlung vom 5.4. 1852 wurde festgestellt, dass die Dachziegeleien die Haupterwerbsquelle Ratingens darstellten und mit 144 Arbeitern jährlich 4,2 Millionen Dachziegel produzierte.

33) Jakob Germes, Ratingen im Wandel der Zeiten, Ratingen 1965, S. 101.

34) Hellmut Grabert, 1968, S. 50.



Karte der Stadt Ratingen von Stadtbaumeister Stratmann aus dem Jahr 1927 im Maßstab 1:5000. Auf dieser Karte sieht man die Cromforder Steinbrüche (heute Blauer See) und den Teich an der heutigen Teichstraße, die Spinnerei und Weberei Johann Gottfried Brügelmann sowie Obercromford mit der Fabrik am See und der Ölmühle direkt neben der seit 1903 bestehenden Bahntrasse. Gut zu erkennen ist hier noch die fast schnurgerade Straßenführung der Mülheimer Straße, die zugunsten des Kalksteinbruchs nach Westen abgelenkt verlegt werden musste. Zu sehen ist aber auch der westlich der damals neuen Straßenführung liegende Kalksteinbruch einschließlich der Kalköfen unmittelbar an der Kalkbahn etwa auf Höhe des heute umgebauten Bahnwärterhauses. Die Kalkstraße führt in nördlicher Richtung weg. Obercromford lag vor dem Brückenbau westlich der Straße nach Krummenweg



Seitliche Gewölbe der Trichteröfen im Eingangsbereich des „Blauen Sees“

Amtmanns **Dietrich von der Horst**, der 1557 Eigentümer von Haus zum Haus geworden war, auf der Ratinger Mark die zur Pflasterung der städtischen Straßen benötigten Steine brechen. Auch von Kalköfen in der Ratinger Mark wird kurz darauf gesprochen. 1579, aber auch 1661, beschwerten sich die Erben der Mark über den Schaden, den die Errichtung von Kalköfen der Mark zufüge, das Recht des Grundherrn zum Bau der Öfen erkannten sie jedoch an.³⁵⁾ 1621 brach hier Heinrich Koppenschar Steine „von der Steinkeulen“ zu Ratingen.³⁶⁾

Genauere Angaben liegen erst ab 1665 vor. Am 20. Juli 1665 verpachtete **Christian Arnold von der Horst** seinen im Oberbusch auf der Mark und zum Rittersitz „Zum Haus“ gehörenden Kalkofen an Margaretha Cosmöl für einen Jahresbeitrag von 36 Reichstalern und zwei Säcke Salz. Die Pachtzeit von 24 Jahren wurde aber nicht vollendet; denn schon 1685 erwarb die **Freifrau von Zweifel** für sich und ihre Nachkommen die Wasserburg „Zum Haus“ nebst den dazugehörigen Ländereien und damit auch die im Oberbusch inzwischen vorhandenen zwei Kalköfen. Die gewerbliche Nutzung der Öfen ging nun nacheinander an folgende Pächter: Christian Großenkamp, Dietrich Oligschläger, Dr. Georg Degreck, Artillerieoberstleutnant Abner Bird, Johann Lentsch und schließlich an Franz Fowinkel. Für Fowinkel ist die Konzession des Kurfürsten Karl Theodor vom 4. November 1778 im Original erhalten geblieben, in der ihm die bisher „seinem Schwiegervater Lentsch gnädigst erteilte Kalckofens-Conceßion“ übertragen und die „Anlegung sothanen Kalckofens in Brand“ für eine jährliche Gebühr

von sechs Reichstalern zuerkannt wurde. Außer der Kalkbrennerei wurde im Oberbusch auch ein Haussteinbruch betrieben. Gildenbruder Franz Fowinkel war auch noch 1793 Pächter des Oberbuscher Kalkofens, was aus einer von ihm geführten Beschwerde hervorgeht.³⁷⁾

1783 erwarben die **Grafen von Spee** den Rittersitz „Zum Haus“ nebst dem Zubehör. Auch nach der Übernahme blieben die Kalkbetriebe weiterhin verpachtet. Allerdings wurde die Kalkbrennerei zeitweilig unter gesellschaftlicher Beteiligung der Grafen von Spee betrieben.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die bis dahin gebräuchlichen, mit Holzfeuerung betriebenen Schachtöfen durch einen vollständig neuen Kalkofen abgelöst, den Trichteröfen. In seinem Innern hatte dieser einen aus Ziegelsteinen gemauerten Trichter. Kalkstein und Steinkohle wurden abwechselnd in den Trichter von oben eingegeben. Einmal in Brand gesetzt, konnte ein solcher Trichteröfen über mehrere Monate in Betrieb gehalten werden. An den Seiten wies der Trichteröfen gewölbeartige Kammern auf. Hier konnte kontinuierlich der gebrannte Kalk abgezogen und gleichzeitig wechselweise Kalkstein und Steinkohle von oben in den Trichter erneut eingefüllt werden. Eine Anlage von drei Trichteröfen gibt es noch heute im Eingangsbereich des Blauen Sees. Sichtbar sind die seitlichen Gewölbe, aus denen der gebrannte Kalk abgezogen wurde. Die Ofenfüllung mit Kalkstein erfolgte von oben und ist heute nicht mehr sichtbar.³⁸⁾

Ein altes ebenfalls noch bestehendes Gemäuer auf der linken Tal-

seite der Anger, an der Teichstraße gelegen, führt ein wenig beachtetes Dasein. Hier ist ein gänzlich unbekannter Kalkofentyp zu sehen. Der Brennofen bestand aus drei gleich großen Tonnengewölben. Den Eingang bildete ein Lagergewölbe. Weißliche Krusten gebrannten Kalkes beweisen eindeutig, dass es sich bei diesem Ofen um eine Kalkbrennerei gehandelt haben muss. Er wurde mit Steinkohlen beheizt. Während des Brennvorganges konnte die andere Kammer ausgeräumt und für den nächsten Brand neu beschickt werden. Aus gewissen Anzeichen kann geschlossen werden, dass der Zweikammer-Ofen um 1800 gebaut wurde. Er konnte sich aber gegenüber dem Trichteröfen nicht behaupten. Der Ofen soll nach Schürmann von **Johann Gottfried Brügelmann** zur Produktion von Kalk für den Bau der Cromforder Fabrik errichtet worden sein.³⁹⁾ Dieser Ofen müsste dann für die Errichtung von „Obercromford“ genutzt worden sein. Denn 1799 ließ Gottfried Brügelmann in der Nähe der Mülheimer Straße an einem Teich ein weiteres Fabrikgebäude mit Wasserrad, die sogenannte „Fabrik am Teich“ errichten. Um 1800 wurde dieser Fabrik ein Herrenhaus angegliedert.

1807 erhielt der Bruch östlich der Straße Ratingen-Krummenweg zur Bewältigung des Grundwassers eine Pumpenanlage, die

35) Walter Heikaus, 1968, S. 52.

36) Heinz Schmitz, 1979, S. 44.

37) Walter Heikaus, 1968, S. 52.

38) Manfred Schürmann, Über historische Kalkbrennereien im Raum Ratingen, in: Die Quecke Nr. 77, hrsg. v. Verein Lintorfer Heimatfreunde, Ratingen 2007, S.63.

39) Ebd., S. 64.

durch Dampfkraft einer „Feuermaschine“ betätigt wurde.

Hier war der weitere Betrieb gefährdet, da das Wasser mit den herkömmlichen Mitteln nicht mehr herausgepumpt werden konnte. Und wieder wurde wie schon vor mehr als 50 Jahren 1753 in Lintorf sehr früh eine Dampfmaschine für die Wasserbewältigung im Ratinger Raum eingesetzt. Bereits 1803 hatte Graf Spee auf Schloss Helrtorf von dem Mühlenmeister Conrad Struck für 1868 Taler eine „Kunst Maschine“ errichten lassen, die jedoch den Ansprüchen nicht genügte. **Franz Dinnendahl** (Essener Konstrukteur), der 1804 für die Zeche Wohlgemuth bei Essen mit Erfolg eine Dampfmaschine errichtet hatte und anschließend eine für die Zeche Diepenlinchen bei Aachen, schloss am 30. November 1805 mit dem Grafen von Spee einen Vertrag über die Lieferung einer Dampfmaschine. Aufgrund der schlechten Erfahrungen, die Graf Spee offensichtlich vorher gemacht hatte, wurden Dinnendahl harte Bedingungen diktiert. Er verpflichtete sich, bis zum Mai 1806 eine Maschine mit einem Zylinderdurchmesser von 16 Zoll (ca. 406 mm) zu bauen, die aus 40 Fuß Teufe 42 Kubikfuß Wasser in der Minute heben konnte. Sie sollte von Sachverständigen abgenommen werden. Den vereinbarten Termin konnte Dinnendahl allerdings nicht einhalten, denn der Zylinder, der auf der Aachener Hütte gegossen wurde, missglückte, und da die Hütte



Ehemaliger Zwei-Kammer-Kalkbrennofen, ein seltener Ofentyp an der Teichstraße

nicht ständig in Betrieb war, verzögerte sich die Anfertigung. Erst im Juni 1807 war die Maschine fertig und konnte von dem Leiter des Bergamtes Essen, Direktor Cappel, abgenommen werden. Als Franz Dinnendahl sich im März des darauffolgenden Jahres noch einmal an den Grafen wandte und um die Begleichung der letzten noch ausstehenden Kaufrate bat, wies er darauf hin, dass die Maschine seit einem dreiviertel Jahr ohne Fehler lief, und den Kalkofen, der dem Untergang nahe gewesen war, zu neuer Blüte geführt hatte. Leider ist nicht bekannt, wie lange diese Maschine Dinnendahls in Betrieb war.⁴⁰⁾

Im Jahre 1838 waren 49 Arbeiter in der Spee'schen Kalkbrennerei im Oberbusch beschäftigt. Drei Jahre später produzierten hier 82 Arbeiter 40.000 Scheffel Kalk im Wert von 8.000 Thalern. Der Faktor Carl Schier stellte im gleichen Jahr mit 19 Arbeitern Fensterbänke und Pflastersteine für 2.000 Thaler im Haussteinbruch der Grafen von Spee her. Bei diesem Bruch muss es sich um jenen handeln, den man später „Im Kunstwerk“ nannte und nach der Müllmann'schen Statistik des Regierungsbezirks Düsseldorf von 1864 „dicht am rechten Ufer der Anger unterhalb der Spinnerei Cromford“ lag.⁴¹⁾ 1843 hatte die Spee'sche Kalkbrennerei 70 Arbeiter. 1853 erfolgte die Umstellung auf Dampfkesselbetrieb. Diese Anlage lag zwischen dem ehemaligen Teich an der heutigen Teichstraße und dem Steinbruch. 1847 wird ein Steinbruch an der städtischen Bleiche im Besitz des Reichsgrafen von Spee erwähnt.⁴²⁾

1850 waren auf dem heutigen Gelände des „Blauen Sees“ drei Trichteröfen vorhanden, 1881 folgte hier ein Röstofen. 1883 erweiterte Reichsgraf von Spee die Kalköfen im Oberbusch auf einen zweiten und 1884 auf einen dritten Ofen dieser Art, und schließlich 1887 erfolgte der Bau eines kontinuierlichen Kammerofens mit einer Kapazität von 400 bis 450 Zentner gebranntem Kalk pro Tag. 1890 wurde ein weiterer kontinuierlicher Kammerofen, kurzerhand Ringofen genannt, mit einem täglichen Leistungsvermögen von 600 Zentnern „Am Kunstwerk“ westlich der Straße Ratingen-

Krummenweg angelegt.⁴³⁾ 1892 richtete Graf Spee einen neuen Steinbruch mit Ringofen zum Brennen von Kalk und Ziegelsteinen in der Nähe von Cromford ein. Eine Privatbahn übernahm den Transport.⁴⁴⁾

Schließlich wurde 1905 noch ein weiterer Ringofen „Am alten Feld“, ebenfalls westlich der Straße Ratingen-Krummenweg, in unmittelbarer Nähe der späteren Kalkbahn gebaut.⁴⁵⁾ Damit erweiterte sich die Kapazität der Cromforder Steinbrüche auf täglich 420 Tonnen Kalk.⁴⁶⁾

Der Mangel an Rohstoffreserven und stark nachfließendes Grundwasser minderten die Produktivität derartig, dass die Kalkbrennereien nach dem Ersten Weltkrieg stillgelegt und eine Zeitlang nur noch der in der Stahlindustrie begehrte Dolomit des „Griesen Lochs“ beim Voishof im Schwarzbachtal gefördert wurde, bis am 1. April 1932 die zuletzt hier tätige Firma der „Ratinger Kalkwerke GmbH Cromford“ den Betrieb einstellte.⁴⁷⁾

Die ehemaligen Cromforder Steinbrüche sind heute ein geologisches Naturdenkmal. Hier wurde seit Jahrhunderten Kalk- und Dolomit gebrochen, bis die Einstellung der Arbeiten den „Blauen See“ entstehen ließ. 1936 pachtete die Stadt das Gelände des „Blauen Lochs“ und nannte es nun „Blauer See“. Sie baute das Gelände mit Wegen und Treppen aus und führte es der Öffentlichkeit zu.⁴⁸⁾

Michael Lumer

40) Irmgard Lange-Kothe, Die ersten Dampfmaschinen im Düsseldorfer Raum, in: Düsseldorfer Jahrbuch, Band 51, hrsg. v. Düsseldorfer Geschichtsverein, Düsseldorf 1963, S. 303f.

41) Walter Heikaus, 1968, S. 53.

42) Elfi Pracht-Jörns, 2008, S. 27. (HSTAD LA Düsseldorf 131 fol. 2vf.). 27), (StaR P 14 fol. 24)

43) Walter Heikaus, 1968, S. 53.

44) Elfi Pracht-Jörns, 2008, S. 27. (StaR E 388 u. E 319)

45) Walter Heikaus, 1968, S. 53.

46) Jakob Germes, Ratingen im Wandel der Zeiten, Ratingen 1965, S. 104.

47) Walter Heikaus, 1968, S. 53.

48) Jakob Germes, Ratingen im Wandel der Zeiten, Ratingen 1985, 5. Aufl., S. 129.

Symphonie in Blau

Heute ist wieder Blauer Montag in unserer kleinen Straße. Ich meine damit nicht die Nachbarn, die blau machen oder blau sind, auch nicht die Blaublütigen. Dazu sind meine Nachbarn viel zu seriös.

Mich fasziniert das leuchtende Blau in den Vorgärten, dieses Royal Blue, das herrliche Königsblau, das so satt und kräftig strahlt und mich anlacht und mir Freude für den Tag schenkt. Dieses Blau macht für mich den Blauen Montag zu einem Freudentag!

Ich liebe die Farbe Blau. Wenn das Königsblau der Freude in Himmelblau übergeht, öffnet sich die Ferne, die Sehnsucht erwacht. Oder wenn das Royal Blue bei trübem Wetter fast schon in Violett wechselt, erfüllt mich Schwermut.

Und wenn dann noch der Himmel tiefblau über den Häusern steht und langsam ins Himmelblau verblasst, ist die Symphonie in Blau perfekt!

Vor lauter Begeisterung über das Blau in der Straße fange ich schon

an zu philosophieren, aber ich mach' mir keinen blauen Dunst vor, ich gönne mir nur eine kleine Fahrt ins „Blaue“.

Doch dieses blauäugige Träumen hört abrupt auf mit dem Erscheinen der Blaumänner. Nächste Woche leuchtet unsere kleine Straße in einer anderen Farbe: Sonnen-Gelb! Aber die interessiert mich nicht.

Helga Engelhard



25 *Mode* *25*
für jede Gelegenheit

.... ständig tolle Sonderangebote

König
MODEHAUS

Speestraße 37 · Ratingen-Lintorf · Tel. 02102 / 35750
Hauptstraße 109 · Essen-Kettwig · Tel. 02054 / 3839

Eine jungsteinzeitliche Kultbeilklinge aus Lintorf

Ein „Altfund“ wird spektakulär!

Auch weniger an Archäologie Interessierten ist das eindrucksvolle Monument von Stonehenge in Großbritannien ein Begriff. Es ist immer noch ein ungeklärtes Rätsel, aus welchem Anlass und mit welchen Mitteln die Menschen der späten Jungsteinzeit diesen Steinkreis aus tonnenschweren Monolithen errichtet haben. Weniger bekannt sind die Stonehenge unmittelbar benachbarten Großanlagen Woodhenge, Durrington Walls und das jungsteinzeitliche Monument von Amesbury. Tatsächlich erscheint dies alles faszinierend und zunächst sehr weit entfernt. Doch schon lange zuvor errichteten die Menschen der Jungsteinzeit auf dem Kontinent imposante Großanlagen aus Gräben, Wällen und Palisaden, deren Innenräume nur durch Toranlagen zu betreten waren. Zugleich wurden kultische Handlungen ausgeführt, die bis in unsere Tage hinein rätselhaft geblieben sind.

Vor wenigen Jahren eröffnete sich überraschend ein erster Blick auf die Kultur der Menschen am rechten Niederrhein, die der Zeit der Erbauer der Monumente um Stonehenge vorangegangen sind. Diese errichteten gleichfalls monumentale Anlagen, die aus Gräben, Wällen und Palisaden bestanden. Deren Hinterlassenschaften sind zwar weniger offensichtlich, die Fundbeobachtungen jedoch überraschend und eindrucksvoll.

Am Anfang dieser Neuentdeckung stand eine einzigartige Fundbeobachtung bei Ratingen-Lintorf, die erst aufgrund grundlegender Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung im Verlauf der letzten Jahre als Entdeckung von einzigartiger Bedeutung für die Archäologie in Deutschland erkannt werden konnte.

Fund und Fundumstände

Im April 1995 wurde im Verlauf von Erdarbeiten im Bereich der Dickelsbachaue in etwa 2,5 Meter Tiefe eine außergewöhnlicherweise vertikal im Erdreich aufrecht stehende Beilklinge aus grünem Gestein unmittelbar vor dem Zu-



Abbildung 1: Beilklinge aus der Dickelsbachaue (Ratingen-Lintorf)

griff der Baggerschaufel erkannt und geborgen. Die Fundstelle wurde nach der Entdeckung vollständig abgetragen, sodass keine weiterführenden Befundbeobachtungen möglich waren.

Die Länge des sorgfältig ausgearbeiteten Einzelfundes beträgt 8,3 cm, die maximale Breite 4 cm und der maximale Durchmesser 1,9 cm. Der Querschnitt ist oval. Für den unbeschädigt erhaltenen Fundbeleg ergibt sich durch den spitzen Nacken, die leicht gebogenen Seitenlinien und die gerundete Schneidenpartie in der Aufsicht ein „tropfenförmiger“ Umriss. Eine der Breitseiten ist im Bereich der Schneidenpartie deutlich höher angeschliffen, so dass deren Querschnitt, für eine Beilklinge ungewöhnlich, asymmetrisch ausgeführt ist. Schneide und Nacken sind in der Seitenansicht hochgezogen. Diese Ausformung entspricht der Zurichtungsweise von mit der Schneide quer zum Holm geschäfteten Dechselklingen der älteren und mittleren Jungsteinzeit. Die verwendete Gesteinart wurde zunächst als „Diabas“ angesprochen.

Klärung der Herkunft der Lintorfer Beilklinge aus den „Cottischen Alpen“ im Piemont

Im Jahr 2004 wurde in einer herausragend ausgestatteten Ausstellung zu archäologischen Funden aus der Region zwischen Donau und Po in Trient (Autonome



Abbildung 2: Seitenansicht der Beilklinge

Provinz Alto Adige/Italien) auch eine größere Auswahl in Gestein, Bearbeitungsweise und Formgebung dem Lintorfer Fundstück außerordentlich nahestehender Beilklingen präsentiert. Darunter befand sich ein besonders eindrucksvolles Vergleichsstück aus einem Depotfund von San Damiano d'Asti (Piemont/Italien). Diese Beobachtung löste zwar ernste Zweifel an der Ansprache des Gesteins der Lintorfer Beilklinge aus; deren tatsächliche Herkunft aus der Alpenregion erschien zunächst jedoch als kaum vorstellbar.

Nach über einhundert Jahren Forschungsgeschichte gelang im Verlauf der Jahre 2003 und 2004 einem internationalen Team von Wissenschaftlern die Auffindung der Lagerstätten und steinzeitlichen Abbaustellen alpiner grüner Mineralgesteine auf dem „Monte Viso“ in den Cottischen Alpen (Italien/Piemont). In Höhenlagen zwischen 2.000 m und 2.400 m wurden die seltenen grünfarbigen Mineralgesteinsvarietäten Jadeitit (umgangssprachlich als „Jade“ bezeichnet), Eklogit und Omphacit abgebaut und zu verschiedenartigen Typen von Beilklingen verarbeitet.

Die nähere Identifizierung der grünfarbigen Gesteinsvarietät der Lintorfer Beilklinge erfolgte im Jahr 2008, nach Vermittlung von Dr. Lutz Klassen (Aarhus/Dänemark), durch Pierre Pétrequin (Leiter und Koordinator des Forschungsprojekts JADE). Es handelt sich um alpinen Omphacit, ein Mischkristall aus Jadeitit und Augit, der sowohl in den Lagerstätten wie auch in der Verarbeitung zu Beilklingen in der Alpenregion überaus selten anzutreffen ist. Der Anteil an den Vorkommen grünfarbiger alpiner Mineralgesteine und der Verarbeitung zu Beilklingen ist kleiner als 5%; der Anteil des Jadeitit beträgt dem gegenüber ca. 20%. Als Abbaustelle des Rohgesteins der Lintorfer Beilklinge konnte der in 2.200 m Höhe liegende Steinbruch Oncino-Bulé auf dem Monte Viso in den Cottischen Alpen (Piemont) identifiziert werden.

Durch Erhitzen, das sogenannte „Feuer setzen“, und das schnelle Abkühlen mit Wasser wurden Bruchstücke der seltenen und sehr zähen Gesteinsvarietäten ab-

gesprengt und auf Werkplätzen in der näheren Umgebung verarbeitet. Die Zeit, die zur Gewinnung der Rohgesteine zur Verfügung stand, beschränkte sich auf die wenigen Monate im Jahr, in denen die Höhenlagen schneefrei waren.

Durch das Forschungsprojekt JADE werden seit der Entdeckung der Lagerstätten fortlaufend umfassende geologische und archäologische Studien durchgeführt. In diesem interdisziplinär durchgeführten Projekt werden unter anderem die Beilklingen aus alpinen grünfarbigen Mineralgesteinsvarietäten in ihrem Verbreitungsgebiet in Nordwest-Europa systematisch erfasst und naturwissenschaftlich untersucht. Durch physikalische Messmethoden ist es möglich, die alpinen Beilklingen, die in verschiedenen Landschaften Europas gefunden worden sind, bis auf den gemeinsamen Ursprung von einem einzigen Steinblock aus einem bestimmten Steinbruch zurückzuführen. Daraus ergaben sich bereits unter anderem wichtige Rückschlüsse auf die erstaunlich frühe Produktionszeit, die Produktionsweise und die Verbreitungswege der über etwa ein Jahrtausend hinweg kultisch hoch verehrten Objekte.

Die alpinen Beilklingen wurden bereits schon in der Zeit des späten 6. bis zum Ende des 5. Jahrtausends v. Chr. (ca. 5.300 – 4.000 v. Chr.) hergestellt. Ihr enorm weites Verbreitungsgebiet dokumentiert beeindruckende Austauschbeziehungen zwischen den unterschiedlichen jungsteinzeitlichen Kulturen in Nordwest-Europa. Die Wege des Austauschs verliefen von den Abbaustellen der Rohgesteine über die Produktionsstätten in Norditalien, insbesondere entlang der Küstenlinien und großen Flussläufe, bis zu den letzten Besitzern in Spanien, Frankreich, England, Wales, Schottland, Irland, Deutschland und Dänemark.

Typ, Datierung und Verbreitung

Groß- und kleinformatige Exemplare des Lintorfer Beilklingentyps aus grünfarbigen alpinen Mineralgesteinen finden sich auf Norditalien, das Rhônetal und auf Süd- und Westfrankreich konzentriert. Dazu gab es einen zielgerichteten Austausch nach Schottland und,

von Norditalien ausgehend, über das Rhônetal, entlang der Mosel und des Rheinlaufs, bis nach Dänemark.

Die Lintorfer Beilklinge ist der bislang erste sichere Nachweis der Kleinformatigkeit einer alpinen „Prunkbeilklinge“ des Typs „Durrington“ in Deutschland. Von einzigartiger Bedeutung ist die Tatsache, dass dieses ohnehin überaus seltene Fundstück noch in seiner ursprünglichen, rituell begründeten vertikalen Aufstellung beobachtet werden konnte. Dies ist die erste direkte Beobachtung des in ganz Nordwest-Europa ausgeübten Rituals der Verbergung alpiner Beilklingen in vertikaler Aufstellung an Fluss- und Bachläufen, in Mooren, an Senken und Seen in Deutschland.

In ihrem europäischen Gesamtverbreitungsgebiet dienten die überaus wertvollen Beilklingen nicht dem alltäglichen Gebrauch, sondern waren gehütete und hoch verehrte „Kultzeichen“. Die letztendliche rituelle Verbergung der zumeist über Jahrhunderte hinweg von Generation zu Generation weitergegebenen, sorgsam verwahrten und tief verehrten Objekte im schützenden Erdreich, erfolgte zumeist im Bereich der Übergangszonen zwischen Land und Wasser an Küsten, Flüssen, Seen, Senken und Bachläufen. In Italien und Südfrankreich fanden sie sich auch als Bestandteil von Beigabenausstattungen in Gräbern sozial weit herausgehobener Persönlichkeiten. Im Fall der Lintorfer Beilklinge wurde das Ritual im Auenbereich am heute südlich gelegenen Ufersaum des „Dickelsbaches“ vollzogen. Es ist gut möglich, dass der konkrete Fundpunkt den Übergang einer wichtigen regionalen Wegverbindung über den Bachlauf bezeichnet hat.

Die Lintorfer Beilklinge wurde vermutlich bereits in der Zeit um etwa 4.500 v. Chr. fertiggestellt und repräsentiert in Bezug auf ihre frühe Entstehungszeit wohl eine der ältesten Beilklingen aus der Alpenregion, die das Rheinland erreicht haben. Die bekannteren großformatigen Prunkbeilklingen aus „Jade“ (Jadeitit) scheinen einer etwas später datierenden Produktionsphase anzugehören.

Die auch schon in ihrer Zeit außerordentlich seltenen Beilklingen aus grünfarbigen alpinen Mineralgesteinen wurden nachweislich bis zu 1.000 Jahre lang von Hand zu Hand und Generation zu Generation weitergegeben, bevor sie im Rahmen kultischer Handlungen am Ort ihres letzten Verbleibs dem Erdreich übergeben worden sind. Eine vergleichbar lange Umlaufzeit ist auch für den Lintorfer Fundbeleg anzunehmen.

Die rituelle Niederlegung der Beilklinge am Dickelsbach bei Lintorf erfolgte wohl erst im fortgeschrittenen 4. Jahrtausend v. Chr. Gleiches geschah aus unbekanntem Anlass auch an zahlreichen anderen Orten in Irland, Schottland, Wales, England, Dänemark, Frankreich, Belgien, den Niederlanden, in Deutschland und Spanien. Zusammen mit den Beilklingen sind offenbar auch die mit ihnen verbundenen kultischen Vorstellungen und Riten in ganz Nordwest-Europa verbreitet worden.

Kulturelle Beziehungen

In Nordfrankreich, Belgien, den Niederlanden und Deutschland sind inzwischen nähere Beziehungen der weithin ausgetauschten alpinen Beilklingen zu den Trägern der sogenannten „Michelsberger Kultur“ deutlich geworden. Die hoch innovative und expansive Kulturerscheinung konnte ab etwa 4.300 v. Chr. auch das Rhein-Maasgebiet, einen Zentralraum von herausragender ökonomischer Bedeutung, für sich erschließen. Hier befanden sich Feuersteinvorkommen von höchster Qualität und fruchtbare Lößböden. Weniger im Blick der modernen Forschung ist die gleichfalls weit übergeordnete Bedeutung von Salzvorkommen, die für das Überleben von Mensch und Tier unentbehrlich waren.

Mit dem Auftreten der Michelsberger Kultur war ein nachhaltiger Wandel der Wirtschaftsweisen und eine radikale Veränderung des Totenkults verbunden. Das Wirtschaften wurde in jeder Hinsicht vielfältiger und effizienter und die Beschaffung weit nachgefragter Rohmaterialien erstaunlich weiträumig organisiert. Es müssen hoch effiziente und komplexe Kommunikations- und Distribu-

onsstrukturen bestanden haben. Die Feuersteinlagerstätten in Belgien, den Niederlanden und am Lousberg bei Aachen wurden in dieser Zeit im systematischen Bergbau über und unter Tage erschlossen. Es bildeten sich komplexe Austauschnetzwerke für weithin nachgefragte Güter, insbesondere für qualitätsvollen Feuerstein und das lebensnotwendige und unentbehrliche Salz.

In dieser Zeit wurde die Haltung von Viehherden deutlich verstärkt. Auch die Einführung von Rad und Wagen, der noch bis in die Zeit des Mittelalters hinein von Ochsen und nicht von Pferden gezogen worden ist, kann bereits im Verlauf dieser hoch innovativen Kulturphase in Mitteleuropa stattgefunden haben.

Durch die Vertreter der Michelsberger Kultur wurden in enormen gemeinschaftlichen Arbeitsleistungen räumlich oftmals erstaunlich weit umfassende Erdwerke mit Gräben, Wällen, Palisaden und Toranlagen errichtet, die als zentrale Orte größerer Gemeinschaften entstanden sind. Deren Funktion konnte bis heute nicht geklärt werden. Sicher ist nur, dass die architektonischen Großanlagen einen bestimmten Teil der Landschaft aus der allgemeinen Nutzung ausgesondert haben. In den Gräben und den Grabenköpfen im Bereich der Eingänge fanden sich angehäufte menschliche und tierische Skelettreste, Keramik, Tierknochen und Steinwerkzeuge eingelagert. Das bedeutendste und umfangreichste Erdwerk dieser Kultur lag nahe der Moselmündung auf dem linken Rheinufer bei Urmitz (Kreis Mayen-Koblenz).

Die bis zu dieser Zeit ausgeübte Sitte, Verstorbene mit Beigaben in regulären Erdgräbern und auf größeren Grabarealen zu bestatten, wurde zugunsten eines unbekannteren Rituals aufgegeben, in dessen Verlauf die Toten auf der Erdoberfläche der Verwesung ausgesetzt wurden. Die Frage, ob dies an bestimmten zentralen Orten geschehen ist oder jeder Verstorbene an jedem beliebigen Platz abgelegt werden konnte, ist bislang ebenso ungeklärt wie die Frage, ob die Toten aufgebahrt, rituell zerstückelt, den Tieren zum Fraß überlassen oder im Verlauf von kultischen

Handlungen zumindest teilweise verspeist worden sind. Im anatomischen Zusammenhang verbliebene Skelette finden sich nur selten. Die Regel sind vielmehr Überreste einzelner Körperpartien und vereinzelte menschliche Knochen, die häufiger Schnittspuren und/oder Bissspuren von Tieren aufweisen.

Der Zeitpunkt des Endes und der Verlauf der Nachfolge dieser über einen bemerkenswert langen Zeitraum hinweg kontinuierlich bestandenen, expansiven jungsteinzeitlichen Kultur im Rheinland ist immer noch vollkommen ungeklärt. Für die Folgezeit von etwa 3.400 bis etwa 2.800 v. Chr. besteht im Rheinland eine enorme Forschungslücke. Ab 2.800 v. Chr. erscheinen im Rheinland die „Kulturen mit Schnurkeramik“ (ältere Bezeichnungen sind „Schnurkeramische Kultur“ und „Einzelgrabkultur“). Auch über die Siedlungsverhältnisse dieses Zeitabschnittes ist im Rheinland kaum etwas bekannt. Ein weit über das Rheinland hinaus einzigartiger und seit Jahrzehnten bekannter Fundplatz liegt auf dem linken Rheinufer bei Büttgen-Driesch (Rheinkreis Neuss). Das umfangreiche Fundmaterial wurde trotz der einzigartigen Bedeutung des Platzes bis heute nicht wissenschaftlich erfasst und ausgewertet.

Das Umfeld des Fundpunktes bei Lintorf ist heute weitgehend überbaut und im Bereich der Baumaßnahme flächendeckend abgetragen. Steinwerkzeuge oder Keramik der Michelsberger Kultur konnten im Verlauf der Bergung nicht beobachtet werden. Das Fehlen von zeitensprechendem Siedlungsmaterial im näheren Umfeld der Fundorte alpiner Beilklingen ist ein gut bekanntes Phänomen. Die wertvollen Beilklingen wurden zumeist weiter von den Siedlungsstandorten entfernt an ausgewählten Plätzen niedergelegt, die aufgrund ihrer weltlichen und kultischen Funktion von räumlich übergeordneter Bedeutung waren und mutmaßlich insbesondere mit dem Ahnenkult in näherer Beziehung gestanden haben. Nach der Vorstellung der Zeit traf im Bereich von Gewässern die Welt der Lebenden auf das Reich der verstorbenen Ahnen und der in diesem Zusammenhang verehrten



Abbildung 3: Auswahl von Rijkholtfeuerstein der höchsten Qualität von einem Fundpunkt des Gesamtfundareals

Gottheiten. Diese Vorstellung ist bis zur Praxis keltischer und germanischer Opferkulte an Seen, Teichen, Flüssen, Bächen und Quellen zu verfolgen. Ein solcher germanischer Kultort in der Region ist das „Brunnenheiligtum“ im Duisburger Stadtwald. Diese Prägung wurde erst in früher christlicher Zeit durch die „Bannung“ solcher Orte durch die Errichtung von Kreuzen, Kapellen und Kirchen aufgehoben.

Ein Zentralort des jüngeren Neolithikums am rechten Niederrhein

Während aus Lintorf noch keine weiteren Hinterlassenschaften aus Siedlungsaktivitäten der Michelsberger Kultur bekannt sind, führten im Jahr 2003 intensive Oberflächenprospektionen am Ufer des rechten Niederrheins auf die Spur einer bis dahin vollkommen unbekanntes Großsiedlung aus der Zeit des jüngeren Neolithikums. Kein einziges Fundstück hatte zuvor einen Hinweis auf die mögliche Existenz eines steinzeitlichen Siedlungsplatzes gegeben. Das Fundareal liegt nur knapp neun Kilometer von Lintorf entfernt.

Bis zu diesem Zeitpunkt wurde nicht einmal über die Möglichkeit der Existenz einer bedeutenden jungsteinzeitlichen Siedlung am rechten Niederrhein spekuliert. In der Region sind aus aktuellen Prospektionen inzwischen auch von

Düsseldorf-Kalkum und von Düsseldorf-Angermund jungneolithische Fundstellen bekannt.

Die Fundaufsammlung im Bereich des neu entdeckten Siedlungsareals erbrachte in nur vier Jahren Begehungszeit (mehr als 1.600 Stunden) über 2.500 Steinartefakte, die in der Quantität, der Qualität der handwerklichen Ausführung sowie der Erhaltung alle bisher bekannten Oberflächenfund- und Grabungsinventare des jüngeren Neolithikums im Rheinland übertreffen. Aufgrund der kulturellen Zuordnung und der bevorzugten naturräumlichen Situation kann im Bereich des Fundareals auch mit

dem Befund eines größeren Erdwerks gerechnet werden.

Die angetroffene Menge qualitativ hochwertigen Feuersteins, der insbesondere in der etwa 130 Kilometer weiter westlich entfernt gelegenen Region um Rijkholt in den Niederlanden im Bergbau „unter Tage“ gewonnen und an den Fundort eingeführt worden ist, ist erstaunlich groß. Vergleichbar umfangreiches Material fand sich bislang nur im Bereich von Plätzen, die sich räumlich sehr viel näher auf die Rohstofflagerstätten in der Maasregion ausgerichtet hatten.

Dieser Umstand deutet an, dass grundlegende Fragen zu Tendenzen der Entwicklung des Güterausbaus und der Expansionsbewegung der jungneolithischen Michelsberger Kultur im Rheinland neu geprüft werden müssen, denn bislang ist die Bedeutung des Rheinlaufs für die Entwicklung dieser Kulturererscheinung offenbar vollkommen „übersehen“ worden.

Aufgrund der insgesamt verschiedenartigen Herkunft des Fundmaterials markiert der neu entdeckte Ort offenbar den Kreuzungspunkt einer zwischen Westen und Osten vermittelnden Fernverbindung über Land mit dem Rheinlauf. Der Rheinlauf bildete die zentrale Leitschiene des Güter- und Kulturaustauschs zwischen Süden und Norden. Der Austausch von westlichem Feuerstein verlief dem Eindruck nach in vergleichsweise direkter Linie von den Feuersteinabbaugebieten in Belgien, den Nie-



Abbildung 4: vollständig erhaltene Spitzklinge (oben), Klingenkratzer (unten) und Abschlagkratzer (rechts) aus einem Fundinventar vom neu entdeckten Siedlungsareal

derlanden und vom Lousberg bei Aachen über den Rheinlauf hinweg auf die Siedlungen im Bereich der Soester Börde zu, wo sich unter anderem bei Werl umfangreiche Salzlagerstätten befunden haben. Feuerstein und Salz waren die unentbehrlichen und weithin nachgefragten Hauptprodukte des Güterausstauschs dieser Zeit.

Charakteristische Artefakte des jüngeren Neolithikums sind „Spitzklingen“, „Klingen“- und „Abschlagkratzer“ sowie tropfen- und blattförmige Pfeilspitzen aus Feuerstein. Die Steinartefakte weisen unter anderem auf die intensive handwerkliche Verarbeitung von Holz, Knochen, Horn, Geweih, Fell, Leder und landwirtschaftlichen Produkten hin.

Die Anzahl der Belege von Arbeitsunterlagen und Schleifwannen aus Felsgestein, von Stößeln, Klopf- und Hausteinen aus Geröllen und insbesondere von Mahlsteinen aus karbonischen Gesteinvarietäten ist bemerkenswert hoch. Mahlsteine können als indirekte Hinweise auf den Anbau und die Verarbeitung von Getreide interpretiert werden. Neben dem umfassenden Güterausstausch und handwerklichen Tätigkeiten ist damit auch ein herausragender Aspekt landwirtschaftlicher Tätigkeiten dokumentiert. Der Zeitraum des Bestehens der Ansiedlung hat demzufolge zumindest einen Zyklus der Ausbringung, der Ernte und der Verarbeitung von Saatgut umfasst. Die tatsächliche Aufenthaltsdauer der jungsteinzeitlichen Menschen an diesem Ort ist noch unbekannt.

Die Schneide einer Prunkbeilklinge aus alpinem Jadeitit

Im November 2008 wurde in der neu entdeckten jungneolithischen Großsiedlung überraschend auch die abgebrochene Schneide einer Prunkbeilklinge aus alpinem Jadeitit gefunden.

Auch dieses Fundstück ist von weit übergeordneter Bedeutung für die archäologische Forschung in Deutschland, denn es handelt sich erst um den zweiten Beleg einer Prunkbeilklinge, der aus sicher dokumentierten Siedlungszusammenhängen stammt. Zuvor war nur aus einer Siedlung der Michelsberger Kultur in Thüringen



Abbildung 5: abgebrochene Schneidenpartie einer Prunkbeilklinge aus alpinem Jadeitit

der Beleg einer Prunkbeilklinge, gleichfalls ein Schneidenfragment, bekannt.

Das vorliegende Schneidenfragment gehört zu einer alt gebrochenen Prunkbeilklinge vom „nordischen“ Typ (Altenstadt, Greenlaw oder Chenoise) und weist auf der unbeschädigten Seite noch eine glänzende Politur auf, die bislang ausschließlich an Belegen alpiner Prunkbeilklingen aus dem Rheinland beobachtet worden ist.

Nach dem erfolgten Bruch wurde das Schneidenfragment entlang der Bruchkante stärker und auf der abfallenden Bruchfläche, zur Schneidenkante hin, schwächer

überschliffen. Es besteht der Eindruck, dass die Bruchkante nicht nur „entschärft“, sondern in der Aufsicht, in Ausrichtung der Längsachse der Bruchkante, möglicherweise erneut die Form einer Prunkbeilklinge mit gebogenen Seiten, spitz zulaufendem Nacken und leicht gewölbter Schneide hergestellt werden sollte. Auf diese Weise wäre das Fragment („pars pro toto“) als sekundäre Miniaturform einer Prunkbeilklinge zu verstehen. Der Bearbeiter scheint die Überarbeitung jedoch nicht ganz abgeschlossen zu haben.

Die Beobachtung der sekundären Überprägung einer zerbrochenen Prunkbeilklinge aus Jadeitit ist bis-



Abbildung 6/7: beidseitige Darstellung der Beilklingenschneide als Miniaturform einer Prunkbeilklinge

lang allein schon einzigartig und deutet eindrücklich auf die extrem hohe ideelle „Wertschätzung“ der Beilklingen aus grünen alpinen Mineralgesteinvarietäten hin.

Singulär ist die Beobachtung der Vergesellschaftung des Prunkbeilklingenfragments mit zahlreichen jungneolithischen Dechsel- und Beilklingen aus Feuer- und Felsgestein. Neben fertiggestellten Hiebgeräteeinsätzen liegen auch nicht fertiggestellte Halbfabrikate vor. Der Fundpunkt repräsentiert offenbar den Standort eines zentralen Werkplatzes zur Anfertigung, Bearbeitung bzw. zur abschließenden Fertigstellung von Beil- und Dechselklingen. Der hohe Anteil von verbrannten Beil- und Dechselklingen aus Feuerstein geht wohl auf die Zerstörung des Werkplatzes und/oder der Aufbewahrungsstelle der Hiebgeräteeinsätze durch ein Schladfeuer zurück. Dies kann der entscheidende Grund dafür sein, dass auf diesem Platz ein bislang einzigartig umfangreiches und umfassendes Fundinventar von Hiebgeräteeinsätzen aus der Zeit des jüngeren Neolithikums im Rheinland erhalten geblieben ist. Das Fragment der alpinen Prunkbeilklinge befand sich zum Zeitpunkt der Brandkatastrophe möglicherweise zur „Überarbeitung“ im Bereich dieses Werkplatzes und ging im Verlauf des Unglücks mit allen anderen Fundbelegen zusammen verloren.

Nach bisherigem Forschungsstand erscheint das gleichzeitige Vorkommen einer Beilklinge des Typs Durrington, der aus Deutsch-



Abbildung 8: Beispiele von Beilklingenbelegen aus Fels- und Feuerstein vom Fundpunkt der Prunkbeilklingenschnaide

land kaum bekannt ist, und einer sekundär polierten Beilklinge der nördlichen Typengruppe, die für das Rheinland charakteristisch ist, als wenig wahrscheinlich. Doch ist immer noch viel zu wenig über das Verbreitungsbild der alpinen Prunkbeilklingentypen im Rheinland und in Deutschland allgemein bekannt, um sicher ausschließen zu können, dass die Lintorfer Beilklinge nicht ursprünglich auch über den neu entdeckten zentralen Siedlungsstandort des jüngeren Neolithikums am rechten Niederrhein weitergegeben worden sein könnte.

Vom rechten Niederrhein ist auch aus Duisburg-Hamborn der Altfund einer großformatigen Prunkbeilklinge aus grünfarbigem al-

pinen Mineralgestein bekannt. Das weitere Umfeld des Ruhmündungsgebietes repräsentiert durch die beiden Neufunde und den Altfund von Hamborn ein bislang unbekanntes Verbreitungsgebiet von Beilklingen aus grünfarbigem alpinen Mineralgesteinvarietäten im Rheinland.

Dass der neu entdeckte Fundplatz am rechten Niederrhein in seiner Bedeutung für die Facharchäologie kaum unterschätzt werden kann, dokumentiert das Fragment einer Beilklinge, für die bislang überhaupt kein Vergleichsbeleg bekannt ist. Bei dem Material handelt es sich um eine in Schlieren rötlich gefärbte mikrokristalline Gesteinvarietät, die, dem äußeren Eindruck nach, am ehesten noch der Gruppe der Chalzedone, zu der auch die Achate gehören, nahesteht. Eine abschließend gesicherte Ansprache ist bis heute nicht gelungen. Neben dem exotischen Ausgangsmaterial überrascht an dem durch die moderne Landwirtschaft zertrümmerten Fundbeleg die hochgradig glasglänzend spiegelnde Feinpolitur der Oberfläche. Eine vergleichbare Bearbeitungsqualität erschien für jungsteinzeitliche Handwerker bislang als unerreicht. Diese wahrhaftige „Prunkbeilklinge“ muss bei jedem Betrachter einen unvergleichlich prachtvollen Eindruck hinterlassen haben.

Die rote Farbe war für die jungsteinzeitlichen Menschen von be-



Abbildung 9: Fragment einer glasglänzend polierten Beilklinge aus einem feinkristallinen rötlichen Mineralgestein

sonderer Bedeutung. Aus Farbmineralien wie Hämatit und Rötel wurde ein rötliches bis ockerfarbiges Farbpulver gewonnen, das unter anderem wohl auch zur Körperbemalung verwendet worden ist. Seit der Altsteinzeit finden sich Farbspuren von Ocker und Rötel auch in Bestattungen. Es liegt die Vorstellung nahe, dass die rote Farbe Blut und Leben symbolisiert hat.

Zusammenfassung

Der Fundnachweis von gleich zwei Beilklingenbelegen aus alpinen Mineralgesteinen innerhalb kurzer Zeit und in enger räumlicher Beziehung zueinander, in einem bislang unbekanntem Verbreitungsgebiet im Rheinland, ist aus fachwissenschaftlicher Sicht äußerst spektakulär. Die erste Beobachtung der kultischen Deponierung einer alpinen Beilklinge in Deutschland gelang überraschend und unerwartet in Ratingen-Lintorf. Mit der Auffindung eines hochkomplex strukturierten jungneolithischen Siedlungsareals, nur wenige Kilometer vom Fundplatz bei Lintorf entfernt, gelang es zugleich, erste Hintergründe der jungneolithischen Siedlungsexpansion am rechten Niederrhein zu erhellen. Der neu entdeckte Siedlungsstandort war offenbar von weit herausragender Bedeutung für den überregionalen Gütertausch.

Ganz offensichtlich ist die Bedeutung des Niederrheingebietes für die Expansionsbewegung der jungneolithischen Kultur im Rhein-Maasgebiet weit unterschätzt worden.

Die beiden neu entdeckten Beilklingenbelege aus grünen alpinen Mineralgesteinen sind deutliche Hinweise auf die Präsenz von Personen oder Personengruppen in dieser Region am rechten Niederrhein, die in der Zeit des 4. Jahrtausends v. Chr. über seltene Kulturgüter oder Kultobjekte verfügen konnten und die zugleich mit den damit verbundenen kultischen Vorstellungen und der Ausübung der damit verbundenen Rituale vertraut gewesen sind. Diese Personen geben sich, dem Verbreitungsbild der alpinen Beilklingen und des damit verbundenen „Beilkultes“ im nordwestlichen Europa entsprechend, als Angehörige und Vertreter eines europaweit verbreiteten „Netzwerkes“ oder einer „Kultgemeinschaft“ zu erkennen, die „kulturübergreifend“ nach vergleichbaren Prinzipien gehandelt haben.

Mit dieser Beobachtung trifft die moderne Archäologie auf überraschende Aspekte der sozialen Gliederung und Organisation der jungneolithischen Bevölkerung in Nordwest-Europa zur Zeit des 4. Jahrtausends v. Chr.

Schlussbemerkung

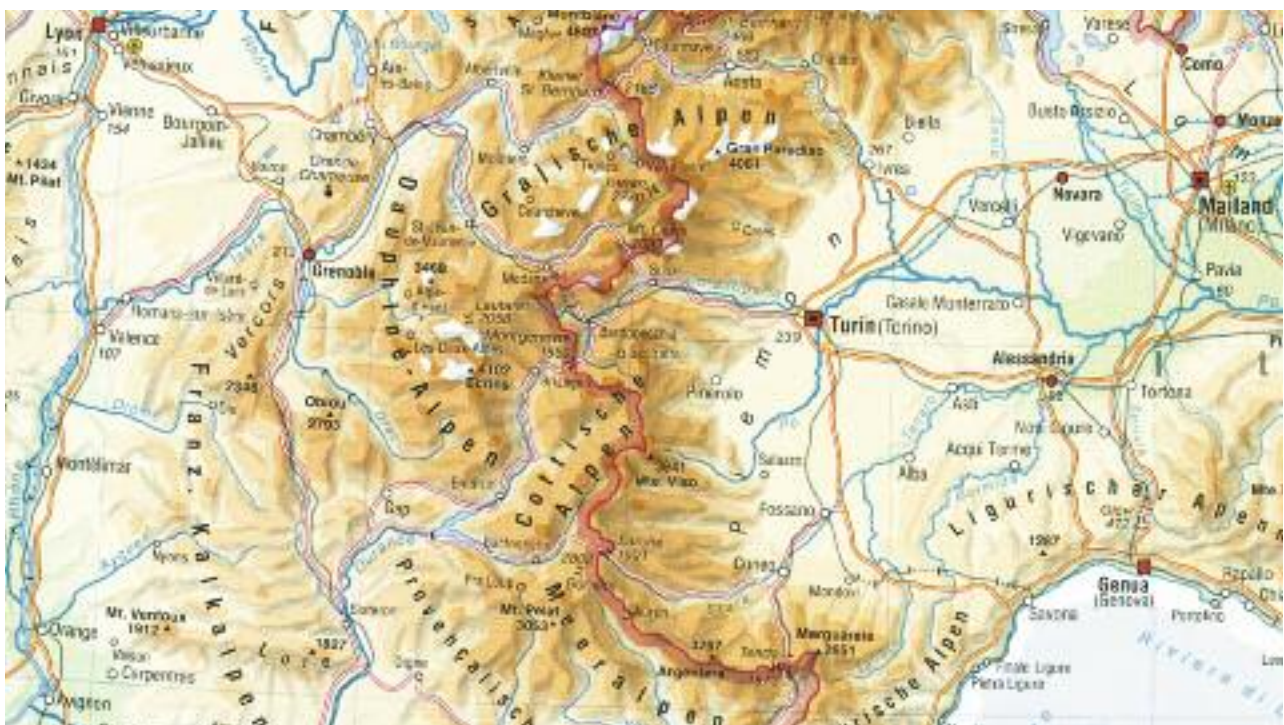
Beide Fundbelege alpiner Beilklingen wurden im März 2009 zur naturwissenschaftlichen Analyse in Tervuren (Belgien) vorgelegt.

Danksagung

Dr. Lutz Klassen (Aarhus/Dänemark) sei an dieser Stelle ganz herzlich für den intensiven fachlichen Austausch und die Vermittlung wichtiger Kontakte gedankt.

Literatur

F. MARZATICO, P. GLEISCHER Katalog: Guerrieri, Principi e Eroi fra il Danubio e il Po dalla Preistoria all'Alto Medioevo, Provincia Autonoma di Trento, Castello del Buonconsiglio, Monumenti e Collezioni Provinciali (2004), 88-96. – C. D'AMICO, E. STARNINI, G. GASPAROTTO, M. GHEDINI Eclogites, Jades and other HP-metaophiolites employed for prehistoric polished stone implements in Italy and Europe. Periodico di Mineralogia (2004), 73, 17-42. – R. COMPAGNONI, F. ROLFO, F. MANAVELLA, F. SALUSSO Jadeitite in the Monviso meta-ophiolite, Piemonte Zone, Italian western Alps in: Periodico di Mineralogia (2007) 76, 2-3, 79-89.



Nachtrag:

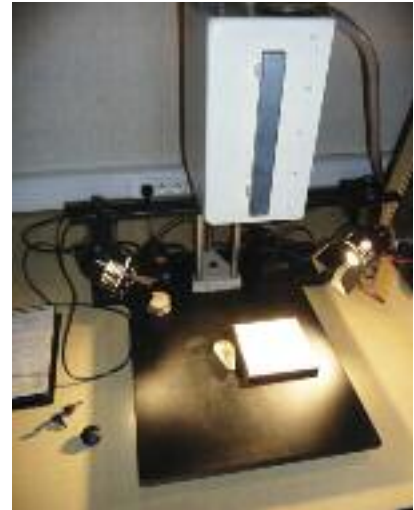
Klärung im Königlichen Museum in Tervuren

Am 3. März 2009 wurde am Geology and Mineralogy Department, Royal Museum of Central Africa, im belgischen Tervuren, nahe Brüssel, durch Dr. M. Errera die spektrometrische Untersuchung der beiden alpinen Beilklingenbelege durchgeführt.

Zur Analyse der geochemischen Zusammensetzung der grünfarbigen alpinen Mineralgesteine, wird die zerstörungsfreie Methode der Spektrometrie angewandt. Dabei wird das Gestein mit elektromagnetischen Wellen bestrahlt und die von den Atomen zurückgeworfene Strahlung gemessen. Da die Wellen von jedem Element unterschiedlich absorbiert oder reflektiert werden, dokumentiert der gewonnene Datensatz für jede Probe ein charakteristisches Profil. Die gewonnenen Daten werden durch die Zusammenfassung zu

einem Kurvenverlauf (Reflexionskurve) grafisch aufbereitet und anschließend mit den Kurvenverläufen anderer Proben abgeglichen. Auf diese Weise gelingt sowohl die Zuordnung der Probe zu einem bestimmten Rohgesteinvorkommen, wie auch das Verhältnis verschiedener Proben zueinander.

Um die erhobenen Datensätze der Beilklingen mit den spezifischen geochemischen Merkmalen der Lagerstätten abgleichen zu können, sind in den vergangenen Jahren umfangreiche Probenserien aus den erst 2003 und 2004 entdeckten Vorkommen, jungsteinzeitlichen Abbaustellen und Werkstätten zur Bearbeitung grünfarbiger alpiner Mineralgesteine (Eklogit, Omphacit und Jadeitit) auf dem Monte Viso in den Cottischen Alpen und dem Monte Beigua im



Die Lintorfer Beilklinge unter der Messapparatur (Spektrometer)



Geologisches und Mineralogisches Institut in Tervuren



Dr. Errera bei der Vorbereitung der spektrometrischen Analyse der Beilklinge aus Lintorf

Massiv von Voltri (Apenninen) bei Genua in einer komplexen Datenbank zusammengefasst worden.

Im Rahmen des europäischen Forschungsprojektes JADE werden die Belege großformatiger Beilklingen aus Jadeitit zudem auf ihre näheren Beziehungen zueinander untersucht.

Ergebnisse

Die Beilklinge aus Lintorf

Die Auswertung der Reflexionskurve der Lintorfer Beilklinge bestätigte die zuvor bereits angenommene Herkunft des verwendeten Mineralgesteins aus dem Steinbruch Oncino-Bulé auf dem Monte Viso (Piemont/Italien). Entgegen der optischen Ansprache durch P. Pétrequin handelt es sich bei dem verwendeten Mineralgestein jedoch nicht um Omphacit sondern um den nahe verwandten Eklogit. Die bereits durch den Befund der rituellen Aufstellung im Erdreich in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung besonders ausgezeichnete Beilklinge kann nun abschließend als „Miniaturform einer Prunkbeilklinge des Typs ‚Durrington‘ aus alpinem Eklogit aus dem Steinbruch Oncino-Bulé auf dem Monte Viso (Piemont)“ angesprochen werden. Die Entfernung des Fundplatzes zur Rohgesteinlagerstätte beträgt etwa 730 Kilometer Luftlinie. Die tatsächlich zurückgelegte

Strecke, die über das Tal der Rhône, entlang der Mosel und des Rheinlaufs zurückgelegt worden ist, beträgt ungefähr 930 km.

In der Publikation „British Archaeology“ (Ausgabe September/Oktober 2007, S. 23 - 27) wurde die chronologische Abfolge der typologischen Entwicklung der Beilklingen aus alpinen Mineralgesteinen vorpubliziert (S. 26). Darin bestätigt sich die frühe Zeitstellung des Lintorfer Fundstücks. Der Beginn der Produktionsphase wird auf etwa 4.900 bis 4.500 v. Chr. datiert. 70% der Beilklingen des Typs Durrington bestehen aus Eklogit, 10% aus Jadeitit und 20% aus sonstigen Gesteinvarietäten. Die Lintorfer Beilklinge repräsentiert in Bezug auf ihre Produktionszeit und die typologische Stellung einen frühen und nur selten nach Deutschland ausgetauschten Typ alpiner Beilklingen aus grünem Mineralgestein.

Die sekundär überprägte Beilklingenschneide

Die Analyse der überarbeiteten Beilklingenschneide vom neolithischen Großfundareal bestätigte die bereits zuvor von P. Pétrequin angenommene Verwendung von Jadeitit. Entgegen seiner Vermutung stammt das seltene Mineralgestein allerdings nicht vom Monte Viso im Piemont, sondern aus einer Lagerstätte auf dem Monte Beigua im Massiv von Voltri bei Genua in Ligurien. Die Entfernung des Fundplatzes zum Rohgesteinvorkommen beträgt etwa 800 Kilometer Luftlinie. Der bis zur Fundstelle zurückgelegte Weg über das Tal der Rhône, entlang der Mosel und des Rheinlaufs beträgt etwa 1.000 km. Die Beziehung zum Monte Beigua ist von besonderer Bedeutung, weil die in nur neun Kilometern Entfernung zueinander aufgefundenen Beilklingenbelege vom rechten Niederrhein unerwartet beide Lagerstätten von alpinen Mineralgesteinen in Italien repräsentieren. Durch diesen Umstand wird eine unterschiedliche Zeitstellung der beiden Stücke wahrscheinlich.

Vergleichbare Datensätze von Fundbelegen aus Deutschland

Unter den bisher 547 erstellten Datensätzen für rund 300 Beilklingen aus alpinen Mineralgesteinen

aus Deutschland konnten für das Rohgestein der Beilklingenschneide vier vergleichbare Datensätze herausgestellt werden. Die ihrer Herkunft nach eng „verwandten“ Beilklingen bestehen aus Gestein, das demselben Lagerstättenbereich, wahrscheinlich sogar ein und demselben Gesteinsblock zugehört hat. Die Fundplätze konzentrieren sich außergewöhnlicherweise innerhalb eines Umkreises von weniger als 100 Kilometern (Rheinland-Pfalz drei Exemplare und Hessen ein Exemplar). Als „Ausreißer“ dieser Kleingruppe wurde das hier vorgestellte Schneidenfragment am rechten Niederrhein nun am weitesten von der Lagerstätte bei Genua entfernt angetroffen.

Es handelt sich um den zweiten Fundbeleg einer Prunkbeilklinge, unter allen (!) Jadeititbeilklingen in Deutschland, der auf einem Siedlungsareal und den bislang einzigen Fundbeleg, der in unmittelbarer Vergesellschaftung mit weiteren Hiebgeräteeinsätzen aus anderen Gesteinarten (Dechsel- und Beilklingen aus Feuerstein, Beilklingen aus Felsgestein) angetroffen worden ist. Im urgeschichtlichen Museum Charlottenburg in Berlin wird eine fünfte Jadeititbeilklinge mit vergleichbarem Datensatz aufbewahrt. Diese stammt von einem unbekanntem Fundort in Frankreich. Die Frage, ob auch aus weiteren europäischen Ländern im Material vergleichbare Jadeititbeilklingen vorliegen, wird die zukünftige Auswertung der gewonnenen Datensätze klären helfen.

Mitte März teilte der Archäologe Lutz Klassen aus Dänemark mit, dass die Vergleichsstücke aus Rheinland-Pfalz, Hessen und Berlin überraschend alle dem Typ „Puy“ angehören. Dieser Beilklingentyp repräsentiert die letzte Produktionsphase alpiner Prunkbeilklingen und wurde vermutlich nicht vor 4.000 v. Chr. nach Deutschland ausgetauscht. Bei den Vergleichsstücken handelt es sich um drei kleinformatige und zwei größere Exemplare. Da die beiden größeren Fundbelege aus Pferdsfeld (nahe Bad Kreuznach) und Otterstadt (nahe Speyer) vollständig erhalten sind, muss die Schneidenpartie vom Niederrhein von einer alt beschädigten sechsten Beilklinge stammen, die, auf-

grund der nun ermittelten Vergleichsbelege, wohl gleichfalls dem Typ „Puy“ angehört hat. Die einheitliche Verwendung des spezifischen Jadeitit zur Produktion von Prunkbeilklingen des Typs „Puy“ deutet auf ein nur kurzzeitig in der Spätphase der Prunkbeilklingenproduktion verwendetes Mineralgesteinvorkommen hin.

Die fünf Beilklingen wurden offensichtlich zunächst gemeinsam über das Tal der Rhône und die Mosel hinweg an den mittleren Rheinlauf transportiert. Dieser Umstand verweist auf einen zielgerichteten direkten Austausch gegenüber der bisher bevorzugten Annahme der Weitergabe von „Hand zu Hand“ und „Ort zu Ort“ über Jahrhunderte hinweg. Während vier der Beilklingen innerhalb eines Umkreises von 100 Kilometern südlich, süd-östlich und südwestlich der Moselmündung weitergegeben worden sind, gelangte die fünfte Beilklinge in den großen Siedlungskomplex am rechten Niederrhein und ist spätestens dort zerbrochen oder zerschlagen worden.

Die auf Grundlage der naturwissenschaftlichen Analyse mögliche Annäherung an die individuelle Geschichte der vorliegenden Prunkbeilklingenschneide ist schon heute von eigenständiger Bedeutung für das Erkennen wichtiger Faktoren, die den überregionalen Austausch der wertvollen Objekte zur Zeit des Neolithikums im vierten vorchristlichen Jahrtausend in Europa bestimmt haben.

Im regionalen Zusammenhang stellen sich weitere Fragen: In welcher kulturellen und zeitlichen Beziehung stehen die kultisch deponierte Prunkbeilklinge des frühen Typs „Durrington“ aus Lintorf und der Fundbeleg der Prunkbeilklingenschneide des späten Typs „Puy“ zueinander? Dokumentieren die beiden Fundstücke für die Region aufgrund ihrer chronologisch-typologisch weit auseinander gelegenen Stellung exemplarisch Anfang und Ende einer lokal fest gebundenen „Prunkbeilklingentradition“? War das Gebiet über viele Jahrhunderte hinweg kontinuierlich in das hoch komplexe strukturierte Netzwerk von Austausch und Kommunikation einer sozialen oder religiösen Elite in Europa eingebunden? In welcher

Beziehung standen die durch die Prunkbeilklingenfunde ausgezeichneten Siedlungsstandorte zueinander?

Im Vergleich zum geringen Fundaufkommen von Steinartefakten im Bereich „regulärer“ und wahrscheinlich zeitgleicher Siedlungsstandorte in der umliegenden Region, unter anderem bei Klein Winkelhausen, Wittlaer, Kalkum und Lohausen, sowie mit allen weiteren jung- bis spätneolithischen Großfundplätzen im Rheinland (Koslar zehn, Inden neun usw.), ist die Menge und Qualität der Fundbelege sowie die vielfältige Herkunft der verarbeiteten Rohgesteine im Bereich des rechtsrheinischen Fundareals der Prunkbeilklingenschneide weit übergeordnet und einzigartig.

Bedenkt man die grundlegende Notwendigkeit der Verfügbarkeit von seetauglichen Schiffen zum Transport der Prunkbeilklingen nach Großbritannien in der Zeit ab dem späten 5. Jahrtausend (!) v. Chr., sprechen die vielfältigen „Importgüter“ im Bereich des nieder-rheinischen Ortes gleichfalls für einen hoch intensiven und gezielten Austausch von Gütern nicht nur über Land „entlang“ der Wasserläufe, sondern auch mit Booten direkt „über“ die Wasserstraßen. Der Güteraustausch von „Hand zu Hand“ und „Ort zu Ort“ oder die Vorstellung umfangreicher „Beschaffungsexpeditionen“ auf dem Landweg bilden für die Ausprägung eines derart vielseitig zusammengesetzten Fundkomplexes keine ausreichende Erklärung. Inzwischen konnte für eine markant ausgeprägte Feuersteinvarietät



Fundbelege einer Feuersteinvarietät aus Westbelgien

vom Gesamtfundareal die Herkunft aus der Region um Nointel (Region Oise) im Pariser Becken wahrscheinlich gemacht werden. Die Entfernung dieser Lagerstätte zum Fundareal beträgt etwa 475 km.

Eine weitere charakteristische Feuersteinvarietät geht nach Vergleichen wohl auf Vorkommen im weiteren Umland von Harmignies in Westbelgien zurück. Die Entfernung zum Fundareal beträgt etwa 275 km.

Es verdichten sich die Hinweise darauf, dass die neolithischen Gesellschaften in der Zeit des 4. Jahrtausends v. Chr. in Europa bereits ein unerwartet hohes Maß an räumlich weit übergeordneter Kommunikation, sozialer Gliederung und ein komplexes Wirtschaftssystem ausprägen konnten. Als zentrale Eckpunkte dieser Entwicklung und mögliche Träger eines über fast ein Jahrtausend

hinweg bestandenen ersten gesamteuropäischen „Urbanisierungs- und Zivilisationsprozesses“ stehen derzeit die außergewöhnlichen Kulturercheinungen von Varna an der Schwarzmeerküste und der Kulturkomplex im Golf von Morbihan in der Bretagne im Fokus der wissenschaftlichen Forschung.

Naturwissenschaftliche Beobachtungen verweisen darauf, dass massive klimatische Veränderungen gegen Ende des Millenniums zur Auflösung der bis dahin weiträumig expandierenden gesellschaftlichen und ökonomischen Ordnung beigetragen haben und ein Prozess zur weitgehenden Regionalisierung einsetzte. Die alpinen Prunkbeilklingen wurden zuletzt in dieser Phase in allen Landschaften Europas durch die Übergabe an das Erdreich den übernatürlichen Mächten geweiht und „für alle Zeiten“ dem Zugriff der Lebenden entzogen.

Für das kommende Jahr ist durch das Projekt JADE eine erste umfassendere Publikation zur Auswertung und Interpretation der Befunde von Prunkbeilklingen aus Deutschland und den Beneluxstaaten vorgesehen.

Danksagung

Dr. Errera danke ich ganz herzlich für die freundliche Aufnahme in Tervuren, die Einführung in die Grundlagen der Spektroradiometrie und die Durchführung der Analyse der vorgelegten Fundbelege.

Thomas van Lohuizen



Fundbelege einer Feuersteinvarietät aus dem Pariser Becken

Eugen Roth

* 24. Januar 1895

München

† 28. April 1976

München



Das Hilfsbuch

*Ein Mensch, nichts wissend von „Mormone“
Schaut deshalb nach im Lexikone
Und hätt es dort auch rasch gefunden –
Jedoch er weiß, nach drei, vier Stunden
Von den Mormonen keine Silbe –
Dafür fast alles von der Milbe,
Von Mississippi, Mohr und Maus:
Im ganzen „M“ kennt er sich aus.
Auch was ihn sonst gekümmert nie,
Physik zum Beispiel und Chemie,
Liest er jetzt nach, es fesselt ihn:
Was ist das: Monochloramin?*

*„Such unter Hydrazin“, steht da.
Schon greift der Mensch zum Bande „H“
Und schlägt so eine neue Brücke
Zu ungeahntem Wissensglücke.
Jäh fällt ihm ein bei den Hormonen
Er sucht ja eigentlich: Mormonen!
Er blättert müd und überwacht:
Mann, Morpheus, Mohn und Mitternacht ...
Hätt weiter noch geschmökert gern,
Kam bloß noch bis zu Morgenstern
Und da verneigte er sich tief
Noch vor dem Dichter und – entschlief.*

„GEHT NICHT...“ können die Anderen besser!



Agentur für Marketingunterstützung
und Sonderwerbformen

- PYLONE
- FLYER
- SCHILDER
- WERBEANLAGEN
- VISITENKARTEN
- PLAKATE
- GROSSFORMAT-DIGITALDRUCK
- LOTTO4FREE

Wedauer Straße 8 • 40885 Ratingen • Telefon 02102 70 69 777 • E-Mail: Lansen@rpk-media.com

BÜROGEMEINSCHAFT BÜROGEMEINSCHAFT BÜROGEMEINSCHAFT BÜROGEMEINSCHAFT BÜROGEMEINSCHAFT

ILKO-PLAN GmbH
Ing. Gesellschaft für das Bauwesen

Architektur - Statik - Energieberatung - EnEV

Wedauer Str. 8 • 40885 Ratingen • Tel.: 02102/9368-0 • info@ilko-plan.de • www.ilko-plan.de

Alfons **Weber** GmbH
Seit 1926
Heizung · Sanitär

Heizungsbau
Solar- und Brennwerttechnik
Sanitärinstallation
Raumklimageräte
Kundendienst

Angermunder Straße 9
40489 Düsseldorf-Angermund
Telefon: 0203 / 74 21 00
Telefax: 0203 / 74 21 021
www.alfons-weber-gmbh.com
e-mail: info@alfons-weber-gmbh.com

Lieber Kunde,
hier schafft
der Chef
noch selbst!

Schreinerei
Schlüter & Kögler
GmbH
Rund um's Holz

Wir erarbeiten gemeinsam mit Ihnen
Ideen und Lösungen für kleine
und große Projekte rund um's Holz

Schreinerei Schlüter & Kögler GmbH · Birkenstraße 7 · 40885 Ratingen-Lintorf
Tel.: 02102 - 89 33 16 · Fax: 02102 - 89 34 12 · www.schlaeter-koegler.de

Hubertus Apotheke



Dr. Jons **Aßmutat** e.Kfm.
Speestraße 47 · 40885 Ratingen
Tel. 02102/31626 · Fax 02102/732468

K maler
kohl



Maler / Lackierarbeiten
Tapezierarbeiten
Außenanstriche
und vieles mehr...

Ratingen-Lintorf · Tel. 02102 - 175-93

Qualität und Leistung – Unsere Referenz

Kunststoff- und Aluminiumfenster – Kunststoff- und Aluminium-Rollläden –
Kunststoff-Klappladen – Alu-Haustüren – Hebeschiebeanlagen –
Haustürüberdachungen – Markisen – Jalousetten –
E-Antriebe für Rollläden und Markisen –

Reparatur-Service

40885 Ratingen-Lintorf · Am Schließkothlen 9
☎ 021 02 - 33943 · Fax 021 02 - 36095
www.profilbau-scheil.de · info@profilbau-scheil.de



Besuchen Sie unsere
Ausstellung
Konrad-Adenauer-Platz 17

PROFILBAU
R. Scheil u. Sohn GmbH



WERNER BUSCH GMBH
Karosserie + Lack PKW/LKW

Unfall • Reparatur • Autolackierung • PKW/LKW • PKW-Karosserie-Richtsystem

Zechenweg 21 • 40885 Ratingen (Lintorf) • Telefon 021 02 / 3 11 07
Telefax 021 02 / 3 37 16 • E-Mail: web@buschkarosserie.de

Seit 1986 verleiht der Heimatverein „Ratinger Jonges“ nahezu jedes Jahr die Dumeklemmer-Plakette an Ratinger Bürgerinnen und Bürger sowie an Organisationen, die sich in besonderer Weise um ihre Heimatstadt und deren Menschen verdient gemacht haben. Am 5. Dezember 2009 wurde die Plakette dem **Karnevalsausschuss der Stadt Ratingen** verliehen, der sich seit seiner Gründung im Jahre 1968 um die Organisation des Winterbrauchtums in unserer Heimatstadt große Verdienste erworben hat. Die Feier zur Verleihung fand wie auch schon in den Jahren vorher im Ferdinand-Trimborn-Saal der Städtischen Musikschule statt. Jonges-Baas **Georg Hoberg** überreichte die Plakette stellvertretend für alle gegenwärtigen und ehemaligen Mitglieder an den amtierenden zweiten Vorsitzenden des Karnevalsausschusses, **Werner Rohe**. Den Text der Ehrenurkunde verlas zum ersten Mal der neue Vizebaas der „Jonges“, **Leo Schleich**. Mit der Auszeichnung soll vor allem die Mitarbeit der vielen Ehrenamtlichen gewürdigt werden, die in den vergangenen 40 Jahren dafür sorgten, dass den Ratinger Bürgern in der närrischen Session Frohsinn bereitet wurde.

Musikalisch umrahmt wurde die Feierstunde durch die Beiträge dreier junger Saxophonisten der Städtischen Musikschule. **Moritz Bass, Florens Waiz und Volker Stinshoff** erfreuten die Zuhörer durch ihren erfrischenden, jazzigen Sound.

Die Laudatio auf den Karnevalsausschuss der Stadt Ratingen hielt der langjährige Hoppeditz und Ex-Prinz sowie Moderator unzähliger närrischer Ratssitzungen, Bäckermeister **Günter Vogel** aus Lintorf:



Verleihung der Dumeklemmer-Plakette 2009. Von links: Jonges-Baas Georg Hoberg, Werner Rohe, 2. Vorsitzender des Karnevalsausschusses, Vizebaas Leo Schleich

Wenn die Ratinger Jonges alljährlich ihre begehrte Dumeklemmer-Plakette verleihen, wenn dieser für unsere Stadt so außerordentlich wichtige Verein nach sorgfältigen Überlegungen in Absprache mit einer Findungskommission einen Menschen oder eine Institution gefunden hat, die die hohen Kriterien erfüllen, für unsere schöne Stadt einen Beitrag zur Tradition, zum Miteinander der Bürger, zur Lebensqualität und damit zur Menschlichkeit geleistet zu haben, dann braucht ein Redner für seine Laudatio schon wohlgesetzte Worte, um diesem wichtigen Ereignis gerecht zu werden. Zum einen soll der Redner die Verdienste des zu Ehrenden in angemessener Weise würdigen, ohne in Lobhudelei zu verfallen, zum anderen muss er aber auch die Historie des Ausgezeichneten beschreiben, die

Menschen nennen, die die Fundamente für den künftigen Ordens-träger gelegt haben, ohne dies zu einer endlosen, langweiligen Chronologie werden zu lassen. Ich will versuchen, über den heutigen Kandidaten in etwas unkonventioneller Weise zu reden, fällt er doch aus dem Schema der letzten Jahre, aus der Reihe der Ausgezeichneten etwas heraus und sein Auftreten in der Öffentlichkeit ist dann und wann auch schon mal unkonventionell, wie auch die Leute, die ihn vertreten nicht immer am Maßstab der Ernsthaftigkeit gemessen werden können. In der Regel braucht man nun für solch eine Laudatio umfangreiche Recherchen, Informationen, um möglichst authentisch zu sein. Dies war in diesem Fall jedoch überflüssig, denn der diesjährige Dumeklemmer-Plakettenträger heißt

„Karnevalsausschuss der Stadt Ratingen e.V.“. Diesem Völkchen gehöre ich seit vielen Jahren an, ich weiß also, wovon ich rede, und es ist schon kurios, ich lobe mich mit dieser Laudatio zu einem winzigen Teil selbst, eine Praxis, die man sonst nur von Politikern kennt, die dem Karneval aber auch nicht ganz fremd ist, wenn man an das jährliche Ritual des Austausches der Sessionsorden denkt. „Ich habe Eure Orden noch nicht“, wer hätte diese Feststellung in der Session nicht schon mal gehört. Kleine Eitelkeiten, die zur Menschlichkeit schlechthin gehören, und die ist ja wesentlicher Teil des Winterbrauchtums, von dem hier die Rede sein soll. Als am Ende der Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts – so beschreibt man diese Zeit heute – auch wenn es sich so anhört, als wären wir alle

schon uralt, die vielen närrischen Talente, die ausgezeichneten Gesellschaften und Präsidenten, das gesamte jecke Geschehen in Ratingen zu verbröseln drohte, entstand bei engagierten Menschen unserer Stadt die plausible und äußerst notwendige Idee, dass man, wenn man dieses Potenzial bündeln würde, mit anderen Worten, wenn man diese ganze närrische Bande unter einen Hut brächte, was zugegebenermaßen noch heute viel Geschick erfordert, dass man dann eine Karnevalstruppe formen könnte, die den klassischen, rheinischen Karneval, wie man ihn bei uns pflegt, weit über die Grenzen Ratingens bekannt machen könnte, was dann aus heutiger Sicht auch vortrefflich gelungen ist. Das konnten die Gründerväter nur hoffen, aber sie machten sich mit Feuereifer an die Arbeit und gründeten eine Dachorganisation, die den Namen Karnevalsausschuss der Stadt Ratingen erhielt. Diese Bezeichnung hatte gegenüber anderen Titeln wie Festkomitee oder Ähnlichem den Vorteil, dem Verein einen gewissen offiziellen Anstrich zu geben, zudem konnten die Bürger dem Namen „Ausschuss der Stadt“ eine gewisse Seriosität entnehmen, wenn sie nicht schon einschlägige Erfahrungen mit den diversen Ausschüssen in unserem Rathaus gemacht hatten. Denen stand nämlich die Seriosität des Karnevals gut zu Gesicht. Ich gebe zu, dass diese Passage besser in eine Hoppeditzrede gepasst hätte, und es reizvoll wäre, diesen Gedanken zu vertiefen, was wiederum dazu führen könnte, dieser Rede die Seriosität abzusprechen, darum will ich in der Chronologie ernsthaft fortfahren. Die Gründungsversammlung fand am 11. September 1968 im Restaurant Poensgen in der Bahnstraße statt, mit den Karnevalsgesellschaften Prinzengarde Blau-Weiss, Prinzengarde Rot-Weiss, Funken Rot-Wiss und Stadtgarde Blau-Rot. Der im Protokoll ausgeführte, gewählte Vorstand setzte sich wie folgt zusammen:

Erster Vorsitzender

Paul Kellermann

Zweiter Vorsitzender

Hans-Adolf Kurz

Schatzmeister **Rudi Hülster**

Präsident **Willi Becker**

Schriftführer **Hans-Jürgen Krier**

Zeugwart **Josef („Jupp“) Bonnie**

Beisitzer **Günther Langholz**

Wobei man Paul Kellermann als Vater des Gedankens dankbar benennen muss. Ohne ihn gäbe es den Karnevalsausschuss heutiger Prägung nicht. Nach der Wahl fiel der denkwürdige Satz: „Somit wäre der Vorstand erledigt.“ Was sich angesichts der Lebendigkeit des Karnevalsausschusses bis zum heutigen Tag als grobe Fehleinschätzung ergeben hat. Die wesentlichen Ziele des Vereins waren und sind: Ein Prinzenpaar zu suchen und vor allen Dingen zu finden, ein Hoppeditz erwachen, eine Prinzenkürung und einen Rosenmontag zu organisieren. Ein Haufen ehrenamtlicher Arbeit, die aber viel Spaß macht, wenn auch die Akteure manchmal vergessen, dass dieser Spaß das einzige Ziel im Karneval ist. Auf jeden Fall kann man feststellen, dass diese Aufgaben seither bravurös gemeistert wurden. Von Paul Kellermann, über **Hans Dieter Windeck**, die unvergessene **Hetti Wieler**, den unverwüstlichen **Hanno Paas**, **Klaus Treudt** bis zu unserem heutigen echten **Dr. Hubertus Brauer**, eigentlich war jede Session ein Highlight. Ganz sicher waren jedes Prinzenpaar und jeder Schirmherr Persönlichkeiten, die dem Ansehen Ratingens großen Nutzen gebracht haben und die für sich selbst, neben dem großen Spaß, wertvolle Erfahrungen für ihr

ganzes Leben sammeln konnten. So haben wir auf natürliche Weise, durch den Kontakt zu vielen Menschen, uns auch kulturell weitergebildet, denn der Karneval ist auch ein großes Stück Kultur. Das mal an den Kulturausschuss unserer Stadt, wenn er über Fördermittel zu entscheiden hat. Die Prinzenkürungen wurden zu festlichen Glanzlichtern im Veranstaltungskalender Ratingens, die ganze Bandbreite auch internationaler Künstler begeisterte auch nicht nur Karnevalisten unter den Besuchern, und meist wurde im Foyer der Stadthalle bis zum frühen Morgen weitergefeiert und es wurden unzählige Kontakte geknüpft, die für den Karnevalsausschuss lebenswichtig sind, wie die Einführung eines Schirmherren für den Rosenmontagszug mit den Brüdern Zapp. Wie flexibel der Karneval sein kann, zeigt die Tatsache, dass den Vorsitz eines Schirmherrenkomitees jetzt eine Frau übernommen hat. Die liebe **Petra Hanfland** hat eindrucksvoll bewiesen, wie wichtig Frauenpower für die Jecken ist, man könnte sie als Alice Schwarzer des Ratinger Karnevals bezeichnen, nur eben ganz entschieden attraktiver. Nicht unerwähnt bleiben darf in diesem Zusammenhang der Träger der vorjährigen Dumeklemmer-Plakette. **Hans Willi Poensgen** hat unendlich viel zum Gelingen der Prinzenkürungen beigetragen. Das Hoppeditz erwachen, zuerst auf dem Markt, später in der Stadthalle, gab den manchmal bis zu 800 Per-



Die Laudatio hielt der langjährige Hoppeditz und Ex-Prinz Günter Vogel aus Lintorf



Spiegelsaal im Ratinger Brauhaus®



**Wir halten zwei
Bundeskegelbahnen für Sie bereit!**

Herzlich willkommen im Ratinger Brauhaus
Bahnstraße 15 · 40878 Ratingen
Telefon 021 02 - 2 19 81 · www.poensgen.net

Öffnungszeiten:
Dienstag - Freitag ab 16 Uhr
Samstags, Sonn- und Feiertags ab 11 Uhr

Die Reservierung des Spiegelsaales ist durch die ehemalige Tanzschule nicht mehr begrenzt, sondern steht täglich zur Verfügung



sonen mitten in der Woche einen Vorgeschmack auf die Session. Die Beurteilung dieser Veranstaltung möchte ich aus naheliegenden Gründen dem geschätzten Auditorium überlassen. Der Rosenmontagszug, eine Herkulesaufgabe für den Karnevalsausschuss, wird seit Jahrzehnten souverän gemeistert. **Günter Langholz, Manfred Augustiniak, Heinz Laurich, Wolfgang Bergemann** und jetzt **Artur Lehnhard** haben einen Umzug geschaffen, der für eine Stadt von der Größe Ratingens einmalig ist. Die Zuschauerzahlen sprechen Bände. Akribisch gezählt zwischen 63.751 und 95.917, ein Beweis dafür, wie begeistert die Bevölkerung und viele Besucher daran teilnehmen. Die Begeisterung greift auf die Zugteilnehmer über, sie führt zu euphorischen Aktivitäten auf den Wagen. Die Kamellerwerfer geraten selbst bei Frost ins Schwitzen, alles muss runter. Mein Freund und Exprinz Gerd Jäger erzählt noch heute davon, wie er damals als Zweiter Schatzmeister selbst die Schecks für die Kapellen schmiss, die ehrbaren Narren lieferten sie zum Glück wieder ab. Dieser Zug ist ohne Zweifel eine große Bereicherung für Ratingen, ein Riesenspaß für die Menschen, aber auch ein nicht zu unterschätzender Wirtschaftsfaktor. Ohne ihn wäre am Rosenmontag Tote Hose in Ratingen, ein Motor für Umsatz und Gewerbesteuer, wenn ich den Kämmerer mal daran erinnern darf. Rosenmontag 11 Uhr zieht der Lindwurm durch Ratingen und beißt sich wegen seiner Länge oft in den Schwanz. Bei jedem Wetter, selbst bei Orkan, als Düsseldorf schon abgesetzt hatte, sind wir ohne Schaden über die Runden gekommen mit Wasser in den Schuhen, aber mit Frohsinn im Herzen. Am Ende der Veranstaltung, als die Offiziellen gerade die Treppen vor dem Bürgerhaus verlassen hatten, fiel das schwere Schild darüber herunter, ein Riesenglück und vielleicht ein Hinweis darauf, dass der Herrgott mit den Narren ist. Einmal fiel der Zug aus. Im Golfkrieg, als es wieder einmal um die Verteidigung der Freiheit und der Ölquellen ging, also um eine gerechte Sache, je nach Perspektive. Wir haben uns als brave Staatsbürger

gefügt. Das letzte Kapitel gilt dem Nutzen für unsere Stadt, der Außenwerbung, der Verbreitung von Frohsinn über die Grenzen Ratingens hinaus, die vom Karnevalsausschuss permanent betrieben wurde und auch heute noch wird. Man kann es auch Außenpolitik mit Spaßfaktor nennen, so etwa wie Westerwelles Politik ohne Instruktionen von Mutti. Zuerst die Reisen während der jeweiligen Session jahrelang zu Karnevalsfreunden nach Bocholt, nach Duisburg, nach Rösrath, nach Mettmann und zu unseren Gesellschaften nach Kettwig. Spektakulär der Auftritt unseres Prinzen Leo I. bei der Sitzung der „Düsseldorfer Jonges“, wo es selbst dem wortgewaltigen Präsidenten Kurt Ketzer die Sprache verschlug, als der Ratinger Prinz dem jubelnden Publikum das Radschlagen vorführte. Nicht zu vergessen der 1. Platz bei der närrischen Hitparade von Heinz Hülshoff, als die ganze Stadt mit glühenden Telefondrähnen die geballte Kölner Jury in die Schranken verwies. Die Reisen in die große, weite Welt nahmen ihren Anfang mit einem Flug nach Moskau, eingefädelt von unserem zweijährigen Prinzenpaar Wolfgang und Ingeborg Wanner. Unvergessen die Tage nach wodka-reichen Nächten, in denen langjährige Freundschaften entstanden sind. Erwähnenswert auch das Weckglas voll Kaviar, das Prinz Wolfgang durch die Kontrolle brachte, mit der Erklärung, da sei Honig drin. Einem echten Narren glaubt man eben alles. Ein tolles Erlebnis auch der Besuch in München mit Andreas und Astrid Feit beim Ball der 1000 Torten im Deutschen Theater. Die physische Annäherung zwischen Preußen und Bayern, insbesondere zwischen Weiblein und Männlein, wurde hier einem Praxistest unterworfen, mit Erfolg. Einfach reizend die bayerischen Mädchen. Ein Höhepunkt der Karnevalsausschuss-Politik war jedoch der Beitrag zur Wiedervereinigung. Beelitz, die heutige Partnerstadt Ratingens, war das erste Ziel. Dort gab es schon vor der Wende einen Karnevalsverein. Ein Doppeldeckerbus voller Ratinger Narren besuchte eine Stadt, die sich seit damals so unglaublich verändert hat, dass man auch zwanzig Jahre da-

nach nur von einem Wunder sprechen kann. Wir nahmen an einer Mammutsitzung teil, in der man als Programmnummer 23 in einem alkoholgeschwängerten Saal schon alle rhetorischen Register ziehen musste, nun auch den letzten noch etwas rot angehauchten Zuhörer davon zu überzeugen, dass die Narren die bessere Ideologie haben, nämlich die der Menschlichkeit. Ein kleine Episode am Rande: Wir übernachteten zum Teil bei der Gastfamilie. Ich selbst schlief auf dem Sofa im Wohnzimmer, während unser Ehrenvorsitzender Hanno Paas und unser Dr. Brauer im Schlafzimmer die Ehebetten teilten. Ich denke, eine ziemlich ungewohnte Situation für unseren Hanno. So hat der Karnevalsausschuss schon in frühen Jahren ein Stück Mauer in den Köpfen eingerissen, und die Freundschaft zu Beelitz wird noch heute in vorbildlicher Weise vom Oberkanonier der Roten Funken, **Heinz Bohn**, gepflegt. Zwei Reisen nach Dresden vervollständigten das deutsch-deutsche Programm. Auf Einladung von Kurt Biedenkopf besuchten wir ihn, bewaffnet mit einigen Fässern Hannen Alt, in der Staatskanzlei. In Anwesenheit aller übrigen Ministerien und des ZDF, begleitet von einer sächsischen Blaskapelle, die zwanzig Mal den Treuen Husaren spielte, spulten wir ein volles Programm ab. Belohnt mit sächsischem Wein kann man sagen: Wir waren das Tagesgespräch im schönen Elbflorenz. Köstliche Fotos gibt es von einer Nacht in einem Barackenhotel, dessen Sterne nur den Nachthimmel zierten. **Wilfried Link** im Pelzmantel von Ingeborg Wanner. Herrlich ausgelassene Zeiten voll Fröhlichkeit und Harmonie, in denen Brücken geschlagen wurden und der gute Ruf des Karnevalsausschusses und das Ansehen der Stadt Ratingen manifestiert wurden. Somit kann man feststellen, der Karnevalsausschuss ist vielleicht nicht der wichtigste, mit Sicherheit aber der effektivste Ausschuss der Stadt Ratingen. Er hat seine Aufgaben, die Menschen durch Lebensfreude zusammenzuführen, nach Innen wie nach Außen, voll erfüllt. Er hat in über 40 Jahren die Traditionsgesellschaften begleitet und geholfen, die neu entstande-

nen Vereine zu integrieren, er hat sich um unsere Stadt verdient gemacht und zwar nachhaltig, wie es heute so schön heißt. Ich bin überzeugt davon, dass dies auch in Zukunft so bleibt, die Dumeklemmer-Plakette ist hier Anerkennung und Motivation zugleich, und die „Ratinger Jonges“ haben eine weise Entscheidung getroffen, wenn sie in diesem Jahr nicht eine Persönlichkeit, sondern eine ganze Gruppe von Idealisten auszeichnen.

„Gelingt es jemand hier auf Erden, für seine Verdienste geehrt zu werden, nur weil er Menschen Spaß beschert, so ist dies schon bemerkenswert.

Gelingt es ihm, allein durch Lachen das Leben menschlicher zu machen, und sei es nur für ein paar Stunden, hat er des Lebens Sinn gefunden.

Gelingt es ihm noch dann und wann, und er hat selber Spaß daran, sich selbst und andere zu erfreuen, kann dies ein Lebensinhalt sein.

Gelingt es ein paar Narren, dass man sie ehrt nach 40 Jahren, da-



Die Plakette mit der zugehörigen Ehrenurkunde.
Die Auszeichnung wurde seit 1986 mehr als zwanzig Mal verliehen

für, dass sie sich engagieren, kann dieses zur Bestätigung führen.

Gelingt vielleicht dann noch zum Schluss einem Verein der goldene Schuss, echte Verdienste zu erkennen, kann man dies klug und weise nennen.

Gelingt es dann in diesem Saal, die Gästeschar erhebt sich mal und

applaudiert mit ihren Händen, lässt sich der Tag perfekt vollenden“.

Werner Rohe, der bereits seit 35 Jahren für den Karnevals ausschuss tätig ist, bedankte sich anschließend für die hohe Auszeichnung und die humorvolle Laudatio. Er schloss mit den Worten: „Das ist eine Verpflichtung für die Zukunft.“



ERGO Victoria

Wir sind für Sie vor Ort und informieren Sie gern.

Auch in diesen Föllen:

- Verbesserung des Gesundheitsschutzes
- Betriebliche Altersversorgung
- Absicherung der Familie

Versicherungsbüro
Rustige & Spalink
 Poststr. 22, 40878 Ratingen
 Tel. (02102) 10500
 joerg.rustige@ergo.de, t.spalink@ergo.de

Närrische Drei mal Elf – der RaKiKa – eine karnevalistische Erfolgsgeschichte

Was als buntes Karnevalstreiben 1972 unter dem TuS 08 Lintorf begann, ist heute eine feste Einrichtung im Winterbrauchtum. Das Rateringer Kinderkarnevals-Komitee, kurz RaKiKa, feiert in diesem Jahr sein 33-jähriges Bestehen. Die Bilanz: 37 Kinderkarnevalszüge, 42 Kinderprinzenpaare, 24 Präsidenten und unzählige ehrenamtliche Helfer, die sich für den karnevalistischen Nachwuchs seitdem einsetzen.

Alles begann mit dem Engagement **Wolfgang Augustiniaks**, seines Zeichens Vereinsjugendwart des TuS 08 Lintorf, der am 13. Februar 1972 für begeisterte Jungnarren ein „Karnevalstreiben“ im ehemaligen Haus Anna veranstaltete. Begeistert von der Idee, wurde fast aus dem Stand ein Jahr später, am 4. März 1973, der erste Kinderkarnevalszug in Lintorf organisiert. Rund 500 Kinder aus sechs Sportabteilungen des TuS 08 Lintorf nahmen teil. Schon damals zog das blau-weiße Tambourcorps der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf mit und unterstützte die Jecken. „Tausende Zuschauer säumten bei strahlendem Sonnenschein Lintorfs Straßen“, schrieb die Presse. Im Anschluss fand im Haus Anna eine Jugend-Disco statt. Am 24. Februar 1974 zieht bereits der zweite Kinder-Karnevalszug durch die Straßen Lintorfs. Die Organisatoren zählen damals 1.000 Teilnehmer. Die Kosten übernimmt das Amt Angerland.

Der Erfolg gibt den engagierten Narren Recht, und im Juli 1974 gründet sich die Arbeitsgruppe „Kinderkarnevals-Ausschuss Lintorf“. Hier schließen sich der TuS 08, die DLRG, das Reitercorps, der Angerlandchor, der Tennisclub, der DPSG, der Karnevalsausschuss Ratingen (KA), die Prinzengarde „blau-weiß“, das DRK und das Tambourcorps Lintorf zusammen. Den Vorsitz übernimmt Wolfgang Augustiniak.

Im engen Austausch mit dem Karnevalsausschuss der Stadt Ratingen, beginnt das Projekt zur Förderung des jecken Nachwuchses

immer mehr Gestalt anzunehmen. Im Februar 1975 findet im Schulzentrum Lintorf die erste Kinderkarnevalssitzung mit 350 bunt kostümierten Kindern statt. **Reinhard Cechura** führt durch das Programm und hat die Ehre, neben dem Angerlandchor und einigen Karnevalsgesellschaften, auf der Bühne der Aula Ratingens Kinderprinzenpaar Michel II. und Antje I. von der Prinzengarde „blau-weiß“ zu begrüßen. Auch das „große“ Paar, Hans-Dieter I. und seine Hildegard I. (Windeck) feiert mit.

Unter dem fast politischen Motto „Wir dumme geklemmte Lintorfer“ zieht am 9. Februar 1975 der dritte Lindwurm durch Lintorfs Straßen. Die Karnevalisten nahmen damit Bezug auf die 1974 vollzogene Neugliederung der Gemeinden. Lintorf gehört seit 1974 zu Ratingen. 33 Gruppen und sechs Musikkapellen – von denen zwei Kapellen durch den Karnevalsausschuss der Stadt Ratingen gesponsert wurden – begeisterten die zahlreichen Zuschauer am Straßenrand. Diesmal mit von der Partie das Kinderprinzenpaar.

Zum ersten Mal erfolgt eine Prämierung der schönsten Teilnehmergruppen. Die drei Besten dürfen am Rosenmontagszug in Ratingen teilnehmen. Die Preise wurden vom amtierenden Prinzenpaar Hans-Dieter I. und Hildegard I., dem Schirmherren Theo Leuchten sowie Horst Becker gestiftet. Die Disco im Haus Anna wird zur festen Einrichtung.

Rekordverdächtige 500 Kinder feiern am 25. Februar 1976 im Schulzentrum Lintorf die zweite Kinderkarnevalssitzung. Wie bei den Erwachsenen gibt es Büttenredner, Tanzgarden schwingen ihre Beine in die Luft, und getanzt wird zu Songs der Hitparade. Im selben Jahr heißt es beim vierten Kinderkarnevalszug am 29. Februar 1976 „Lustig, bunt, fröhlich, heiter, feiern wir Jung-Rateringer weiter“. Auch dieses Motto ist eine Anspielung auf die Eingemeindung Lintorfs. In den Aufzeichnungen lassen sich 46 Gruppen, 2.000 Kinder, sechs Musikkapellen und die Beteiligung der unterschiedlichsten Karnevalsgesellschaften belegen. Ebenfalls mit dabei sind das Kinderprinzenpaar der Prin-



Kinderkarnevalszug 1988

zengarde „blau-weiß“, Thomas I. (Zimmermann) und Michaela I. (Vogt). Die Prämierung der schönsten und kreativsten Gruppen nehmen erneut die Tollitäten der Stadt Ratingen, Hans Heinrich I. und Marlies, sowie ihr Schirmherr Heinz Müller, auf dem Lintorfer Markt vor.

Nach vier erfolgreichen Jahren mit Umzug und Karnevalssitzung stellt die Arbeitsgruppe „Kinder-Ausschuss Lintorf“ fest, dass die organisatorischen Aufgaben und die finanzielle Deckung der Kosten für den Kinderkarneval nicht mehr alleine geleistet werden können. Beflügelt von ihrem Erfolg, begeistert sie zahlreiche Vereine, Verbände und Persönlichkeiten und gründet am 26. November 1976 den „Kinderkarnevals-Ausschuss der Stadt Ratingen“. Schon damals lautet die signifikante Abkürzung „RaKiKa“.

Die Jahre nach der Gründung sind geprägt von stetem Bemühen und intensivem Ringen des Vorstandes um Anerkennung in den Vereinen, beim Rat der Stadt Ratingen, den Parteien sowie bei der Bevölkerung. Neue Ideen und Impulse werden entwickelt und umgesetzt. Um den jährlichen Etat von ca. 40.000 DM aufbringen zu können, werden neue Wege gesucht – unter anderem, um Sponsoren zu gewinnen. Dabei nimmt das von **Cordis und Wolfgang Leggen** gestiftete jährliche „Grünkohl-Essen“ eine bedeutende Rolle ein. 1980 entwirft und erstellt **Fritz Teschner** für den RaKiKa ein vollkommen neues Bühnenbild, welches mehrfach verwendbar ist. Der Kinder-Karnevalsausschuss wird mit dem Wanderpokal des Rater-Schirmherren-Komitees für seine Kinder- und Jugendarbeit im Sinne des karnevalistischen Heimatbrauchtums in Ratingen geehrt.

Dass es dem Kinder-Karnevalsausschuss um die Förderung des karnevalistischen Nachwuchses geht, wird deutlich an den immer neuen Ideen der kreativen Köpfe des Vorstandes. Seit 1980 werden immer wieder Kinder-Prinzenpaare aus den umliegenden Städten zu den Lintorfer Veranstaltungen eingeladen. Daraus entsteht ein Arbeitskreis „Kinder-Prinzentreffen“. Am 15. April 1983 wird auf Vorschlag des RaKiKa ein eigen-

ständiger Verein gegründet – das „Festkomitee Kinderprinzentreffen Nordrhein-Westfalen“. Leider existiert dieser Verein seit 1995 nicht mehr.

Die immer wiederkehrenden Veranstaltungen finden guten Zuspruch bei der Bevölkerung: Hoppepitz-Erwachen, karnevalistische Tanzturniere, die Kinder-Prinzenkürung, die Kinder-Karnevals-Party und der große Kinder-Karnevalszug in Lintorf sowie die Hoppepitz-Beerdigung. Außerhalb der Karnevalszeit werden Fahrradtouren, Zeltlager, Wochenenden in Jugendherbergen, Besuche von Freizeitparks und Besichtigungen sowie ein großes Straßen- und Spielfest auf der Speestraße angeboten.

1982 wird zum ersten Mal der **Hampelmann-Orden**, gestiftet von der Rheinischen Post, für karnevalistische Darbietungen verliehen. Diese Ehrung wird Anfang der 1990er-Jahre mangels auftretender „Nachwuchskünstler“ wieder eingestellt.

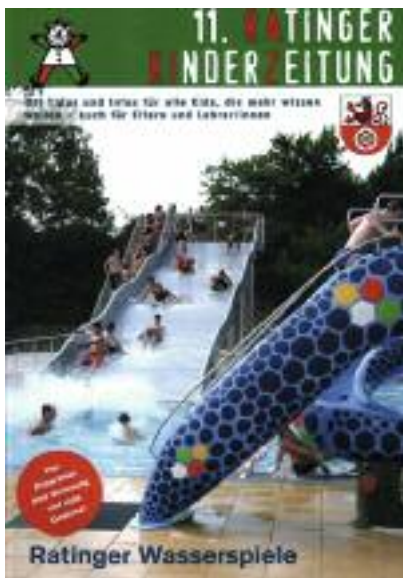


1982 erfolgt eine Namensänderung. Um eine Verwechslung der beiden Vereine „Karnevalsausschuss der Stadt Ratingen“ und „Kinder-Karnevalsausschuss der Stadt Ratingen“ zu vermeiden, wird am 23. Juni auf der Mitgliederversammlung beschlossen, den Kinder-Karnevalsausschuss der Stadt Ratingen in „Kinder-Karnevalskomitee der Stadt Ratingen“ umzubenennen. Am 10. Juni 1986 wird das Kinder-Karnevalskomitee der Stadt Ratingen beim Amtsgericht Ratingen unter der Vereinsregisternummer 481 eingetragen und erhält am 8. Januar 1991 durch das Finanzamt Mett-

mann die Anerkennung seiner Gemeinnützigkeit.

Wie schon beschrieben, lebt der Verein von den Menschen, die sich ein ganzes Jahr engagieren. Einer von ihnen ist **Richard Gehlen**. Er fertigte viele Jahre (bis 1990) die Entwürfe für Motivwagen, Plakate und Orden nach Auswahl des Motos. Die Wagenbauer, **Werner Winkel** und **Willi Peter Bechen**, werden 1989 als Dank für den Aufbau, die Instandsetzung und Stiftung eines Anhängers zum Ehren-Deko-Meister beziehungsweise Ehren-Fuhrmeister des RaKiKa ernannt. Seit Ende der 1980er-Jahre wird das Kinderprinzenpaar vom Landtagsabgeordneten Dr. Hans Kraft zu einem Besuch des Landtages eingeladen. Diese Einladung wird dann einige Jahre gemeinsam von Dr. Kraft und Dr. Wilhelm Droste ausgesprochen und anschließend von Dr. Droste alleine fortgeführt. 1990 erhält der Kinder-Karnevalsausschuss, vertreten durch den 1. Vorsitzenden Wolfgang Augustiniak, die höchste karnevalistische Auszeichnung, den Hubert-Bös-Orden, für seine Verdienste um den Kinder- und Jugendkarneval in Ratingen und Umgebung. Mitte der 90er-Jahre lädt der Bundestagsabgeordnete Heinz Schemken das Kinderprinzenpaar zum Besuch des Bundestages nach Bonn ein. Diese Einladung wird auch nach dem Umzug des Bundestages nach Berlin weiterhin ausgesprochen und von Detlef Parr und nun von Peter Beyer fortgeführt.

1993 wird zum letzten Mal ein eigener Komiteeorden angefertigt. 1994 bis 1996 wird je ein Orden vom Kinderprinzenpaar und dem Schirmherren beziehungsweise der Schirmherrin verliehen. Zur Jubiläumssession 1997/1998 wird der Kinder-Prinzen-Wagen unter Federführung von **Heinz Liebing** als Schreiner und **Wolfgang Bühren** als Maler komplett restauriert. Seit 1997 wird vom Kinderprinzenpaar nur noch ein gemeinsamer Orden mit den Schirmherren/-herinnen verliehen. Der große Kinderkarnevalszug in Lintorf entwickelt sich: Er wird – neben Duisburg und Aachen – der drittgrößte in Nordrhein-Westfalen. Rund 40 Gruppen, 10 Musikkapellen und 2.000 Kinder und Jugendliche nehmen regelmäßig daran teil.



Für die Kinder, die das Kinderprinzenpaar als Adjutanten (Prinzen garden blau-weiß und Rot-Weiß) sowie als Ordonnanzen (Funken Rot-Wiss) begleiten, wird vom RaKiKa ein Jugendorden entwickelt. Er wird auch an die aktiven Kinder der Karnevalsgesellschaften verliehen. Abgelöst wird dieser Kinderorden im Laufe der Jahre durch den Ansteckpin des jeweiligen Sessionsordens. 2003 beschließt der Vorstand, in Zukunft auf ein Sessionsheft zu verzichten. Stattdessen gibt er zwei- bis dreimal im Jahr die Ratinger Kinderzeitung heraus. Diese wird kostenlos an allen Ratinger Grundschulen verteilt und enthält neben Informationen aus allen Wissensgebieten auch Geschichte(n) aus Ratingen. Bisher sind elf Ausgaben erschienen. 2006 zieht der 33. Kinderkarnevalszug durch Ratingen-Lintorf.

Aus diesem Anlass lässt der RaKiKa einen Sonderpin fertigen. 2009 wird von den Ex-Schirmherren Friedrich Schnadt (Stadtwerke Ratingen) und Michael Gérard (AWIS-TA) ein „Freundeskreis RaKiKa“ gegründet, dem sich der Schirmherr 2010, die Sparkasse Hilden-Ratingen-Velbert, anschließt. Im Januar 2010 feiert der RaKiKa sein 33-jähriges Bestehen. Hierzu wird ein Sonderheft präsentiert, in dem zum ersten Mal alle Kinderprinzenpaare der Stadt Ratingen mit ihren Schirmherren/-herrinnen abgebildet sind – 1968 bis 1975 von der Prinzengarde blau-weiß, 1976 bis 2010 vom RaKiKa.

Auch heute noch besteht die jährlich wiederkehrende Hauptaufgabe des RaKiKa aus der Präsentation eines Kinderprinzenpaares und eines Schirmherren, der Organisation von rund 100 Besuchsterminen, der finanziellen Si-



Vorsitzende des RaKiKa	
1976-1992	Wolfgang Augustiniak
1992-1996	Gerd Thau
1996-2000	Dieter Josef Rubner
2000-2002	Hildegard Pollheim
2002-2004	Holger Dorn
2004-heute	Jens J. Hofmann

cherung der Session und der Durchführung der Veranstaltungen Hoppeditz-Erwachen, Kinderprinzenkürung, Kinderkarnevalszug und Hoppeditz-Beerdigung. So wird das karnevalistische Brauchtum gepflegt und die beteiligten Kinder werden in ihrer Persönlichkeitsentwicklung gefördert.

33 Jahre RaKiKa waren nur möglich durch das große Engagement vieler Menschen, sei es durch die Übernahme eines Amtes in Vorstand und Beirat, Hilfe im Hintergrund und finanzielle Unterstützung von Sponsoren. Deshalb sei an dieser Stelle allen Genannten und ungenannt Gebliebenen gedankt, die sich bis heute mit ihren Möglichkeiten eingebracht haben und auch in Zukunft noch einbringen werden.

Hildegard Pollheim
Melanie Meyer

Firmen-, Vereins-, Schul- und ähnliche Festveranstaltungen
Für eine optimale Betreuung Ihrer Kinder sorgt das Spielmobil „Felix“ des Ratinger Jugendamtes
Fernruf 02102-5505660
www.ratingen.de/kinder&jugend

*Das Spielmobil von Spielbus & Trailer und Ratingen. © 1976
Original Zeichnung (Kleinanlehnung) von Stefan Sieber*

In eigener Sache

In der vorigen Ausgabe unserer „Quecke“ berichteten wir ausführlich über die Unternehmerfamilie Stein, die ihre ersten Erfolge in Lintorf hatte, später nach Düsseldorf übersiedelte und es dort in der Zeit der Industrialisierung in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zu großem Ansehen und Wohlstand brachte. Ein Spross dieser Familie, **Julius Otto Stein**, gründete 1869 in London eine Filiale der Düsseldorfer Firma „Gebrüder Stein“, die sich mit der Herstellung und dem Handel von Branntwein, Likören und Wein befasste. Julius Otto Steins Urenkel **Rick Stein** ist heute ein in Großbritannien sehr bekannter Fernsehkoch. In seinem Heimatort Padstow in Cornwall besitzt und betreibt er mehrere Fisch-Restaurants. Im Mai 2008 war Rick Stein zu einem Kurzbesuch in Lintorf, um zu sehen, wo seine Vorfahren einst lebten und arbeiteten. Ich durfte ihn empfangen und ihm einiges über seine Lintorfer Ahnen erzählen und ihm die noch vorhandenen Spuren zeigen. Eine Fernsehproduktionsgesellschaft hielt für den britischen Sender BBC One diese Szenen im Film fest. In der BBC-Sendereihe „Who do you think you are?“ wurde am 16. Februar 2009 ein Doku-Film über Rick Steins Vorfahren ausgestrahlt, der aber die deutsche Herkunft seines Urgroßvaters nur am Rande streifte und sich mehr mit seinen mütterlichen Vorfahren beschäftigte, die Missionare im kaiserlichen China des 19. Jahrhunderts gewesen waren. Die in Großbritannien sehr populäre Sendereihe ist natürlich mehr an publikumswirksamen Stories interessiert als an echter Historie.

Nach Erscheinen der „Quecke“ Nr. 79 mit den Berichten über Rick Steins deutsche Ahnen und seinen Besuch in Lintorf schickte ich ihm im Februar 2010 ein Exemplar nach Padstow und drückte in einem Begleitbrief mein Bedauern aus, dass nicht mehr von seiner deutschen Herkunft (Lintorf, Düs-

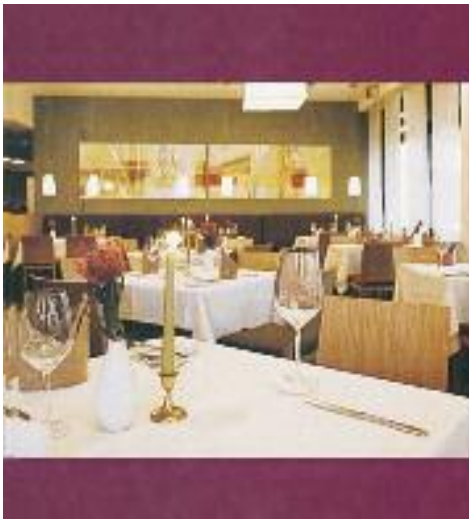
seldorf und Köln waren 2008 Drehorte) im Film zu sehen war. Lange musste ich auf Antwort warten. Aber Rick Stein ist ein viel beschäftigter Mann, der beruflich auch oft auf Reisen ist. Um so erfreuter war ich, als im Mai ein kurzer Brief eintraf, in dem sich Rick Stein für die „Quecke“ bedankte. Leider hatte er bis dahin nur die Fotos und den Stammbaum seiner Familie betrachten können, für den Text suchte er noch einen Übersetzer.

Für einen reisegewohnten Mann wie Rick Stein ist ein Trip von Cornwall an den Rhein nur eine Kleinigkeit. Wozu unsere kleinen gefiederten Freunde aus Garten, Feld und Wald fähig sind, wenn es

ums Reisen geht, haben wir aus Berichten über das Verhalten von Zugvögeln erfahren. Über die Reise eines kleinen Vogels nach Lintorf soll die folgende, etwas traurige Geschichte von der „weiten Reise einer Meise“ berichten.

Am 31. März 2009 fand unser Mitglied **Johannes Bollien** auf seiner Terrasse eine tote Kohlmeise. Sie hatte sich offensichtlich beim Flug gegen eine Scheibe den zarten Hals gebrochen. Das kommt leider öfter vor, doch in diesem „Meisenfall“ gab es eine Besonderheit: der Vogel war beringt! Johannes Bollien schickte den Ring an die „Vogelwarte Helgoland“ um herauszufinden, woher die kleine Meise stammte. Die





... ob Sie in unserem
Restaurant Quecke
 die frisch zubereiteten
 Kreationen
 unseres Küchenteams
 genießen ...

Antwort war erstaunlich: der Singvogel war am 19. Februar 2009, also nur anderthalb Monate vor seinem plötzlichen Tod, in Mater im belgischen Ostflandern beringt worden. Was mag den kleinen gefiederten Sänger bewogen haben, diese weite Reise auf sich zu nehmen, und dann noch zu uns nach Lintorf!

Auswärtige Besucher, die in einem Ratinger Hotel übernachten wollen und etwas Besonderes suchen, finden im „Hotel Mercure“ am Lintorfer Weg in Breitscheid vielleicht etwas nach ihrem Geschmack: sie können sich im dortigen Restaurant „Quecke“ ein schmackhaftes Abendessen servieren lassen.

Von auswärts kamen auch zahlreiche Gäste einer Hochzeitsfeier in Lintorf am 15. Mai 2010.

Der Sohn **Wilfried Schlüters**, des langjährigen Hausmeisters der Eduard-Dietrich-Schule, hatte geheiratet und nun, nach der Trauung, versammelte sich die Hochzeitsgesellschaft im „Bürgershof“, um das Ereignis gebührend zu feiern. Doch zuvor hatte sich das Brautpaar etwas Besonderes ausgedacht. Die beiden wünschten sich vom Lintorfer Heimatverein für die auswärtigen Gäste eine einstündige Führung zu den wichtigsten historischen Gebäuden im Lintorfer Ortskern.

Das war nun ein ungewöhnlicher Rundgang durch Lintorf: festlich gekleidete Gäste, die Braut im schicken langen Kleid, so ging es zur Anna-Kirche, zum Ulenbroich,

zur evangelischen Kirche, zum Friedrichskothlen und zurück zum Bürgershof, wo mittlerweile die Tische zum Kaffeetrinken gedeckt waren.

Wie schon im Eingangsartikel erwähnt, hat der Lintorfer Heimatverein in Zusammenarbeit mit dem TuS 08 mittlerweile einen historischen Ortsrundgang durch Lintorf mit 15 Stationen installiert. Der



Ein Brautpaar auf dem historischen Ortsrundgang durch Lintorf

Heimatverein wird in Zukunft regelmäßige Führungen anbieten. Einige Ratinger Gruppen und Vereine haben bereits ihr Interesse an einer solchen Führung bekundet, so der Ratinger Heimatverein, der SPD-Ortsverein Ratingen-Mitte und die KAB St. Josef in Lintorf, aber auch eine private Geburtstagsgesellschaft.

Nicht nur den „Historischen Ortsrundgang durch Lintorf“ hatte sich der Heimatverein zum 60. Geburtstag zur Aufgabe gemacht, der Verein war wie jedes Jahr auch an anderen Projekten aktiv beteiligt. Zusammen mit dem Ratinger Heimatverein, dem Heimatverein „Ratinger Jonges“, dem Verein der Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford und dem Unternehmensverband Ratingen wurde die Ausstellung „Antrieb und Spannung - 250 Jahre Ratinger Industriegeschichte“ vorbereitet und am 24. September 2010 im Industriemuseum eröffnet. Die Vorbereitungszeit betrug zwei Jahre: das erste Findungsgespräch fand im September 2008 statt.

Die sehenswerte Ausstellung ist noch bis zum 1. Mai 2011 zu sehen, und ein Besuch mit Führung kann nur wärmstens empfohlen werden. In der nächsten Ausgabe der „Quecke“ wird über die Ausstellung berichtet.

Wie immer in solchen Fällen bat die Stadtverwaltung den Heimatverein, Namensvorschläge für Straßen in einem Neubaugebiet zu machen, das auf dem ehemaligen Betriebsgelände der Gottfried Schultz GmbH zwischen den Straßen „Am Brand“ und „An den Dieken“ entstanden ist. Zunächst galt es nur drei, später dann sieben Straßen zu benennen. Unsere Vorschläge „Constructa-Straße“ und „Hoffmann-Straße“ wurden vom Bezirksausschuss Lintorf-Breitscheid sofort akzeptiert, unsere Vorschläge für die vier Stichstraßen, die von der jetzigen Straße „Am Brand“ ausgehen werden, jedoch nicht. Vier neue Vorschläge, die Straßen nach verdienten Lintorfer Persönlichkeiten zu benennen, fanden dagegen einhellige Zustimmung des Bezirksausschusses. So wird es

demnächst eine „Friedrich-Wagner-Straße“, eine „Edmund-Welkenstein-Straße“, eine „Karl-Zurlo-Straße“ und eine „Mentzen-Straße“ geben. Über die Namensgeber dieser Straßen wird ebenfalls in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ berichtet werden.

Am 12. September fand in diesem Jahr zum 17. Mal in ganz Deutschland der „Tag des offenen Denkmals“ statt. Der Lintorfer Heimatverein hat bisher an allen Denkmaltagen teilgenommen. Für das Jahr 2010 hatten wir uns bewusst das Mühlengut Helpenstein ausgesucht, aus drei Gründen: Zum einen lautete das diesjährige Thema „Kultur in Bewegung – Reisen, Handel und Verkehr“, zum anderen feierte die **Firma Fleermann** ihr 100-jähriges Bestehen. Dass der erste Denkmaltag im Jahre 1993 ebenfalls auf Helpenstein stattgefunden hatte, war da noch zusätzlich schmückendes Beiwerk. Etwa 120 Besucher fanden sich ein, um sich die Historie des Mühlengutes und der Firma Fleermann von **Dr. Bastian Fleermann**, die betrieblichen Abläufe und technischen Details von **Johannes** und **Jan Fleermann** erläutern zu lassen. Zur Stärkung gab es für alle Streuselkuchen und Schmalzbrote von den Helpensteinern und Kaffee vom Lintorfer Heimatverein.



„Tag des offenen Denkmals“ auf dem Mühlengut Helpenstein am 12. September 2010

Die Vitrinenausstellungen auf dem Treppenabsatz zur ersten Etage des Lintorfer Rathauses erfreuen sich nach wie vor großer Beliebtheit bei den Besuchern des Hauses. Nachdem zu Beginn des neuen Jahres „Volkskunst aus dem Erzgebirge“ zu bewundern war, berichteten die Vitrinen nach einem kurzen Karnevals-Intervall über die katholischen und die evangelische Kirche in Lintorf. Zu Ostern gab es eine Ausstellung über Feste und Bräuche zur Osterzeit, danach ganz aktuell eine Dekoration zur Fußballweltmeis-

terschaft in Südafrika, bei der auch durch die WM bedingte Umweltprobleme nicht unerwähnt blieben. Im Herbst konnte man sich dann „Lintorf von unten“ ansehen; wunderschöne Steine mit Bleiglanzspuren aus der Lintorfer Höhle „Friedrichsglück“ und Tonscherben aus der Abfallgrube einer mittelalterlichen Töpferei, die beim Bau des Regenrückhaltebeckens an der Krumpfenweger Straße entdeckt wurde.

Gewissermaßen als „feierlicher“ Schlussakkord mag der Bericht über die besonderen Geburtstage einiger Vorstandsmitglieder verstanden werden. Bereits im Januar feierte unser Ehrenmitglied **Eldor Koreneef** seinen 85. Geburtstag, im Mai wurde **Jupp Lamerz**, langjähriges Vorstandsmitglied und Helfer im Archiv, 90 Jahre alt. Am 30. Mai durften wir mit unserem ältesten Mitglied und gleichzeitig unserer eifrigsten „Quecke“-Autorin, **Maria Molitor**, im „Bürgershof“ ihren 98. Geburtstag feiern. Im August machte unser stellvertretender Vorsitzender **Dr. Andreas Preuß** das halbe Jahrhundert voll, während **Ewald Dietz** als Weihnachtsüberraschung am 25. Dezember den 75. Geburtstag feiern möchte, natürlich mit seiner treuen Begleiterin **Renate**, die selbst im Februar schon einen runden Geburtstag genießen durfte.



Vitrinenausstellung „Volkskunst aus dem Erzgebirge“ zum Jahreswechsel 2009/2010

Manfred Buer

Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte Bd. 11 (2009), 237 S.

Zum elften Male legt das Stadtarchiv Ratingen, unterstützt vom Ratinger Heimatverein, einen neuen Band des Ratinger Forums vor, der wiederum einen bunten Reigen von interessanten Beiträgen enthält.

Den Anfang macht Linda Döring-Czerlach, die in ihrer Magisterarbeit die Ratinger Stadtrechnung von 1466/67 ediert und untersucht hat. Dass zum zweiten Mal hintereinander eine Stadtrechnung im Ratinger Forum ediert wird, zeigt, dass sich diese Quellengattung in den letzten Jahren zunehmender Beliebtheit bei der Forschung erfreut. Mit gutem Grunde, denn die Aufzeichnungen über die Einnahmen und Ausgaben der Stadt liefern vielfältige Informationen zur Sozial-, Wirtschafts- und Alltagsgeschichte. Wir können der Rechnung u. a. entnehmen: die Löhne der unterschiedlichsten Handwerker und die Preise für Lebensmittel, Getreide, Stoff, Schuhe, Wachs etc. Wir erfahren, wie hohe Gäste von der Stadt empfangen, bewirtet und beschenkt worden sind und werden darüber unterrichtet, wie das Mühlenpferd ausgerüstet worden ist. Die Aufzählung weiterer Details ließe sich mühelos fortsetzen.

Leider hat sich Döring-Czerlach bei der Auswertung nur auf „ihre“ Stadtrechnung bezogen. Auch wenn wir auf diese Weise interessante Details erfahren, so wird dennoch eine Chance vertan, wenn kein Vergleich mit anderen Ratinger Rechnungen angestellt wird. Nur so lassen sich Veränderungen oder Konstanten feststellen und daraus wichtige Erkenntnisse gewinnen. (Kritisch sei auch angemerkt, dass die Transkription keineswegs fehlerfrei ist.)

Joachim Schulz-Hönerlage befasst sich mit dem Jülich-Klevischen Erbfolgestreit, der nach dem Tode Johann Wilhelms 1609 begann, und mit seinen Auswirkungen auf Ratingen. Die beiden Hauptanwärter auf die Nachfolge,

Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg-Preußen und Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, übernahmen zunächst gemeinsam die Verwaltung. Doch schon bald, 1614, trennten sich ihre Wege. Johann Sigismund, der zum reformierten Bekenntnis übergetreten war, übernahm Kleve und Mark, während der katholisch gewordene Pfalzgraf Jülich-Berg regierte. Für die beiden evangelischen Gemeinden in Ratingen zeitigte die Herrschaftsteilung negative Folgen. 1626 wurde der öffentliche evangelische Gottesdienst in der Stadt verboten. In der Folgezeit erlebten die Evangelischen ein ständiges Auf und Ab, abhängig vom Kriegsverlauf. Mal wurde ihre Religionsausübung gefördert, dann wieder unterdrückt. Erst der Friedensschluss 1648 brachte einige Sicherheit, und 1683 konnte der Bau der reformierten Kirche an der Lintorfer Straße abgeschlossen werden. Auch politisch wurden die Evangelischen durch Herzog Wolfgang Wilhelm zurückgedrängt. Sie verloren ihre Mehrheit im Rat, und fortan konnte nur ein Katholik Bürgermeister von Ratingen werden.

Helmut Pfeiffer, ausgewiesener Experte der Geschichte der Ratinger Schützen, untersucht in seinem Aufsatz das Schicksal der Schützenbahn. Der älteste Beleg für ihre Existenz ist ein Eintrag im Stadtbuch aus dem Jahre 1451. Danach befand sie sich hinter dem Gasthaus zum Heiligen Geist an der Stadtmauer, also im Bereich von Verkeshirten- und Dickem Turm. Eine weitere Nachricht stammt aus dem Jahre 1545, als das Schützenhaus neu gebaut wurde. Die überlieferte Rechnung ermöglicht eine Rekonstruktion der Anlage. Danach schweigen die Quellen für lange Zeit. Es scheint, dass die Schützenbahn nicht mehr genutzt worden ist, denn ab 1714 wurde sie immer wieder als Gartenland verpachtet. 1855 kaufte dann die katholische Armenverwaltung das Gelände, das sie zur

Erweiterung des Krankenhauses benötigte. Die wichtigsten Quellen zur Geschichte der Schützenbahn hat Pfeiffer im Anhang ediert und ins heutige Deutsch übertragen.

Als 2009 das Jubiläum „2000 Jahre Varusschlacht“ gefeiert wurde, da fanden in Kalkriese und Detmold zwei Aufführungen des Oratoriums „Arminius“ statt. Komponist des Stücks ist Max Bruch, während der Ratinger Ehrenbürger Adam Josef Cüppers den Text verfasst hat. Alexander Reis informiert uns über die Entstehungsgeschichte des wiederentdeckten Oratoriums – davor war es zuletzt 1912 in den Vereinigten Staaten aufgeführt worden. Geschrieben hat es Cüppers noch in seiner Zeit als Lehrer in (Essen-)Borbeck, und Bruch war ganz begeistert. „Die Verse sind prachtvoll, ... die Melodien springen überall aus diesem schönen Rhythmus von selbst heraus“, schrieb er seinem Verleger Simrock. Das Oratorium, dessen Uraufführung 1875 in Barmen stattfand, atmet „den Geist der sogenannten Gründerzeit des Deutschen Reichs“. Es war die Zeit des nationalen Aufbruchs nach dem siegreichen Krieg 1870/71, und „der germanische Widerstand gegen Rom [wurde] als willkommener Vergleich zum gegenwärtigen Geschehen“ benutzt – so die Einschätzung von Reis.

Vom 8. Mai bis zum 14. Juni 2009 zeigte das Stadtarchiv im Medienzentrum Fotografien aus dem Bestand des Fotografen Reiner Klöckner, der viele Jahre für die Rheinische Post tätig war. Ausgewählt wurden Bilder der 1950er-Jahre u. a. zu den Bereichen Bewältigung der Kriegsfolgen, Wiederaufbau der Stadt, Freizeitaktivitäten, Karneval und Schützenfeste. Im Ratinger Forum sind 41 Fotos abgedruckt, die einen ersten Eindruck von der Reichhaltigkeit der Überlieferung vermitteln. Zu sehen ist die Tristesse der Nachkriegszeit (Abb. 10: Ein betelnder Kriegsveteran im Winter;

Abb. 24: „Fliegender Holländer“ auf der Bechemer Straße) ebenso wie der Aufschwung der Stadt in der Zeit des Wirtschaftswunders (Abb. 21: Tankstelle der Shell AG; Abb. 28: Eröffnung des ersten Supermarkts mit Selbstbedienung in Ratingen), der Besuch des Bundestagsabgeordneten Dr. Gerhard Schröder im Jahre 1957 (Abb. 3) ebenso wie ein Ballonwettbewerb für Kinder (Abb. 34) etc. Eingeleitet wird die Bilderreihe von Tobias Glagau, der das Alltagsleben, die wirtschaftliche Entwicklung und die Politik in Ratingen während der 1950er-Jahre beleuchtet. Abgedruckt ist auch der Vortrag von Simone Derix (Mit dem „Pathos des Dauernden“. Das Grundgesetz von 1949 als Versprechen), den sie zur Eröffnung der Ausstellung gehalten hat.

Vielen alten Ratingern wird der sozialdemokratische Ratsherr Josef Schappe noch lebhaft in Erinnerung sein. Der 1907 in Graach an der Mosel geborene Politiker kam 1929 nach Ratingen. Der engagierte Kommunist, Bezirksvorsitzender des Jugendverbandes und

Redakteur der „Freiheit“, war verhasst bei den Nationalsozialisten, die ihn am 28. Februar 1933 zum ersten Mal verhafteten. Trotz der in der Haft erlittenen Misshandlungen betätigte sich Schappe gleich nach seiner Entlassung wieder im kommunistischen Widerstand. Abermals wurde er verhaftet, zu einer Zuchthausstrafe verurteilt und danach ins Konzentrationslager Buchenwald überführt. Hier blieb er, der zum illegalen Lagerkomitee gehörte, bis zur Befreiung des Lagers durch die Amerikaner. Am 29. Mai 1945 war Schappe zurück in Ratingen, wo er dem ersten ernannten Stadtbeirat angehörte. Als er 1948 „wegen titoistischer Tendenzen“ aus der KPD ausgeschlossen wurde, gründete er zusammen mit anderen Bundesgenossen die Unabhängige Arbeiterpartei Deutschlands, die aber nicht lange existierte. 1952 konnte Harry Kraft Schappe davon überzeugen, der Ratinger SPD beizutreten, für die er dann jahrelang tätig war u.a. als Mitglied des Stadtrates. Am 7. November 1994 verstarb Josef Schappe hoch ge-

ehrt. Noch wenige Monate zuvor hatte ihn die Partei wegen seiner großen Verdienste zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Bastian Fleermann würdigt in seinem Beitrag den profilierten Kommunalpolitiker, dessen Lebensmotto lautete: „Bleib’ ein anständiger Kerl, alles andere zählt nicht!“ (so auch der Titel seines autobiografischen Abrisses in der Quecke Nr. 60).

Zum 1. Januar 2009 trat das neue Personenstandsgesetz in Kraft, das die Benutzung der Personenstandsregister wesentlich erleichtert hat. Joachim Schulz-Hönerlage informiert aus diesem Anlass über die Geschichte der Zivilstandsregister im Rheinland und über die Nutzungsmöglichkeiten.

Mit einer neuen Rubrik, der „Ratinger Chronik“ (für die Jahre 2007 und 2008), sowie zwei altbewährten, der „Ratinger Bibliographie“ und den Besprechungen, schließt Band 11 des Ratinger Forums, das wieder einmal zahlreiche neue Erkenntnisse zur Ratinger Geschichte vermittelt.

Dr. Klaus Wisotzky

Neues Buch über Kaiserswerth

Ein Besuch von Kaiserswerth mit seiner schönen Altstadt und den vielen Sehenswürdigkeiten lohnt sich immer. Viele Ratinger haben das schon längst erkannt, zumal zwischen der Stadt am Rhein und der alten bergischen Hauptstadt durch den heiligen Suitbertus eine enge Verbindung besteht, weil die Legende berichtet, dass die Ratinger dem Heiligen die Türe vor der Nase zugeschlagen hätten und er sich dabei den Daumen klemmte, als dieser die christliche Botschaft verkünden wollte. Das neue Buch über Kaiserswerth stellt ein wichtiges Bauwerk in den Mittelpunkt, die Kaiserpfalz, deren imposante Ruine heute immer noch die Silhouette der Stadt am Rhein neben der Suitbertusbasilika und dem Mühlenturm mitbestimmt. Ein großer Teil der zahlreichen Abbildungen stammt aus der Sammlung der Familie Degode. Und so ist ein umfassendes Bild

des berühmten Bauwerks entstanden, dessen Herrlichkeit 1702 zu Ende ging, dann aber in den Jahren 1898 bis 1908 wieder ausgegraben wurde, um die Reste der Nachwelt zu erhalten. In 15 Themen ist das Buch eingeteilt. So erfährt der Leser eine Menge über die bildlichen Darstellungen der Pfalz durch die Kupferstecher in früheren Jahrhunderten oder durch die Maler und Fotografen in neuerer Zeit. Der Leser erfährt aber auch etwas über die Bewohner der Burg, z.B. über die Entführung eines Kindes, des späteren Kaisers Heinrich IV., über die Kölner Erzbischöfe, die jahrhundertlang Besitzer der Burg waren oder über Friedrich Spee, der als Kind hier wohnte, weil sein Vater Burgvogt von Kaiserswerth war. Thematisiert wird auch die Zeit, in der der Bismarckverein in der Ruine feierte oder die Jahre 1933 bis 1945, als die Hitlerjugend den

historischen Ort als „Wallfahrtsort“ vereinnahmte. Ein Kapitel stellt auch die Renovierung der Kaiserpfalzruine in den Jahren 1998 bis 2002 dar, sowie die aktuelle Nutzung der Anlage in unseren Tagen. Instrukтив ist der historische Überblick zum Schluss des Buches, in dem alle Daten von 695 bis zum Jahre 2009 kurz erläutert werden. Das Buch zeigt in der Hauptsache durch die vielen Bilder die große Bedeutung der Kaiserpfalz. Der Text vertieft diesen Eindruck mit knappen Informationen. Fazit: Die Kaiserpfalz ist ein geschichtsträchtiger Ort, den man nach der Lektüre des Buches mit ganz anderen Augen betrachtet.

Kaiserswerth Seine Kaiserpfalz im Zeitspiegel von Kupferstechern, Malern und Fotografen, hrsg. von Wolfgang Degode, Kaiserswerth 2009 (144 Seiten).

Hans Müskens

Rolf W. Meyer „Am Ende eines Tages oder Zeitspuren einer Familie“

Der Titel des Buches von Rolf W. Meyer „Am Ende eines Tages“ lässt zunächst offen, welcher Tag gemeint ist, der zu Ende geht. Ist es das Resümee des eigenen Lebens, das der Autor für sich zieht? Wird der Leser aufgefordert, sich anhand der Geschichte Gedanken über seine eigene Lebenserfahrung zu machen? Beide Fragen könnte man mit Ja beantworten. Doch der Untertitel „Zeitspuren einer Familie“ weitet die Frage aus. In der Familiengeschichte des Autors gibt es viele Tage, die gelebt wurden und die somit auch zu einem Abschluss gekommen sind. Trotzdem hat es nach dem Ende vieler Tage auch immer wieder Neuanfänge gegeben, zu denen sich der Autor bekennt und in die er sich eingebunden fühlt. Familiengeschichte ist für ihn Blick in die eigene Lebensgeschichte, aber auch Einblick in die allgemeine Zeitgeschichte - stellvertretend dargestellt an den Vorfahren. Motiv für seine Arbeit war eine „Truhe“, die der Autor nach dem Tod seiner Mutter erbte, mit vielen Dokumenten aus annähernd vier Jahrhunderten. Der Schwerpunkt dieser Fundstücke liegt natürlich im 20. Jahrhundert mit Tagebuchaufzeichnungen und Briefen seiner Eltern, mit einem weiteren Briefwechsel innerhalb der Familie. Die Dokumente zeigen in aller Deutlichkeit den radikalen Wechsel im gesellschaftlichen und familiären Leben in Deutschland. Die Großelterngeneration des Autors erlebt noch die „heile Welt“ vor 1914. Der Erste Weltkrieg bringt den totalen Wechsel: Kriegsende und Wirtschaftskrisen. Demokratieversuche in der Weimarer Republik. Die politischen Auseinandersetzungen zwischen Rechts und Links. In dieser Zeit beginnt auch die Lebenserfahrung der Elterngeneration, die einmündet in die Machtergreifung Hitlers, den Zweiten Weltkrieg, die Zeit nach 1945 mit der Entstehung von zwei deutschen Staaten. Die eigene Er-

fahrung des Autors beginnt während des Zweiten Weltkriegs. 1942 geboren, erlebt er als kleines Kind die Luftangriffe auf Dresden und die anschließende Flucht. Die Mutter muss große Kräfte aufbringen, um ihre beiden Kinder in Sicherheit zu bringen. Der Vater ist als Soldat in Italien. Er kann sich nach der Entlassung aus der Gefangenschaft in Düsseldorf etablieren, während Frau und Kinder zunächst in Plauen (damals Sowjetische Besatzungszone) bleiben, um dann später die Genehmigung zur Ausreise zu bekommen. Das heißt aber auch, dass die Großfamilie, die bisher zusammengehalten hat, jetzt in zwei getrennten Staaten lebt. So ergibt sich im Briefwechsel mit einer Schwester des Vaters ein anschaulicher Vergleich zwischen der Bundesrepublik und der DDR, der auch deutlich macht, dass die Menschen durch die Realität bzw. durch die Ideologie bestimmt werden und sich bestimmen lassen. Erst das Ende der DDR mit der gewonnenen Wiedervereinigung führt die Großfamilie wieder zusammen, wobei sich die Orte der Kindheit entsprechend der geschichtlichen Abläufe verändert haben.

Die „Zeitspuren“ sind für den Autor und seine eigene Lebensphilosophie wichtig. Er hat aber auch den Leser im Blick. Das erkennt man schon daran, dass jedes Kapitel mit einer historischen „Zeitleiste“ eingeleitet wird, die jeden angeht. In der konkreten Erfahrung der „Meyers“ kann sich der Leser selbst wiederfinden. Denn vieles von dem, was der Autor beschreibt und recherchiert hat, hat mancher so oder auf ähnliche Weise erlebt. Es ist also auch ein „Erinnerungsbuch“ für das eigene Leben. Der jüngere Leser, der all das nicht erlebt hat, wird eine Menge an Informationen und Hintergründen erfahren, die das Leben seiner Eltern und Großeltern kennzeichnen. Hier wird noch einmal durch „Zeitzeugen“ etwas ans

Licht geholt, das irgendwann (wahrscheinlich schon sehr bald!) vergessen sein wird. Interessant und lesenswert sind auch die Vergleiche damals und heute, wie sie der Vater des Autors in seinen Erinnerungen festhält. Der Autor selbst geht noch einen Schritt weiter, indem er den Blick öffnet für das 21. Jahrhundert und sich somit selbst und den Leser einbindet in die „Weltgemeinschaft“ und den inzwischen eingetretenen Globalisierungsprozess. Eine weitere kulturhistorische Entwicklungsphase hat sich längst angekündigt, an die die Vorfahren nicht im Traum gedacht haben. Somit ist die Menschheit noch nicht am Ende des Tages angekommen.

Hilfreich und informativ sind die zahlreichen Anmerkungen am Ende des Buches, die Namen und Gegebenheiten genauer erklären.

Der Autor Rolf W. Meyer, wohnhaft in Lintorf, ist pensionierter Gymnasiallehrer. Über 30 Jahre lang hat er am Kopernikus-Gymnasium in Lintorf die Schülerinnen und Schüler in Biologie und Chemie unterrichtet. Seit vielen Jahren ist er auch Sachbuchautor mit ganz unterschiedlichen Titeln. Einige Beispiele: „Linkshändig“, „Vom Faustkeil zum Internet“, „Unsere Zukunft liegt in der Vergangenheit“, „Der Mann – ein Auslaufmodell?“, „Der Affe im Anzug oder Unser Leben im Alltagsdschungel“. Seit 1996 ist Rolf W. Meyer freier pädagogischer Mitarbeiter im Neanderthal Museum in Mettmann. Viele Menschen aus aller Welt hat er seitdem durch die historischen Orte des Neanderthals und durch das Museum geführt.

Rolf W. Meyer: Am Ende eines Tages oder Zeitspuren einer Familie, Berlin 2009 (Verlag Pro Business GmbH), 388 Seiten.

Hans Müskens

Friedrich-Spee-Lesebuch

Zum 375. Todestag von Friedrich Spee Neuauflage eines erfolgreichen Auswahlbandes

Im Jahre 1991 brachte die Friedrich-Spee-Gesellschaft Düsseldorf das Friedrich-Spee-Lesebuch zum ersten Mal heraus. Damals war es für viele ein Bedürfnis, Texte des Barockautors im Originaltext zu lesen. Der 400. Geburtstag Friedrich Spees war somit eine gute Gelegenheit, eine Auswahlgabe mit den entsprechenden Einführungen in die unterschiedlichen Werke zu wagen. Das Buch hat in den vergangenen zwei Jahrzehnten einen großen Zuspruch gefunden, so dass die erste Auflage heute restlos vergriffen ist.

Nach langer Diskussion hat sich die Friedrich-Spee-Gesellschaft entschieden, das „Lesebuch“ nun in zweiter Auflage herauszugeben. Gegenüber der ersten Auflage hat sich einiges verändert. Vor allem fällt das neue angenehme Druckbild auf. Eine Reihe von Illustrationen gibt dem Textverlauf eine anschauliche Gliederung. Selbstverständlich ist, dass die erklärenden Texte die Erfahrungen und Ergebnisse der letzten zwanzig Jahre verarbeitet haben, was auch seinen Niederschlag in den Literaturhinweisen findet.

Diskutiert wurde der Titel „Lesebuch“. Die Herausgeber sind mit gutem Grund dabei geblieben, weil so die Intention des Buches deutlich wird, nämlich wichtige Texte Friedrich Spees kennenzulernen. „Wichtig“ bedeutet in dem Falle eine Auswahl, die der jeweilig verantwortliche Autor getroffen hat. Bei dem Begriff „Lesebuch“ schwingt aber auch die allgemeine Erfahrung mit Lesebüchern mit. Sie liefern in der Schule vom ersten Schuljahr an Kontakt mit der Literatur und entwickeln sich entsprechend mit dem Alter zu ansehnlichen Bänden, die Literaturerfahrung anhand unterschiedlicher Textsorten anbieten und damit „Welt- und Lebenserfahrung“ an junge Menschen weitergeben möchten. Das Exemplarische ist wichtiges Merkmal eines Lesebuches. Es spricht somit drei Bereiche an: das Lesen von Texten, ihr Begreifen und die Auseinandersetzung. Das Friedrich-Spee-Lesebuch ist nicht in erster Linie als Schulbuch gedacht, sondern richtet sich an den, der sich für Ba-

rockliteratur interessiert und darüber hinaus auch noch eine Menge über die Persönlichkeit des Autors und seine Schreibmethode erfahren möchte.

Hans Müskens, der Vorsitzende der Friedrich-Spee-Gesellschaft Düsseldorf, hat eine ausführliche Einleitung verfasst, u.a. mit einem zusammenfassenden Blick in die Zeit des 17. Jahrhunderts und mit Hinweisen auf die Intention Friedrich Spees, die seinen Schriften zugrunde liegt. Im Beitrag von Dr. Theo van Oorschot erfährt der Leser zunächst tabellarisch die Lebensdaten. Es folgt der anschauliche Beitrag „Der Mensch hinter den Daten“, und damit der Versuch eine „innere Biografie“ zu verfassen.

Dieter Kunze stellt den Dichter Friedrich Spee vor, den Verfasser der „Trutz-Nachtigall“, einer Sammlung von 52 geistlichen Liedern und Gedichten. Spee hat sie in deutscher Sprache geschrieben, was für das 17. Jahrhundert nicht selbstverständlich ist. Spee ist ohne Einschränkung ein wichtiger Dichter des frühen 17. Jahrhunderts. Die dichterischen Zeugnisse sind aber auch Zeichen seiner tiefen persönlichen Frömmigkeit.

Als Nächstes ist das „Güldene Tugendbuch“ des Seelsorgers Friedrich Spee zu nennen, das Günter Dengel vorstellt. Es ist ein „frommes“ Buch, das mit Hilfe von unterschiedlichsten Meditationspraktiken zu mehr „Glaube, Hoffnung und Liebe“ führen möchte. Wegen seiner Methodenvielfalt ist es ein sehr „modernes“ Buch, das den Verfasser als ideenreichen und engagierten Seelsorger kennzeichnet. Er zeigt anschaulich, wie man seinen Weg zu Gott finden kann. Er regt zur Nächstenliebe und sozialen Verantwortung an und macht ganz konkrete Vorschläge für das tägliche Leben.

Bekannt und berühmt bis auf den heutigen Tag ist die „Cautio criminalis“, Spees „juristische“ Kampfschrift gegen die nach seiner festen Überzeugung unsachgemäße Prozessführung bei den Hexenprozessen seiner Zeit. Walter Bröcker führt in dieses Buch ein und hat die Auswahl besorgt. Die „Cautio criminalis“ ist ein höchst

wichtiges Buch, das Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit anprangert. Wichtigstes Motiv ist für den Autor aber auch hier die Sorge um das Heil des Menschen, der zu Unrecht verdächtigt, angeklagt, gefoltert und schließlich getötet wird. Als Seelsorger denkt er aber auch an die, die den Prozess führen. Sie werden aufgefordert, sich ihrer Verantwortung bewusst zu werden und keine Unrechtsurteile zu verkünden.

Bekannt ist Spee weiterhin durch seine Kirchenlieder. Eine Auswahl stellt Dieter Kunze vor. Eine ganze Reihe erfreut sich bis heute einer großen Beliebtheit. Es sind Lieder, die Theologie verständlich und anschaulich machen, sie gehen aber auch zu Herzen, womit sie eine eher emotionale Beziehung zwischen Mensch und Gott markieren.

Der Blick auf das sehr unterschiedliche schriftstellerische Werk Friedrich Spees macht deutlich, dass wir einen Menschen vor uns haben, der es „auf vielen Gebieten versucht“ hat, und zwar mit Erfolg, mit Ideenreichtum, Sachkenntnis und Engagement. Er ist ein Mensch, der seiner Zeit ein Stück weit voraus war.

Die Friedrich-Spee-Gesellschaft hat das Buch bewusst im Jahre 2010 auf den Weg gebracht. Sie erinnert damit an den 375. Todestag Friedrich Spees. Weiterhin wurde vor 25 Jahren die Friedrich-Spee-Gesellschaft gegründet, und schließlich gibt es seit zehn Jahren das Friedrich-Spee-Archiv in Kaiserswerth. Es sind gute Gründe, die neue Auflage des „Lesebuches“ dem Leser zu empfehlen.

Dieter Kunze (Hg.): Friedrich-Spee-Lesebuch

Herausgegeben im Auftrag der Friedrich-Spee-Gesellschaft Düsseldorf. Mit Beiträgen von Walter Bröcker, Günter Dengel, Dieter Kunze, Theo G. M. van Oorschot und einer Einführung von Hans Müskens

Berlin, Münster, Wien, Zürich, London 2010, 408 Seiten.

LIT Verlag, Verlag für wissenschaftliche Literatur, Band 6 in der Reihe „Vergessene Theologen“.

Eva Müskens

Röwekruut on de Nikoluus

Dat wor jo schon en dolle Ziet noh em Kriech. Em Su-emer moste mer op de Stoppelfelder de Ähre opsöke. Em Hervst moste mer em Bosch onger de Bü-ekeböm de Eckere sü-eke, on em späde Hervst moste mer noch emol eruut, om Zuckerröwe te stoppele, domet mer Röwekruut make konnte. Newebe-i dede mer noch ene jru-ede Jaade affernte on noch em Bongert Mirabelle, Äppel on Pruume plöcke on verarbeede.

Et wor Nikoluusdaach. Be ons on de Nohberschaft ko-em noch jedes Johr dr „Hillije Mann“, on mir Kenger hadden richtich Schiss doför. Irjendwat hadde mer jo emmer uutjefreete, on de Nikoluus wost emmer alles. Su janz jlöwten ech jo nimmieh aan de Nikoluus, äwwer jet zabbelich wor ech doch. On jraad hütt wore mer am Röwekruut maake.

De jestoppelte Zuckerröwe wore jewäsche on wu-eden em Wäscheetel om Hehd jekockt. Op em Köchedösch stung de Röwepress. En dem Oorebleck, wo de Röwe week jekockt wore, ko-em e Deel dovon en e Dook on met dem Dook en de Press. Owe kom de Stempel drop on wu-ed no met Hölp von en Jewindestang noh onge jedröckt. De klewerije Krom, de do onge eruutjeloope ko-em, hann mer en e Döppe opjefange on en ne jru-ete Pott jedonn. Dat jru-ete Döppe stung och om Hehd on wu-ed heet jemaat. Ons Omma hätt do emmer drenn jerührt, domet jor nix aanbrenne dät on et



langsam ne dicke Zopp wu-ed. Wenn dat Waater all eruutjedämpt on et dann dick jenoch wor, dann wor dat Röwekruut fehdich, on mer däden et en kleene Jläser ömschödde. Dat schmi-ek ju-et on lecker op en dicke Kimm, on statt Zucker, de et ko-um jo-ev, hammer Röwekruut en de Melkzupp jedonn, domet se e beske sü-et wor. An ne angere Daach hätt ech

mech öm de Arbitt jedröckt, weil de janze Köch kläwten on och min Häng von de klewerije Röwezopp voll wore. Äwwer von Owend wor ech besongesch fließech, do ech genau wost, dat dr Nikoluus ko-em on ech leef Kenk maake wollt.

Op emol bollert et an de Fensterblende, rasselte met en Kuhkett on noch ens bummse – dr Nikoluus! De Mam dät de Huusdür opmaake, on dann stung he do met sin geru-ede Mankel, ne dicke Watterbart on als Sack ne witte Kössebezoch öwwer de Scholder. He dät sech no op ne Stuhl sette, on ech most mech vör em opstelle on e Jedicht opsare.

Donoh hätte uut sonnem Bu-ek vörjelese, wat ech all aanjestellt hadden. Weet dr Düwel, wo de dat all herhadden. Donoh most ech em jelobe, dat ech widder ju-et wehde wollt. He schödden no de witte Büdel op de Ehd uut, on et ko-eme e paar Plätzkes, e paar Äppel on Biere eruut. De janze Kro-em mosten ech och noch met ming Söster deede! Donoh jo-ev he mech de Hank. Dat hähn he bäter nit jedonn. Öm de Ziet fröher hadden jo nit jeder witte Hänsche, on su hadden sech de Nikoluus öm de Fenger on de Hank Mullbinde jeweggelt. Als he no min klewerije Hank widder losli-et, bliew de Mullbind kleewe on rollden sech von sin Fenger aff. Ech soh merr de Ring on doneewe die dicke schwatte Warz: „Mama, dat es doch de Frau Wenders!“

Friedel Bonn

Christnacht

von Theodor Fontane

Auf weißgedecktem Tische prangt
der grüne Weihnachtsbaum,
will ja länger nicht mehr weinen,
Kerzen, Gold- und Silberschaum.

Vor dem Tische steht ein Knabe,
blickt die Schätze hastig an.
Ob vielleicht die Weihnachtsgabe
ihm das Herz erfreuen kann.

Aber nichts will ihm gefallen,
selbst das Schönste dünkt' ihm Tand,
und er weint, weil an dem allen
nicht sein Herz Befriedigung fand.

„Mutter, einzig gute Mutter,
sieh mich nicht so traurig an.
Will ja länger nicht mehr weinen,
hat es dir doch weh getan.

Ach, du fragst: Woher die Tränen?
Alles, alles was mich quält,
ist, dass mich ein heißes Sehnen
nach – ich weiß nicht was – beseelt.“

Bildnachweis

- Titelbild: Udo Haafke
- Beitrag: „60 Jahre ‚Verein Lintorfer Heimatfreunde!‘“
Archiv des VLH, Dr. Andreas Preuß, Detlev Czoske,
Walter Perpéet, Günther Pieper
- Beitrag: „20 Jahre VLH“
Archiv des VLH
- Beitrag: „Die Quecke –
Kulturgeschichte eines ungeliebten Krauts“
Dr. Bastian Fleermann, Archiv des VLH
- Beitrag: „Denkmalschutz für das Haus ‚Am Merks‘“
Archiv des VLH, Familienarchiv Steingen,
Pfarrarchiv St. Anna, Manfred Buer
- Beitrag: „Die Villa von Ende in Lintorf“
Wolfgang Kampmann, Jupp Lamerz, Manfred Buer
- Beitrag: „Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens“
Hans-Jörg Laute „Die Herren von Berg“, Solingen, 1988
- Beitrag: „Streifzug durch die Ratinger Postgeschichte“
Stadtarchiv Ratingen, Sammlung Dr. Friedrich Ahrens
- Beitrag: „Erenneronge an minn alde Heimatstadt Ratingen“
Stadtarchiv Ratingen, Heinz Weitz
- Beitrag: „De Fū-erdoop“
Archiv des VLH (Foto: Gerhard Buschhausen)
- Beitrag: „Erinnerungen an die Adler-Apotheke“
Familie Hofmeister, Manfred Buer
- Beitrag: „Wenn ech toröckdenk aan 1944/45“
Archiv des VLH
- Beitrag: „Willem Briedé aus Amsterdam“
Ad van Liempt „Kopfgeld“, Siedler-Verlag, 2005
„Die Welt der Anne Frank“, Anne-Frank-Stiftung
Amsterdam, 1985/1991
- Beitrag: „Meine Erinnerungen an die frühen Jahre im Kinderheim
‚Maria in der Drucht‘“
Günther Pieper
- Beitrag: „Mein Weg von Düsseldorf nach Lintorf“
Ello und Werner Frohnhoff
- Beitrag: „Uht minn Kengertied an dor Dickelsbeek“
Archiv des VLH, Manfred Buer
- Beitrag: „De Kaktusblühte“
„Zimmerpflanzen gut gepflegt“, Rheinische Post 1963,
Manfred Buer
- Beitrag: „Frollein Anna Blenkens“
Peter-Helmut Laufs, Archiv des VLH
- Beitrag: „Frankreich - Mein Erlebnis mit 13 Jahren“
Dumont-Reiseführer „Côte d'Azur“
Schulchronik der Johann-Peter-Melchior-Schule
- Beitrag: „Mit dem Fahrrad nach Nizza“
Heiner Faßbender
- Beitrag: „Die Tschernobyl-Kinderhilfe Ratingen und Ratingens
Partnerstadt Gagarin“
Anton König (TKR)
- Beitrag.: „Centro Cultural Español Ratingen“
Franz Naber
- Beitrag: „15 Jahre Hospizbewegung Ratingen“
Dr. Richard Baumann
- Beitrag: „Jugend und Archiv“
Walburga Fleermann-Dörrenberg
- Beitrag: „Mit der V 200 ins Angertal“
Uwe Springer
- Beitrag: „Der Lintorfer Bahnhof – Erinnerung und Hoffnung“
Joachim Zeletzki, Archiv des VLH
- Beitrag: „Kurze Geschichte des Lintorfer Bahnhofs“
Archiv des VLH
- Beitrag: „Von der Windmühle zum Handelshaus“
Familienarchiv Fleermann
- Beitrag: „Cromford, ein wichtiger Teil Ratinger Geschichte“
„Cromford 1949 - eine Fotodokumentation“, LVR,
Rheinland-Verlag 1993, LVR Rheinisches Industrie-
museum, Textilfabrik Cromford, Gerda Reibel,
Christa Amberg
- Beitrag: „Vom Ganges an den Rhein“
Nishit Bhattacharya, Joachim Fink, LVR Rheinisches
Industriemuseum, Textilfabrik Cromford
- Beitrag: „Zeichnungen von Bert Gerresheim in der
Barbarakapelle“
Hans Müskens, Rosemarie Ammelburger
- Beitrag: „Vor 50 Jahren starb Wolf von Niebelschütz“
Nachlass der Familie von Niebelschütz, „Poetische
Nachbarschaft“ = Katalog des Oberschlesischen
Landesmuseums, 1990, Dr. Richard Baumann,
Manfred Buer
- Beitrag: „Mein Schulweg auf der Eggerscheidter Straße“
Edi Tinschus
- Beitrag: „Erinnerungen an die Jahre 1944/45 in Breitscheid“
Archiv des VLH, **Konrad Harmelink**
„Wir vom Jahrgang 1943“, Wartburg Verlag;
Manfred Buer
- Beitrag: „Die Försterfamilie Buse aus Eggerscheidt“
Kläre Kall, Archiv des VLH, Manfred Buer, Klara Beenen
- Beitrag: „Hochtied fiere wie et fröher wor“
Zeichnungen: Ludwig Richter; Maria Molitor,
Archiv des VLH
- Beitrag: „Lintorf im frühen und hohen Mittelalter“
Michael Buhlmann, Archiv des VLH
- Beitrag: „Bürgermeisterei Angermund, Amt Angermund
oder Amt Ratingen-Land“
„Die Herren von Berg“, Solingen, 1988; „Die Geschichte
des Kreises Mettmann“, Mettmann, 2001;
„Das Großherzogtum Berg 1806-1813“,
Bergische Forschungen, Bd. XXVII, Neustadt/Aisch,
1999; Archiv des VLH
- Beitrag: „Rhein-Ruhr-Amt oder Waldamt“
Archiv des Angermunder Kulturkreises
- Beitrag: „Auf dem Weg zur neuen Pfarrgemeinde St. Anna“
Archiv des VLH, Richard Baumann „St. Bartholomäus
in Hösel“, 2000; „Katholische Kirchengemeinde
St. Johannes“, Lintorf 1990; „40 Jahre Kirche
St. Johannes in Lintorf“, 2005; Hans-Jörg Frey
- Beitrag: „Hubert Köllen“
Michael Lumer, Willi Haufs
- Beitrag: „60 Jahre Hubertus-Kompanie“
Lorenz Herdt, Archiv der Hubertus-Kompanie
- Beitrag: „Lengtörper Kall“
Archiv des VLH, Udo Haafke, Manfred Buer
- Beitrag: „Picknick op em Stenkesberch“
Maria Molitor, Manfred Buer
- Beitrag: „Faszination Kalk“
Michael Lumer, Karte: Stadtarchiv Ratingen
- Beitrag: „Eine jungsteinzeitliche Kultbeiklinge aus Lintorf“
Thomas van Lohuizen, Diercke Weltatlas
- Beitrag: „Laudatio auf den Karnevals ausschuss
der Stadt Ratingen“
Volkmar Schrimpf
- Beitrag: „Närrische Drei mal Elf – der RaKiKa“
Hildegard Pollheim, RaKiKa
- Beitrag: „In eigener Sache“
Archiv des VLH, Manfred Buer

Gut für Ratingen.
Gut für Sie.



 Sparkasse
Hilden • Ratingen • Velbert

Ob private oder geschäftliche Anliegen, Finanz-, Immobilien- oder Anlageberatung, wir stehen Ihnen jederzeit gerne zur Verfügung. Informationen in allen unseren Geschäftsstellen oder unter www.sparkasse-hrv.de